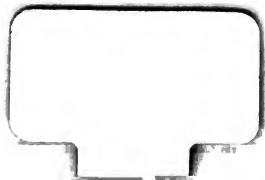


NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 08174187 2



* DA
Atlanti.

Atlantis.

Eine Monatschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

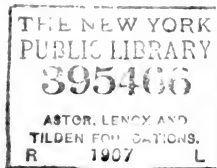
von

Christian Essellen.

Neue Folge. Fünfter Band.

Buffalo, N. Y.

Gedruckt von Miller und Bender, „Buffalo Telegraph“ Office.



Fand 5.

„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen ziemt
nicht dem guten und edlen Menschen.“ Aristoteles.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 3. Heft 1.

Juli, 1856.

Alte Folge;
Bd. 7., Nr. 146—149

Gemeinsinn.

Wenn es die Hauptaufgabe der republikanischen Presse ist, in einer Republik republikanische Tugenden und Eigenschaften zu lehren, so ist es eine permanente Pflicht derselben, den Gemeinsinn zu erwecken und zu erhalten, ohne welchen gar keine geordnete bürgerliche Gesellschaft existiren kann. Je lockerer in Folge der Revolutionen und der liberalen Tendenzen des Jahrhunderts der Staatsverband wird, je mehr in der politischen Praxis sich der Grundsatz der Selbstregierung geltend macht, desto mehr muß ein republikanischer Gemeinsinn in die Lücke eintreten, welche der schwindende Despotismus zurückgelassen hat. Man hat nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht, daß sich in diesem Jahrhundert immer mehr und mehr die Menschheit zersplittert und in Atome auflöst. Die engen Formen, in welchen früher die einzelnen Klassen der menschlichen Gesellschaft zusammengehalten wurden, die Zünfte, Kasten und verschiedenen Klassen, in denen namentlich die mittelalterlichen Völker gesondert und vereinigt wurden, sind in Folge politischer und industrieller Veränderungen aufgelöst; die religiösen Beziehungen, welche in früheren Jahrhunderten die Leute zusammenhielten, sind aufgelockert worden, und haben auf die socialen Verhältnisse wenig Einfluß mehr; selbst der nationale Verband ist in Folge des Dampfes, der erleichterten Verkehrsmittel und der kosmopolitischen Idee, zu lose und gleichgültig geworden, als daß er noch ein Bindemittel für die menschliche Gesellschaft abgeben könnte. Es liegt ein großer Fortschritt menschlicher Freiheit in dieser Zerstörung der Schranken und Standesvorurtheile, in denen früher die Menschheit fest gehalten wurde; wir kommen der Idee der Menschheit und den Grundsätzen der Humanität immer näher; die künstlichen Mittel der Vereinigung, welche im Mittelalter stattfanden, waren eben so viele Mittel der Trennung, und nachdem dieselben weggefallen sind, sehen wir uns dem großen Kreise der menschlichen Gesellschaft ohne weitere Vermittelung gegenüber. Aber indem wir uns freuen, daß der Druck, der auf den einzelnen Klassen der menschlichen Gesellschaft lastete, immer mehr und mehr verschwindet, daß die Individualitäten sich immer selbstständiger und freier entwickeln können, müssen wir nicht ver-

geffen, daß anstatt der despotischen Bande ein Band der Freiheit geschaffen werden muß, um die Menschheit in ihren einzelnen Theilen zusammenzuhalten und vor einer atomistischen Zersplitterung zu bewahren. Wir haben bisher vielfach die Freiheit nur als eine destruktive, auflösende Macht kennen gelernt; wir müssen sie auch als eine vereinigende und organisirende Macht kennen lernen. Was im Mittelalter und im Alterthum der Despotismus und der Fanatismus war, die vereinigende, organisirende, schaffende Kraft, welche große Volksmassen verwendete und vereinigte, die Pyramiden, Aquadukte, Tempel und gothische Dome baute, das muß in unseren republikanischen Zeiten durch eine andere vereinigende Kraft ersetzt werden, welche die Durchführung großer welthistorischer Arbeiten und gemeinsamer, menschheitlicher Interessen verstatet. Diese Kraft ist der republikanische Gemeinsinn, eine nothwendige Ergänzung zu dem Egoismus, den wir überall vorfinden, und der nur durch diesen Gemeinsinn gerechtfertigt und nützlich gemacht wird.

Wir haben schon in einem früheren Artikel entwickelt, daß der Mensch nur in sofern Mensch ist, als er sich als Mitglied der menschlichen Gattung fühlt. Als einzelner Mensch, als isolirter Egoist mit bornirtem Eigennuße, steht das Individuum in Feindschaft zu der ganzen Menschheit; man kann die aus solchen Leuten zusammengesetzte Gesellschaft nicht besser bezeichnen, als wenn man dieselbe einen Krieg Aller gegen Alle nennt. In diesem atomistischen Zustande der Gesellschaft ist der einzelne Mensch nichts oder wenig werth. Die Menschheit ist Alles, der einzelne Mensch nichts. Herder sagt, man kann von der Menschheit nicht groß genug denken, und wir könnten hinzufügen, vom einzelnen Menschen nicht klein genug. Erst vermittelt des Gattungsbegriffes kommt der einzelne Mensch zu seinem Werthe und zu seiner Bedeutung.

Die Unbehaglichkeit, Zerstreutheit und Zerfahrenheit des gegenwärtigen Lebens, der Mangel an großen Thaten und Resultaten, das Unzusammenhängende, Willkührliche und Zufällige der politischen Ereignisse: Alles dies rührt eben aus diesem Mangel an Gemeinsinn her. Die Menschheit ist heute im Besitze von großen Hülfsmitteln, Fähigkeiten und Kräften, sie hat ein Material von Kenntnissen, Erfindungen und Entdeckungen, im Vergleich zu welchen die glänzendsten und größten Zeiten der Vergangenheit arm genannt zu werden verdienen; aber die Resultate entsprechen nicht den Mitteln, und die Leistungen bleiben hinter den Fähigkeiten zurück. Warum dies? Es ist kein Gemeingeist in den Massen, kein Zusammenhang in den Bestrebungen, kein gemeinsamer Plan und kein gemeinsames Ziel. Wenn man bedenkt, wie eine Handvoll armer Juden unter der Zwingherrschaft der Eroberer, zu einer Zeit, wo die Mechanik in ihrer Kindheit war, und man kaum den Gebrauch des Hebels und der Schraube kannte, jene ungeheuren Pyramiden aufrichtete, welche noch jetzt als unübertroffene Riesen-



denkmale menschlichen Fleißes verwirrvoll auf unsere Zeit herabsehen; wenn man jene kolossalen Bauten der alten Römer betrachtet, oder die Blicke aufsteigen läßt an den schlanken Säulen unserer gothischen Dome, die von einer unwissenden Menge in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters gebaut wurden: was sollen wir dann von unserer Zeit erwarten, welche an Menschen, Kenntnissen und Hilfsmitteln aller Art hundertfach reicher ist, wie frühere Jahrhunderte? Und wenn wir die Schriften eines Sophocles, eines Aristoteles, eines Platon, oder die Schriften eines Dante, Epinoza lesen, wenn wir die erhabenste Fülle der Gedanken mitten in dunkler, roher, halbbarbarischer Zeit finden: welche Ansprüche sollen wir an die Köpfe des heutigen Jahrhunderts machen, das von dem Lichte der Wissenschaft erleuchtet ist, das Millionen von Pressen und Volksschulen besitzt, das die Bildung bis in die tiefsten Klassen des Volkes verbreitet? Und wenn wir uns jener alten Geschichten erinnern, welche die Begeisterung unserer Jugend bildeten, der Thaten des Miltiades und Themistocles, der dreihundert Spartaner bei den Thermopylen, oder der Römergeschichte, oder jener Bauernkriege, wo ein dunkles Jahrhundert voller Unwissenheit, Aberglaube und Armuth die größten Heldenthaten, die herrlichsten Beispiele von Patriotismus und Freiheitsliebe gebar: — welche Thaten können wir von unserm Jahrhundert der Intelligenz und Aufklärung verlangen, das mit Mitleiden auf die barbarische Zeit des Alterthums und Mittelalters herablickt?

In der That, trotz eines verhältnißmäßig hohen Grades der Kultur, trotz großer Fähigkeiten und reicher Hilfsmittel leistet unsere Zeit in allen Gebieten nur Mittelmäßiges, Halbes, Unentschiedenes, und es fehlt jene große Kraftentwicklung, die Erhabenheit der Ideen und Gedanken, durch welche sich einzelne frühere Perioden der Weltgeschichte auszeichneten. Wir bemerken in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens, wie richtig das Wort Lamartine's ist, welches er wahrscheinlich von sich selbst zunächst sagte: „Es fehlt uns nicht an Talenten, sondern an Charakteren.“ Ein Charakter aber ist nicht möglich ohne ein großes öffentliches Leben; nur in Rücksicht auf und im Verkehr mit den großen weltgeschichtlichen Fragen und den allgemeinen politischen Bestrebungen kann ein Mensch sich zum Charakter entwickeln. Der Dichter sagt:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Doch ein Charakter in der großen Welt;“

und wir haben wohl nur deshalb keine Charaktere, weil wir keine „große Welt“ haben, keine Gemeinsamkeit der Bestrebungen und Interessen, keine Unterordnung unter allgemeine Zwecke, keine Ideen, die uns begeistern, keine Leidenschaften, welche die Masse des Volkes nach Einer Richtung hin in Bewegung bringen. Der abstrakte Egoismus, der jetzt das Leben nach allen Richtungen hin beherrscht, ist keiner großen Leistungen, keiner concen-

trischen Kraftäußerung fähig; er lenkt die reichen Hülfsmittel, welche dem fortschreitenden Jahrhundert zu Gebote stehen, in tausend kleine Kanäle, statt in den großen, gemeinsamen Strom des Volkslebens, und nimmt selbst guten und berechneten Bestrebungen den Stempel und den Adel der Tugend und der Hingebung an das Allgemeine. Dies sieht man nicht nur in Deutschland und Europa, wo die öffentlichen staatsbürgerlichen Tugenden systematisch durch die Befriedigung des ordinärsten Egoismus abgeschafft werden, und wo es eigentlich gar kein öffentliches Leben gibt, sondern ebenso, oder vielmehr in einem noch höheren Grade in Amerika, wo die großartigsten nationalen Unternehmungen, die riesenmäßigen Pläne und Entwürfe, welche in den Händen eines gemeinnützigen patriotischen Volkes Amerika mit Ruhm und Macht überschütten müßten, von einem kleinlichen Egoismus und Spekulationsgeist ausgebeutet werden und nicht nur ihren Werth für die Entwicklung und Kultur dieses Volkes verfehlen, sondern sich im Gegentheil hemmend und hindernd dem Fortschritte und der freien Entwicklung entgegenstellen. Jedes nationale Unternehmen wird hier schon gleich in den ersten Tagen seiner Geburt niedrigen persönlichen Zwecken dienstbar, und verfällt der Corruption und dem Betruge, während die privaten Unternehmungen nun gar keinen Zusammenhang mit einander haben, keinen gemeinsamen Zweck verfolgen und in den wenigsten Fällen von allgemeinem Nutzen sind. Allerdings, der Associationsgeist ist in Amerika ebenso herrschend, wie in Europa sein mittelalterlicher Vorgänger, der Corporationsgeist, aber dieser Associationsgeist ist durchaus nicht mit dem republikanischen Gemeinfinn zu verwechseln, im Gegentheil, verschlingt er denselben und zerstört ihn. Wir haben in Amerika jeden Tag Gelegenheit zu sehen, wie Unternehmungen von nationalem Interesse, wie der Bau von Canälen und Eisenbahnen, die Eröffnung neuer Territorien, die Erweiterung des Handels, gleich im Anfange schon von der Speculation und Association mit Beschlag belegt und für privaten Vortheil ausgebeutet werden. Anstatt daß hier jede private Handlung und Unternehmung einen Bezug auf das Allgemeine, auf die nationale Größe und Wohlfahrt hätte, werden selbst Unternehmungen von nationalem Belang ihrem großen Zwecke untreu gemacht und zu individuellen Zwecken verwendet. So verschwindet der eigentliche nationale Charakter des amerikanischen Lebens ganz und gar; statt großer gemeinsamer Unternehmungen, welche noch in der spätesten Nachwelt, gleich jenen Aquadukten und Landstraßen der alten Römer, die Erinnerung an ein großes, thätiges Volk zurücklassen, finden wir nur verwegene und betrügerische Speculationen, deren böse Folgen und Resultate zu erkennen, wir kein Jahrhundert zu warten haben. Wie dies auf industriellem Gebiete der Fall ist, so auch auf geistigem. Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, wirklicher republikanischer Gemeinfinn ist in den wenigsten Fällen die Triebfeder literarischer und wissenschaftlicher Leistun-

gen; auch hier überbietet die Geldgier sogar den Ehrgeiz und die Ruhmsucht, und die Folge davon ist, daß die Literatur einer oberflächlichen, charakterlosen Popularität hulldigt, und dem Inhalte, wie der Form nach vernachlässigt wird. Es wird in unsern Tagen unendlich viel geschrieben und gedruckt, und allein in Amerika vielleicht so viel, als in ganz Europa, aber prüfen wir den wirklichen Nutzen, den bildenden Einfluß der Literatur, so finden wir ein bescheidenes Resultat. Früher konnte man mit einem einzigen Buche die ganze literarische Welt in Bewegung bringen, und den Gedanken des Jahrhunderts eine andere Richtung geben, — aber heute häuft sich Gleichgültiges auf Gleichgültiges, Mittelmäßigkeit auf Mittelmäßigkeit: bei der Ansammlung und Zusammenhäufung des Stoffes vergißt man der Form die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen, und der Gehalt ist unbedeutend. Aber freilich, dies gefällt der großen Masse, bei der, wie Göthe sagt, der Stoff Alles ist, die Form Wenigen verständlich und der Gehalt den Meisten ein Geheimniß. Sehen wir uns auf dem Büchermarkte um, wie wenig Sachen von dauerndem Werthe, die in der Entwicklung der Literatur eine bleibende Stelle einnehmen und einen wirklichen Fortschritt bezeichnen, sind unter den zahllosen Druckschriften vorhanden! Dies gilt von Europa, wie von Amerika; der traurige Zustand der Literatur ist hier wie drüben, derselbe, wenn auch die Ursachen der Calamität verschiedenen sind. Aber trotz aller Verschiedenheit der äußeren Umstände der Presse, der politischen Bedingungen, von denen dieselbe abhängig ist, des Geschmacks, Bedürfnisses und Verständnisses des Publikums, läßt sich hier wie drüben der Verfall der Literatur auf einen letzten Grund zurückführen, auf den Mangel an Gemeinssinn, an allgemeinen Ideen und Bestrebungen, an Selbstständigkeit und Charakter, überhaupt an allen Eigenschaften, welche zu einem wahrhaft humanen und republikanischen Leben nothwendig sind.

Gewiß, wir müssen durch die Periode der Zerrüttung und Auflösung hindurch; wir dürfen nicht wieder zurück in die alten socialen Banden, in die alten Verpflichtungen und Abhängigkeiten, in Junstzwang, Klassenunterschiede, in die religiöse Brüderlichkeit oder den nationalen Patriotismus; dies sind alte reaktionäre Formen der Gesellschaft, welche mit neuen und freieren Formen vertauscht werden müssen. Der Gemeinssinn, der einem freien Volke ziemt und auf dem die moderne menschliche Gesellschaft gegründet werden muß, beruht nicht auf gemeinsamem Drucke und gemeinsamer Abhängigkeit, wie früher, sondern auf der Anerkennung der gemeinsamen Interessen und der gemeinsamen Natur des Menschen; er beruht auf einem richtigen normalen Egoismus und einer philosophischen Selbsterkenntniß. Dieser Gemeinssinn ist nur bei einem freien und gebildeten Volke möglich, und sein letztes Fundament ist die Gleichberechtigung aller Menschen. Die ganze Struktur der socialen Verhältnisse wird eine andere und bessere werden, wenn einmal diese Gemeinsamkeit der Menschennatur und

die Uebereinstimmung ihrer Interessen erkannt sein wird. Wir können die größten Resultate davon profezelen.

Wir sehen selbst an den Leistungen des Despotismus, wie mächtig ein Volksganzes ist, welche große Thaten es hervorbringen kann, wenn alle seine Kräfte zu einem gemeinsamen Zwecke verwendet werden. Selbst ein Louis Napoleon kann mit diesen Mitteln und unter diesen Umständen große Resultate erzielen. Das Geheimniß seiner Macht beruht in dem Centralisations-system, welches ihm den größten Theil der Kraft der ganzen Nation zu Gebote stellt, und die ihm erlaubt, diese Kraft auf beliebigen Punkten zu verwenden. Die Centralisation des Despotismus allerdings ist eine Maschine, welche den größten Theil ihrer Kraft selbst verbraucht; aber die Centralisation der Freiheit, welche durch die Gemeinsamkeit der Interessen und Ueberzeugungen hervorgebracht wird, braucht nicht so viele Maschinen, Hebel und Räder; dies ist ein natürlicher Organismus, der nicht viele künstlichen Apparate nöthig hat, und nicht so viele Kraft durch Druck und Reibung verschwendet. Wenn einmal dieser Organismus in's Leben tritt, werden die Resultate alle Erwartungen übertreffen. Namentlich in Amerika stehen große Interessen auf dem Spiele, große Hülfsmittel zu Gebote; die dringendsten Aufforderungen an den Gemein-sinn der Bürger sind vorhanden, die größten Erfolge stehen in Aussicht. Welch ein großer Gedanke, dieses Land von der atlantischen bis zur pacifischen Küste, vom mexikanischen Golf bis zur nördlichen Grenze der Civilisation nach einem gemeinsamen Plane und zu gemeinsamen Zwecken verwaltet zu sehen, ein Volk von vielen Millionen Menschen, bereit, seine volle Kraft hierher oder dorthin zu werfen, wo es gerade Noth thut, wo die gemeinsamen Interessen bedroht, wo gemeinsame Unternehmungen nothwendig sind. Das Selbst-gouvernement ist vielleicht die erste und ursprünglichste, aber gewiß nicht die höchste und entwickeltste Kategorie der Politik; die Solidarität der Interessen, die Vereinigung der Volkskraft zu allgemeinen nationalen und humanen Bestrebungen ist das höchste Ziel in der Politik. Wie viele nationale Unternehmungen stehen in Amerika auf der Tagesordnung? Wie begierig wartet das Volk auf die Erfüllung derselben? Aber so lange, wie kein wirklich republikanischer Gemein-sinn diesen Unternehmungen zu Hülfe kommt, werden dieselben entweder aufgeschoben, oder schlecht ausgeführt, oder dienen der Corruption und werden zu den Zwecken Weniger mißbraucht. Wir erinnern an die großen Eisenbahnen des Westens und ihre Land-monopole, an das Projekt der Pacifikbahn, das der Corruption und Speculation Thür und Thor zu öffnen verspricht, an die demokratische Praxis über innere Verbesserungen u. s. w., um den Mangel an Gemein-sinn und an einer vernünftigen Verwendung und Organisation der Volkskraft zu zeigen. Associationen und Corporationen helfen diesem Mangel nur scheinbar ab; der Associationsgeist ist gewiß nicht mit dem Gemein-sinne zu

verwecheln und an dessen Stelle zu setzen. Denn der Associationsgeist entsteht aus keiner Hingebung an allgemeine Interessen, sondern aus einer meistens willkürlichen und zufälligen Verbindung verschiedener egoistischer Bestrebungen und pecuniärer Interessen; er hat nicht die Unternehmungen selbst im Auge, sondern nur den Profit, der davon zu erwarten ist. Gerade die allgemeinsten und wichtigsten Interessen Amerika's werden diesem Associationsgeiste zum Opfer gebracht; er bedroht die freie Entwicklung und Ansiedelung des Westens; er schafft einen Staat im Staate, eine Geldaristokratie, welche schwer auf der Zukunft dieses Landes lastet. Bei den sonderbaren Ansichten, die man hier über „Selsgouvernement“ hat, wird man allerdings von Wenigen verstanden werden, wenn man diese größeren industriellen Unternehmungen der Fürjorge der Staaten und der Union anempfiehlt; es kommen dann alle die alten Gespenster von Nationalbank u. s. w. zum Vorschein. Aber hat man jetzt nicht alle Nachtheile des Centralisationsystems, ohne die Vortheile desselben zu genießen? Gibt das Volk der Vereinigten Staaten, repräsentirt im Kongreß und den einzelnen Legislaturen, nicht das Geld und die Mittel zu den inneren Verbesserungen her, — vermittelt der großen Landverwilligungen, — und überläßt den Privaten allein den Profit? Und auf welche Weise wird dieser Profit zusammengehäuft? Wie viele Menschenleben werden auf den Eisenbahnen geopfert, um die Dividende um ein Prozent höher zu treiben? Das sind Alles bekannte Dinge, über die wir hier kaum ein Wort zu verlieren haben. Aber weniger bekannt sind die Mittel, um aus der Scylla der Speculationswuth und des Mongpöles herauszukommen, ohne in die Charybdis der officiellen Corruption und Bestechung zu gelangen. Wir wissen nur Ein Mittel, aber dies läßt sich nicht durch Gesetze diktiren und Verfassungen feststellen; es liegt in der steigenden Bildung, in der republikanischen Erziehung und dem daraus hervorgehenden Gemeinfinne des Volkes.

Galilei.

[Aus den gesammelten Werken von Fr. Arago.]

Galileo Galilei, einer der größten Philosophen der neueren Zeit, wurde am 18. Februar 1564 zu Pisa geboren *). Der Vater Galilei's, Vicenzo

*) Man hat behauptet, er wäre ein natürlicher Sohn; eine genaue Prüfung der Taufregister in der Pfarodie, wo er geboren wurde, hat aber das Unbegründete dieser Behauptung erwiesen. [Anmerkung des Uebersetzers.]

Galileo, von edler Familie, aber ohne Vermögen, war in Florenz einheimisch, und in dieser Stadt verlebte auch Galilei seine erste Jugend. Der Knabe zeigte frühzeitig eine große Vorliebe für die Mechanik, und construirte eigenhändig Modelle aller Arten von Maschinen. Sein Vater bestimmte ihn anfänglich für den Handel, ließ ihn aber nichtsdestoweniger Lateinisch und Griechisch lernen. Die ungemeinen Fortschritte, welche der junge Galilei bei seinen ersten Studien machte, die große Geschicklichkeit, welche er zu gleicher Zeit bei seiner Beschäftigung mit dem Zeichnen und der Musik bewies, änderten indeß die Ansichten seiner Eltern; es wurde beschlossen, er sollte Arzt werden, und in dieser Absicht ward er, sebzehn Jahre alt, nach Pisa gesandt, um die Vorlesungen auf dieser Universität zu hören, wo damals fast sämmtliche Professoren Peripatetiker waren.

Seine Beobachtungsgabe offenbarte sich, der Sage nach, als er eines Tages in der Kirche eine von der gewölbten Decke herabhängende Lampe betrachtete, deren Schwingungen ihm merklich dieselbe Dauer zu haben schienen, gleichviel von welcher Weite sie waren. Diejenigen, welche in dieser wahren oder eingebildeten Bemerkung Galilei's den Ursprung der Entdeckungen sehen, welche Huygens später über das Pendel machte, haben behauptet, daß der jugendliche Beobachter mittelst der Pulsschläge die Gleichheit der Schwingungsdauer der verschiedenen Weiten feststellte. Man weiß übrigens, daß streng genommen eine solche Gleichheit nicht existirt*).

*) In den sehr viel später geschriebenen und veröffentlichten Dialogen (Mailänder Ausgabe von Galilei's Werken Bd. 12. S. 328) brückt sich Salviati, eine der darin redend auftretenden Personen, folgendermaßen aus:

„Ich sage, daß das Pendel, wenn wir es jetzt nur 1, 2 oder 3 Grade, hernach aber 70, 80o und selbst um ein Viertel eines ganzen Kreises aus der Verticalen entfernen, in beiden Fällen nach dem Loslassen Schwingungen in gleicher Häufigkeit machen wird, ich meine, wenn es Bogen von 2 bis 4o oder von 160 und mehr Graden durchläuft. Man sieht es deutlich, wenn man zwei gleiche Gewichte an zwei gleich langen Fäden aufhängt, und das eine wenig, das andere aber stark von der verticalen entfernt. Diese Gewichte vollenden, wenn sie sich selbst überlassen werden, ihre Schwingungen in gleichen Zeiten, sowohl das in kleinen, als auch das in sehr großen Amplituden schwingende.“

Dieses Experiment würde genau gewesen sein, wenn beide Pendel im Zustande der Ruhe von dem Orte des Beobachters aus gesehen, sich auf einander projicirt hätten, so daß man über ihr gleichzeitiges oder nicht gleichzeitiges Anlangen in den Verticalen urtheilen konnte, kurz wenn man die in obiger Stelle erwähnte unsichere Prüfung durch die neuere Methode der Coincidenzen ersetzt hätte. Dann aber freilich würde Galilei bemerkt haben, daß der Isochronismus bei großen und kleinen kreisförmigen Schwingungsbogen keineswegs vorhanden war, und er würde derartige Bewegungen nicht mit Eigenschaften begabt haben, welche, wie Huygens gezeigt hat, nur für den Fall gelten, wo der Aufhängefaden während der Dauer der Schwingungen nicht dieselbe Länge behält und sich auf Cycloidenbogen aufwickelt.

Galilei's Anlage für Mathematik entwickelte sich bald darauf. In sehr kurzer Zeit bemächtigte er sich der in den Werken des Euklid und Archimedes enthaltenen Wahrheiten. Was man in dieser Beziehung von den Vorträgen erzählt, welche von dem Professor Hostilius Ricci den Edelknaben des Großherzogs gehalten, und die von Galilei an der Thüre des Saales, in welchen der Eintritt ihm nicht gestattet war, angehört worden, dürfte wohl nur ein Roman sein, zur Unterhaltung in jener Zeit erdacht, wo der Ruf des toscanischen Philosophen sich über die ganze Erde verbreitet hatte. Jedenfalls ist klar, daß ein so scharfsinniger Geist keiner Hülfe des Professors Ricci bedurfte, um die Geometrie des Euklid zu begreifen.

Aus Mangel an ausreichenden pecuniären Mitteln sah sich Galilei gezwungen, die Universität Pisa zu verlassen, zu welcher er indeß durch die Protection des Marquis del Monte einige Zeit darauf (1589), in einem Alter von 25 Jahren als Professor der Mathematik mit einem Gehalte von 60 Thalern, kaum einen Franc für den Tag, zurückkehrte.

Die Vorträge, welche er damals vor seinen Zuhörern hielt, sind nicht auf uns gekommen; nur weiß man, daß der Verfasser in denselben den Aristoteles in verschiedenen Punkten bekämpfte. Die Historiographen Galilei's sehen hierin eine große Kühnheit; sie hätten sich indeß erianern sollen, daß schon andere Gelehrte vor dem unsterblichen Florentiner Mathematiker sich dieselbe Freiheit genommen hatten, daß z. B. Tycho durch Beobachtungen und Vernunftschlüsse fast gegen Alles ankämpfte, was die peripatetische Schule in der Astronomie Irriges enthielt.

In die Zeit von Galilei's erster Professur in Pisa fallen seine Untersuchungen über den Fall schwerer Körper und über die Gesetze, denen gemäß die Schwere auf alle Gegenstände in der Natur wirkt. Bei dieser Gelegenheit hat man die Resultate angeführt, zu denen Benedetti aus Venedig früher gelangt war *; z. B. das Resultat, „daß im leeren Raume alle Körper mit derselben Geschwindigkeit fallen müssen.“

Wie konnte man aber vergessen, daß diese Meinung, (denn zu Benedetti's Zeit war es nur eine Meinung) schon in Versen des Lucretz, deren Schluß hier folgt, sich findet (Lucret II. B. 238):

„Alles muß sich daher, auch bei ungleichem Gewichte,
Abwärts treiben mit nämlicher Eil' im ruhigen Leeren.
Nie kann also das Schwere herab auf's Leichtere stürzen,
Noch erzeugen den Stoß, der aller Entfaltungen Grund wird.“

[Uebersetzung von F. Knebel.]

*) Moseto, Galilei's Vorgänger in Padua, hatte schon im Gegensatz mit der Ansicht des Aristoteles den Satz aufgestellt, daß Körper aus demselben Stoffe und von verschiedenem Gewichte sich durch die Wirkung der Schwere mit derselben Geschwindigkeit bewegen. [Siehe Venturini, Bd. 1 S. 8].

Galilei bestätigte, wie erzählt wird, die Resultate seiner glänzenden Speculationen durch Versuche auf dem überhängenden Thurme in Pisa.

Infolge eines Berichtes über eine schlechte, von Johann von Medicis, einem natürlichen Sohne Cosmo's I., erfundene Waggermaschine, in welchem er einen Beweis der achtbarsten Selbstständigkeit niedergelegt hatte, sah sich Galilei für den Augenblick von Pisa entlassen. Er wich dem Ungezwitter aus und erhielt, wieder durch die Protection des Marquis del Monte, von der Republik Venedig die Stelle eines Professors der Mathematik an der Universität zu Padua.

Die italienischen Schriftsteller loben seine Lehre zu Padua ohne alle Einschränkung; man darf aber annehmen, daß hierbei der gerechte Enthusiasmus, welchen die spätern Entdeckungen Galilei's in ihnen hervorgerufen, nicht ohne Einfluß gewesen ist. In der Zeit, von welcher ich rede, hatte der berühmte Philosoph noch nicht alle Bande zerrissen, welche ihn an die Irrthümer des Alterthums fesselten. Galilei lehrte als Antikopernikaner das System des Ptolemäus, wenn anders es wahr ist, daß der in der paduaner Ausgabe unter seinem Namen veröffentlichte *tratatto della sfera* von ihm herrührt, was man jedoch bezweifeln kann.

Möstlin, Keppler's berühmter Lehrer, der, einer Universität angehörig, die Unbeweglichkeit der Erde lehrte, im Grunde aber eine ganz entgegengesetzte Meinung hegte, rühmte sich, Galilei zu dem kopernikanischen Systeme bekehrt zu haben *).

In die zu Padua erschienene Ausgabe von Galilei's Werken ist ein Bruchstück aus einem 1604 über den neuen Stern dieses Jahres gehaltenen Vortrage aufgenommen, in welchem man, gewissermaßen als Glaubensartikel, sehr seltsame Meinungen ausgesprochen findet. Es heißt darin nämlich:

„Man könnte glauben, der Stern sei durch den Zusammenstoß des Jupiter und Mars entstanden, und dies mit um so mehr Grund, als seine Entstehung fast an demselben Orte, wo die Planeten in Conjunction waren, und zu derselben Zeit stattgefunden zu haben scheint.“

Diese Anführungen werden voraussichtlich gewissen Biographen missfallen und ihnen zu heftigen Gegenbeschuldigungen Veranlassung geben; aber dagegen vermag ich nichts zu thun, denn meine Liebe zur Wahrheit zwingt mich als Regel meines Handelns zu nehmen: Thue, was du mußt; komme, was da wolle.

In die Zeit der ersten Professur zu Padua haben gewisse Geschichtschreiber die Erfindung des Thermometers gesetzt, die sie dem Galilei zu-

*) Dies folgt aus einer Mittheilung von Gerhard Vossius, der keine Autorität anführt. Die Behauptung dieses Schriftstellers ist aber für wenig glaubwürdig gehalten worden.

schreiben. Dieser Punkt der Wissenschaft kann indeß leider auf keine Weise durch schriftliche Belege erlebigt werden, denn es findet sich darüber nichts in Galilei's Werken. Sicherer ist, daß der Proportionalzirkel, diese für den Zeichner so nützliche Erfindung, um dieselbe Zeit in diesem außergewöhnlichen Verstande seinen Ursprung nahm.

Galilei war noch Professor zu Padua, als sich im Jahre 1609 die Nachricht verbreitete, man habe in Holland kürzlich ein Instrument erfunden, durch welches entfernte Gegenstände so erschienen, als ob sie sich in der Nähe befänden. Galilei construirte das Instrument seinerseits, richtete es nach dem Himmel und machte dort die sogleich zu erwähnenden Entdeckungen, deren Andenken in der Wissenschaft niemals untergehen wird. Nichtsachkundige Personen haben diese Entdeckungen als die Frucht eines beispiellosen Eifers dargestellt, und sind über die Schnelligkeit in Erstaunen gerathen, mit welcher sie aufeinander folgten. Ohne das gerechte Erstaunen und die hohe Bewunderung, welche dieselben erregen, irgend schwächen zu wollen, muß ich jedoch, um in den Grenzen der Wahrheit zu bleiben, hinzufügen, daß diese Schnelligkeit durchaus nichts Erstaunliches hatte, denn schon wenige Stunden würden für alle die Entdeckungen, welche Galilei im Laufe der Jahre 1610 und 1611 machte, genügt haben. Der Senat von Venedig glaubte, daß durch die Hülfquellen, welche das neue Instrument darbot, seine Seefahrer stets dem Feinde entgehen oder ihn überfallen könnten, und beschloß als Zeichen der Dankbarkeit, dem Galilei, der nach den geltenden Verordnungen nur auf Zeit angestellt war, seinen Lehrstuhl zu Padua auf Lebenszeit mit einem Gehalte von 1000 Gulden zu verleihen.

Jetzt war der Großherzog von Toscana nicht minder freigebig gegen denjenigen, den man als Erfinder des Fernrohrs pries. Am 10. Juli 1619 wurde Galilei zum ersten Mathematiker und Philosophen seines Souveräns ernannt. Durch diese Zuvorkommenheit ließ sich Galilei zu dem verhängnißvollen Schritte verleiten, Padua, wo er einer großen Freiheit der Meinung genoß, zu verlassen, um in sein Geburtsland zurückzukehren, das damals dem fast unbegrenzten Einflusse der Mönche unterworfen war.

Die Gelehrten unseres Zeitalters werden vielleicht nicht ohne Erstaunen in dem großherzoglichen Diplome von 1610, in Folge dessen Galilei bestimmt wurde, Venedig zu verlassen und nach Florenz zurückzukehren, einige Ausdrücke lesen, welche ihnen die Würde eines Gelehrten zu verletzen schien; z. B. wenn der Großherzog unter den Gründen, die ihn veranlaßt hätten, dem Galilei neue Gunstbezeugungen zu ertheilen, die Vasallenschaft anführt und die Dienstbarkeit, welche die Philosophie, wie das Diplom sagt, immer gezeigt hätte. [Venturini Bd. 1. S. 158.]

Ich muß bemerken, daß Galilei sich über die Zeit beklagte, welche er seinen Vorlesungen zu Padua opfern mußte, und in einem vor seiner Rück-

kehr nach Florenz an den Großherzog gerichteten Briefe bat er diesen auf's Inständigste, ihm etwas Ruhe zu gestatten, damit er an der Vollendung seiner schon angefangenen Werke arbeiten könnte.

Bald nach seiner Ankunft in Florenz begab er sich nach Rom, um hochgestellten Personen ihrem kundgegebenen Wunsche zufolge die merkwürdigen, von ihm am Himmel gemachten neuen Entdeckungen zu zeigen.

Diese Reise erhöhte sehr den Ruhm, womit der toscanische Philosoph gerechter Weise umgeben war; aber auch der Neid begann von dieser Zeit an im Geheimen sich gegen ihn zu regen.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Toscana, noch vor dem Jahre 1612 soll Galilei das Mikroskop erfunden haben. Als Beweis für diese Thatsache führt man folgende Stelle an aus einem 1612 in Venedig unter dem Titel *Ragguagli di Parnaso di Trajano Boccalini* erschienenen Werke:

„Occhiali macht man gegenwärtig mit so großer Geschicklichkeit, daß man durch einige derselben Flöhe so groß wie Elephanten, und Zwerge wie Riesen erblickt. Sie werden eifrig von mehreren Großen aufgesucht, welche, indem sie dieselben ihren Hofleuten auf die Nase setzen, das Sehen dieser armen Teufel verändern.“

Diese Stelle ist ein reiner Scherz des Verfassers, und beweist keineswegs das, was man darin zu finden geglaubt hatte, daß es nämlich zur Zeit der Erscheinung jenes Werkes Mikroskope gab. Boccalini hat sicherlich kein eigentliches Mikroskop gesehen, denn solche Instrumente setzt man nicht auf die Nase.

Ein Mikroskop, das einen Floh in der Größe eines Elephanten hätte erscheinen lassen, würde bei der Beobachtung eines Zwerges in dem ganzen Umfange seines Gesichtsfeldes nur einen unbedeutenden Theil, wie z. B. das Bild der Haare irgend eines sehr kleinen Körperteiles gezeigt haben. Da Boccalini wußte, daß die Fernröhre, *occhiali*, die scheinbaren Dimensionen entfernter Gegenstände vergrößerten, so hielt er sie in gleicher Weise auch für tauglich zur Vergrößerung naher Objekte, und erlaubte sich in dieser Beziehung Scherze, aus denen man Nichts folgern kann, denn sie stützten sich nur auf eingebildete Analogieen und keinesweges auf die Beobachtung von Thatsachen.

Um diese Zeit, zu der wir jetzt gekommen sind, veröffentlichte Galilei sein höchst merkwürdiges Werk über die schwimmenden Körper. Man findet in dieser Schrift das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, dessen sich die Geometer, besonders Lagrange, mit außerordentlichem Vortheile bedient haben. Der Verfasser der *Mecanique analytique* spricht sich über die Erfindung Galilei's in so bestimmten und positiven Ausdrücken aus, daß sie keinem Zweifel Raum geben.

Die Vorträge, in welchen Galilei das kopernikanische System als das richtige aufstellte, gaben Veranlassung zu einer lebhaften Polemik von Seiten der Peripatetiker als Anhänger des ptolemäischen Systems, und was bei weitem gefährlicher war, von Seiten der Theologen, welche behaupteten, daß die Lehre des Canonicus aus Thron der heiligen Schrift entgegen wäre.

Die Gegner Galilei's, ebenso unwissend als abergläubisch, wiederholten unaufhörlich das Terra in aeternum stat der heiligen Schrift, und die Stelle, wo Josua der Sonne befiehlt, still zu stehen.

Als Antwort gegen seine Feinde schrieb Galilei 1615 einen Brief an die Großherzogin Christine von Toscana, in welchem er die Frage aus theologischem Gesichtspunkte auffaßte, und zu beweisen suchte, daß die Bibel bis dahin falsch erklärt worden sei. Diese Anmaßung eines Gelehrten, der keinem religiösen Orden angehörte, die heilige Schrift auszulegen, machte in Rom gewaltiges Aufsehen, und wurde als ein sehr gefährlicher Eingriff in die Gerechtsamen der Kirche betrachtet.

Um das Gewitter zu zerstreuen, begab sich Galilei zum zweiten Male nach der ewigen Stadt; aber er fand, daß man dort viel stärker gegen ihn eingenommen war, als er geglaubt hatte. Die Mönche, seine Gegner, hatten alle Cardinäle für sich gewonnen. Die gelehrten und klaren Beweise Galilei's hatten schließlich nur das Resultat, daß ein Decret des heiligen Officiums erschien, wodurch die Werke des Kopernikus und des Karmelitermönchs Foscarini verworfen und verboten wurden. Wenn Galilei einer ausdrücklichen Verurtheilung entging, so lag der Grund nur darin, daß er bis dahin Nichts zur Stütze der doppelten Bewegung der Erde hatte drucken lassen.

Die Inquisition hatte in ihren Decreten einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Werke des Kopernikus und dem des Foscarini gemacht; die letztere wurde gänzlich unterdrückt, Kopernikus' Werk dagegen sollte verbessert werden. Unter andern Verbesserungen sollten alle Stellen vertilgt werden, in denen die Erde Sidus (Westirn) genannt ist *).

*) Die Abhandlung Foscarini's ist von 1615; sie ist in der 1811 zu Mailand erschienenen Ausgabe der Werke Galilei's wieder abgedruckt worden. Der neapolitanische Karmeliter Mönch sucht den buchstäblichen Sinn verschiedener Stellen der heiligen Schrift mit dem kopernikanischen System in Einklang zu bringen, indem er hervorhebt, daß die Bibel und das erste Buch Moses keine wissenschaftlichen Werke sind, und daß ihre Verfasser, um verstanden zu werden, sich dem Scheine nach sehr den Ansichten und Vorurtheilen der Menge anbequemen mußten. Ebenso sagen die Astronomen unserer Zeit, daß die Sonne auf und untergeht, obwohl Keiner derselben zweifelt, daß diese beiden Erscheinungen von der Umbewegung der Erde um ihre Axe abhängen. Aus dies ist sehr verständlich; nichtsdestoweniger darf man zweifeln, ob Foscarini's Abhandlung, deren Weitseh-

Der Saggiatore, der im Jahre 1623 erschien, ist eine wissenschaftlich polemische Schrift, welche Galilei gegen den Jesuitenpater Grassi bei Gelegenheit der drei Kometen von 1618 verfaßte.

Im Jahre 1623 wurde der Cardinal Barberini unter dem Namen Urban VIII. zum Pabst erwählt; Galilei, der ihn früher gekannt hatte, begab sich nach Rom, um ihn zu beglückwünschen. Der neue Pabst empfing ihn mit Beweisen großer Theilnahme.

Galilei benutzte seine dritte Reise, um die Erlaubniß zum Druck seiner Dialogen zu erbitten, in denen drei Personen unter den Namen Salviati, Sagredo und Simplicius die auf das kopernikanische System sich beziehenden Fragen, die damals an der Tagesordnung waren, discutiren. Die Erlaubniß wurde ertheilt, bald danach aber zurückgenommen. Nach seiner Rückkehr nach Florenz erhielt Galilei von den Beamten der Inquisition in dieser Stadt, denen er die Vorgänge in Rom nicht mittheilte, die Ermächtigung, seine Dialogen daselbst drucken zu lassen.

Die florentiner Censoren des heiligen Officiums gaben die gewünschte Erlaubniß, ohne Zweifel getäuscht durch den Vorbericht, den der Verfasser dem Werke vorgesetzt hat, und der in folgenden Ausdrücken abgefaßt ist:

„Man hat in den letzten Jahren zu Rom ein heilsames Decret bekannt gemacht, in welchem man, um gefährlichen Mergernissen entgegen zu treten, zweckmäßig der pythagoräischen Meinung über die Bewegung der Erde Stillschweigen auferlegte. Es hat Leute gegeben, welche unbesonnener Weise zu behaupten wagten, jenes Decret sei nicht aus einer einsichtsvollen Prüfung, sondern aus einer mit der Sache wenig bekannten Leidenschaft hervorgegangen; und man hörte die Klage, in astronomischen Beobachtungen ganz unerfahrene Rathgeber hätten nicht durch jenes voreilige Verbot nachdenkenden Geistern die Flügel beschneiden sollen. Da ich solche unbedachtjame Klagen hörte, ließ mich mein Eifer nicht schweigen; deshalb habe ich, als ein jenes sehr klugen Dekretes völlig Kundiger, beschlossen, auf dem Schauplaze der Welt öffentlich ein Zeugniß für die Wahrheit abzulegen. Ich war damals in gegenwärtiger Sache in Rom, und die Eminenzen, die Prälaten jener Curie, schenkten mir nicht nur Gehör, sondern auch ihren Beifall; nicht ohne daß ich davon zuvor unterrichtet gewesen,

sigkeit nicht zu verkennen ist, eine so große Berühmtheit erlangt hätte, wenn sie nicht von der Strenge der Inquisitoren getroffen worden wär.

Doch unternimmt der Verfasser verschiedne für seinen Hauptgegenstand etwas fremdartige Untersuchungen, z. B. über den Ort, welchen man dem Empyreum geben soll; über die Frage, ob die Hölle im Mittelpunt der Erde sei; über die Beziehung, welche zwischen den verschiednen Armen der Leuchter, die im Tempel sich befanden, und dem wahren Weltsysteme statt haben könne, u. s. w.

Dies Alles ist voller Gelehrsamkeit, aber heutigen Tages von sehr geringem Interesse.

Man kann die auffallendsten Beispiele wählen, um diesen Kreislauf des Lebens und diese Ewigkeit der Substanz anschaulich zu machen. Schon lange vor Moleschott fragte unser Schiller: „Dachtest Du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal Deiner Ahnen ist, daß Dir die Winde, die Dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase bringen, daß Du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalnten Gebeine unserer großen Heinriche kostest?“ (Spaziergang unter den Linden.)

Nicht nur die Substanz, auch der Geist ist in seinen Resultaten unsterblich. Jeder richtige Gedanke, jede nützliche Erfindung, jede wissenschaftliche Forschung ist unsterblich; nicht nur das erhabene Genie des Dichters, nicht nur die großen Gedanken der Philosophen, nein die kleinste Leistung des menschlichen Verstandes ist in den spätern Leistungen der Menschheit aufbewahrt, und bildet das Material zu spätern Forschungen. Nicht nur Aristoteles und Plato leben in der Nachwelt fort; nein, der unbekannteste Denker der Vorzeit, dessen Name nicht einmal auf uns gekommen ist, dessen Werke nicht erhalten sind, ist in dem Einflusse, den er auf seine Mitmenschen gehabt hat, uns erhalten. Die Kunstwerke der alten Pelasger, Tusker, Etrurer z. B. sind verschwunden, aber der Einfluß, den sie auf die hellenische Kunst gehabt haben, ist noch heute lebendig und wirkt noch auf die lebenden Künstler fort. Grade so, wie kein Atom der Substanz zu Grunde geht, geht auch nicht der kleinste Gedanke des Menschen verloren; Ideen erzeugen sich aus Ideen, Forschungen aus Forschungen, und in dieser langen Kette der geistigen Metamorphosen ist kein Glied überflüssig. Man muß nicht glauben, daß nur diejenigen Menschen, die einen berühmten, unsterblichen Namen hinterlassen haben, in der Nachwelt fortwirken; auch die Menschen, welche niemals in dem Buch der Weltgeschichte eingeschrieben sind, haben, wenn sie irgend Etwas geleistet haben, zu dem Aufbau der gegenwärtigen Civilisation beigetragen, und das Resultat ihrer Thätigkeit ist noch heute vorhanden. Es ist niemals in der Welt ein gutes Wort umsonst gesprochen, ein guter Gedanke umsonst gedacht, eine wichtige Beobachtung vergeblich gemacht worden. Wenn wir auch die jedesmalige Wirkung jeder einzelnen Ursache nicht speziell nachweisen können, so ist sie deshalb doch vorhanden, ebenso, wie die Bestandtheile eines Hauses nach der Feuersbrunst in den Gasen u. s. w. enthalten sind, die wir auch nicht auffangen können. Nehmen wir z. B. einen Menschen, wie Göthe oder Shakespeare an, — wie viele tausend Menschen und Gedanken haben an der Bildung eines solchen Genies mitgearbeitet, Menschen, deren Namen längst vielleicht mit Vergessenheit überdeckt sind. Nehmen wir eine Dampfmaschine: sie stellt uns das Resultat der Gedanken, Beobachtungen und Erfindungen von tausend und er tausend Menschen dar, deren Namen vielleicht niemals an unser

Dhr geklungen ist, die aber in dieser Maschine ein unsterbliches Resultat hinterlassen haben. Die ganze gegenwärtige Bildung und Weltanschauung ist das Produkt der geistigen Arbeit aller Denker von Thales und Xenophanes bis auf unsere Zeiten, und jede Arbeit, welche das gegenwärtige Jahrhundert leistet, ist ein Stein zum Bane der Zukunft.

Die Unsterblichkeit der Ideen und Gedanken ist übrigens anderer Art wie die Unsterblichkeit der Substanz. Das Leben der Substanz ist ein ewiger Kreislauf, der sich immer wiederholt, und immer auf die alten Formen und Bildungen zurückkommt. Das Leben der Idee besteht aber nicht in dieser ermüdenden und resultatlosen Wiederholung, in dem ununterbrochenen Kreislaufe, sondern in einer Entwicklung, welche immer neue Bildungen und Formen des Geistes produziert. Die Resultate der vergangenen Periode bilden den Anfang einer neuen Periode, der aus frühern Beobachtungen gewonnene Schluß die Voraussetzung eines weiteren Schlusses. Während das Leben der Natur einen einfachen Kreis beschreibt, dessen Ende immer wieder in den Anfang zurückläuft, bildet das Leben des Geistes eine Reihe von Kreisen, von denen einer aus dem andern entsteht, so daß jeder eine Fortsetzung des vorigen bildet: So folgten sich die Kreise des orientalischen, griechischen, römischen, mittelalterlichen Lebens; jede neue Periode verarbeitet die Resultate früherer Perioden zu neuen Zuständen; da ist keine Wiederholung, nur Fortschritt, und selbst der scheinbare Rückgang ist nur ein Stadium der Entwicklung. Die unendliche Perfektibilität des menschlichen Geistes läßt immer neue und vollkommnere Bildungen entstehen; in den Künsten, den Wissenschaften, der Politik, den Gewerben, den Sitten u.s.w. treten verschiedene Perioden der Entwicklung ein, die wenn sie auch in manchen Einzelheiten von früheren Perioden übertroffen werden, doch, im Ganzen und Großen genommen, einen Fortschritt bedeuten.

Dies ist die Moral u n s e r e r Unsterblichkeitslehre, daß kein Gedanke, keine That, keine Anstrengung des Menschen vergeblich ist, sondern von allgemeinem und unvergänglichem Nutzen, daß sie aufgespeichert wird in den Vorrathskammern der Geschichte, um zur Aussaat einer bessern Zukunft verwendet zu werden. Das Leben jedes einzelnen Menschen, — und er mag noch so klein und unbedeutend sein — ist ein Beitrag zum Leben der Menschheit und zur Gestaltung der Zukunft. Diese Einsicht soll uns nicht nur stolz machen, sondern auch gewissenhaft. Sie fordert uns auf, die kurze Spanne Zeit, die wir zu leben haben, so zu benutzen, daß wir zur Arbeit der Menschheit einen dauernden Beitrag liefern. Das ist die Unsterblichkeit, welche wir wünschen; die Hoffnung auf diese Unsterblichkeit ist die Mutter aller Energie und alles Strebens. Freilich, wer gegen die allgemeinen Interessen der Menschheit gleichgültig

und in dem Reiche der Gedanken ein Fremdling ist, der kann auf diese Unsterblichkeit keinen Anspruch machen, und von ihm sagt der Dichter;
„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an.“



Die Präsidentenbotschaft.

Die Präsidentenbotschaft, an und für sich unbestimmt und unwichtig, erlangt dadurch eine Bedeutung, daß sie uns einen Blick nicht nur in die Absichten der Generalregierung, nicht nur in die Bestrebungen der demokratischen Partei, sondern auch in das ganze Getriebe der amerikanischen Politik thun läßt. Es gibt einzelne Sachen, für welche man nicht eine einzelne Partei, sondern das ganze Volk verantwortlich machen muß, weil eine Partei niemals darin einen andern Weg gehen kann, als das ganze Volk will. Wenn nun Pierce in seiner Botschaft des großen europäischen Krieges mit keinem Worte und mit keiner Silbe erwähnt, — denn die Stelle in Bezug auf die Werbungen bezieht sich eben auf diese allein — so fragt man sich verwundert: Wie? Ist dieses große, mächtige Land, von 25 Millionen Menschen bewohnt, von Abkömmlingen europäischer Nationen bevölkert, von europäischer Bildung überzogen, das seine Schiffe und seine Interessen in jedem europäischen Hafen hat, gleichgültig gegen das Schicksal seines Mutterlandes, oder ist es zu feige, sich in den Streit der Könige zu mischen? Wir begreifen ganz gut, weshalb die Union nicht direkten Antheil am Kriege nimmt, weshalb sie weder für den Czaren, noch für den Bonaparte amerikanisches Geld und Blut in die Schanze schlagen will. Aber von einer direkten Theilnahme am Kriege und einer gänzlichen Ignorirung, desselben ist ein weiter Weg, auf dem es manchen unabhängigen und ehrenvollen Standpunkt gibt, den die Botschaft hätte einnehmen können. Die Ignorirung einer Thatsache, welche seit Jahren vorwiegend die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums, die Thätigkeit der amerikanischen Presse, die Interessen des amerikanischen Handels und Ackerbaues in Anspruch genommen hat, beweist, daß die amerikanische Politik sich noch nicht zu dem Umfange der amerikanischen Interessen erweitert hat, daß die Union sich noch nicht als thätiges und leidendes Mitglied der großen Menschensfamilie betrachtet, und daß der Nativismus nicht nur einzelne spezielle Maßregeln hervorruft, sondern auch die Politik Amerika's im Ganzen und Großen und in ihren

internationalen Beziehungen beherrscht. „Amerika für Amerikaner“, heißt es auch hier, und schwerlich wird es einem Amerikaner einfallen, an diesem Neutralitäts-Nativismus etwas Tadelnswerthes zu finden. Indem wir der Neutralitätspolitik eine besondere Besprechung vorbehalten, kommen wir auf diejenigen Punkte, in welchen die Botschaft sich mit den einzelnen Punkten ihrer internationalen Politik abgibt. Die Zeitungen fast aller Parteien heben die Entschiedenheit, Festigkeit und Würde hervor, mit welcher die Botschaft die Differenzen zwischen England und Nordamerika in Betreff Central-Amerika's und des Clayton-Bulwer Vertrages bespricht. Die Bestimmtheit, mit welcher die Botschaft einen Bruch mit England vorherzagt, wird ein Echo in Nicaragua unter der Bande Walker's finden, und es liegt nicht weit, zu vermuthen, was damit beabsichtigt ist. Der Clayton-Bulwer-Vertrag bestimmt, daß die Central-amerikanischen Republiken weder von der Union, noch von England beeinflusst werden sollten. Während aber eine Ghibnister-Expedition von amerikanischer Seite die freilich noch nicht offiziell anerkannte Herrschaft von Nicaragua an sich gerissen hat, beschwert sich die nordamerikanische Regierung über die Besetzung der sogenannten Muskito-Küste von Seiten der Engländer. Man sieht an diesem Beispiele leicht, wie die Engländer fahren werden, wenn sie den Clayton-Bulwer Vertrag wirklich aufheben; die Annexion Central-Amerika's an die Union wird die Folge davon sein. Die Debatte im Senate über den Clayton-Bulwer Vertrag, bei welcher Gelegenheit selbst Seward sich mit dem Tone der Botschaft einverstanden erklärte, gibt uns Andeutungen darüber, wie das amerikanische Volk, abgesehen von allen Parteiunterschieden, über diese Frage denkt. Wahrscheinlich wird indessen eine Restauration des Clayton-Bulwer Vertrages nicht mehr erfolgen, denn wenn solche Compromisse und Vergleiche einmal gebrochen sind, ist keine von beiden Parteien gewillt oder im Stande, den früheren Status quo wieder herzustellen.

In Betreff der englischen Werbungen wird die Neutralität besonders hervorgehoben, und sie als die traditionelle, längst fest estellte Politik der Ver. Staaten bezeichnet. Von der Neutralitätspolitik ausgehend, ist die Ausführung dieser Punkte sehr richtig und logisch, und England wird schwerlich dagegen etwas einwenden können, falls die Thatsachen sich so verhalten, wie die Botschaft sagt. Am Schlusse dieses Abschnittes heißt es, daß man nicht nur eine Abstellung des Unrechts, sondern auch eine Genugthuung für das Geschehene verlange. Ueberhaupt ist die Sprache der Botschaft gegen England in dem Momente, wo England Krieg mit Rußland führt, sehr bezeichnend, und ein neuer Beweis für die russenfreundlichen Sympathien der Administration, wie der demokratischen Partei überhaupt.

Die andern schwebenden Beziehungen mit England in Betreff der Territorial-Grenzen im Norden vom Territorium Washington, der Hudson-Bay-Gesellschaft, der Fischerei-Rechte an den Küsten etc. enthalten nichts Neues. Ebenso wenig finden wir neue und interessante Aufschlüsse in dem übrigen diplomatischen Theile der Botschaft. Was den Abschnitt über den Sundzoll und die darüber gepflegten Verhandlungen mit der dänischen Regierung anbetrifft, so wird die Sprache der Botschaft wohl die allgemeinste Billigung finden; die Verein. Staaten vertreten den großen Grundsatz der Schifffahrts und Handels-Freiheit, und stellen sich in dieser Frage auf den Boden des natürlichen Rechtes. Aber die große Frage ist, ob die Regierung auch in in der Praxis selbst den Grundsätzen der Botschaft treu bleibt. Wenn man sich an die muthigen Redensarten des Herrn Pierce bei Gelegenheit der Kosta-Affaire und Aehnliches erinnert, und dieselben mit seinem spätern Benehmen vergleicht, so hat man Veranlassung, diese Frage aufzuwerfen.

Ueber die Verhältnisse mit Cuba und Spanien, mit dem die Verein. Staaten „no ch“ immer freundliche Beziehungen unterhalten, geht die Botschaft mit der Versicherung hinweg, daß die Differenzen, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch seltener gemacht und eine schnellere Erledigung derselben herbeigeführt werde. Man sieht der Botschaft in diesem Punkte an, daß nur etwas gesagt ist, weil man diesen wichtigsten Punkt der amerikanischen Politik doch unmöglich mit Stillschweigen übergehen konnte. — Uebrigens sticht der Ton der Botschaft in Bezug auf die Cuba-Politik sehr von dem Tone früherer Aktenstücke und den Verhandlungen des Ostender Congresses ab. In Bezug auf diesen Punkt, wie in mehreren andern Beziehungen, kann man über die Geschichte der Pierce-Verwaltung das Motto schreiben: „Viel Geschrei und wenig Wolle.“

Einen komischen Eindruck macht es, wenn man in dem diplomatischen Theile der Botschaft so viele pekuniäre Ansprüche Privater verhandelt findet. Es scheint, als wenn die diplomatischen Agenten Amerika's in Europa, Mexiko etc. nichts Anderes zu thun hätten, als aus beliebigen Verwandten einzelne Dollars herauszupressen.

Wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß der diplomatische Theil der Botschaft nicht die Offenheit und Entschiedenheit zeigt, welche das amerikanische Volk und der Congress von seinem Präsidenten zu erwarten hat, so sollte man doch vermuthen, daß derjenige Theil, welcher von den innern Angelegenheiten handelt, deutlich, klar und entschieden sei. Dies ist aber nicht der Fall, — will man den einzigen Fall, die Sklaven- und Kansasfrage ausnehmen, bei deren Verhandlung der Präsident von seinem erhabenen Sitze heruntersteigt und den Advokaten des Südens spielt. Herr Pierce hält eine Vorlesung über „Staatsrechte“,

zu deren Lob wir nichts Besseres zu sagen wissen, als daß sie den Spalten der New-Yorker Staatszeitung entnommen zu sein scheint. Naiv nimmt es sich aus, wenn der Mann, der den Gouverneur Reeder aus Kansas zurückrief, weil er sich den Diktaten der Missourier Mob-Legislatur nicht unterwerfen wollte, in der Botschaft erklärt, „daß das Volk des Territoriums Kansas kraft eines organischen Gesetzes das Recht habe, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, und in dem Genuße dieses Rechtes gegen die Einmischung Seitens der Bürger eines der übrigen Staaten geschützt werden müsse.“ Was Herr Pierce über die „constitutionellen Verhältnisse der Sklaverei“ sagt, ist eine eine derbe Strafpredigt gegen einzelne nördliche Staaten, während die südlichen Staaten wegen ihrer Ruhe, Ordnung und Friedfertigkeit eine Apologie erhalten. Er klagt die „hohlen, phrasenreichen Beschuldigungen politischer Aufwiegler des Nordens“ an, ganz in dem Tone, als wäre Herr Pierce in Süd-Carolina oder Georgia, und nicht in einem freien Staate des Nordens geboren. Dieser Theil der Botschaft ist ein starkes Angebot auf die Präsidentschaft. Herr Pierce weiß, daß die Sklavenhalter die Herren der Union sind, und im Einverständnis mit einigen nördlichen Apostaten das Präsidentenamt zu vergeben haben, und deßhalb die unterwürfige und schmeichelnde Sprache gegen den Süden, die bisher selbst von keinem Präsidenten aus dem Süden gehört wurde.

Bei den großen Verwaltungsmaßregeln, welche die Aufmerksamkeit des Landes im höchsten Grade spannen, und die das hauptsächlichste Material früherer Botschaften bildeten, von dem Bau der Pacifikkahn, von den inneren Verbesserungen, von der Landreform ic. ist in der Botschaft kein Sterbenswörtchen enthalten. Dies ist namentlich in Bezug auf die Pacifikkahn auffallend, einen Gegenstand, der vor zwei Jahren fast die Hälfte der Botschaft einnahm. Ueber die Frage der inneren Verbesserungen sagt die Botschaft wohl deßhalb nichts, um sich darin freies Spiel zu bewahren. Wahrscheinlich wird Pierce sein Veto vom vorigen Jahre nicht wiederholen, wenn der Herr Cas seine Anträge auf Verbesserung der St. Clair- und St. Marie-Schiffahrt vorbringt. Man wirft dem Norden einige Almosen hin, um den Getreuen bei der nächsten Präsidentschaftswahl das Spiel nicht gar zu schwer zu machen.

Unter den vielen wichtigen Gegenständen von nationalem Belange und öffentlichem Interesse, welche die Botschaft keines Wortes gewürdigt hat, befindet sich auch die Know-Nothing-Frage. Herr Pierce hält es nicht für der Mühe werth, sich über diese Frage, welche doch gewiß für den Stand der amerikanischen Parteien bezeichnend ist und fast das alleinige Thema der öffentlichen Diskussion während des letzten Jahres gebildet hat, nur ein Wort zu sagen. Indem wir auf diese Unterlassungsjünde besonders die regulären deutschen Demokraten, die nur in der alten Partei

Schutz und Heil gegen die Know-Nothings finden, aufmerksam machen, glauben wir kaum nothwendig zu haben, hinzuzufügen, daß wir von unserm Standpunkte durchaus nicht den Schutz des Herrn Pierce und der demokratischen Partei gegen die Know-Nothings für nothwendig oder selbst für wünschenswerth halten, und daß wir es ganz natürlich finden, wenn Pierce sich im nächsten Herbst ebenso gern von Prosklaverei-Know-Nothings, wie von demokratischen Irländern und Deutschen wählen lassen will. Wir möchten uns bei dieser Gelegenheit nur die Bemerkung erlauben, daß die Leute, welche das Stillschweigen, das die Republikaner in Ohio, Michigan und wenigen andern nördlichen Staaten über die Fremdenfrage beobachteten, für Verrath ausgaben, das Benehmen des Herrn Pierce in dieser Frage ganz am Plage finden.

Wenn wir eine frühere Botschaft dieses selben Herrn Pierces nachschlagen, so finden wir ein emphatisches Kapitel über die Koszta-Affaire und den Schutz der amerikanischen Bürger im Auslande. Leider hat Herr Pierce in seiner gegenwärtigen Botschaft dies Kapitel vergessen, obgleich er durch manche Vorfälle von Wichtigkeit daran hätte erinnert werden können.

Wenn wir die Botschaft im Ganzen betrachten, so erinnert sie uns mehr an die Rede eines constitutionellen Ministers von irgend einem kleinen Landtage in Deutschland, als an die Bedeutung dieser großen mächtigen Republik, von der man hofft, daß sie die Zukunft der Welt in ihrem Schooße trägt. Der Hauch der Freiheit, die Erinnerung an die Revolution und Unabhängigkeitserklärung schwebt nicht über diesem Documente; spießbürgerliche Interessen und reaktionäre Tendenzen haben das Aktenstück diktiert, und eine enge, bornirte Auffassung waltet darin vor. Wir machen dafür nicht allein Herrn Pierce und sein Cabinet verantwortlich: nein die Masse des amerikanischen Volkes selbst betrachtet die Politik vom Standpunkte niedriger materieller Interessen, und verkennet die große Mission, die der Union von der Weltgeschichte gestellt ist. Das Benehmen des Repräsentantenhauses, das sich schon seit Wochen herumzankt, ohne sich organisiren und Geschäfte vornehmen zu wollen, paßt trefflich zu dieser Präsidentenbotschaft; man sieht, wie dieser egoistischen Politik, dieser engherzigen, spießbürgerlichen Auffassung der Dinge der Athem ausgeht, und die politische Maschine stille steht. Wenn irgend Etwas im Stande ist, die republikanischen Verfassungen in Europa zu miszkreditiren, so ist es ein solcher Congress und eine solche Präsidentenbotschaft. Wir hoffen, daß es bald der Menschheit gelingen werde, die Trefflichkeit und Brauchbarkeit republikanischer Verfassungen durch ein besseres Beispiel zu illustriren, als durch diesen Haufen Nemterjäger aller Sorten, die sich um die Beute zanken.

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnisrede von Francois Arago.)

Francois Arago, der durch seine biographischen Arbeiten fast den Ruhm seiner astronomischen erreichte, hat dem edelsten und verständigsten Manne aus der ersten französischen Revolution, Carnot, in der Akademie der Wissenschaften am 21. August 1837 eine Gedächtnisrede gehalten, welche ebenso sehr zum Ruhme Arago's, wie Carnot's beigetragen hat. Es war auch in der That kein Mensch würdiger und fähiger, diese ehrenvolle Pflicht zu erfüllen, als Arago, denn kein Mensch erinnerte so sehr an Carnot's Genie und Tugend, wie er. Carnot, wie Arago waren Männer der Wissenschaft und der Freiheit; Helden auf dem Felde der Wissenschaft, wurden sie auch die Vorkämpfer der Revolution; dasselbe Genie, das sie bei ihrer wissenschaftlichen Forschungen leitete, führte sie auf dem politischen Gebiete zu den ehrenvollsten Leistungen. Heute, wo Wissenschaft und Cervilismus verbunden zu sein scheinen, wo Ordenskreuze vor den Laboratorien und Sternwarten hängen, und selbst der große Alexander von Humboldt sich in den Strahlen der königlichen Huld sonnt: heute gerade ist es nothwendig, durch ein berühmtes und gefeiertes Beispiel daran zu erinnern, wie die Wissenschaft die treue Gefährtin der Freiheit ist. Carnot, der berühmte Erfinder des Carnot'schen Theorems, der neuen Befestigungskunst u. s. w. war Colleague Robespierre's im Wohlfahrtsausschusse, Ener der Richter Ludwig des Sechszehnten, Organisator der französischen Armee; er war ein Revolutionär von echter Farbe, einer der edelsten Namen der französischen Geschichte. Um Francois Arago ihm an die Seite zu stellen, ist es nur nothwendig, daran zu erinnern, wie derselbe der einzige Mann in Frankreich war, den Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche von dem Tode auf die neue Ordnung der Dinge entbinden mußte, weil der Mörder der französischen Republik nicht wagte, das Mitglied der provisorischen Regierung von 1848 und den berühmten Astronomen von der Sternwarte zu entfernen. Solche Namen, wie Carnot und Arago sind tief in dem Herzen des französischen Volkes eingeschrieben; namentlich der Name Carnot's erfreut sich einer Popularität, die kaum derjenigen Popularität nachstand, welche der Name Napoleons vor dem 10. Dezember 1848 genoß. Beiläufig sei hier bemerkt, daß, wenn die Wahl 1852 in Frankreich nach den constitutionellen Bestimmungen vor sich gegangen wäre, daß dann dem Erben des Namens Napoleon der Erbe des Namens Carnot, (der 1848 Unterrichtsmeister und Mitglied der provisorischen Regierung war) auf dem Präsidentenstuhle gefolgt wäre.

Carnot war vielleicht der Einzige unter den Führern der ersten fran-

zösischen Revolution, der nicht durch den Ungestüm der Leidenschaft, sondern durch die Einsicht in eine klar erkannte Pflicht bei allen seinen Handlungen geleitet wurde. Während Marat, Danton, selbst Robespierre mehr die Leidenschaften der Massen repräsentirten, stellte Carnot die Intelligenz der Revolution dar; während die Girondisten und Terroristen nur zerstören konnten, wußte Carnot zu organisiren. Carnot war mitten unter den modernen Figuren der antike Römer, der alle die Eigenschaften, welche zu der römischen „virtus“ gehörten, besaß; hätte die Revolution von 1848 eine solche organisatorische Kraft an ihrer Spitze gehabt, würde man nicht heute das schöne Frankreich als Spielball eines Abenteurers sehen.

Wirklich, man kann unserer Zeit und ihren Männern keinen größern Vorwurf machen, als wenn man sie mit solchen Männern, wie Carnot, vergleicht. Deshalb sei es uns vergönnt, der trefflichen Biographie Arago's einzelne Bruchstücke aus dem Leben Carnot's zu entlehnen, die uns davon überzeugen, welche Schwierigkeiten das Genie überwinden, und welche Resultate es hervorbringen kann, wenn es mit der Tugend, der Freiheitsliebe und dem Patriotismus gepaart ist.

Carnot's Jugend. — Seine Erziehung.

„Lazarus Nikolaus Margaretha Carnot wurde zu Nolay geboren, im Departement Côte-d'Or, in jenem alten Herzogthum Burgund, das schon drei der berühmtesten Männer, deren unsere Akademien sich rühmen können, hervorgebracht hatte: Bossuet, Vauban und Buffon. Sein Vater war Advokat und wirkte in seinem Amte (was nicht selten geschieht) mit vielem Geschick und (was etwas weniger häufig geschehen soll) mit großer Uneigennützigkeit. Der Advokat Claus Abraham Carnot hatte achtzehn Kinder, und war also, dem alten Sprichworte zufolge, welches den zahlreichen Familien Segen verspricht, für jedes seiner Kinder auf eine glückliche Zukunft zu hoffen berechtigt. Wirklich hätte er zu einer gewissen Zeit in dieser zahlreichen Nachkommenschaft zwei Generallieutenants der französischen Armeen erblicken können, einen Rath beim Cassationshofe, einen Generalprokurator am königlichen Gerichtshofe, die Vorsteherin des Hospizes zu Nolay und einen städtischen Beamten, der, während seiner Administration sehr geschäftig, in der Achtung, wenn möglich, noch höher stieg, als er sich nach dreiundzwanzigjähriger Amtsführung einer rücksichtslosen Absetzung unterwarf, um seiner Pflicht trenn bleiben zu können. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß der Advokat zu Nolay nicht auf die Macht des Sprichwortes allein gebaut hatte, sondern daß er die erste Erziehung seiner Söhne selbst leitete. Lazarus Carnot, von dem diese Biographie handelt, verließ sogar das väterliche Haus nur, um nach dem

Ausdrucke jener Zeiten, die rhetorische Schulklasse und die philosophische durchzumachen.

Die Jugend solcher hervorragender Männer, welche in verschiedenen Lebensberufen auf der Weltbühne geglänzt haben, hat jederzeit die Aufmerksamkeit aller Biographen gefesselt. Man würde dem „Erkenne Dich selbst!“ jenes alten Philosophen eine zu darftige Deutung geben, wollte man sich beschränken, darin nur eine Klugheitsregel zu erblicken. Dieser Grundsatz läßt eine richtigere und weitergreifende Erklärung zu: er lehrt uns, wie mir scheint, die Menschheit als Ganzes erfaßt, als den wichtigsten Gegenstand des Studiums und des Nachdenkens betrachten. Lassen Sie uns also, meine Herren, sorgfältig untersuchen, wodurch sich solche außerordentliche Genies ankündigen, die vollständig zur Entwicklung gekommen, unbekannte Wege eröffnen; lassen Sie uns prüfen, wie sie entstehen und emporschwachen. Mit um so größerem Interesse verdienen derartige charakteristische Züge aufgenommen zu werden, als sie von Tag zu Tag feltner werden müssen. Denn in unsern heutigen Schulen, die von Nord bis Süd, von Ost bis West genau nach demselben Muster zugeschnitten sind, und denselben Regeln, derselben Disziplin gleichmäßig unterliegen, — in diesen Schulen, wohin die Kinder im neunten oder zehnten Jahre gesandt werden, um sie erst im achtzehnten oder zwanzigsten zu verlassen, schwinden und verlöschen die Individualitäten, oder verbergen sich unter dem Mantel conventioneller Formen. Der Landbauverständige hütet sich wohl, in ein Treibhaus zu gehen, wenn er Wuchs, Gestalt und Ansehen jener wunderbaren Pflanzen kennen lernen will, welche den hundertjährigen Wäldern ihren Schmuck verleihen. Ebenso wenig würde man hoffen dürfen, in unsern Regimentern die ächten Urformen wiederzufinden von jenen Bauern aus der Bretagne, aus der Normandie, Lothringen und der Franche-Comté. Unsere Schulregimenter (man verzeihe den Ausdruck) würden auch den Moralisten außer Fassung bringen: denn in ihnen erzeugt sich eine Art mittleren Zustandes, um welchen die ganze heutige Jugend mit geringen Abweichungen schwankt. Die Frage, ob dieser Zustand ein glücklicher oder ein trostloser zu nennen sei, bin ich weit entfernt hier berühren zu wollen; ich behaupte nur, daß es eine Thatsache ist, und diese wird die Gründe erklärlich machen, aus welchen ich mannigfaltige Einzelheiten über die Kindheit unseres akademischen Collegen gesammelt habe, kleine Züge, welche sonst zu geringfügig erschienen wären.

Carnot stand noch im Alter von sieben Jahren, als ihn seine Mutter auf einer Reise nach Dijon mitnahm, und zur Belohnung für die allzeit bewiesene Bedächtigkeit und Folgsamkeit in das Schauspiel führte. Es wurde an jenem Tage ein Stück aufgeführt, in welchem Truppenbewegun-

gen und Gefechte unaufhörlich abwechselten. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit verfolgte der Knabe die sich vor seinen Augen entwickelnde Reihenfolge der Ereignisse; aber plötzlich unruhig; aufstehend, richtet er laut, trotz aller Bemühungen der Mutter, an einen soeben auftretenden Schauspieler fast unartige Worte. Es war dies der Anführer der Truppen, die den jungen Carnot interessirten, und durch sein Schreien leitete das Kind die Aufmerksamkeit des ungeschickten Führers auf den Umstand, daß die Artillerie schlecht aufgestellt war. Die ganz frei sichtbaren Kanoniere mußten durch die ersten vom Ball der anzugreifenden Festung fallenden Flintenschüsse getödtet werden; wenn man aber, meinte der Knabe, die Batterie hinter einen Felsen, den er angab und mit der Hand zeigte, stellen wollte, so würden die Kanoniere viel weniger dem feindlichen Feuer ausgesetzt sein. Die bestürzten Schauspieler standen lautlos, Madame Carnot war außer sich über die Unordnung, welche ihr Sohn hervorrief; der Saal erschallte von Gelächter, und ein Jeder suchte nach der Erklärung eines so seltsamen, muthwilligen Streichs. Aber was man für Muthwillen hielt, war nichts als die erste Offenbarung eines hohen militärischen Talentes, das erste Anzeichen jenes hervorragenden Geistes, der wenige Jahre später, von den betretenen Wegen abgehend, eine durchaus neue Taktik ersann und den Vorschlag machte, durch ein ganz verschiedenes System die von Vauban so kunstvoll und sinnreich combinirten Befestigungswerke zu ersetzen.

Vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre wurde Carnot am Gymnasium zu Lutun unterrichtet. Dort that er sich hervor durch Lebendigkeit und Originalität des Geistes und durch einen seltenen Verstand. Hierauf trat er in das kleine Seminar desselben Ortes und hatte mit sechzehn Jahren den philosophischen Coursus beendet. Schon damals bildete die Festigkeit, welche wir im Verfolg seiner sehr stürmischen Laufbahn an ihm erkennen, den Hauptzug seines Charakters.

So sehr war Carnot durchdrungen von religiösen Grundsätzen, und was noch mehr sagt, eine so große Genauigkeit wandte er auf die Andachtsübungen, welche man im kleinen Lutun'schen Seminar mit Gewissenhaftigkeit anstellte, daß mehrere seiner Verwandten eine Zeit lang beabsichtigten, ihn in einen religiösen Orden treten zu lassen. Was sie in diesem Gedanken bestärkte, war die Erinnerung an zahlreiche Würdenträger der Kirche, deren sich diese ehrenwerthe Familie rühmen konnte, und unter denen sich Domherren befanden, Generalvicare der Diocese Chälou, Doktoren der Sorbonne und ein Abt von Citeaux. Zuletzt jedoch entschied man sich für die Laufbahn, zu welcher ihn sein militärisches Genie hintrieb, und schickte den jungen Carnot zur Vorbereitung auf die Prüfungen in eine Privatanstalt zu Paris. Hier fand er Kameraden, welche sicherlich nicht im Seminar erzogen waren, denn die tiefe Fröm-

migkeit des neuen Schülers, die er überdies weit entfernt war geheim zu halten, diente ihnen unaufhörlich zum Gegenstande bitterer Scherze. Solche Scherze sind von Vernunftgründen sehr verschieden, und deshalb vermochten sie nicht, Carnot zu erschüttern. Nichtsdestoweniger wurde es ihm aber ein Bedürfnis, durch Nachdenken und Studium die Gedanken und die Gefühle zur Reife zu bringen, denen sich bis dahin seine reine, kindliche Seele gern und vertrauend hingegeben hatte. So kam es, daß mehrere Monate hindurch der zukünftige Officier sich ausschließlich theologischen Studien hingab. Niemand ist gegenwärtig im Stande anzugeben, welches die Wirkung so angestregten Nachdenkens gewesen ist, denn Carnot hat sein ganzes Leben hindurch, sogar in der vertrautesten Häuslichkeit, diese Erörterungen, ja selbst jede einfache Unterredung über religiöse Gegenstände, sorgfältig vermieden. Wir wissen von ihm nur, daß er sich zu denselben Grundsätzen bekannte, welche gegenwärtig alle redlichen und aufgeklärten Geister erfüllen. „Allgemeine Toleranz“, sagte er, als er verbannt auf fremder Erde umherirrte und die scharfen Schläge der Verleumdung abwehren mußte, „allgemeine Toleranz ist, das Bekenntniß, das ich laut ablege. . . . Den Fanatismus hasse ich und bin der Meinung, der Fanatismus des Unglaubens, den Marat und Pater Duchêne in Umlauf gesetzt haben, sei der schrecklichste von allen. Man darf die Menschen nicht tödten, um sie zum Glauben zu zwingen; man darf sie ebensowenig tödten, um sie vom Glauben abzubringen. Laßt uns vielmehr, weil ein Jeder Schwächen hat, mit denen Aenderer Nachsicht haben, und überlaßt es der Zeit, solche Vorurtheile abzunutzen, welche man durch Vernunftgründe nicht heilen kann“.

Nach der Theologie kamen wissenschaftliche Studien an die Reihe, besonders das Studium der Geometrie und der Algebra, und die Fortschritte waren ebenso schnell und glänzend, wie in Nolay und in Autun. Hr. de Longpré, der Vorsteher jener Vorbereitungsschule, kannte d'Alembert. Dieser berühmte Geometer hielt es nicht' unter seiner Würde, selbst unter die noch sehr jugendlichen Schüler zu treten und aufkeimendes Verdienst durch seinen Beifall zu ermuntern. Bei einem dieser Besuche zeichnete er Carnot ganz vorzüglich aus und richtete an ihn schmeichelhafte, prophetische Worte, welche der Akademiker mit Nührung selbst in der Zeit wiederholte, als das Glück ihn zum Schiedsrichter der Geschicke von Europa erhoben hatte.

Carnots Eintritt in die Schule zu Mézières als Secou- delientenant im Geniecorps.

Als Carnot Hrn. de Longpré's Anstalt verließ, bestand das Reglement noch nicht, kraft dessen beim Examen zukünftiger Genie-Offiziere ein

Genalog dem Geometer zur Seite stand. Im Jahre 1771 konnte noch jeder Franzose, ohne Pergamentrollen aufzuweisen, in die Schule zu Mézières aufgenommen werden; es bestand jedoch die Bedingung, daß Vater und Mutter niemals den Versuch gewagt hatten, ihre Familie und ihr Vaterland durch Handel oder durch Handarbeit zu bereichern. Der Bossut, der ihn prüfte, zeigte unter jugendlicher Bewerber ungewöhnliche mathematische Kenntnisse. Der Vater setnerseits bewies, den beklagenswerthen Forderungen seiner Zeit zufolge, daß er niemals ein Schiff in ferne Länder abgesandt, um die Produkte des französischen Bodens und französischer Industrie gegen Erzeugnisse einzutauschen, welche die Natur andern Klimaten vorbehalten hat; er wies nach, daß seine Hand niemals (selbst nicht um Bibel oder Evangelium zu drucken) Gutenbergs bewegliche Lettern zusammengesügt; auch daß er sich nie an dem Bau eines jener wunderbaren Instrumente betheiligt habe, welche die Zeit messen oder die Tiefen des **Rumes** ergründen.

Nachdem für alle diese negativen Verdienste der geschliche Beweis abgelegt war, erklärte man die Abstammung des jungen Carnot für würdig, die Epauletten zu tragen, und er wurde ohne Weiteres zum Secondelieutenant ernannt.

Mit den ersehnten Epauletten geschmückt trat Carnot, achtzehn Jahre alt, in die Schule des Geniecorps. Es ist nicht zweifelhaft, daß er hier unter Monge's Leitung die descriptive Geometrie und Physik erfolgreich studirte, doch sind wir darüber nur auf Vermuthungen beschränkt, denn bei dem natürlichen Wunsche, den man damals hegte, vor Fremden die noch wenig verbreitete Kunst des Baues und der Zerstörung der Festungen geheim zu halten, hatte man aus der berühmten Schule zu Mézières eine Art Couclave gemacht, in dessen Geheimnisse kein Ureingeweihter eindrang.

Carnot als Premierlieutenant im Festungsdienst.

Am 12. Januar 1773 ward Carnot, zum Premierlieutenant erhoben, nach Calais geschickt. Hier an diesem festen Platze tritt in Folge der periodischen Schwankungen des Oceans eine neue und wichtige Bedingung zu den an sich schon überaus complicirten Daten des Befestigungsproblems hinzu, und diese Arbeiten flößten dem jungen Offizier das lebhafteste Interesse ein. Auf diese Weise machte er ohne Verzug den oft so schwierigen Uebergang von den gelehrten Theorieen zur verdienstlichen Praxis, von den glänzenden Täuschungen der Schule zu der traurigen Wirklichkeit des Lebens.

dachte, welche dem im Luftball reisenden Feinde entgegengestellt werden müßten, und Andere entwickelten neue Angriffsweisen, die auf Schlachten in der Luft Anwendung finden sollten. Entwürfe dieser Art, welche dem Ariost entlehnt scheinen, hätten wohl, sollte man meinen, den abenteuerlichsten und schwärmerischsten Köpfen genügen sollen, und doch war es nicht so. Denn trotz des glänzenden Anhangs, mit dem Alle um die Wette die Entdeckung des Luftballons umgaben, erschien diese letztere dennoch nur als Vorläufer noch größerer Entdeckungen: dem Menschen, der die Lüfte erobert hatte, konnte Nichts fernerhin unmöglich sein. Unaufhörlich kehrt dieser Gedanke wieder, und tritt unter allen möglichen Gestalten ans Licht: die Jugend nimmt ihn schwärmend auf, während er den Greisen zum Gegenstand der Klagen und des Bedauerns wird. Man höre nur die Marschallin von Billoi: fast mit Gewalt führt man die achtzigjährige, franke Frau an ein Fenster der Tuilerien, denn sie hat keinen Glauben an den Luftballon. Dennoch löst sich der Ball von seinen Lanen, unser akademischer Mitbruder Charles, im Rachen sitzend, steigt fröhlich, die versammelte Menge grüßend, majestätisch in die Lüfte. Da sinkt die alte Marschallin, vom gänzlichen Unglauben zu unbegrenztem Vertrauen auf die Macht des menschlichen Geistes urplötzlich fortgerissen, in die Kniee, und mit thränenden Augen bricht sie aus in diese Klage: „Ja, es ist bestimmt, jetzt ist es sicher! Diese werden das Mittel entdecken dem Tode zu entgehen, aber dann, dann werde ich schon todt sein!“

Ernstes Sinnes und übrigens nicht achtzig Jahre alt, fiel es Carnot nicht ein, soweit wie die Marschallin von Billoi zu gehen; doch sah man ihn in den ersten Reihen der Enthusiasten. Er glaubte damals und hat diese Ueberzeugung nie aufgegeben, an die Möglichkeit, den Luftballon nach Willkür lenken zu können, und hielt also auch die Anwendungen für ausführbar, welche Wissenschaft und Kriegskunst davon erwarteten. In den Archiven unserer Akademie muß sich eine Abhandlung befinden, in welcher der Geniecapitän Carnot dem Gutachten seiner Vorgesetzten eine Einrichtung vorlegte, derzufolge leichte Ruder, wie er glaubte, zum Zwecke führen müßten. Diese Abhandlung ist bis jetzt nicht aufzufinden gewesen.

Carnot's Lobrede auf Dauban. — Seine Streitigkeit mit Herrn von Montalembert.

In einem kleinen Städtchen hatte sich einst eine literarische Gesellschaft aus eigener Machtvollkommenheit die Bezeichnung *Tochter der*

französischen Akademie beigelegt. Voltaire war der Meinung, man dürfe ihr diesen Beinamen nicht streitig machen und sagte: „Mir scheint sie sogar eine sehr tugendhafte Tochter zu sein, weil sie niemals von sich reden macht.“ Auf die Akademie von Dijon hätte dieses Scherzwort keine Anwendung gefunden. Denn diese berühmte Gesellschaft hatte sich nicht den Blicken der Öffentlichkeit entzogen, weder als sie die Aufgabe stellte: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe,“ noch ins Besondere, als sie der Rede den Preis zuerkannte, in welcher J. J. Mousseau sich verneinend entschied. Ueber diesen sonderbaren Satz hat die Zeit ihr Urtheil gesprochen; sie hat aber nicht die Erinnerung an jenes edelmuthige Verfahren ausgelöscht, welches dadurch, daß es Mousseau zu einer unerwarteten Berühmtheit erhob, ihn für immer der glänzenden Laufbahn gewann, in welcher er zwar Racheifer gefunden hat und Nebenbuhler, aber nie einen Meister.

Dem erwähnten Verdienste kann die Akademie von Dijon noch dies andere hinzufügen, daß sie zu dem ersten literarischen Erzeugnisse Carnot's Veranlassung gegeben hat, ich meine seine Lobrede auf **Bauban**.

Der Unerlöschlichkeit des berühmten Marschalls, seiner Uneigennützigkeit und seinem Wissen, war schon durch Fontenelle's Mund in einer Weise gehuldigt worden, daß es schwer schien, jenem noch Etwas hinzuzufügen. In der That, durch welche Worte vermöchte man würdiger das Leben eines Kriegers zu bezeichnen, als durch diese wenige Zahlen: „Bauban leitete die Arbeiten an 300 Festungen; er erbaute 33 neue, belagerte 53 Plätze und nahm Theil an 140 Gefechten.“ Und klingen die folgende Worte nicht wie dem Plutarch entlehnt? „Bauban's Sitten blieben von den glänzendsten Auszeichnungen unberührt, und es bedurfte zu diesem Siege nicht einmal eines Kampfes. Er schien, mit einem Worte, ein Römer, den unser Jahrhundert den glücklichsten Zeiten der Republik entzuziehen hätte!“

Man hätte erwarten sollen, Bauban's Lobrede aus der Feder eines Genieoffiziers würde hauptsächlich in einer genauen Würdigung der Verdienste- und Angriffsmittel bestehen, mit welchen der Marschall die Kriegskunst bereichert hat. Dies zu thun war aber nicht die Absicht Carnot's gewesen: Bauban erschien ihm vorzüglich bewundernswerth durch die Vorzüge seines Herzens, durch seine Tugenden und seine Vaterlandsliebe. „Er gehörte, sagte Carnot, zu denjenigen, welche von der Natur ausschließlich zum Wohlthun der Welt geschenkt werden, welchen wie den Bienen das Bedürfnis angeboren ist, für das allgemeine Wohl zu wirken, welche ihr eigenes Schicksal nicht von dem des Staates trennen können, und die als wahre und ächte Mitglieder des gesellschaftlichen Verbands **3:**

mit der Menschheit leben und blühen, mit ihr leiden und schmachten.“

Der Prinz Heinrich von Preußen war in der Sitzung der Akademie zu Dijon gegenwärtig, in welcher die Lobrede auf Baubau gelesen und gekrönt wurde. In den unzweideutigsten Ausdrücken gab er den Genuß zu erkennen, den ihm die Rede gewährt hatte; mündlich und schriftlich gab er dem Verfasser die Versicherung seiner Hochachtung. Wettkampfend mit dem Prinzen Heinrich ging der Prinz Condé, Vorsitzender der Versammlung, in seiner Eigenschaft als Gouverneur von Burgund noch über die Wohlwillensbezeugungen hinaus, welche dem jungen Offizier vom Bruder Friedrich des Großen zu Theil wurden

(Schluß folgt.)

— 00 —

Religiöser Fanatismus in Amerika.

Wir haben unter dieser Ueberschrift schon mehrere Artikel in der „Atlantis“ veröffentlicht, und können dieselbe in der That als eine stehende Rubrik betrachten, denn jeder Tag bringt neue Ausgeburten des Fanatismus mit sich, die an Tollheit und Berrücktheit den ärgsten Scenen des Mittelalters nicht nachstehen. Wir haben heute eine Reihe von Mordthaten aus religiösem Wahnsinn zu erzählen, die in dem Staat der „blauen Geseke“, Connecticut, vorgefallen sind, und die einen wesentlichen Beitrag zur Sittengeschichte dieses Jahrhunderts und des amerikanischen Volkes bilden. Sage man nicht, daß solche Vorfälle zu vereinzelt dastehen, als daß man von ihnen auf den allgemeinen Bildungsstand des Volkes schließen könnte! Zur Beurtheilung des Mittelalters nimmt man die Hexenprozesse und Ketzergerichte; weshalb sollten wir bei Beurtheilung unserer Zeit uns nicht an solche Vorfälle halten, in denen sich der allgemein verbreitete Geist der religiösen Heuchelei und Intoleranz an einem speziellen und schrecklichen Beispiele zeigt? Für solche Vorfälle, wie wir hier mittheilen müssen, ist nicht nur ein Kreis von einzelnen wahnsinnigen Menschen verantwortlich, eine kleine Gemeinde, mit einem verrückten Weib als Prophetin an der Spitze, sondern die allgemeine Bigotterie und religiöse Heuchelei, welche im ganzen amerikanischen Volke verbreitet ist, die das System des öffentlichen Unterrichtes verfälscht, und die erlaubt, daß eine zahlreiche Menschenklasse bloß von der Ausbeutung der menschlichen Dummheit lebt. Der Wahnsinn, der den Mord in New Haven veranlaßt hat, beschränkt sich nicht auf die in dem blutigen Drama mithandelnden Personen, sondern ist in größerer oder geringerer Stärke über alle Kirchen und Gemeinden des Landes vertheilt, und jede Metho-

distenkirche, jeder puritanische Pfaff, jeder schleichende, heuchelnde Jesuit hat seinen Theil daran. Besonders in dem wegen seines Puritanismus, Nativismus und Temperanzfanatismus verrufenen Connecticut sind solche Vorfälle in der allgemeinen Stimmung des Volkes begründet, und diejenigen Leute, welche sich über den Mord entsetzen, sollten zuerst mal ihre Priester, als indirekte Mitschuldige an der wahnsinnigen That, aus ihrer Mitte vertreiben.

Hören wir übrigens den Hergang der Sache: Unsere Wechselblätter berichten:

„New-Haven, Connect., Dez. 26. (Mord aus religiöser Verrücktheit.) Ueber die bereit per Telegraph gemeldete Ermordung eines Farmers, Namens Justus Mathews, erfährt man jetzt folgende Einzelheiten: In New-Haven lebt eine alte Frau Namens Choda Walsman, welche in einer kleinen Gemeinde von Milleriten als Prophetin fungirt. Sie ist direkt vom Himmel abgesandt, um die böse Welt auf den Pfad des Heils zu führen und zu diesem Zwecke natürlich auch mit der Gabe, Wunder zu verrichten, ausgerüstet worden. Da sie behauptet, es bedürfe nur eines Winkes von ihr, um die ganze Welt zu zerstören. Es gelang ihr, eine kleine Anzahl von Gläubigen, unter ihnen einen anrüchigen alten Kerl, Namens Sly, um sich zu versammeln, und es wurden regelmäßig Versammlungen in ihrem Hause abgehalten. Einer ihrer Anhänger, dem Zweifel an der göttlichen Sendung der alten Here aufgestiegen waren, gab ihr eines Tages in einem Kuchen eine Portion Arsenik, welchen sie verzehrte, aber, da die Dosis zu stark war, wieder glücklich von sich gab. Mit diesem Wunder stieg natürlich das Ansehen der Alten bis in's Unbegrenzte. Nun befand sich aber unter ihren Gläubigen auch der erwähnte Mathews, welcher aus irgend einem unbekanntem Grunde ihr Mißfallen erregt hatte. Sie behauptete, er habe den Teufel im Leibe, er habe sie verheert, sie müsse sterben, wenn er nicht beseitigt würde und dann — würde die Welt untergehen. Verschiedene Versuche, den Teufel auszutreiben, mißlangen, und die Alte fuhr fort ihren bösen Feind anzuklagen. Da faßte die Gemeinde, entsetzt über die drohende Aussicht eines nahen Weltuntergangs, einen heroischen Entschluß. Am 24. war wieder Versammlung, in der Mathews zugegen war. Man blieb bis spät in die Nacht zusammen, und am andern Morgen fand der Sohn von Mathews seinen Vater in einem Zimmer als Leiche. Seine Hände waren mit einem Strick zusammengeschnürt, und der Hals von Ohr zu Ohr durchgeschnitten. Sly, der mit mehreren Andern verhaftet wurde, hat bereits den Mord eingestanden. Mehrere Mitglieder der „Gemeinde“ leisteten ihrem „Vorsteher“ Sly hülfreiche Hand.

Also geschehen im Jahre des Herrn 1855, in dem aufgeklärtesten Lande der Welt.

Nachträglich erhalten wir noch umständliche Nachrichten über das Ergebniß der in dieser Sache geflogenen Untersuchung. Es geht daraus hervor, daß der Vorsteher Sly den Mord allein, aber mit Vorwissen der ganzen Gemeinde und auf Anstiften der Prophetin verübte. Der Grund, warum Mathews sterben mußte, war, daß die Prophetin glaubte, der böse Geist sei aus der Person eines gewissen Amos Hunt, welcher den erwähnten Vergiftungsversuch machte, in Mathews gefahren. Sie schloß dies aus dem beherenden Blicke, welchen Mathews ihr zuzuwerten pflegte. Dieser selbst war von seiner Befessenheit vollkommen überzeugt, ließ deswegen verschiedene Austreibungskünste an sich versuchen, und sich am Abende seiner Ermordung, wie öfter zuvor, die Augen verbinden und die Hände binden. In diesem Zustande wurde er, und wie die Zeugen versichern, mit seiner Zustimmung, von Sly, dem Bruder der Wakemann, ermordet. Während der Verbung der That sangen und beteten die Gläubigen in einem Nebenzimmer.

Die Prophetin machte im Verhöre folgende Aussage:

„Ich bin 70 Jahre alt, lebte 17 Jahre in N. Haven, hatte 17 Kinder, von denen neun noch leben. Seit 20 Jahren bin ich Wittwe. Seit 30 Jahren bin ich eine Abgesandte Gottes. Damals kam die Religion bei mir zum Durchbruch und seit der Zeit wandelte ich mit Jesus Christus. Ich lernte zuerst Religion, als mein Mann mich mißhandelte und ich den Tod erwartete. Mein Mann brachte mich um das Leben. Sieben Stunden war ich todt und dann ward ich zu den Engeln gebracht. Als ich in den Himmel einging, standen zwei Engel an meiner Seite und berührten mich mit ihren glänzenden Schwertern. Christus kam zu mir mit emen von Nägeln durchbohrten Händen und er sprach zu meiner Seele. Ich betete und es kam ein anderer Engel und brachte mich in das Paradies, wo ich Adam und Eva und alle anderen Geister sah. Christus hatte die Dornenkrone auf und sah aus wie damals, als er gekreuzigt wurde. Gott saß auf dem Throne in aller seiner Glorie. Um ihn waren die Engel in ihren weißen Gewändern und die Geister waren alle glücklich. Ein Geist kam, ergriff mich und brachte mich wieder auf die Erde zurück, und als ich hier ankam, sah ich meine Leiche auf dem Boden liegen und ich fühlte mich sehr unglücklich, da ich wieder auf dieser bösen Erde leben mußte. Bald sah ich auch meinen schlechten Mann und er rief aus: Bei Gott, sie ist wieder lebendig! Später kamen wieder zwei Geister und Christus, und ich fiel nieder vor ihm. O ich war so glücklich! Letzte Nacht trug ich dem lieben Gott meinen Fall vor, und hatte eine Offenbarung von ihm. Er sagte mir, daß jener Mann (Mathews) den Bösen in sich habe. Er hat ihn geerbt von Amos Hunt, der mich vergiften wollte u. s. w.“

Diese Aussagen der Propheten bestätigen also vollkommen die Wahrheit Alles dessen, was die Herren Geistlichen seit Jahrhunderten von dem Himmel und der ewigen Glückseligkeit gepredigt haben. Hoffentlich werden die Ungläubigen in sich gehen.

In derselben Zeitung finden wir folgende Notiz :

„M o r d. New-Haven, 1. Jan. Ein wahnsinniger Mann, Namens Charles Sanford, ungefähr 26 Jahre alt, verübte gestern in Woodbridge, 6 Meilen von hier, 2 Mordthaten. Er befand sich vermuthlich im Walde, wo er Holz hackte, und tödtete Herrn Enoch Sperry, der in einem Schlitten vorbeifuhr. Er hackte ihm mit der Art den Hals ab. Der Ermordete ist der Sohn des Staatssekretärs. Nach dieser That begab sich Sanford in das Haus eines Farmers, Namens Ishabed Umberfield, den er gleichfalls mit der Art erschlug. Sanford ist verhaftet und scheint vollständig verrückt zu sein. Er ist ein Neffe von Almeron Sanford, welcher auf den Verdacht einer Betheiligung bei der Ermordung von Justus Mathews verhaftet worden war.“

Was soll man zu solchen Vorfällen sagen ?

Ebenso, wie man an einem hartnäckigen, boshaften Geschwüre die Verderbenheit der Säfte und die Entmischung des Blutes erkennt, ebenso wie sich durch eine einzige niederträchtige Handlung der gemeine Charakter eines Menschen offenbart : ebenso geben uns die hier erzählten Verbrechen Gelegenheit, die faulen Säfte im Leben des Volkes zu erkennen. Wir finden überall Belege dafür, daß diese religiöse Manie eine allgemeine Eigenschaft des amerikanischen Volkes ist, oder doch wenigstens aus Heuchelei und Eigennuß geduldet und begünstigt wird. Geht durch die straflässige Unaufmerksamkeit eines Eisenbahnbeamten ein Zug zu Grunde, so wird die Versehung als Urheber angeklagt. Irgend ein Unglück oder ein Verbrechen, aus Eigennuß und Habsucht begangen, wird jenem Allmächtigen in den Wolken aufgeburdet, der, wenn er wirklich für Alles verantwortlich wäre, was amerikanische Coroners Juries ihm aufburden, alle Mörder der Welt an Verbrechen überträte. Von der Predigt jener Priester, welche die Ursache des bekannten Eisenbahnunglückes bei Norwalk an der New Haven Bahn davon herleiteten, daß der Zug die Sabbathruhe verletz habe, bis zu dem Wahnsinn des alten Ely ist nur ein kleiner Schritt.

Was wird man nun thun? Man wird die unglücklichen Urheber des Verbrechen für irrsinnig erklären, und den öffentlichen Irren-Anstalten überweisen, und Alles bleibt beim Alten. Tausend Sekten aller Art werden sich nach wie vor mit der Propaganda des Wahnsinnes beschäftigen; Mormonen, Mennoniten, Milleriten, Quäker, Wiedertäufer aller Sorten und Arten, untermischt mit den Jesuiten, werden die Begriffe verwirren und die Gemüther aufregen, ganz, wie vorher. Allerdings, wir ha-

Den hier Religionsfreiheit, und jedem Unstun steht Thür und Thor offen. Aber auch diese Religionsfreiheit hat ihre Grenzen an den allgemeinen constitutionellen Bestimmungen über bürgerliche Freiheit und persönliche Sicherheit, und solche Vorfälle, wie die hier berichteten, sind wohl im Stande, Besorgnisse zu erregen und uns aufzufordern, diese Grenzen mit neuen und bess. rn Vertheidigungsmitteln zu versehen.



Zur Schulfrage.

Die „San Antonio Zeitung“ publicirte vor einiger Zeit einen Artikel über Schulwesen und Schulzwang, in welchem sie bedauerte, daß dem Congresse und der Föderalregierung keine Gewalt über das Schulwesen zustehe. In dem „San Antonio Ledger“ vom 1. Dez. '55 finden wir einen größeren Aufsatz über dasselbe Thema und eine Reihe von Bemerkungen über das Schulwesen, welchen wir, einzelne Punkte abgerechnet, unsere vollständige Zustimmung nicht versagen können. Diese Bemerkungen beziehen sich darauf, die Erziehung national zu machen, und sind mit Ausnahme eines einzigen Punktes, — die Alleinherrschaft der englischen Sprache in den Primärschulen betreffend, — so freisinnig und vorurtheilsfrei, daß wir kaum einen Amerikaner als den Verfasser des Artikels vermuthen zu können. Unter mehreren vortrefflichen Vorschlägen, welche der Verfasser über das Schulwesen macht, heißt es im dritten Abschnitte, daß die Exekutive in Washington die oberste Aufsicht über alle Schulen dieser großen Union haben solle, und am Schlusse wird die Einrichtung einer Ver. Staaten Schule anempfohlen, als eines Centralpunktes sämmtlicher wissenschaftlichen Bestrebungen in Amerika, als eines Schlußsteines des gesammten National-Schulsystemes. Mit großer Genugthuung sehen wir solche Vorschläge, deren Erfüllung schon längst den Gegenstand unserer lebhaftesten Wünsche bildete, in einem anglo-amerikanischen Blatte auftauchen; wenn solche Ansichten unter dem amerikanischen Publikum ein Echo finden, dann ist Alles zu hoffen. Uns giebt dieser Vorschlag, und die Bemerkung der „San Antonio Zeitung“, daß dem Congresse und der Föderal-Regierung keine Befugniß zustände, sich in das Schulwesen zu mischen, eine willkommene Veranlassung, über das Verhältniß des Schulwesens zu den verschiedenen staatlichen Gewalten und über die Kompetenz der letzteren einige Bemerkungen zu machen, die vielleicht geeignet sind, den Charakter der Schule, wie die Bedeutung des Staates verständlich zu machen.

Die Föderativ-Verfassung der nordamerikanischen Republik mit ihrer Eintheilung in Gemeinden, Counties, Staaten, Union, ist gewiß vortrefflich, und gewährt, richtig ausgeführt, neben der größtmöglichen Sicherheit des Ganzen die größtmögliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Theile. Wie übrigens die einzelnen Befugnisse zwischen der General-Verwaltung, den einzelnen Staaten, den Counties, den Gemeinden vertheilt werden müssen: dies ist eins der schwierigsten Kapitel der inneren Politik der Union; es sind die irrigsten Ansichten über das Verhältniß der Staaten zu der Union und über die sogenannte Volkssouveränität vorhanden. Es ist bekannt, daß die demokratische Partei der General-Regierung nur „übertragene“ Gewalten zuschreibt, d. h. nur solche Befugnisse, welche ausdrücklich durch das Staatsgrundgesetz dem Congresse übertragen sind. Die Constitution hat nun allerdings dem Congresse eine gewisse Anzahl von Befugnissen eingeräumt, und diejenigen, welche sich zu einer „strikten“ Auslegung der Constitution verstehen, wollen dem Congresse keine andere Befugnisse zugestehen, als welche wörtlich und speziell in der Constitution angeführt sind. Es mag sein, daß bei der herrschenden Corruption in Washington eine Eindämmung der Congreßgewalten vorübergehend möglich sein mag, — obwohl die Corruption sowohl die Staatsverwaltungen, wie den Congreß angefressen hat, und in dieser Beziehung also kein Unterschied zu machen ist, — so scheint uns doch eine solche buchstäbliche Auslegung der Constitution weder mit der Absicht ihrer Verfasser, noch mit dem Charakter unserer politischen Institutionen übereinzustimmen. Wenn man von dem Grundsatz ausgeht, daß die gesetzgebende Macht im amerikanischen Volke ruht, so ist auch noch heute, wie zur Zeit der Gründung der Constitution, das Volk berechtigt, einzelne Theile dieser Macht an die General-Regierung zu übertragen, denn das Recht, Gesetze zu geben, Vollmachten auszufüllen, Befugnisse zu übertragen, hat sich durch die Abfassung der Constitution nicht erschöpft. Wir glauben daher, daß man namentlich in dieser Beziehung die Constitution nicht buchstäblich interpretiren dürfe. Wir glauben, daß die einzeln Befugnisse, welche die Constitution direkt und ausdrücklich dem Congresse zuschreibt, nur beispielsweise angeführt sind, um zu zeigen, welcher Art die Geschäfte sind, die zur Kompetenz der Föderal-Regierung gehören. Wir glauben, daß der allgemeine Aufschwung, den die Bedürfnisse und Interessen des amerikanischen Volkes seit Gründung dieses Staaten-Bundes genommen haben, auch eine Vermehrung der Pflichten und Rechte der Föderal-Regierung, und eine Vermehrung der Macht und Selbstständigkeit der einzelnen Staaten zur Folge haben müsse. Wir gehen von der Ansicht aus, daß die Frage, ob Etwas zur Kompetenz des Congresses gehöre oder nicht? nicht so sehr von der Constitution, als von den Eigenschaften und dem Charakter des

in Rede stehenden Geschäftes abhängt. Wir finden es ganz natürlich, daß lokale Sachen, von den Lokalbehörden, staatliche Geschäfte von den Staatsbehörden, nationale und allgemein humane Angelegenheiten dagegen vom Congreß abgemacht werden. Für die letzteren, für die rein humanen, allgemein menschlichen Angelegenheiten, welche über die Grenzen der nationalen Interessen hinausgehen, wird die Zukunft noch eine höhere Behörde, den Völkercongreß, creiren. Einstweilen beschränken wir uns auf die bestehenden Organe des Staates, wie sie in der Constitution dieses Landes eingerichtet sind.

Eine solche aus der Sache selbst hervorgehende Beurtheilung scheint uns mit dem ganzen Charakter der Zeit, mit dem Gange, den die Wissenschaft genommen hat, und mit der allgemeinen Weltanschauung übereinzustimmen. Während man früher systematisirte und construirte, und die Systeme eher hatte, wie die Thatsachen und Beobachtungen, entwickelt man jetzt die Systeme und Gesetze aus den Thatsachen heraus. Diese Immanenz der Beurtheilung, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen, — welche von der Philosophie erfunden worden ist, hat die glücklichsten Resultate auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hervorgerufen, und gibt dem Jahrhundert einen mächtigen Impuls zum Fortschritt. Jedes Ding hat seinen Werth und sein Maaß in sich selbst, und kann nur nach seinen eigenen Eigenschaften beurtheilt werden. Durch die Anwendung dieses Satzes bringt man die so lange versagte Gerechtigkeit in das Urtheilen. Diesen Satz müssen wir auch in der Politik anwenden. Welch eine Verwirrung herrscht in den Kreisen der amerikanischen "olitif über die Frage des Competenz, über die Grenzen der Federalgewalt, über die Beschaffenheit der Volkssouveränität, über die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt etc. etc. Wir wollen nur an drei der hauptsächlichsten Fragen der Tagespolitik erinnern, an die Bestimmung der Kansas- und Nebraskabill über Sklaverei, an die inneren Verbesserungen und an das Temperenzgesetz. Während die Frage der Sklaverei eine Frage der allgemeinen Menschlichkeit und des nationalen Gesamtinteresses ist, und die innern Verbesserungen sich in allgemein nationale und speziell staatliche theilen, ist die Temperenzfrage eine durchaus individuelle Sache, in welcher keiner einzigen Gemeinschaft irgend ein Gesetzgebungsrecht zusteht. Alle Verwirrungen der letzten Jahren wären vermindert worden, wenn man, anstatt willkürliche Theorien und allgemeine Systeme aufzustellen, jede einzelne Frage ihrem eigenthümlichen Werthe nach behandelt hätte.

Man verzeihe uns diese Abschweifung; sie schien uns zur Behandlung unseres speziellen Gegenstandes nothwendig, denn gerade die Schule und die Erziehung ist ein Gegenstand, welcher auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung nach einander die Thätigkeit der Familie,

der Gemeinde, des Staates, der Union, der Menschheit in Anspruch nimmt. Versuchen wir, diese verschiedenen Stufen kurz abzugrängen!

Die Erziehung der Bedürfnisse, Neigungen und Empfindungen gehört der Familie.

Die Elementarerziehung gehört der Gemeinde.

Die Erziehung zum bürgerlichen Berufe ist Sache des einzelnen Staates.

Die Erziehung zum freien republikanischen Bürger, zum selbstständigen, selbstthätigen und selbstbewußten Menschen, die wissenschaftliche und künstlerische Erziehung ist nationale Angelegenheit, und gehört hier in Amerika unbedingt zur Kompetenz des Congresses, bis daß ein höheres Tribunal gefunden wird, das die höchsten Zwecke der Menschheit vertritt.

Gehen wir auf den letzten Punkt näher ein. Der Congress hat sich bisher fast ausschließlich mit pekuniären Interessen, mit Sklaverei, Zöllen, Gelderzwollungen etc. beschäftigt, und daher ruht auch wohl die allgemeine Corruption, die in Washington herrscht, und der Egoismus der Parteien, von dem wir gerade im gegenwärtigen Momente ein eclatantes Beispiel sehen. Gibt man der Thätigkeit des Congresses eine höhere, weitere Aufgabe, so wird auch die ganze Haltung dieses großen politischen Körpers eine edlere und uneigennützigere sein. Die höchste Aufgabe desselben aber stimmt mit der höchsten Aufgabe der Nation selbst überein, sie besteht in der Verbreitung der Wissenschaften und Künste. Die Gesellschaft der Musen und Grazien paßt schon von alter Zeit gut zu einer Republik. Wenn eine große Universität, die Trägerin der modernen Wissenschaft, mit Museen, Bildergalerien, Akademien, Sternwarten etc. rings um das Capitol herumläge, es würden die Berathungen im Capitele selbst an Würde, Gediegenheit und Inhalt gewinnen. Jetzt besteht die Umgebung des Capitols aus Bordellen und Spielhäusern. Das Volk der Ver. Staaten kann verlangen, daß der Sitz der Föderal-Regierung der Sitz der Intelligenz des Landes sei. Als die kleine Schweiz sich nach den Sonderbundskriegen reorganisirte, wurde gleich in der Verfassung bestimmt, daß eine eidgenössische Hochschule errichtet werden solle, — welche ganz andere Ansprüche kann in dieser Beziehung das Volk der Ver. Staaten machen? Geld ist haufenweise in den Kassen der Ver. Staaten; diese Republik ist im Stande, mehr für Wissenschaft und Kunst zu geben, wie Nikolas, Viktoria, Louis Napoleon und Friedrich Wilhelm zusammen. Nicht nur kann die Republik die Mittel zur Intelligenz besser bezahlen, wie die Monarchie, sie braucht auch mehr Intelligenz, als sie. Ein souveränes Volk braucht viel mehr allgemeine wissenschaftliche Kenntnisse, viel mehr historische, philosophische, naturwissenschaftliche, national-ökonomische u. s. w. Kenntnisse für seine Beamten und Gesetzgeber, als eine Aristokratie, die nach den Vorurtheilen und dem Herkommen regiert wird. Es ist einmal de r

Grundsatz allgemein angenommen, daß das Schulsystem in Amerika ein nationales sei, — obwohl dieser Grundsatz in der Praxis noch nicht ganz ausgeführt ist; — das einzige Mittel, diesen Grundsatz zur Wahrheit zu machen, ist die Einrichtung einer Verein. Staaten Hochschule, welche den andern Unterrichtsanstalten als Norm dienen und ihnen die nöthigen Lehrer verschaffen kann. Diese Schule muß den Schlußstein des ganzen Unterrichtssystems bilden; ihre Existenz ist eine nothwendige Voraussetzung für alle andern Unterrichtsanstalten. Sie müßte natürlich so angelegt werden, wie es der Größe ihrer Aufgabe entspricht, mit Bibliotheken, Sammlungen aller Art, physikalischen Cabinetten, chemischen Laboratorien, Sternwarten und allem Zubehör versehen, mit einer Akademie für Wissenschaften, einer Abtheilung für schöne Künste zc. bereichert, ein Organ zur Weiterführung der Wissenschaft, wie zur Verbreitung derselben. Eine solche Anstalt könnte in viel umfassenderer Weise das leisten, was die Akademie der Wissenschaften in Berlin, das „Institut“ und das „Längsbureau“ in Paris und ähnliche Institute in Europa nur annäherungsweise erreichen, weil hier sowohl die materiellen Mittel in reichem Maaße vorhanden sind, als auch die politische und religiöse Freiheit unbegrenzt ist. Die wissenschaftlichen Resultate einer solchen Anstalt würden die kühnsten Erwartungen und Berechnungen übertreffen, und selbst auf die gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten Europa's eine mächtige Rückwirkung ausüben. Ein Klang der berühmtesten Namen würde sich um dieses Institut versammeln, und die Blicke der ganzen gebildeten Menschheit auf dieses Land richten. Fürwahr, der Plan einer Verein. Staaten Hochschule hat eine weite Perspektive; wir wußten kaum, welche eine glänzendere That der Genius dieses Jahrhunderts vollbringen könnte.

Der Kongreß hat bis jetzt nur zwei wissenschaftliche Anstalten unter seiner Aufsicht und Leitung, das Smithsonian Institut zu Washington und die Militär-Akademie zu Westpoint; beide sind aber zu exclusiv, als daß sie den Namen nationaler Anstalten verdienen und einen passenden Platz in dem Systeme der Volkserziehung einnehmen. Die Hochschule müßte unserer Ansicht nach die Vereinigung einer Universität, nach dem Muster der größeren europäischen Universitäten, mit einer wissenschaftlichen Akademie in der Art, wie das „Institut“ in Frankreich, sein, und denselben Grundsätzen, nach denen das allgemeine Volksschulwesen eingerichtet ist, folgen, so daß die Theilnahme an den Vorlesungen jedem Manne aus dem Volke unentgeltlich frei steht. Unter der permanenten Aufsicht des Volkes und des Kongresses würde sich hier ein Wettstreit wissenschaftlichen Strebens zeigen, der an die olympischen Spiele der Griechen erinnert. Die Griechen waren ein jugendliches Volk und ihre nationalen Vergnügungen waren dem gemäß, aber die Völker dieses Jahrhunderts sind erasler und älter geworden, denn ihr

olympischer Cirkus liegt im Reiche der Ideen, der Entdeckungen und Erfindungen.

So sehr auch die Wissenschaft zu den republikanischen Ideen und Institutionen paßt, so wenig verträgt sie sich mit der einseitigen Auffassung des Selbstgouvernements, welche wir oft in Amerika finden. Mehr, wie Alles in der Welt, ist die Wissenschaft socialistischer Natur; eine Entdeckung reiht sich der andern an, eine Forschung unterstützt die andere; eine Wissenschaft steht im Bunde mit der andern. Kein Forscher, kein Denker kann isolirt und mit eigenen Mitteln das zu Stande bringen, was er im Verkehr mit andern Denkern und umströmt von der wissenschaftlichen Luft einer großen Universität leisten kann. Die Männer der Wissenschaft, ein Humboldt, Arago u. s. w. sind echte Socialisten, denn sie erwerben und benutzen die Schätze der Wissenschaft gemeinschaftlich. Aus dieser „universellen“ Natur der Wissenschaft geht es schon hervor, daß ihr eine „Universität“ angewiesen werden muß, d. h. eine Anstalt, wo alle Wissenschaften vertreten sind und im freien Verkehr mit einander stehen, und um eine solche Universität zu Stande zu bringen, bedarf es der Kräfte einer großen vereinigten Nation.

Welche Rückwirkung die Einrichtung einer solchen Anstalt auf das ganze Unterrichtssystem der Union bis zu der kleinsten Dorfschule herunter haben würde, läßt sich kaum absehen. Bisher ist im ganzen amerikanischen Volksschulsystem, so vortrefflich seine Intentionen auch sein mögen, kein Plan, keine Einheit, keine Consequenz, keine Uebersicht. Jedes einzelne Schulkollegium, jeder einzelne Schulsuperintendent handelt für sich. Die verschiedensten Methoden und Maximen herrschen in den Schulen. Dies stimmt nicht zusammen mit der großen Uniformität, welche man sonst in den hiesigen Sitten und Gebräuchen findet. Noch weniger paßt dies zu dem nationalen Charakter, den das Volksschulwesen beansprucht. Durch Gesetze, Reglements u. s. w. läßt sich hierin keine Aenderung herbeiführen, — denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Reglement und dessen Ausführung, — sondern nur durch der Wissenschaft selbst, die in ihren hauptsächlichsten Resultaten immer ewig und consequent ist. Ohne eine solche Universität fehlt dem nationalen Erziehungssystem nicht nur den Kopf, sondern auch die Basis, die Vorbedingung, das allgemeine Maaß, nach welchem die gesammte Volkserziehung geleitet wird.

Wir könnten noch lange fortfahren, die Unentbehrlichkeit und die großen Resultate einer solchen Anstalt nachzuweisen, — aber es hieße, tauben Ohren predigen. Es ist traurig, große, glänzende Hoffnungen aufzurollen mit der sichern Einsicht, daß sie sich nicht erfüllen. Ja, wenn die amerikanischen Politiker in der Mehrzahl Leute wären, wie

Seward von New-York, Staatsmänner, die den Werth wissenschaftlicher Erziehung begreifen, weil sie dieselbe genossen haben, Leute von universeller Bildung, Denker, Philosophen: — dann könnte man an die Realisirung eines solchen Planes denken. Aber diese Routiniers, welche im Kapitele sitzen, sind zu solchen Gedanken nicht fähig; sie sind in den Kongreß gekommen, ohne daß sie nothwendig hatten, die Schule der Wissenschaft durchzumachen, und denken, daß andere Leute dies auch nicht nothwendig haben. Anstatt der Wissenschaft einen Tempel zu bauen, fuhren sie die Slaverei in die Territorien ein, und — zanken sich um die Beute.

Thomas Dhele.

Ein Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts.
(Nach Ariens Essay: für die „Annales“ von Ed. Lersch.)

Dhele war ein Engländer. Unter dem Namen Thomas Dhele wurde er, um das Jahr 1771 in Frankreich bekannt. Sein eigentlicher Name war Hales.

Er war geboren 1740 in der Grafschaft Gloucester. Sein Vater, ein Baronet und ein Mann von kühnem, abentheuerlichem Geiste, wünscht, daß der einzige Abkömmling seines etwas berühmten Hauses den Schrecken der See die Stirne biete, deshalb trat Thomas Dhele nach einer ernsten und arbeitsamen Jugend in den Seedienst und focht tapfer im Jamaikakrieg. Dann reiste er über den ganzen Erdball, weilte lange in Italien und kam um das Jahr 1770 nach Paris, nachdem er die Reste seines Erbes durch Reisen sehr vermindert und, wie Gretry sagte, manchen Fußtritt von Bacchus und Venus erhalten hatte. Trotz seiner Leidenschaft für Bergungungen bewahrte sein Gesicht stets den Ausdruck von Heiterkeit und ernster Würde, ja es war, so zu sagen, ehrwürdig. Von feinem Schnitt erinnerten die Züge seines Antlitzes an die schönen Porträte des englischen Hofes von Bandyke, seinen Mund umspielte das Lächeln verächtlicher Gleichgültigkeit. Er war nicht lange in Paris, ehe er sich vollends ruinirte, — wer hält es für möglich! — für die Wirthin des Hotels, wo er abgestiegen war. Als er sich ganz ohne Mittel fand, begann er Lustspiele zu schreiben für das italienische Theater. Sein Genie war so groß, daß sein erstes Stück ein Meisterwerk war, was Bühnenkenntniß und Dialog betrifft. Er arbeitete langsam, konnte aber nicht dazu gebracht werden, seine Werke zu revidiren, weil, wie er sagte, das Urtheil des

Morgens nichts mehr werth sei, als das des vorbergehenden Abends. — Vom italienischen Theater erhielt er im Durchschnitt über tausend Kronen jährlich. Aber was ist diese Summe für einen englischen Baronet, der auf seinen Reisen sein Erbe in die vier Winde gestreut hatte? Während der zehn Jahre, die er in Paris zubrachte, lebte er nie länger als drei Monate hinter einander bequem. Dank seiner Verschwendung verbrachte er sein Leben im Schuldgefängnisse oder im Kaffeehaus. Aber auch in der äußersten Armuth verlor er weder den edlen Stolz des Genies, noch die Würde im Betragen. Noch so schlecht gekleidet, verrieth sein Gang den Mann von Adel. Gretry, der einige Notizen über ihn hinterließ, erzählt, daß er ihn lange Zeit fast nackt sah, aber nie flößte er Bedauern ein, „sein edles und würdiges Gesicht schien zu sagen: „Ich bin ein Mann, was kann ich mehr verlangen?““ Er vereinigte in sich den Stolz des Spaniers und die Ruhe des Engländer's.

Dhele war einer der besten Kritiker seiner Zeit, obgleich er nie seine Kritiken niederschrieb. Auf der Bühne erlitten seine Entscheidungen keine Appellation. Er sah immer klar am politischen Horizont und die Herausgeber der Tagesblätter wetteten oft auf seine Conjecturen. Nie sprach er von sich selbst, sowohl aus kluger Rücksicht für Andere als auch aus Selbstachtung.

Er machte sein Debüt auf dem Theater in Verbindung mit Gretry, mit dem „Urtheil des Midas“. Es ist dies ein reizendes Lustspiel. Der originelle Genius Dhele's, getragen von der schönen und der lebendigen Musik Gretry's, vereinigte zu dessen Gunsten die Stimmen aller Pariser, die es ergötzlich fanden, die Engländer in der komischen Oper zu applaudiren, während sie dieselben auf dem Djean verwünschten. Der Erfolg war brillant. Dichter und Musiker wurden herausgerufen; Dhele, schlecht genug gekleidet, kam mit ernster Miene, weder erfreut noch betrübt. „Es ist dies,“ sagte er, „der nothwendige Epilog meines Lustspiels.“ Da Apollo im ersten Akt aus den Wolken fällt, rief ein Witzbold: „Hr. Dhele, da Ihr Stück vom Himmel kommt, muß es auch nothwendig dahin zurückkehren.“ Die Akademie nicht wissend, was andres zu thun, bigann den Dichter über die Worte „das Urtheil des Midas“ zu behelligen. Dhele's einzige Antwort war, daß er sein Lustspiel der Akademie widmete.

Ein Jahr nachher beendigten Dhele und Gretry, die stets auf zartem Fuße miteinander standen, das Lustspiel „der eifersuchtige Amor“. Den Stoff hatte ein englisches Lustspiel „das Wunder“ geliefert. Dieses Stück wurde zuerst in Versailles mit großem Erfolge gespielt. Am Tage der Vorstellung, während Gretry mit stolzen Schritten den Pallast maß, saß Dhele einfach in der Kuripe über einem Glas Wein, wie ein Mann frei von aller menschlichen Eitelkeit. Der Erfolg des „eifersuchtigen Amor“ war noch größer im italienischen Theater. Man begann sich zu

fragen: Wer ist dieser Engländer, der so originell ist und so viel Geist hat, als ein Franzose? Tausend Gerüchte wurden über ihn verbreitet, Jeder wollte ihn sehen, um besser seine Sonderbarkeiten zu beurtheilen. „Ich erscheine ihnen nur sonderbar, weil sie nicht natürlich sind. Ich bin es, der natürlich ist,“ sagte er.

Der Herzog von Orleans, welcher hörte, daß Dhele seine Nachmittage im Café du caveau im Palais Royal zubringe, verkleidete sich und gieng dahin, um ihn zu sehen. Er fand einen Mann, der ernst dreinsah, als ein flämmischer Biertrinker, die Beine gekreuzt oder auf einen Stuhl ausgestreckt, träumend nach Gefallen und wenig bekümmert um die, die um ihn waren. Wovon träumte er? Er träumte von Liebe, denn Dhele war immer verliebt. Wenn er sich herabließ, sich in das Gespräch zu mischen, so sagte er nur wenige Worte, aber stets zum Zweck. Nie sprach er über Dinge, die Jeder wissen sollte; Schwäzer unterbrach er mit den trockenen Worten: „Dies ist gedruckt!“ Seine Beistimmung gab er mit einem Nicken des Kopfes zu erkennen, und wurde seine Geduld durch thörichtes Geschwätz auf die Probe gestellt, so kreuzte er die Beine, nahm eine Pfeife und sah anders wohin.

Der Herzog von Orleans war erstaunt. Da er wußte, daß Dhele in Schulden steckte, sandte er am nächsten Morgen seinen Kammerdiener mit hundert Louisdor's zu ihm. „Sag ihm, dies sei die erste Zahlung einer Pension, die ihm der Herzog von Orleans für seine Beredsamkeit gewähre.“

Der Kammerdiener fand Dhele in einem Bette liegend, das, man muß gestehen, sehr hart war. „Ich störe Sie, mein Herr?“ — „Ja!“ — „Sind Sie Herr Dhele?“ — „Ja!“ — „Soll ich die Thüre schließen?“ — „Nein, denn Sie schwätzen dann zu lange.“ — „Werden Sie nicht ärgerlich, ich bin hier, gesandt vom Herzog von Orleans.“ — „Nun?“ — „Der Herzog sendet Ihnen die erste Zahlung einer Pension, welche Er. königl. Hoheit Ihnen wegen Ihrer Beredsamkeit zukommen läßt!“ — „Es ist gut.“ — „Hier sind hundert Louisdor's.“ — „Hier ist eine für Sie.“ — „Ist dies Alles, was ich dem Herzog zu sagen habe?“ — „Ja, doch . . . verschwinde! Der Herzog kennt meine Beredsamkeit.“

Es ist leicht zu begreifen, daß er drei bis vier Monate nachher keinen Sou mehr hatte. Gretry erhielt vom Herzog von Orleans, in dessen Pallast „das Urtheil des Midas“ gespielt worden war, hundert Louisdor's, um sie mit Dhele zu theilen. Gretry schrieb deshalb an Dhele und schickte ihm seinen Antheil. Jener gab dem Diensthoten aber nur die Antwort: „Es ist gut.“ Gretry, der eine schriftliche Antwort erwartet hatte, dachte, Dhele würde mündlich mit ihm sprechen, aber sie sahen sich zwanzigmal, ohne daß Dhele eine Anspielung machte. Endlich fragte er ihn direkt: „Sie erhielten ohne Zweifel . . .“ — „Ja.“

Dhele sagte nicht Ein Wort mehr.

Man nannte ihn als e'n Muster von Undankbarkeit, weil er sowohl Wohlthäter, als Wohlthaten zu vergessen schien. Vergaß er aber wirklich?

Eines Tages beleidigte ihn im Café du caveau ein Mann, dem er für so manche Anleihen verschuldet war. „Hier bin ich gezwungen zu fechten“, sagte Dhele, „es ist eine Krankheit der Zeit.“ Der Schuldner und der Gläubiger begaben sich deshalb, um die Sache abzumachen, in einen nahegelegenen Garten. Kaum hatten sie die Klingen gekreuzt, so entwaflnete Dhele, der die Vortheile größerer Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit hatte, seinen Gegner auf's Anmuthigste und sagte zu ihm mit seinem gewöhnlichen Ernste: „Wäre ich nicht Ihr Schuldner, so würde ich sie tödten; hätten wir Zeugen, so würde ich Sie verwunden; wir sind allein und ich vergebe Ihnen.“

Er war die Beute einer unwürdigen Geliebten, einer ausgedienten Tänzerin. Als er eines Morgens erwachte, sah er den Eheriff, der eine Verbeugung machte. — „Wie viel?“ fragte Dhele. — „Zehn Louisdor's,“ antwortete der Beamte.

Dhele erhob sich im Bett und schrieb an Gretry: —

„Zehn Louisdor's oder das Gefängniß.“

Gretry kam mit dem Gelde. „Wer zum Teufel, mein lieber Dhele, belästigt Sie wegen einer solchen Kleinigkeit?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Sie sollten es aber wissen.“ — „Wozu?“

Gretry nahm den Verhaftsbefehl aus den Händen des Beamten. — „Wie! es ist wieder Ihre Spernmamsell?“ — „Was beansprucht sie?“ — „Die Miethe Ihres Bettes, worauf Sie liegen.“ — „Nicht meines Bettes, sondern ihres,“ sagte Dhele, „zahlen Sie.“

Während der Zeit seines größten Glends besuchte Dhele einmal einen Freund, der so eben ausgegangen war; plötzlich sah er e'n feines Paar Hosen von lilafarbiger Seide; seine eigenen hatten ausgedient, das sah er auch. Ohne Ceremonie zog er daher seines Freundes Hosen an, und ging hinweg, sehr erfreut über seine Entdeckung. Als sein Freund heimkam, fand er am Fuß des Bettes einen alten Feszen. „Meine Hosen! wo sind meine Hosen? Dhele war hier. . .“ Doch konnte er nicht glauben, daß Dhele sich eines solchen Betragens schuldig machen würde. Abends ging er in das Café du caveau. Das erste, was er sah, war sein Eigenthum. Dhele begrüßte ihn wie gewöhnlich. Sein Freund, mehr und mehr erstaunt, schlug ihn mit gutem Humor auf den Schenkel. „Dies sind die Hosen, nicht wahr?“ — „Ja,“ sagte Dhele mit der größten Ruhe der Welt, „ich hatte keine.“

Dhele hatte die Idee, einen Roman zu schreiben. Er schrieb ihn in weniger als einen Tag. Nicht ein Wort zu viel; und doch war es ein

vollständiger Roman in Auffassung, Charakteren und Begebenheiten. Dieser Roman von acht Seiten, ohne Abschweifung, ohne ermüdende Länge, ohne Nichtigkeiten, war eine Satire auf die Romane des achtzehnten Jahrhunderts; er könnte noch mehr eine Satire auf die Romane der Gegenwart sein.

Langes Auf-leiben des Nachts, viele Liebelien, die schlechte Luft der Theater, Kneipen und des Gefängnisses brachten Dhele eine Lungenkrankheit und in kurzer Zeitstand er an der Pforte des Todes. Fast den ganzen Monat Februar 1780 brachte er im Bette zu. Im Frühlinge stand er auf und glaubte sich außer Gefahr. Er schrieb wieder Luü piele und verliebte sich auf's Neue. Diesmal widmete er seine An etung der Signora Bianchi, die sich herabließ, ihn unterhaltend zu finden, die ihn vielleicht wegen seiner Einfachheit liebte. Die Monate April und Mai waren für ihn ein wahrer Liebesfrühling. Es ist sonderbar! Dieser ernste Mann war wie ein Kind an der Seite einer Frau; dieser kalte Engländer liebte mit all der sentimentalischen Zärtlichkeit eines Franzosen. Er sprach von der Liebe, wie er über Alles sprach, ohne Wortschwall. Es ist immer dieselbe, kurze, stumme Beredsamkeit.

„Wissen Sie nichts zu sagen, Dhele?“ fragte ihn Madame Bianchi eines Abends. „Ich liebe Sie.“ — „Und dann!“ — „Sie sind sehr schön.“ — „Und dann?“ — „Ich liebe Sie.“

Dhele hatte Recht.

Als das italienische Theater geschlossen wurde, reiste die Signora nach Italien. Dies war der Todesstreich für unsern armen Philosophen; denn nach Meinung der ganzen Welt starb er aus Liebe. Umsonst versuchte er diese reizende Schauspielerin in Frankreich zurückzuhalten. — Alles, was er zu seinem Troste erlangen konnte, war ein Versprechen, ihn in Venedig erwarten zu wollen. Zwei Monate lang versuchte er es vergeblich, Geld zur Reise aufzutreiben. Keine einzige mitleidige Seele erbarmte sich seiner. Gretry bot ihm hundert Louisdor's an, aber für eine komische Oper, die er vor seiner Abreise schreiben sollte. Er begann zu arbeiten mit zu viel Hast und wurde krank. Einmal im Bette, vertauschte er es nur mit dem Sarge.

Unter seinem Kopfkissen hatte er einen Reisekalender und seine unvollendete Oper. Die Situation der Charaktere in diesem Stück zog ihn ab von seiner eigenen Lage. Er suchte sich manchmal seinen schweren Kummer zu verbergen, aber dieser fraß ihm am Herzen und tödtete den armen Dulder. Um stets allein mit seiner Liebe zu sein, verat er sich alle Besuche. Gretry jedoch gelang es, in sein Schlafzimmer zu dringen, aber es war erst in der Stunde des Todes. „Wie geht's, Dhele?“ — „Besser.“ — „Und unsere Oper?“ — „Zwei Akte.“

Dbele blätterte in seinem Reisekalender. „Was suchen Sie?“ — „Meine Route.“ — „Wohin gehen Sie?“ — „Nach Venedig.“ — „Es ist also eine ernstliche Leidenschaft?“ — „Ja.“

Dbele, der sich erhoben hatte, fiel zurück auf sein Kissen. Brettry erschrock über die plötzliche Blässe seines Gesichtes und den starren Blick seiner Augen. „Wünschen Sie etwas zu trinken?“ fragte er. — „Nein.“ — „Was wünschen Sie, mein armer Freund?“ — „Meinen Reisekalender.“ Bei diesen Worten verschied Dbele.

Was soll ich noch sagen über diesen Mann, der uns so fremdartig erscheint wegen seiner großen Einfachheit? Ich werde nichts sagen, denn er würde aus seinem Grabe rufen: „dies ist gedruckt!“ oder vielleicht an die schönen Worte des Pythagoras erinnern: „Schweige, oder sage etwas, das besser ist als Schweigen.“

Auflösung der Union.

Wir haben in der vorigen Nummer über das „manifest destiny“ der Union gesprochen, und müssen nun dieser weiten Perspektive in eine große Zukunft eine minder glänzende Aussicht folgen lassen. Die Auflösung der Union ist nicht mehr nur ein Schreckbild, mit welchem die alten grauen Junker vor abolitionistischen Tendenzen abschrecken wollen; nicht mehr nur die Drohung irgend einer vereinzeltten Prosklaverei-Zeitung im Süden; nicht mehr nur der Wunsch irgend eines fanatischen Abolitionisten in Massachusetts: nein, sie ist eine für unvermeidlich erkannte Katastrophe, die sich schon jetzt in deutlichen und offenkundigen Anzeigen ankündigt. Schon jetzt steht die Maschine still; der Congress kann sich nicht organisiren. Glaube man nicht, daß dieses Faktum bloß dem Ehrgeize einzelner Persönlichkeiten und der Hartnäckigkeit einer Know-Nothing Fraktion zuzuschreiben sei. Der Bruch zwischen Süden und Norden ist da; er zieht sich durch alle Verhältnisse der amerikanischen Politik hindurch. Es ist Zeit, diese Thatsachen direkt und ohne Umschweife zuzugeben. Das Behklagen über die Auflösung der Union ist nicht unsere Sache; wir wollen dies denjenigen überlassen, welche die Schuld daran theilen, den Prosklavereireuten, jenen dienstbaren Anhängern der demokratischen Partei, welche in ihrem Eifer, die Union zu erhalten, die Grundlage derselben, das Rechtsgefühl, die Menschenrechte, die Habeas Corpus Akte u. aufgelöst haben. Der Auflösungsprozeß ist schon an vielen einzelnen Symptomen sichtbar, und das Schlimmste, oder vielmehr das Beste an der ganzen Sache ist, daß man kein Mittel hat, den drohenden Sturm zu be-

schwören, daß man ohne Widerstreben die Ereignisse sich erfüllen lassen muß.

Wie die Union sich in den letzten vierzig Jahren seit der Erwerbung Louisiana's gestaltet hat, verdient sie gar nicht, daß man ihre Auflösung betrauert. Alle Hoffnungen, welche die Menschheit auf die Union und ihre Zukunft setzte, sind unter dem Drucke der Sklaverei erstickt. Seitdem es hieß: „Ohne Sklaverei keine Union“ mußte der Menschenfreund die Erhaltung der Union betrauern.

Als der Genius der Menschheit die Unabhängigkeitserklärung abgab und die Union gründete, da wagte er ein kühnes und neues Experiment, nämlich einen großen, mächtigen Staat ohne nationale, religiöse, dynastische oder militärische Basis zu gründen, einen Staat, so universell, wie die Menschheit, in welchem das absolute Recht für Jeden ohne Unterschied der Abstammung, Nationalität u. festgestellt werden sollte. Diese moderne Idee des Staates ist das natürliche Resultat der europäischen Staatenbildungen und der Cultur dieses Jahrhunderts. Sie ist das Vorbild des allgemeinen Völkerbundes, dieser letzten und höchsten Hoffnung der europäischen Revolution. Wenn Amerika fähig gewesen wäre, diese Idee zu realisiren, so gäbe es gewiß keinen Menschen, der hartnäckiger, wie wir, an der Union festhalten würde; wir würden in der Erhaltung der Union eine Bürgschaft für die universelle Freiheit des ganzen Menschengeschlechtes finden. Aber wir glauben, daß das Experiment verfehlt ist. Auch die Weltgeschichte macht, wie die Natur, verunglückte Experimente, und wir glauben, daß gerade dieser Versuch der modernen Staatenbildung so neu, schwierig und ungewöhnlich ist, daß es sich wohl mehrfacher und wiederholter Bemühungen verlohnt. Die Menschheit wird deshalb ihr Ziel doch nicht aus dem Auge verlieren; sie wird deshalb doch ihre Aufgabe erfüllen, aber sie wird zu neuen Mitteln greifen müssen. Die universelle Freiheit des Menschengeschlechtes, die Feststellung eines absoluten Menschenrechtes, wird deshalb doch durchgesetzt werden, aber leider scheint der Boden dieses Landes nicht vom Schicksal bestimmt zu sein, das Terrain dazu zu liefern; leider erweist sich die Union vollständig unfähig, das Problem des modernen Staates zu lösen,

Das Institut der Sklaverei ist ein direkter Widerspruch gegen die historische Mission der Ver. Staaten. Als die Union geschaffen wurde, konnte man eine Zeitlang glauben, daß dieses von der englischen Herrschaft hinterlassene Uebel, das so sehr mit den Grundsätzen und Einrichtungen einer Republik und mit der steigenden Cultur der Menschheit im Widerspruch stand, absterben würde, — eine Ansicht, die wir häufig in den hinterlassenen Schriften jener Philosophen, welche die „Väter der Republik“ genannt werden, finden.

Aber das Institut der Sklaverei, Anfangs geduldet, nachher be-

schützt, später ausgebreitet, durch die demokratische Partei zur Beherrscherin des Capitols und der Föderal-Regierung erhoben, vermittelst der Nebraska-Bill endlich als nationales und allgemein gültiges Institut anerkannt, begleitete die Union in ihren wesentlichsten Fortschritten und Eroberungen, und steht jetzt im Besitze der Administration, des Senates und der politischen Macht da, in einer drohenden, herausfordernden Stellung, mit allen Eigenschaften und Ansprüchen einer reichen und mächtigen Aristokratie. Das politische Gebäude, das Washington und Jefferson gründeten, steht noch, aber nur in seinen Formen; der Inhalt ist durch aristokratische Einrichtungen und durch eine allgemeine Corruption gefälscht. Das Rechtsbewußtsein in jenem höhern Sinne, welcher in der Unabhängigkeitserklärung die allgemeinen Menschenrechte votirte, ist aus den Massen des amerikanischen Volkes verschwunden; wie man gegen Neger und Indianer verfährt, so sucht man auch die Einwanderung, dieses wesentlichste Mittel des Emporblühens Amerika's, als eine untergeordnete Klasse zu behandeln, und Rechtsverweigerungen, Unterdrückungsversuche, Gewaltthätigkeiten gegen dieselben sind an der Tagesordnung. Die wahrhaft demokratischen und kosmopolitischen Ideen, welche über der Geburt dieser Republik walteten, sind bis auf die Erinnerung daran verschwunden, und der alltäglichste, erdärteste Egoismus an die Stelle derselben getreten. Was sollen wir dies traurige Gemälbeweiter ausführen? Das Traurigste von Allem aber ist, daß diese Mißstände nicht Folgen einer momentanen politischen Verstimmung, vorübergehende Irrthümer der öffentlichen Meinung sind, sondern Symptome eines bornirten und egoistischen Volkscharakters, welcher alle Hoffnung auf eine freiere und weitere Entwicklung auszuschließen scheint. Der Amerikaner ist im Allgemeinen kein Mensch von hohen Ideen und tiefem Gefühl; er besitzt selten jene weltmännische Bildung, jene philosophische Erziehung, die wir bei den alten Republikanern finden; ihm fehlt ja das tiefe, innige Gefühl für Menschenwohl, jene humane, anspruchslose Menschenliebe, die nicht nur die höchste Tugend, sondern auch das höchste Glück des Menschen ist. Um Republikaner zu sein, muß man zuerst Mensch sein, Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, der das stolze, freie Selbstbewußtsein mit der Erkenntniß verbindet, daß er nur als kleines Glied der großen Gattung Etwas werth ist. Staat diese Religion der Humanität zu besitzen, ist der Amerikaner noch in einer falschen, erheuchelten Religiosität begriffen, die das Herz erkaltet, statt erwärmt; die Liebe zur Poesie, die Begeisterung für die Kunst ist noch nicht zum Herzen dieses Volkes gedrungen; der Klang des Dollars ist seine liebste Musik.

Früher gab es politische Formen, die noch Jahrhunderte stehen blieben, wenn auch der Geist und die Bedeutung daraus geschwunden

war. Solche Formen sehen wir noch jetzt überall in Europa, in England, in Deutschland, Italien. Ebenso mag auch in Amerika das Gerüste der freisinnigen republikanischen Institutionen noch eine Weile stehen bleiben, wenn auch der republikanische Geist erschwunden ist. Aber die Weltgeschichte schreitet heute schneller und hat eine mehr zerstörende Gewalt, wie früher. Wenn es mit dem Rückgang der öffentlichen Meinung so fortgeht, wie bisher, so ist nur eine von den vielen Verwickelungen, in denen sich die Union zur Zeit befindet, hinreichend, das ganze Gebäude der Union zusammen zu brechen. Ein Krieg mit England wegen Central-Amerika, ein Angriff gegen Cuba kann jeden Augenblick die Katastrophe, die wir erst in der Ferne vermuthen, in unsere unmittelbare Nähe rücken.

Um dieses ungeheure Land, an dessen weitausgedehnten Grenzen noch überall die Wildniß wohnt, das sich vom äußersten Norden bis zu den Tropen und vom atlantischen bis zum stillen Ocean ausdehnt, das von Völkern aller Rassen, Bildungsstufen und Sprachen bewohnt ist, um dieses Land zu einer großen, freien Republik zu machen, dazu gehört ein großer, freier Geist, eine universelle, kosmopolitische Idee, und vor Allem ein unbeugsames, absolutes Rechtsgefühl, welches bei der so ungleich zusammengesetzten Bevölkerung verhindert, daß der Mächtigere den Schwächeren unterdrücke. Von all diesen Eigenschaften ist hier aber wenig oder gar nichts zu finden; schon allein die Art und Weise, wie die Indianer behandelt werden, ist ein Beweis dafür.

Es ist ein hartes Urtheil, wenn man ein Volk beschuldigt, seine historische Mission nicht erfüllen zu können, aber die Größe dieser Republik ragt zu sehr über den Charakter dieses Volkes empor, als daß wir noch an das „manifest destiny“ dieser Republik glauben könnten. Während Georgia, Süd-Carolina und andere südliche Staaten jetzt schon durch ihre Legislaturen laut verkündigen, daß sie, im Falle Kansas nicht als Sklavenstaat aufgenommen wird, aus der Union scheiden, vergißt der Congreß und die General-Regierung, die nothwendigsten Mittel, um die Union durch materielle Banden zusammenzuhalten. Wir rechnen dahin in erster Reihe den Bau der Pacificbahn, welche, wie ein eisernes Band, die Union zusammenhalten würde. Aber weder die politische, noch die merkantilische Nothwendigkeit dieses Unternehmens scheint von den Männern, welchen die Nation die Leitung ihrer Angelegenheiten übertragen hat, genügend eingesehen zu werden. Gegenwärtig spricht man schon gar nicht mehr von diesem Unternehmen, das mehr, wie alles Andere, ein Prüfstein ist für den Muth, die Energie und die Kraft des amerikanischen Volkes.

Wir wollen an dieser Stelle nicht davon sprechen, welche politische Constellationen eintreten werden, wenn einmal der große Bau der Union

zertrümmert wird. Das Ereigniß wird jedenfalls von einem so heftigen Kriege und so großen Erschütterungen des Handels und des Wohlstandes begleitet sein, daß wir den Umfang der daraus hervorgehenden Veränderungen nicht im Voraus bemessen können. Das Wahrscheinlichste ist, daß sich dann eine dreifache Gruppe von Staaten bilden wird, eine südliche, — Sklavenstaaten, — eine pacifische und eine nördliche, von denen wohl nur die letztere so viel Kraft und Intelligenz hat, um sich in der republikanischen Form erhalten zu können. Soviel scheint gewiß, daß der Süden sich, losgetrennt vom Norden, kaum im Besitze seiner „eigenthümlichen Institutionen“ erhalten kann, und daß ihm eine ähnliche Zukunft dreht, wie Mexiko und den südamerikanischen Republiken. Auch dem Norden droht die Auflösung der Union große Verluste und Gefahren zu bringen, von denen die größte wohl ist, daß der puritanische Krämergeist der Neu-England Staaten dann das Uebergewicht erhalten wird.

Eine Hoffnung haben wir noch, daß die jedenfalls traurige Katastrophe abgewendet werde, nämlich dadurch, daß im Momente der Entscheidung der alte revolutionäre Geist wieder erwacht, daß die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung wieder lebendig werden, daß sich wieder Männer, wie Washington, Franklin, Jefferson, Lafayette, Kosciuszko, Thomas Paine finden, daß Sklaverei und Nativismus über Bord geworfen werden von dem wieder auferstandenen Genius der Freiheit und Revolution. Leider haben wir zu dieser Hoffnung wenig Anhaltspunkte in den gegenwärtigen Verhältnissen, Personen und Ansichten.



Ueber die Bedeutung der socialistischen Ideen für unser Zeitalter und seine Wissenschaft.

(Von Prof. Dr. Fortlage. Aus der Halle'schen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.)

Es ist ein natürliches Verlangen von Menschen einer Gesinnung und einer gewissen Lebensansicht, besonders wenn dieselbe etwas den allgemein herrschenden Ansichten Widerstrebendes an sich hat, sich zu Gemeinschaften oder Corporationen zu verbinden, ihr Leben gegenseitig an einander fest zu knüpfen, und auch ihre äußerlichen Interessen zu gemeinsamen zu machen. So entstanden die christlichen, muhammedanischen, buddhistischen Klöster, so die Templer- und Johanniter-Ritterorden, so die Verbindungen der Essener und Therapeuten unter den Juden, der Pythagoräerbund in Italien u. s. f. Manche alte Staatsverfassungen,

wie die Spartanische, nahmen Elemente solches engeren Vereinslebens, wie z. B. Speisen an gemeinsamen Tischen, in sich auf; die Römische Republik stellte für ihre Bürger einen Sittencensor an; in den Kastenstaaten Aegyptens und Indiens wurde jede Kaste als ein zusammenhängendes Ganzes, eine in gewissen Beziehungen solidarisch zu verpflichtende Corporation aufgefaßt, u. s. w.

Es wird nicht unpassend sein, einen gemeinschaftlichen Namen festzusetzen für alle die Bestrebungen, welche dahin gehen, Menschen auf die angebotenen mannigfaltigen Arten zu verknüpfen. Der Sprachgebrauch der Gegenwart bringt uns hierfür ganz ungezwungen den Ausdruck der socialistischen Bestrebungen oder des Socialismus entgegen, dessen Begriff sich unser Zeitalter bereits hinlänglich und mit völligem Rechte zu sondern gewohnt hat von allen abstrakt rechtlichen Beziehungen, welche unter den Menschen in Betreff einer gegenseitigen Unverletzlichkeit ihrer Personen und ihres Besitzes Statt finden.*) In der That findet zwischen der abstrakt rechtlichen Forderung, daß Niemandem weder das einmal als sein Anerkannte willkürlich entzogen, noch das als ihm gebührend Anerkannte vorenthalten werde, und dem socialistischen Wunsche, daß entweder alle Menschen oder doch zunächst die dazu Fähigen, als die Gleichgesinnten, durch engere Gemeinschaften unter einander ihre moralischen Fähigkeiten in gemeinschaftlicher Unternehmung, gegenseitiger Kräftigung und verbundener Hülfe auf den höchsten Gipfel steigern möchten, eine große Kluft statt.

Das abstrakte Recht ist der Inbegriff aller der Verhaltensregeln, deren Vollziehung man im strengen Sinne von Jedermann fordern muß. Daher gilt das abstrakte Recht schlechthin von Jedem zu Jedem; vor dem abstrakten Recht sind alle Personen gleich. Das abstrakte Recht hat keine Wünsche, sondern laute unbedingte Forderungen, es hat keine Lockungen und Gewinne, sondern nur Strafen seiner Uebertretung. Es ist nicht bloß wünschenswerth, daß das Eigenthum von Jedermann respektirt, die Person von Jedermann unanastastbar sei, sondern es ist dieses ein absolutes Erforderniß. Die Macht, welche vorhanden ist, um diese unbedingten Erfordernisse zu vollziehen, heißt, insofern sie dieses wirklich vollbringt, die Staatsgewalt, und dieselbe ist u u r i n s o f e r n Staatsgewalt, als sie diese schlechthin allgemeinen Forderungen vollzieht. Vollzieht sie z. B. außerdem die Erfordernisse der Religion und der Wissenschaft, so verbindet sie in sich mit den Funktionen der Staatsgewalt zugleich religiöse und wissenschaftliche Funktionen, deren Ausübung von der Staatsgewalt zwar Manches für sich hat, welche indessen nicht noth-

*) Wir werden eine davon abweichende Ansicht in einem Nachtrag zu diesem Article zu motiviren suchen.

wendig oder dem Begriffe nach, sondern nur nach speziellem Vertrag oder Herkommen mit der Staatsgewalt zusammenhängen. Denn keine Staatsgewalt, welche aufhörte die letzteren Funktionen zu verrichten, indem sie etwa das Kirchenregiment an eine Geistlichkeit, d. h. an einen Religionsbund, das Schulregiment an einen Wissenschaftsbund abgibt, würde damit aufhören, Staatsgewalt zu sein, wosfern sie nur fortführe jene schlechthin allgemeinen Funktionen auszuüben. Hörte sie dagegen mit jenen Funktionen auf, so würde sie von dem Augenblicke an nicht mehr Staatsgewalt sein, wenn sie auch noch in den religiösen und juristischen Funktionen fortführe. Man darf diesen Unterschied als einen sehr wichtigen nicht aus den Augen verlieren. Das schlechthin Allgemeine der Menschengesellschaft ist der Staat, und seine unveräußerliche Funktion als eines solchen die des schlechthin Allgemeinen, d. h. des abstrakten Rechtsschutzes von Person, Eigenthum und Verträgen schlechthin.

Treten wir von hier auf das socialistische Gebiet, so umgeben uns ganz andere Lebensbedingungen, wehen gleichsam wärmere Lüfte. Dieses Gebiet ist von der einen Seite ein höheres, von der andern Seite ein niedrigeres; ein höheres insofern, als hier statt des negativen Hebels eines allseitigen und darum Gerechtigkeit liebenden Egoismus, die positiven Hebel eines wirklich ethischen Thuns in gegenseitiger Liebe und Hülfsleistung in Bewegung treten, ein niedrigeres insofern, als die absolute und rigorose, darum majestätische Allgemeinheit der Forderungen des abstrakten Rechts hier ein Ende hat, und anstatt der göttlichen Unbeugsamkeit des Rechts die menschliche Biegsamkeit und Veränderlichkeit der Wünsche und Strebungen eintritt. Es beginnt hier über der nach strengem Mechanismus apriorischer Vernunft zu regelnden elementaren Region des schlechthin allgemeinen Staatswesens ein organisches Reich weicherer und zarterer Formen, welche ihre Organe theils noch in das Erdreich des elementaren Lebens einsenken und darin festklammern, theils aber von ihm ablösen und ein Leben für sich wie in freier Luft versuchen.

Das einfachste und natürlichste Verhältniß von socialistischer Natur, das sich unter Menschen geltend macht, ist die Ehe und darauf beruhende Familie, welche immer eine entweder engere oder weitere Gutergemeinschaft mit sich führt. An diesem Punkte wird es am reinsten und stärksten bemerkbar, daß die Theorie des Rechtsstaats nicht im Stande ist, die einzige Basis zur Begründung aller socialen Verhältnisse abzugeben. Denn die Ehe kann nach reinem Rechtsbegriff gar nicht anders gefaßt werden, als nach Art eines vollkommen willkürlichen Contrakts. Die in der Ehe und Familie enthaltene höhere Bedeutung als eines sittlichen Vereinlebens zur gemeinschaftlichen Förderung und Erziehung der Men-

schen unter einander bleibt hier ausgeschlossen. Sie gehört einer gänzlich anderen Sphäre an, nämlich der socialistischen, welche, um die Bedürfnisse der sittlichen Natur zu befriedigen, nothwendig zur abstrakten Rechtsphäre hinzu treten muß, als ein den abstrakten Rechtsbestimmungen für sich unerreichtbares Gebiet.

Hegel hat diesen Unterschied, diese Nothwendigkeit einer zwiefachen Begründung der socialen Verhältnisse, einer rechtlichen und einer socialistischen, zwar anerkannt, aber doch noch nicht genügend. Denn indem er die Familie oder den socialistischen Boden des Lebens doch nur wiederum auf's neue zur Unterlage nimmt für den Staat als die Totalität des schlechthin allgemeinen Rechtslebens der Menschheit, so hebt er im Erfolg seines Systems den im Anfange gesetzten Unterschied wieder auf, und mischt auf's Neue auf unrichtige Weise zum Besten des Rechtsstandpunkts die heterogenen Standpunkte in eins, welche er bereits zu Anfang auf richtige Weise von einander unterschieden hatte. Hierzu tritt bei ihm noch ein zweiter Mangel. Die Familie ist nur das leichteste und sich am allernächsten bietende Paradigma einer socialistischen Thätigkeit im Menschengeschlechte, oder eines ethischen Gemeinlebens im Gegensatz zum rechtlichen oder staatlichen. Daher lassen Theorien, welche dasselbe so behandeln, als sei es das einzige Verhältniß dieser Art, immer noch einen übergroßen Raum des hier zu bearbeitenden Feldes gänzlich unbebaut liegen.

Alle socialen Verhältnisse des Menschenlebens, Staat, Religion, Gerichtswesen, Handelsverkehr, Schulwesen u. s. f. haben nicht auf dem Wege des Rechts und der Allgemeinheit, sondern auf dem Wege der nach außen hin abgeschlossenen und dafür nach innen desto enger geeinten Corporation, also auf socialistischem Wege, ihren Anfang genommen. Es waren enggeecinte Genossenschaften von Priestern, welche religiösen Cultus verbunden mit den ersten Elementen des Unterrichts auf Erden verbreiteten, Eleusinische Mysterien stifteten, Orakel gründeten, Buchstabenchrift erfanden. Es waren strenggegliederte und enggeecinte, von ausschließlichstem Corporationsgeist besetzte Städte, welche den Seehandel gründeten, sowohl im Alterthum von Phönizien aus, als im Mittelalter als Hansabund. Er waren kriegerische Horden oder Familien, welche die Staaten auf Erden gegründet haben, indem sie erobernd sich schwächere Stämme unterwarfen, und als ein nach außen hin exclusiver, nach innen durch socialistischen Gemeingeist geeinter Adel auf den Häuptern jener standen. So der fränkische und normännische Adel in Europa, und ähnlich andere kriegerische Familien unter anderen Völkern und zu anderen Zeiten. Es waren entweder priesterliche oder ritterliche Geheimbünde, welche als Behmgerichte bei uns im Mittelalter, so wie noch jetzt unter gewissen Regerrämmen in Afrika, für begangene und

nicht gerochene Missethaten von unzugänglichen und unbekanntem Orten aus blutige Vergeltung übten. Erst sehr spät trat die apriorische Vernunftidee einer persönlichen Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz für Alle ohne Ausschließung von irgend Jemand auf. Diese Idee ist das abstrakte Rechtsbewußtsein, dessen vollendetes und selbstbewußtes Hervortreten Hegel mit Recht als einen Sonnenaufgang im menschlichen Geiste bezeichnet hat. Das allmähliche Geltung-Kommen der abstrakten Rechtsidee war insofern ein entschiedener Fortschritt im Menschenleben, als hierdurch allererst der Menschheit das hohe Gut eines völlig allgemeinen Staatslebens, einer nicht bloß privaten und speziellen, sondern allgemeinen und absolut öffentlichen Geltung und Sicherung ihrer Lebensrechte gewährt wurde. Nicht bei Adels- und Städtebündnissen, nicht bei Kloster- und Kirchenverbänden, nicht bei Zünften und Orden brauchte der Mensch fortan mehr eine spezielle Anlehnung zu suchen, um sich Leib, Leben, Gut und Eigenthum zu sichern, sondern diese Sicherung verstand sich von nun an ganz von selbst als unabtrennbare Eigenschaft des allgemeinen Zusammenhanges Aller, als eine absolut allgemeine Leistung des absolut Allgemeinen (des Staats) gegen Alle ohne Ausnahme.

Es war kein Wunder, daß der Menschengesitt, als ihm diese Sonne einer schlechtlich apriorischen und allgemeinen Rechtsgesetzgebung der Vernunft zuerst aufging, von ihrem Lichte so geblendet wurde, daß er dem Wahne nicht entging, daß dieses neue Prinzip sogleich auch alle Mängel der vorhandenen socialen Verhältnisse ausgleichen und tilgen würde, daß vom Augenblicke seiner vollkommenen Herrschaft an weder Armuth, noch Aberglauben, weder niedrige Gesinnung, noch Unwissenheit würde unter dem Menschengeschlechte herrschen können. Man sah sich bald in allen diesen Dingen hart getäuscht, empfand aber die Täuschung am bittersten im Punkt der Eigenthumsverhältnisse. Man merkte mit Schrecken, daß die vollkommenste politische Freiheit und Gleichheit, als eine absolut gesellschaftliche gedacht und durchgeführt, noch immer nicht dem Proletarier so viel Arbeit schaffe, um ihn vor den Hunger zu schützen. Man merkte mit Schrecken, daß das Prinzip der Freiheit in seiner Ausübung für alle dem Mangel und einer gedrückten Lebensstellung Preis gegebene Individuen so lange ein illusorisches sei, als man nicht zugleich ein Mittel erfände, diesen Individuen auch den Grad des ökonomischen Wohls und der materiellen Unabhängigkeit zu geben, welcher dazu gehört, um von seiner eigenen Freiheit nur überhaupt einen selbstständigen Gebrauch machen zu können, und nicht sogleich allen den corrumpirenden Einflüssen zu verfallen, womit die Wohlhabenheit auf die Armuth drückt, und dieselbe für ihre Zwecke als bloßes Mittel

Kein Staat ist im Stande, die Armuth und Noth aus seiner Mitte gänzlich zu verbannen, oder das Eigenthum so zu vertheilen, daß ein jedes Glied so viel besitze, als ihm zur Ausübung seiner moralischen Fähigkeiten und zum Leben nöthig und wünschenswerth erscheinen muß. Denn das Eigenthum von Seiten des Staats so zu vertheilen, hieße den Begriff des Eigenthums in der Wurzel antasten, und den Zweck, weshalb der Staat vorzüglich mit vorhanden ist, nämlich die Beschirmung des bestehenden Eigenthums, selbst aufgeben. Kein Staat ist ferner im Stande, das Fortschreiten der geistigen Cultur als ein solches sich zur Aufgabe zu nehmen. *) Denn er würde in allen den Fällen, wo das Fortschreiten der Cultur Begriffe und Vorstellungen mit sich führt, welche den Anschauungen, auf denen einzelne seiner eigenen Anordnungen beruhen, widerstreiten, in Widerspruch mit sich selbst gerathen, was er doch nicht darf. Folglich sind die Sorge für's Proletariat einerseits, die Sorge für die wachsende Wissenschaft andererseits sociale Angelegenheiten, durch deren Uebernahme das Oberhaupt eines Staats sich allerdings große Verdienste und den Dank der Mit- und Nachwelt zu erwerben im Stande ist, welche aber weder im strengen Sinne des Worts ihm zur Pflicht gemacht, noch auf für etwa darüber versäumte und vernachlässigte wirkliche Staatspflichten als eine Entschädigung angenommen werden können. Ist das Oberhaupt eines Staats der Mäcen wissenschaftlichen Fortschreitens einerseits, die Zuflucht der Armen und Bedrängten andererseits, so ist er dies nicht unter dem Begriffe des Staatsoberhaupt's, sondern nur unter dem eines reichen und mächtigen Privatmann's, welcher im höchsten Maasse dasselbe thut, was reiche und mächtige Privatleute von edeln und liberalen Gesinnungen auch sonst in ihren Kreisen und nach der Stärke ihrer Mittel von selbst zu thun pflegen. Daher es denn auch verkehrt ist, unmögliche Forderungen, wie Vertilgung der Armuth und wissenschaftliches Fortschreiten, an den Staat zu stellen, und darüber vielleicht den Begriff seiner wirklichen Pflichten, z. B. die Wissenschaft in ihrer freien Bewegung nirgends zu hemmen, das Recht seiner Unterthanen im Auslande zu schützen, ihnen Leichtigkeit des Erwerbs, Freizügigkeit, Handelsfreiheit anzubahnen, unter das Maasß der rigorosen Imperative, die sie wirklich sind, herabzuspannen. Die Wahrheit ist, daß der Staat seinen Unterthanen ihr Eigenthum weder zu erwerben, noch zu schenken, wohl aber sie in demselben zu schützen, und in der Erwerbung desselben den einen um des andern willen nicht zu hindern hat; ferner daß der Staat nicht selbst für die Fortschritte in den Wissenschaften, wohl aber dafür zu sorgen hat, daß der freie Verkehr in denselben

*) Unsere abweichenden Ansichten sind schon in dem Art. kel „Zur Schulfrage“ ange-
deutet. Näheres in einer späteren Entgegnung auf die hier angeführten An-
sichten über den Staat.

nicht durch die Machinationen fanatischer oder faktiöser Parteien gehindert oder gar aufgehoben werde.

So gewiß nun also die genannten Funktionen socialistische und nicht politische sind, so gewiß ist ihre Bestimmung, sich dereinst vom Staate und seiner Verwaltung immer mehr zu sondern. Denn jedes Ding wird, in so seltsamen und künstlichen Fesseln es sich auch während seines Wachstums bewegen mag, doch zuletzt, sobald es angewachsen ist, immer dahin gehen müssen, wohin seine Idee es treibt. Und in dieser Beziehung ist es lehrreich, die älteren socialistischen Institutionen, welche sich bereits durch Erfolg und Dauer bewährt haben, mit den Bedürfnissen der Gegenwart in eine lebendige Vergleichung zu setzen.

Als das alterthümliche und bewährte socialistische Institut tritt uns das Kloster entgegen. Das Kloster ist von jeher das Hebezeug gewesen, die Welt in neue Lagen zu rücken. Es ist vergebens, eine Last in Bewegung setzen zu wollen, so lange man selbst auf ihr steht. Man muß von ihr wegstreten, und einen Standpunkt außerhalb ihrer gewinnen. Das Kloster giebt dem Menschen einen solchen Standpunkt. Es isolirt ihn von der Welt, indem es ihn um so enger an die Personen kettet, mit denen er durch dasselbe in eine socialistische Gemeinschaft tritt. Nun sind wir zwar gewöhnt, bei Klöstern sogleich an ausschließlich religiöse Institute zu denken, dieses jedoch nicht mit völligem Recht. Denn alle mit einer gewissen Schroffheit und Gegensätzlichkeit in die Welt einbrechenden Ideen haben sich ihre Klöster entweder wirklich gegründet oder doch zu gründen versucht. Als zuerst die Idee der griechischen Philosophie sich im Haupte des Pythagoras zu einer bewußten und thatenlustigen Helligkeit entzündete, trieb sie ihn zur Gründung eines philosophischen Klosters. Die Einsiedlerschulen des alten Indiens boten Züge der einfachsten und durch die Natur selbst diktierten klösterlichen Lebensart. Die Schüler des Epikur wurden wegen der innigen Gemeinschaft gepriesen, in welcher sie nur eine einzige große Familie unter einander zu bilden schienen. Alboin della Scala verwandelte dadurch, daß er die um Wissenschaft und Kunst verdienstlichsten Männer zum gemeinsamen Wohnen bei sich einlud, sein eigenes Haus zu Verona in ein Kloster des Genius. Und auch das im Islam entzündete Licht der Aufklärung, welches von Hassan, dem sogenannten Alten vom Berge, im 11ten Jahrhundert ausging, verbreitete sich in Klöstern und wissenschaftlichen Anstalten von klösterlicher Einrichtung.

Soll die Menschheit in Zukunft nicht allein in politischer, sondern auch in socialer Beziehung sich zu immer höherer Vollkommenheit hinauf entwickeln, sollen sich die Unterschiede von gebildeten und ungebildeten Schichten der Gesellschaft, von überschwenglichen Reichthum und pein-

licher Armuth immer mehr ausgleichen, soll der Antheil an den Wohlthaten der Cultur immer mehr allen Menschen ohne Ausnahme zugänglich gemacht werden, so kann ebenfalls nur zu helfen sein durch ein neues socialistisches Organ, welches diese allgemein menschlichen Angelegenheiten mit eben der Aufopferung und Hingebung in seine Hand nimmt, womit die Klöster das Geschäft der Aufrechthaltung und Ausbreitung ihrer speziellen Glaubensansichten in die Hand nahmen und kräftig durchführten. Hierbei ist freilich ein großer Spielraum gegeben, wie man sich die Sache näher zu denken habe. Denn man kann hier ebensowohl an Anstalten denken, deren Bestimmung es sei, innerhalb ihres Bezirks Armuth und Unwissenheit auf der Stelle aufhören zu machen, als auch an Anstalten, welche nur dazu bestimmt seien, Mittelpunkte der Wissenschaft und Cultur zu bilden, von wo aus durch Ueberzeugung und Belehrung auf die socialen Zustände der Menschheit im Großen ein wohlthätiger Einfluß geübt werden könne. Man kann ferner bei solchen Anstalten entweder mehr die Beseitigung von Armuth und Elend, oder mehr die Beseitigung von Unwissenheit und Roheit als Zweck in den Vordergrund stellen. Man kann sie entweder mit strengeren und geschlosseneren Formen, daher streng abgeschlossen nach außen, oder mit loseren und freieren Formen, daher mehr sich in's übrige Leben verlierend denken. Man könnte nun die verschiedenen durch solche Rücksichten entstehenden Kategorien a priori nach einander durchnehmen. Aber lohnender wird es jedenfalls sein, sogleich an die bereits von Anderen gemachten Vorschläge anzuknüpfen.

Die socialistischen Systeme sind dadurch mit Recht in eine Art von Verruf gekommen, daß sie die socialistischen Grundbegriffe mit den politischen in einen unertraglichen Brei durcheinander gemengt haben. Wissen auch die Allerwenigsten sich auf philosophische Art Rechenschaft von den Gründen und der Nothwendigkeit einer sauberen und reinlichen Trennung beider Gebiete zu geben, so empfinden sie doch den Ekel, welchen eine solche widerwärtige Confusion auf jedes gesunde Gefühl hervorbringt. Derselbe entspringt durch die Durcheinanderwirrung der Rechtsbegriffe, welche auf dem beruhen, was man aus der Vernunft heraus sich leicht hinfordern darf, mit den socialistischen Begriffen, welche auf dem beruhen, was als wunsch- und erstrebenswerth für alle Menschen erscheint. Man wollte einerseits zwar noch den Staat der Freiheit und Gleichheit, aber derselbe sollte nicht mehr seinen Zweck in sich selbst haben als eine Forderung der Vernunft, sollte vielmehr socialistischen Zwecken dienen. Man wollte andererseits zwar engere, liebevollere, hilfreichere Verbindungen der Menschen unter einander, aber dachte sich dieselben bald als allgemeine Staatsverfassungen nach sparta-

nischer Eitte zwangeweise eingeführt, bald auch selbst als neue weltbeherrschende Verbindungen an die Spitze der Staaten tretend. Man betrachtete bald das, was sich schlechterdings nicht anbefehlen läßt, als den Gegenstand möglicher Staatsdekrete, bald zeigte man sich bereit, die reinsten und unbeugsamsten Vernunftforderungen, welche schlechthin über die Willkühr der Menschen zu stellen sind, auf's neue menschlichem Belieben zu überantworten. Man ordnete einerseits das apriorische Postulat der materiellen Rücksicht unter, und verunreinigte andererseits den wohlberechtigten Wunsch dadurch, daß man ihn unberechtigter Weise mit dem falschen Stempel eines absoluten Vernunft-Postulats versah.

Das Verlangen der Socialisten, daß der vierte Stand, der Stand der Arbeiter, geschaart und organisirt in socialistische Gruppen, sich an die Spitze des Staatswesens stellen solle, ihr Verlangen, daß nicht die Freiheit, sondern das Wohlsin der Personen in diesem Staatswesen als Zweck zu gelten habe und daher die socialistische Regierungsgewalt alles zu thun befugt sei, was sie für das Wohlsin ihrer um ihre eigene Meinung nicht weiter zu befragenden Mitbürger für zuträglich halte, gehört hierher. Die Bereitwilligkeit der Socialisten, sich auch wieder einem Despoten zu unterwerfen, sobald derselbe nur Ernst machen würde, die Einrichtungen des Socialismus auf Kosten der Freiheit und Unabhängigkeit Aller in's Leben zu setzen, gehört ebenfalls hierher. Die bei den Socialisten eingerissene Abgestumpftheit gegen die strengen Forderungen des abstrakten Rechtsstandpunkts, ihre sich in Ueberspannung maskirende Energielosigkeit und Schlawheit, die Schärfe seines Begriffs gegen die thierischen Regungen der Menschennatur aufrecht zu erhalten, gehört nicht minder hierher. Diese schwache Seite der Sache ist uns hier nicht von näherem Interesse. Von einem desto größeren hingegen ihre starke Seite, nämlich die positiven Pläne, welche gemacht worden sind zur Besiegung des Elends und eine stärkere Bewaffnung der arbeitenden Menschenkraft im Kampfe mit der Natur, wir meinen den Neuton'schen Rath St. Simons und das Phalanstere Fourier's. (Schluß folgt, nebst einer Kritik dieser Abhandlg.)

— 000 —

Der Bericht des Sekretärs des Innern über die Indianer-Angelegenheiten.

Wir haben uns schon oft veranlaßt gefunden, unsere Abneigung gegen die Administration und ihre Tendenzen auszusprechen, und halten es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, auch das Gegentheil zu thun, wo sich uns eine Veranlassung bietet, auch die hellen Punkte auf dem dunkeln Gemälde

zu bemerken. Der Bericht über die Indianer-Angelegenheiten, der aus dem Ministerium McClelland's hervorgegangen ist, besitzt eine in der amerikanischen Politik und namentlich innerhalb der demokratischen Partei sehr seltene Eigenschaft; er athmet Humanität und Menschenliebe, und wagt es, den Despotismus und die Humanität der herrschenden Rasse anzuklagen. Bisher erschien es in den Augen der amerikanischen Staatsmänner als eine sich von selbst verstehende und abgemachte Thatsache, daß die Indianer dem „manifest destiny“ der Amerikaner, d. h. dem Whiskey und den Missionären verfallen seien, und daß es nur darauf ankomme, die Sache sobald als möglich abzuthun. Wenn auch hie und da einzelne Staatsmänner auftraten, welche, wie Sam Houston, sich der vertriebenen Indianerstämme annahmen, wenn auch das Oberbundesgericht erklärte, daß die Indianer als eine unabhängige souveräne Nation betrachtet werden müßten: so änderte das doch nicht den Lauf der Dinge, und der Ausrottungskrieg gegen die Rothhäute wurde fortgesetzt. Auch durch den gegenwärtigen Bericht, dessen humane Tendenzen wir vollständig billigen, wird wohl nichts in Praxis geändert werden; nicht nur, daß die gutgemeinten Vorschläge zu spät kommen werden, die Amerikaner sind auch gar nicht gewillt, den Pflichten der Humanität und Gerechtigkeit gegen eine untergeordnete Rasse nachzukommen. Die Nebrasakabill war nicht nur in Bezug auf die Negerflaverei die schändeste Rechtsverletzung, sondern auch in Bezug auf die Indianer, denen sie das durch die feierlichsten Beträge reservirte Land entriß; in dieser Bill zeigt sich überhaupt das zum obersten Gesetz proklamirte Recht des Stärkern. McClelland mag es noch so gut meinen; er hat die schlimmsten Feinde seiner humanen Bestrebungen in der eignen Partei. Wenn er und seine Agenten Schonung und Duldung den Indianern gegenüber anrathen, — allerdings sollte dies eher Gerechtigkeit und Humanität sein, — so kommen die Untergebenen des Herrn Kriegsministers, jene rohen Söldlinge von der Art eines Harney, und stellen eine Hezjagd gegen die unglücklichen Schüllinge der Ver. Staaten an. Mehr noch, wie die Kugeln der Grenzsoldaten, mordet die Habsucht der Händler die Kinder des Waldes. Diese Indianerhändler bilden den Auswurf der verworfensten Klassen aller Nationen; es sind Menschen, die ohne Verhör sofort den Strang verdienen, privilegirte Räuber, selbst wenn sie auch ihren Raub mit den Indianer-Agenten theilen. Der Bericht McClelland's gibt alle diese Uebel zu; speziell ist in demselben eine indirekte Verurtheilung der Nebrasakabill enthalten, welche man von einem Mitgliede des Pierce'schen Cabinettes nicht hätte erwarten sollen.

„Thatsachen“, sagt Hr. McClelland, „beweisen, daß die Indianer der Kultur und sogar der gesellschaftlichen Verfeinerung zugänglich sind. Die fortgesetzte und consequente Anwendung einer humanen Behandlungs-

weise würde dazu beitragen, die Indianer auf gleiche Stufe mit den Weißen zu erheben."

Bisher aber, meint McClelland, ist gerade das Gegentheil geschehen. Es haben die Weißen eine Ruchlosigkeit nach der andern an den unglücklichen Indianern verübt und, wenn diese sich dafür rächen, ein lautes Verdammungsgeschrei angestimmt. Weit entfernt, daß die Indianer sich als Wilde und Barbaren betrogen, sei vielmehr nur das wunderbar, daß sie nicht viel häufiger sich an den Weißen vergreifen. Denn sie werden von diesen aufs Empörendste betrogen, bestohlen, beraubt, gemißhandelt und verhöhnt, und dennoch lassen sie sich fast nie ein Vergehen zu Schulden kommen, außer wenn wirkliche Noth sie dazu treibt. Sie zu civilisiren, sei deshalb nicht schwer, wenn nur die richtigen Mittel angewendet würden; aber daß gleich die erste Generation sofort und ohne irgend einen vermittelnden Uebergang das Jägerleben mit dem des Landbauers vertauschen werde, sei Blödsinn, zu erwarten. Auf die Jugend müsse eingewirkt, ihr müßten die Lebensanschauungen der herrschenden Rasse eingeflößt werden, dann lasse sich leicht zum Ziele gelangen.

Um erst eine Grundlage zu gewinnen, hält Hr. McClelland es für unbedingt erforderlich, daß den Indianern ihre Jahrgelder nicht mehr in baarem Gelde, sondern in solchen Waaren, deren sie bedürfen, zum Engros-Preise ausgezahlt werden. Das baare Geld, was sie in die Hände bekämen, sei ihr Verderb, denn es ziehe die spitzbübischen „Handelsleute“ heran, von deren vergiftenden Einflüssen alle Keime einer höheren Civilisation vernichtet würden.

Wir lassen einige Stellen aus dem Berichte hier folgen:

„Sehr viel Uebel hat die Leichtgläubigkeit erzeugt, mit welcher viele von den Häuptlingen den Versuchungen, denen sie unterworfen, erliegen und so verleitet werden, wichtige Papiere zu unterzeichnen, ohne deren Sinn oder Tragweite zu verstehen. Die Indianer spielen und trinken gerne, und viele Händler und schlimme Leute leisten diesen Leidenschaften Vorschub. Die Wurzel aller hieraus entspringenden Uebelstände ist die Auszahlung ihrer Jahrgelder in Baargeld. Würde statt dessen ein ganz anderes System eingeführt, wonach sie alle Lebensbedürfnisse und was sonst zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich, zum Einkaufspreise erhielten, und würden zugleich den Handelsleuten ihre Concessionen entzogen, so könnte man eine stärkere Hoffnung für ihre Civilisation hegen. Auch müßte ein einfacher Civil- und Criminal-Codex für sie entworfen und die Mitwirkung der Staaten und Territorien, in welchen sie wohnen, angerufen werden. Der geringste Conflict wegen Jurisdiction oder Politik führt zu den verderblichsten Folgen und kann nicht sorgsam genug vermieden werden.

„Für einige Stämme wurden dauernde Wohnsitze hergerichtet, und viele Indianer haben sich Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit angewöhnt.“

Die Wirkung davon ist im Ganzen sehr bemerkbar und ermutigend. Die jeßhaft gewordenen Indianer vermehren sich rascher als die andern, ihr Benehmen verbessert sich und sie schreiten rasch einem Zustande entgegen, wo ihnen ohne Gefahr die Ausübung aller bürgerlichen Rechte anvertraut werden kann.

„Während des letzten Jahres hatten viele Stämme westlich des Mississippi mit den unglücklichsten Verhältnissen zu kämpfen, und dennoch haben sie unter dem schwersten Unglücke einen Grad von Festigkeit und Geduld gezeigt, daß sie Vielen von jenen Weißen, die sich so sehr mit ihrer höheren Bildung und Gesittung brüsten, als nachahmunaswerthes Muster hätten dienen können. Wenige von uns würden ohne Widerstand gestattet haben, daß man sie ohne Umstände aus ihren Häusern jagt und ihrer Wohnungen beraubt. Beständig werden sie von den Weißen gedrückt, welche unter dem Vorwande der Nothwendigkeit ihren überlegenen Scharffinn nur dazu anwenden, die Rechte der Indianer zu beeinträchtigen und sie ihres Eigenthums zu berauben.“

Nicht ohne Bitterkeit erinnert Hr. McClelland daran, daß, als man die Indianer nach ihren jetzigen Wohnsitzen, westlich von Missouri, schaffte, ihnen feierlichst zugesagt wurde, daß sie dort nicht wieder gestört und belästigt werden sollten. Es sei kaum ein Vierteljahrhundert her, seit ein Präsident dem Lande Glück dazu wünschte, daß durch jene Uebersiedelung nunmehr alle Zerwürfnisse mit den Indianer auf immer beseitigt seien und schon zeige sich das Uebel in noch weit größerem Umfange. Wir der säßen jeht die Weißen den Indianern auf dem Nacken, aber nicht wie damals könne man diese weiter und weiter nach Westen drängen; jezt müsse man sich entscheiden, ob man sie mit brutaler Gewalt vernichten, oder für die Civilisation und Cultur gewinnen wolle. Das letztere sei möglich, wenn nur die nöthigen Mittel angewendet würden; daran habe es aber bis jezt leider gefehlt. Wer die Geschichte der Indianer in Verbindung mit dem Benehmen unsres Volkes studirt, wird über die meisten der von ihnen verübten Unbilden nicht erstaunen. Sie sind eben „Wilbe“ und man kann von ihnen nicht erwarten, daß, wenn ihnen Unrecht geschieht, sie genau die Individuen unterscheiden sollten, von denen es ausgeht. Sie sehen sich in solchem Falle nicht von Hinz oder Kunz, sondern von den Weißen im Allgemeinen gekränkt. Nur zu oft lassen sich die Indianer-Unruhen auf Unbilden und Gewaltthaten von Weißen zurückführen. Ungeachtet der Mississippi zu einer Gränze ihres Landes gemacht wurde, hat unser Volk ihn doch überschritten, die schönsten Ländereien in Besiß genommen, und umzingelt die Eingeborenen in den engsten Gränzen.

Wir schließen rasch von dem atlantischen wie von dem stillen Ocean her die Jägerstämme ein, und bald wird der Büffel und das andere

Wild verschwunden und beinahe jeder Fuß culturbaren Bodens von dem weißen Manne besetzt sein; früher noch nie sind die Indianer so schweren Leiden ausgesetzt gewesen. Viele von ihnen kennen ihre bedauerungswürdige Lage und sprechen mit dem tiefsten Kummer davon. Doch trotz dieser jammervollen Lage sind die Verbrechen, welche die Indianer begehen, selten bedeutend, und lassen sich in den meisten Fällen durch Noth und Mangel ausreichend entschuldigen.

„Man sollte ihnen liebreiche Hand bieten und alle Mittel zur Hebung ihrer Wohlfahrt und Beredlung zugänglich machen; moralische und religiös. Grundsätze sowohl, wie auch die Künste des civilisirten Lebens sollten ihnen gelehrt werden. Es ist zwar schwer, den Erwachsenen noch umzubilden, denn von Jugend auf an ein fortwährendes Umherschweifen gewöhnt und mit dem Gefühle der Verachtung gegen Handarbeit, die er als entwürdigend für einen Mann ansieht, großgewachsen, fühlt er das Verlangen gar nicht, sich eine praktische Kenntniß des Ackerbaues oder eines anderen nützlichen Gewerbes anzueignen, noch kann seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Freiwillig wird er weder der Jagd, noch den wilden Zerstreungen, die selbst dem Verfeinertsten verführerisch sind, entsagen; aber wenn man mit der Jugend anfangen und ihrem noch bildsamem Geiste richtige Grundsätze und die unter civilisirten Nationen von den Eltern ihren Kindern gelehrt moralischen und religiösen Vorschriften einprägen würde, so würde man den Grund zu einer durchgreifenden und vollständigen Umbildung des ganzen Stammes legen. Dieses Verfahren ist leider nur zu wenig eingehalten worden, wo es aber geschehen ist, da haben sich die segensreichsten Resultate herausgestellt.“

In diesem Berichte ist viel gesagt, und es wäre wohl Zeit, daß es gehört würde. Aber man kann mit Altstücken den Charakter eines Volkes nicht umändern. Der Mexikaner opfert der Eucht zu erwerben, opfert dem allmächtigen Dollar Alles auf, Recht, Freiheit, Menschlichkeit und Ehre. Diese Indianerhändler, welche das Zelt des auszahleuden Agenten umlagern, in deren Taschen die Regierungsgelder mit fabelhafter Schnelligkeit verschwinden, sie sind die getreuen Repräsentanten eines Handelsvolkes das unter Umständen, wie z. B. gegenwärtig in Central-Amerika — auch ein Räubervolk wird.

So sehr wir indessen auch das Benehmen der Amerikaner gegen die unglücklichen Rothhäute verdammen, so wenig verhehlen wir die Schwierigkeiten, welche aus dem Zusammenstoße der civilisirten mit der uncivilisirten Bevölkerung entstehen. Es giebt keine schwerere Aufgabe in der Weltgeschichte, als ein wildes Volk zu civilisiren. Aber gerade, weil diese Schwierigkeiten bestehen, sollte man sie nicht gerade gewaltsam

zusammenhäufen durch die Hast, mit welcher man die Einwanderung, die noch für viele Jahrhunderte in den Staaten westlich vom Mississippi Platz gehabt hätte, in das den Indianern reservirte Gebiet lockt. Wir haben noch immer behauptet, daß die Nebraskabill, — selbst abgesehen von ihren Bestimmungen über die Sklaverei, — ein Anachronismus sei, eine anticipirte Thatsache, welche die Rechte der Zukunft und die Entwicklung derselben verklummert.

Die Anzahl der noch lebenden Indianer beträgt nach dem Berichte 314,62 Köpfe, vielleicht den zwanzigsten Theil der indianischen Bevölkerung, welche im Jahre der Unabhängigkeitserklärung existirte. (Hätten die Verfasser dieses Dokumentes wohl daran gedacht, welche Folgen die Erklärung jenes großen Satzes: „Alle Menschen sind frei und gleich und zum Streben nach Glück berechtigt“ nach sich ziehen würde?) Einzelne Stämme sind schon ganz ausgestorben, z. B. die Mohikaner, die Caddo, Kioway's u. s. w. Von den Stockbridg.s sind noch 13 Individuen vorhanden, von den Tuscarore's 250, von Joways 433. In der That, es ist gut und nothwendig, daß die wilden Nationen von der Erde verschwinden, aber wenn man solche Mittel dazu wählt, wie die Amerikaner, dann reicht die sogenannte Civilisation noch hinter die Barbarei wilder Völker zurück. Die Indianerkriege übertreffen an Barbarei alle Beispiele der Vergangenheit, selbst die Judenverfolgungen des Mittelalters, die Raubzüge der Hunnen und Gothen und die Bundesgenossenkriege der Römer. Diese Thatsache im Verbande mit der Sklaverei erklärt uns den Charakter des amerikanischen Volkes und läßt uns über nichts mehr erstaunen, was wir hier von Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten sehen.

Deutsch-amerikanischer Dichtersaal.

Es gibt gewisse Leistungen auf literarischem Gebiete, bei denen man zuerst die Umstände und Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind, und dann erst die Produkte prüfen, muß, um den richtigen Maßstab der Kritik zu finden. Wenn wir die Geschichtswerke des Herodot beurtheilen, legen wir einen andern Maßstab an, als bei der Beurtheilung eines Historikers unserer Tage. Die rudimentären Verse eines Ennius dürfen nicht nach dem verfeinerten Geschmacke eines horazischen Zeitalters gemessen werden. Uns, die wir im Besitze Göthe'scher, Schiller'scher und Shakespeare'scher Poesien sind, erscheinen die Gedichte Seltzer's und Gleim's, die unsere Großeltern entzückt haben, unerträglich langweilig.

Deßhalb wollen wir die bescheidene literarische Produktion, die sich uns unter dem Namen „Deutsch-amerikanischer Dichterswald“ präsentiert, nicht von der stolzen Höhe objektiver Kritik aus betrachten, sondern zuerst einmal nach den Verhältnissen uns umsehen, unter denen dieser Versuch vorgenommen wurde.

Die deutsche Sprache, gewohnt in den Sphären der Wissenschaft und Poesie, wenn auch nicht den ersten Rang einzunehmen, — so doch jed' andern Sprache ebenbürtig zu sein, ist hier in Amerika ein Paria, des Bürgerrechtes und der öffentlichen Geltung entkleidet. Die deutsche Literatur ist in Amerika bisher nur ein Stiefkind gewesen, ein armes Aschenbrödel, dem es selten gelang, sich in eine Prinzessin zu verkleiden.

Die deutsche Bevölkerung in Amerika repräsentirt im Allgemeinen nicht die Intelligenz und namentlich den Sinn für Kunst und Poesie, den man unter der deutschen Bevölkerung Deutschlands findet. Dies ist eine Bemerkung, mit der wir den deutschen Namen ehren und nicht beschimpfen wollen.

Die Verhältnisse des amerikanischen Lebens sind der Pflege der Künste und schönen Wissenschaften nicht sehr günstig. Die eiserne Nothwendigkeit regiert hier überall, und namentlich die eingewanderte Bevölkerung hat sich erst mit der harten Nothwendigkeit, mit den unmittelbarsten Erfordernissen des Lebens abzufinden, ehe sie daran denken kann, das Angenehme zu erstreben und dem Schönen zu huldigen. Erst Brod, dann Blumen und Kränze.

Dies sind allgemeine Zustände, die wir nicht ändern können, und die den Mufen und Grazien keinesfalls günstig sind.

Aber es haben noch Umstände obgewaltet, die von den Herausgebern des Dichterswaldes selbst verschuldet sind, und deren störenden Einfluß wir bei'm Durchlesen der Sammlung häufig bemerken.

Ohne den Herausgebern zu nahe zu treten, müssen wir sagen, daß keine competente Controle über die Aufnahme der eingesandten Gedichte vorhanden war. Es ist eine Menge Schund mit eingelassen, der offenbar auch dem Werthe der besseren Gedichte und der ganzen Sammlung Eintrag thut.

Weil diese Controle oder vielmehr eine competente literarische Beurtheilung von vornherein fehlte, scheuten sich Viele, die Erzeugnisse ihrer Muse dem Dichterswald anzuvertrauen. Die Namen, welche sich vorzugsweise in der deutsch-amerikanischen Poesie geltend gemacht haben, — wir nennen unter Andern Bug in Chicago, Kretsch, Pflaumer in Manitowoc und auch Strodsmann, — fehlen in der Sammlung.

Das Ausschreiben eines Preises ferner deutet mehr auf amerikanischen Humbug, wie auf deutsche Poesie hin. Ein solcher Stimulus ist gewiß nicht nöthig, um deutsche Poeten zum Dichten zu bringen. Außerdem ist

ist es ein sonderbares Ding, einen Preis für ein Gedicht auszusetzen. Ein Gedicht kann man nur dann mit einem Preise krönen, wenn es einen hohen poetischen Gedanken in einer vollständig tadellosen Form darstellt.

Eine fernere Beeinträchtigung des ganzen Werkes scheint auch dadurch hervorgebracht zu sein, daß die einzelnen Proben, welche die Herausgeber in „*Mich. Journal*“ mitgetheilt haben, der Mehrzahl nach nicht glücklich ausgewählt waren, und begabte Dichter sich durch solche Arbeiten schwerlich zur Mitwirkung veranlaßt finden konnten.

Dies waren die hauptsächlichsten Verhältnisse, unter denen der Dichterwald zu Stande kam.

Was ist nun an der Sammlung? Wir werden uns vorerst auf ein ganz allgemeines Urtheil beschränken, und die Kritik der einzelnen Gedichte unterlassen, da der Redakteur dieser Blätter in seiner Eigenschaft als Preisrichter über die einzelnen Gedichte mit seinen Herrn Collegen ein besonderes Votum abgeben muß. *)

Im Allgemeinen scheint uns der Dichterwald noch kein Wald von hochstämmigen Eichen, breiten Buchen und stolzen Fichten zu sein, sondern noch ein ziemlich verwildertes Gebüsch, wo das viele Unterholz den Wuchs hochstrebender Bäume vereitelt. Es muß in diesem Walde noch Manches gelichtet werden, soll er eine anmuthige Erscheinung darbieten. Aber unter den Ranken und Dornen und Schmarotzergewächsen blüht manch bescheidenes stilles Beilchen, und mancher junge Baum schießt krugengerade in die Höhe. Die Sammlung ist ungefähr so, wie wir sie erwarteten. Es ist kein Gigant darin, der an den Thoren des Himmels rüttelt, aber es sind ehrenwerthe, passende Bestrebungen und fähige Talente genug vorhanden, daß man ihnen Beifall und Ermuthigung zurufen kann. Die Stoffe sind, (neben dem ewigen und unverwüsthlichen Thema der Poesie, der Liebe,) der Urwald, die Revolution, das Deutschtum, Heimweh u. s. w., Themata, die unsern Empfindungen allerdings nahe liegen. Die Behandlung zeigt oft Frische, aber selten Originalität und Neuheit; bei vielen Gedichten ist es, als ob man sie schon einmal gelesen und längst vergessen hätte. Einige Gedichte sind freilich auch da, bei denen man jene Prolen machen kann, daß man sie, Strophe für Strophe von hinten herauf liest, und ein ebenso schönes Wortgeklimper und einen ebenso deutlichen Sinn erhält, als wenn man die Strophen der regelmäßigen Reihenfolge hinunter liest. Ueberhaupt hätte die Censur bei Aufnahme der Gedichte wohl etwas rigoröser verfahren dürfen; einzelne Sachen sind wirklich unter der Kritik.

*) Die andern Herrn Preisrichter, Hr. Napp von der *Turnzeitung*, Hr. Kretsch, Hr. Relaschek, Hr. Caspar Vitz, sind gebeten, ihr Votum so bald wie möglich an den Redakteur der „*Atlantis*“ einzufenden, woselbst die Entscheidungen der Herausgeber des Dichterwaldes mittheilen wird.

Wir sind überzeugt, daß unter der deutschen Bevölkerung Amerika's mehr poetischer Gehalt ist, als sich in dieser Sammlung offenbart. Dies soll nicht ein Tadel gegen das Unternehmen sein, sondern eine Ermuthigung desselben. Wir betrachten die vorliegende Sammlung eben nur als einen Anfang, als einen Versuch, und können den Wunsch nicht aussprechen, daß dieser Anfang seine Fortsetzung finden werde. Wenn wir uns an die Zeit erinnern, als die deutschen Almanachs entstanden, — wie spärlich und dürftig sahen die ersten Sprößlinge dieser Literatur aus, aber wie lange Zeit be'errschte dieselbe den Markt. Nun, wenn wir auch die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Literatur nicht mit der Entwicklung der heimischen Dichtkunst vergleichen können, so ist ein bescheidenes Maaß von Hoffnung uns doch auch noch für die deutsch-amerikanische Literatur gelassen, eine Hoffnung, die wir wenigstens so lange erhalten müssen, wie die heimische Literatur von den Schergen des Despotismus geknebelt ist.

Wir glauben deshalb den Herausgeber zur Fortsetzung dieser Sammlung ermuntern und dieselbe der Theilnahme des Publikums empfehlen zu dürfen. Wir sind überzeugt, daß der nächste Band sich, was Inhalt und Ausstattung anbetrifft, vertheilhaft von dem vor uns liegenden unterscheiden wird. Nur machen wir darauf aufmerksam, daß die oben bemerkten Fehler bei der Herausgabe künftig vermieden werden müssen. Die Ausschreibung eines Preises hat gerade eine große Menge Schund angeleckt und werthvolle Beiträge zurückgehalten; man lasse daher in Zukunft diesen Humbug weg, im Vertrauen darauf, daß derjenige, welcher wirklich eine poetische Ader in sich hat, durch eine solche Verspiegelung nicht zur Veröffentlichung seiner Erzeugnisse veranlaßt zu werden braucht. Ferner muß bei der Zusammenstellung der Sammlung ein kompetentes Urtheil maaßgebend sein, damit die dem Inhalte und der Form nach werthlosen Beiträge nicht hineinrutschen. Dies kann Niemanden angenehmer sein, als den Herausgebern selbst, denn sie sind dadurch aller Verantwortung gegen einzelne allzu produktive Einsender überhoben.

Dann wird auch die Sammlung einen bestimmten Charakter zeigen, der ihr jetzt gänzlich fehlt. Es sind eine Menge verschiedener Culturstandpunkte und Weltanschauungen in diesem Buche, wie es auch bei der Menge der Verfasser und der gleichsam zufälligen Entstehungsweise nicht anders sein kann. Ohne in dieser Beziehung einseitig zu sein, müssen wir doch verlangen, daß der allgemeine Standpunkt dieser Poesien modern sei, und sich nicht mehr mit den alten Gesangbuchphrasen behellige. Es ist im höchsten Grade widerwärtig, wenn man vom Gottvertrauen und frommen Glauben u. dgl. liest, und gleich sieht, daß dies nur deshalb gesagt ist, um eine Phrase zu machen, oder einen Reim zu finden.

Einen ferneren Wink möchten wir noch in der Beziehung geben, daß

man in dieser Sammlung vorzugsweise amerikanische Themata behandelt, d. h. sich nicht mit der alten Gefühlsduselei der heimischen Romantik begnügt, sondern dem amerikanischen Verhältnisse, diesem jungen, frischen Lande seinen poetischen Gehalt abzulauschen versucht. Es gibt eine Poesie des Werdens, der Entwicklung, welche viel großartiger ist, als die Poesie der Reminiszenzen und der Erinnerungen. Diese Poesie wird sich in Amerika geltend machen. Sie besitzt schon jetzt ein großes Material; nur ist es noch nicht verstanden und benutzt. Wer könnte es aber besser verstehen und benutzen, als der Deutsche?

Nun, wir wollen sehen, ob sich die Hoffnungen realisiren, die wir aus diesem Unternehmen schöpfen. Jedenfalls glauben wir, daß es nicht angemessen wäre, wollten wir vom hohen Stuhle der souveränen Kritik aus sofort den Blitz in den „Dichterwald“ schleudern. Es ist zu leicht, eine Satyre zu schreiben, und deshalb unterlassen wir es. Die Poesie bedarf in ihren ersten leisen Anfängen einer wohlmeinenden, aufmunternden Pflege, namentlich unter den widerwärtigen Verhältnissen, denen sie hier ausgesetzt ist. Dieser Pflicht glauben wir in Vorstehendem genügt zu haben.

— 300 —

Adraſtes.

(Eine Erzählung.)

Es ist schwer, die Entstehung, die Entwicklung und die Resultate einer Leidenschaft, — und dies immer der Inhalt des Romans und der Novelle, — in den engen Rahmen einer kleinen Erzählung zusammenzudrängen. Früher, in jenen klassischen Zeiten, als man sich auf eine rein objektive Darstellung beschränkte, war dies leichter, als jetzt, wo man sich mit der objektiven Darstellung nicht mehr begnügt, sondern die Thatfachen mit ihren Motiven, die Handlungen mit den ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen zusammenstellt. Als einen Beweis davon nehmen wir eine jener einfachen anspruchslosen Erzählungen, die wir bei Herodot — dem „Vater der Geschichte“ finden. Die romantischen Scenen aus der Urgeschichte jener kühnen und kriegerischen Völker Asiens, die Herodot uns erzählt; die verfängliche Erzählung von Gyges und Kandaules, das artige Abenteuer von Ariou und seinem Delphin, die ernste Unterredung Solon's mit Krösus, diese und andere Begebenheiten sind von dem alten Historiker in einer so naiven, ungekünstelten Weise erzählt worden, daß uns heute der Stil noch ebenso

freut, wie die tiefe Philosophie, welche durch die Erzählung hindurchleuchtet. Unter allen diesen Geschichten erschien uns eine besonders des Nacherzählens werth, wobei wir wohl nicht zu bemerken haben, daß wir nur das Motiv dem griechischen Schriftsteller entlehnen, und uns eine selbstständige Behandlung desselben vorbehalten.

Eine der bemerkenswertheften Perioden der alten Geschichte ist das Zeitalter des Krösus, jenes mächtigen Königs von Lydien, der wegen zweier Dinge heute noch sprichwörtlich ist, wegen seines Reichthums und der Wandelbarkeit seines Glückes. Das Zeitalter des Krösus scheint die Blüthezeit der Entwicklung Klein-Asiens gewesen zu sein; nach allen Nachrichten, die wir aus dieser Zeit besitzen, muß damals schon ein verhältnißmäßig hoher Grad von Kultur geherrscht haben. Die Erscheinung Solon's am Hofe des Königs spricht dafür; si bildet eine der schönsten Scenen, die uns die alte Geschichte aufbewahrt hat. Kaum hatte der griechische Philosoph dem Glücklichen der Glücklichen, dem reichen Krösus, das berühmte Wort zugerufen: „Niemand preise sich vor dem Tode glücklich,“ da fiel, wie Hero et sagt, aus der Hand eines Gottes eine große Vergeltung auf Krösus. Derselbe besaß zwei Söhne, von denen der Eine stumm und Idiot war, der Andere in aller Fülle der Jugend und Kraft prangte, und werth war, der Erbe so vieler Macht und Reichthümer zu sein. Ein Traumbild zeigte dem Vater diesen Sohn, von einem eisernen Schwerte durchbohrt. Bei der Bedeutung, die jenes kindlich gläubige Geschlecht auf Träume legte, und vielleicht auch beunruhigt durch die warnenden Worte Solon's, wurde Krösus durch diesen Traum in große Furcht versetzt, und beschloß, alle Mittel anzuwenden, dem Unglücke vorzubeugen. Atys, — so hieß der Sohn, — war noch jung, aber voll von dem kriegerischen Feuer, der dem Sohne eines mächtigen Königs ziemte. Um ihn aber aus der Nähe der Schwerter u. des Eisens fern zu halten, wählte der König ein Mittel, das sich auch heute noch zu dem Zwecke brauchbar erweist, — er verheirathete den Sohn. Die Hochzeit des Atys mit Gela wurde mit aller erdentlichen Pracht gefeiert und es herrschte die ungetrübteste Freude beim Feste. Gerade als die Cymbeln und Flöten am lautesten ertönten, stürzte ein Mann in den Saal, dem man das Unglück in aller seiner Verzweiflung ansah. Es war Adrast, Sohn des Midas, des Königs von Georgien, eines alten Feindes des lydischen Königs. Die frohe Gesellschaft wurde nicht wenig erschreckt durch den unwillkommenen Besuch, dem man ansah, daß er die Einsamkeit der Gebirge und die Gesellschaft der Thiere des Waldes genossen hatte. Das Haar hing ihm verwirrt über das bleiche, lebende Muthis, in dem sich die höchste Verzweiflung aussprach. „König“, rief er, „ich bin ein vom Fluche Betroffener; ich habe meinen Bruder ermordet, der Zorn der Götter und der Fluch des Vaters hat

nich in die Ferne getrieben. Deine Hände sind rein; entfühne mich von dem Fluche. Ich bin aus königlichem Geschlechte; mein Name ist dir wohlbekannt." Die Worte des Fremden zeugten von großem Unglück und noch größerer Leidenschaft, so daß die Festgesellschaft dadurch verwirrt wurde. Krösus aber behandelte den Fremden mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Humanität. Da ein wechselseitiger Religionsverkehr zwischen den Indiern und Hellenen herrschte, so entfühnte Krösus den Fremdling von seiner Bluttthat. Es kamen die Priester mit ihren feierlichen Geräthen und machten die üblichen Ceremonien. In jenen Tagen scheint es also schon so etwas gegeben zu haben, wie Beichte und Absolution. Nach dieser feierlichen Ceremonie blieb Adrastus als Freund und Gast im Hause des Krösus.

Durch diesen Vorfall wurde ein dem Unglücke gewidmeter Mensch in eine Umgebung von Gluck und Freude gebracht. Adrast war ein Verbrecher, aber kein schlechter Mensch. Er hatte seinen Bruder getödtet in einer wilden Aufwallung des Zornes, einer Leidenschaft, die in jenem Klima und jener Zeit häufig war. Dieser Bruder war der Liebling der Eltern gewesen und Adrast konnte es nicht ertragen, zurück gesetzt zu werden. Mehr noch, wie durch Schmeicheleien, wächst der Ehrgeiz durch Zurücksetzung, und Adrast war ehrgeizig. Die blutige That verbannte ihn von seinen Eltern und seiner Heimath. So lange er durch die Wälder und Wüsten irrte, kämpfte der Selbsterhaltungstrieb mit den Gewissensbissen. Als er aber sich im Palaste und Schutze des mächtigen Königs sah, als er die Ruhe gewann, in sein eigenes Herz zu schauen, da kam die Schwere seines Unglückes ihm vollständig zum Bewußtsein; die Ceremonien der Priester hatten keine Ruhe über sein Herz gebracht. Grade die Freundlichkeit und das Wohlwollen, das ihm in dem humanen Hause des Krösus zu Theil wurde, vermehrte nur noch die finstere Stimmung seines Gemuthes. Es giebt Stimmungen, in denen es unmöglich ist, Wohlthaten zu ertragen oder dankbar zu sein, und in einer solchen Stimmung war Adrastus. Der Gegensatz zwischen der Zufriedenheit und Harmonie, die um ihn waltete, und zwischen seinem eigenen Zustande, prägte sich ihm bei allen möglichen Gelegenheiten in das Herz; jedes Lächeln, das er hörte, quälte ihn; jede Freude erbitterte ihn; er war intolerant gegen das Gluck seiner Freunde.

Es ist ein sonderbares Ding mit dem menschlichen Herzen. Diejenigen, welche, nach jener modernen Theorie, die Reizungen, Empfindungen und Leidenschaften des Menschen bloß aus äußern Umständen, aus seiner körperlichen Organisation und den ihm umgebenden Verhältnissen erklären wollen, können jeden Tag Fälle finden, in denen ihre Theorie nicht ausreicht, wo der Mensch einen Weg einschlägt, der allen Erwar-

tungen und allen äußern Umständen trotz. Man hätte bei Adrast voraussetzen sollen, daß die Freundlichkeit, mit welcher man ihn in seiner neuen Heimath aufnahm, und das Vertrauen, das ihm Krösus schenkte, die Furchen seiner Stirn und seines Herzens glätten würde, daß nach und nach die Erinnerung an Vergangenes durch den heilsamen Einfluß der Zeit und neu erworbene Freundschaft gemildert würde, daß endlich Adraestes aufhören würde, sich als einen Verbannten, Heimathlosen zu betrachten, -- aber gerade das Gegentheil war der Fall. Wie gewisse Arzneien auf die Dauer gerade das Gegentheil der Wirkung hervorbringen, für welche sie der kundige Arzt berechnet hat, so bewirkte auch das Zutrauen und die Freundlichkeit, mit welcher Adrast behandelt wurde, nur eine Steigerung seines Mißtrauens und seiner Misanthropie.

Atys, der Sohn des Krösus, behandelte den Fremdling mit einer fast brüderlichen Zuneigung. Sein Vertrauen ging soweit, daß er ihn in die Frauengemächer einführte, in jene nach der Sitte des Orients geheiligten Räume, wo die schönste Frau Circassiens lebte, in deren Armen Atys die Lasten der Regierung und die ängstlichen Träume seines Vaters vergaß.

Gela, die neuvermählte Gattin des Prinzen, die Tochter eines kleinen Gebirgsfürsten, war in fast klösterlicher Abgeschlossenheit aufgezogen, so daß sie die Naivität eines Kindes mit der Würde der Frau vereinigte. Sie war von blendender Schönheit und von anspruchsloser Güte. Ihren Gatten lebte sie mit aller Zärtlichkeit der ersten Liebe und mit aller Gluth der Jugend.

Adrast war nicht gerade verliebt in Gela, aber er drängte sich so oft, wie möglich, in ihre Nähe, und wenn sie ihn anblickte, schlug er die Augen zu Boden. Wenn er die Liebeschwüre hörte, welche die beiden Gatten miteinander wechselten, wenn er die glühenden, verlangenden Blicke sah, mit welchen sie den Gatten anblickte, dann war es, als wenn ein unbekannter Schmerz ihm die Brust zusammenpreßte, dann fühlte er das Blut, wie glühendes Blei, durch die Adern fließen. Er liebte selbst nicht — wenigstens war er sich dessen nicht bewußt, — aber er war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Nicht das ist das schrecklichste Loos, selbst unglücklich zu sein; schrecklicher ist es, wenn man das Glück Anderer nicht ertragen kann.

Das stille, schweigsame Benehmen Adraestes schreckte die Menge der Höflinge von ihm ab. Man betrachtete ihn im Kreise der Müßiggänger und Schwächer, welche die Hallen des Palastes füllten, als einen von Gott Gezeichneten. Wenn man auch eine solche Ansicht nicht offen kund zu geben wagte, so war sie im ganzen Benehmen doch bemerkbar. Adrast hatte wenigstens für jede häßliche Miene, für jeden mißtrauischen Blick ein aufmerksames Auge; wenn er auch die wohlwollenden Gesin-

nungen, von denen er umgeben war, nicht vollständig schätzte, so verstand er doch jede Kränkung und jede Spur von Mißtrauen.

Krösus, der den Sohn gern den Vergnügungen des Harems überließ, beauftragte Adrastes mit den wichtigsten Regierungsgeschäften und schenkte ihm das ehrenvollste Zutrauen. Nicht nur, daß er ihm die bedeutendsten Aufträge übertrug, er bot sich auch an, ihm sein väterliches Reich wieder zu erobern. Adrastes Vater war in der Zeit gestorben, und in Ermangelung von Erben stritten sich die Söldlinge um das Reich.

Waren alle diese Wohlthaten nicht hinreichend, Adrast glücklich und zufrieden zu machen? Kurwahr, Adrast legte sich selbst oft diese Frage vor und zwang sich dazu, sie zu bejahen. Er ging oft hinaus in die Einsamkeit des Waldes, auf das Gebirge, und blieb dort Stundenlang allein, mit seinen Gedanken beschäftigt. Wenn er zurück kam, sah er bleicher und ernster aus, wie sonst.

Krösus, der dem Fremdling das vollständigste Vertrauen schenkte, — und warum sollte er einem Manne, dem er so viele Wohlthaten erzeigt hatte, kein Vertrauen schenken? — erzählt Adrast seinen Traum und die Befürchtungen, welche er daraus geschöpft hatte. Diese Mittheilung machte auf Adrast einen sonderbaren Eindruck; das Schwert in der Brust des Atys war ein Bild, welches ihm permanent vor Augen schwebte, und das er nicht aus seiner Erinnerung verbannen konnte.

Aber Atys dachte nicht an solche Schrecknisse. Er lebte ein Leben des Glückes und der Liebe in den Armen seiner schönen jungen Frau. Adrast, der tägliche Zeuge dieses Glückes, wurde immer ernster und stiller.

Aber dieser Ernst und diese Schweigsamkeit Adrastes wurde manchmal durch die heftigsten Stürme der Leidenschaft unterbrochen. Atys überraschte ihn einmal, wie er seiner jungen Frau in den glühendsten Ausdrücken seine Liebe erklärte, eine Liebe, von welcher der leiseste Gedanke schon ein Verbrechen war.

Sie hörte den Berwegenen ruhig an, und schaute mitl. idig zu ihm herab. Unglücklicher Fremdling, sagte sie, du bist krank, sehr krank; wir wollen dich pflegen, daß du wieder gesundest.

Ich begreife es, daß du sie liebst, sagte Atys ihm. Sie ist so gut und schön, daß Jeder, der in ihrer Nähe ist, sie lieben muß. Lieben nicht alle Menschen die Sonne und den Frühling? Doch sie liebt mich nur allein.

Unter diesen guten Menschen war kein Mißtrauen, keine Furcht und Eifersucht möglich.

Adrast dachte an das Traumbild. Immer lebhafter prägte sich dieses Bild in seine Seele; er konnte mit allem Bemühen nicht aus der Erinnerung verbannen; er fluchte dem Augenblicke, wo Krösus ihm den Traum erzählt hatte.

Und es begab sich, daß in dem mythischen Gebirge ein großer Eber das Land verwüstete. Schaarenweise kamen die Landlute in die Stadt gelaufen, um Schutz und Hülfe gegen das Ungeheuer zu finden. In jenen alten Zeiten waren die wilden Thiere noch mit größerer Stärke und Furchtbarkeit ausgestattet, wie heute. Es wurde ein vollständiger Feldzug gegen das Thier beschlossen. Krösus konnte sich nicht entschließen, seinen Sohn daran Theil nehmen zu lassen, und übertrug Adrast den Befehl über die Expedition.

Die Jagd wurde gemacht. Mehrere Tage lang verfolgte man das Thier, umstellte endlich dasselbe, und schleuderte die Speere darauf. Wüthend gemacht durch die Wunden, brach das Thier durch die Reihen seiner Verfolger, die mit aller Schnelligkeit davon liefen, nicht auf das Jureden Adrastens achtend. Adrast mußte das Gebirge verlassen, nicht mit dem Eber, sondern mit den Leichnamen seiner Kameraden. Das Volk murrte, als es Adrast heimkommen sah.

Es wurde eine zweite Expedition beschlossen. Atys bat seinen Vater, ihn daran Theil nehmen zu lassen. Vergeblich erinnerte Krösus an das Traumbild. Sind denn die Klauen und Zähne des Ebers von Eisen? fragte Atys, daß dies zu deinen Träumen paßt? Krösus mußte die Entgegnung gelten lassen, und Atys zog mit seinen Gefährten auf die Jagd.

Diesmal schien die Expedition glücklicher zu werden. Die Leute hatten mehr Zuversicht, als sie des Königs Sohn an ihrer Spitze sahen; es war Atys selbst vorbehalten, dem gehezten und verwundeten Thiere mit seinem Speere den letzten Rest zu geben. Ein lautes Jubelgeschrei erscholl, als der gefürchtete Feind zu Boden lag. Da schwirrte unversehens ein Speer durch die Luft und drang durch die Brust des Prinzen. Adrast hatte die Summe der Wohlthaten, welche er im Hause des Krösus genossen, mit dem Morde seines Sohnes bezahlt, und der Traum des alten Königs war erfüllt. Der Mörder starrte eine Zeit lang den Leichnam an, und stürzte dann hinweg. Man hat ihn nicht wieder gesehen.

Kurze Zeit darauf traf Krösus auf dem Scheiterhaufen des Cyrus die berühmten Worte aus: O Solon! Solon! Solon!, Worte, die uns noch heute an die Wechselhülle des menschlichen Geschicks erinnern.

B e r m i s c h t e s .

Das deutsche Leben in Detroit scheint sich immer mehr und mehr zu verbessern und zu veredeln, und den andern größern Städten des Westens, namentlich Milwaukee und St. Louis, nachzueifern zu wollen. Es bilden sich neue Vereine mit humanen Tendenz, die sich wesentlich von älteren Leistungen der Art unterscheiden, und auch unter den älteren Vereinen streben einige mit Lust und Eifer vorwärts. Man hört oft sagen, daß die Vereine das gesellige Leben zerspalten, statt dasselbe zusammenzuhalten, und dies gilt in Bezug auf geheime Gesellschaften, in Bezug auf jene Anzahl von Logen etc. unbedingt. Aber die humanen und künstlerischen Bestrebungen, die sich unter der deutschen Bevölkerung geltend machen, haben kein anderes Organ, als einen Verein, sie sind daher gezwungen, Vereine zu bilden, wobei man übrigens durchaus nicht notwendig hat, den Vorwurf der Exklusivität und Einseitigkeit zu verdienen. Die deutsche Bevölkerung Detroits hat neuerdings 2 Vereine gegründet, die gewiß nicht nur in ihren eigenen Grenzen wirken, sondern eine allgemeine Verfeinerung des geselligen Tones und Verbesserung des Geschmacks zur Folge haben werden. Der kürzlich gegründete Musikverein hat in den ersten Proben, welche wir anzuhören Gelegenheit hatten, schon gezeigt, welche tüchtige und fähige Musiker in unserer Stadt sind, und mit welcher Umsicht, Geduld und Energie Hr. Stein dirigirt. Wir werden bald Gelegenheit haben, ein öffentliches Concert dieses Vereins zu hören, sobald nur einmal erst die Zeit der Maskenbälle und derartiger Vergnügungen, die sich gerade in diesen Tagen hier in beunruhigender Weise zusammenhäufen, vorüber ist. Auch hat sich in diesen Tagen ein Frauen-Verein Behufs wohlthätiger und Erziehungs-zwecke gebildet; wie sehr ein solcher Verein in alle Kreise des socialen Lebens hineingreift, geht aus der Natur desselben hervor. Der hiesige Turnverein hat beschlossen, eine Reihe wissenschaftlicher Vorlesungen und Debatten zu eröffnen, und schließt sich dadurch würdig an die Fortschrittsbestrebungen des allgemeinen Turnerbundes an. Ueberhaupt scheint das deutsche Leben sich immer freier und humaner zu entwickeln; es ist nur zu wünschen, daß man diesen Weg mit Entschiedenheit und Consequenz verfolgt, und nicht wieder, wie früher bei gewissen Gelegenheiten, auf halbem Wege umkehrt. Die deutsche Bevölkerung Detroits hat sehr viele Elemente, die einer humanen Geselligkeit zugänglich sind, und wir glauben, daß wir hier hinter andern westlichen Städten nicht zurückzustehen brauchen. Eins wäre freilich noch nothwendig, nämlich eine große deutsche Halle zu bauen, in der Art, wie das deutsche Haus in Chicago. Dies würde dem gesammten deutsch-amerikanischen Leben hier selbst einen neuen Aufschwung geben.

*

.

*

Das „Vorwärts“ von Galena, eine unabhängige Zeitung, ist einstweilen aus Mangel an Unterstützung suspendirt. Wir wundern uns darüber nicht, denn wir kennen Galena. Es gibt dort eine zahlreiche und wohlhabende deutsche Bevölkerung, aber sie steht im Allgemeinen heute noch auf derselben Stufe, wo die deutsche Bevölkerung vor zwanzig Jahren stand. Galena ist wegen seiner Bleiminen eine der ältesten Städte des Westens und unterscheidet sich dadurch sehr von den andern Städten, die, vor wenigen Jahren gegründet, alle Kraft und Frische der Jugend zeigen, und die namentlich von der neuern revolutionären deutschen Emigration bevölkert sind. So bildet das gerade gegenüberliegende Dubuque einen entschiedenen und wohlthuenden Gegensatz zu Galena; es herrscht ein frischer, freier Geist unter der dortigen Bevölkerung und namentlich unter den Deutschen, die bald aus Dubuque eine der angenehmsten Städte des Westens gemacht haben werden. Hrn. Stieboldt wünschen wir bald einen andern und besseren Wirkungskreis.

Excelsior oder „the Reformer's Companion“ ist der Titel einer neu herausgegebenen Monatschrift. Der Ort des Erscheinens ist Cleveland, der Herausgeber Barnard, die Redakteure Lyman, Beach und Madame Brown. Die Monatschrift ist der socialen, religiösen und politischen Reform gewidmet, und steht ungefähr auf dem Boden der Lippard'schen oder Thomas Paine'schen Schriften. Antislaverei, Erziehung, Frauenrechte, religiöse Aufklärung u. sind die Themata des Blattes. Ein in der Januar-Nummer enthaltener Aufsatz „Clergy and schools“ bespricht sein Thema mit dem größten Freimuth und verdient die allgemeinste Beachtung. Leider spukt noch der Epit.ualismus in dieser Monatschrift. Trotzdem aber glauben wir, daß diese Zeitschrift auch die Deutschen angeht, namentlich die Deutschen, in deren Häusern englisch gesprochen wird, denn es sind dort Ansichten vertreten, welche den freisinnigen Deutschen sehr nahe liegen; Uebersetzungen aus den Werken deutscher Gelehrten sind mitgetheilt, — so in der ersten Nummer ein Aufsatz von Dr. Zeller über die Apostelgeschichte; — überhaupt ist diese Schrift ein Beitrag zur Verbreitung der Aufklärung und Humanität. Da der Herausgeber der „Atlantis“ auch mit unter den Mitarbeitern der „Excelsior“ aufgeführt wird, so können wir hoffen, daß dann und wann auch einzelne Artikel aus der „Atlantis“ dort übersetzt erscheinen und den Weg zu dem amerikanischen Publikum finden. Das Blatt ist gut ausgestattet, kostet jährlich zwei Dollars, und die Adresse des Herausgebers ist L. E. Barnard, Box 996, Cleveland, Ohio. Wir wünschen dieser Reformzeitung gutes Gedeihen.

auszug aus der Botschaft des Gouvernör Chase von Ohio: Diejenigen Deutschen, welche Sklavensfang und Nebraska-Bill durch ihre Berufung auf Jefferson und die Väter der Republik zu vertheidigen sich bemühen, machen wir auf folgende Stelle aus der Botschaft Chase's aufmerksam:

„Die Väter der Verfassung, obgleich zur Mehrzahl selbst Sklavenshalter, waren Kämpen der Freiheit; ihr emsigstes Streben war, ihre Nachkommen vom Fluch der Sklaverei zu befreien.

Jefferson beantragte schon in 1784, durch ein positives Gesetz nach dem Jahre 1800 von irgend einem cedirten Gebiete oder zu errichtenden Staate die Sklaverei auszuschließen und dieser Verboteantrag erhielt damals die billigende Stimme von 16 aus drei und zwanzig Delegationen und von sechs aus neun Staaten im Congresse der Confederation. Er ging nicht durch, weil ein Artikel der Confederationsakte die Zustimmung von wenigstens sieben Staaten zur bejahenden Entscheidung einer Frage nothwendig machte.

Drei Jahre später wurde jedoch schon die Ordinanz von 1787 durch das einmüthige Botum aller Staaten im Congresse angenommen, welche vom Boden des Gebiets nordwestlich vom Ohio Sklaverei für alle Zeit ausschloß.

Im selben Jahre wurde die National-Verfassung entworfen. Herr Madison erklärte es für „unrecht, die Idee des Menschen-Eigenthums der Verfassung einzuverleiben“. Das Wort „Sklave“ oder „Sklaverei“ fand keinen Platz unter den Bestimmungen. Auf's Sorgfältigste schloß man alle Anerkennung des Rechts des Sklavenshalters, alle nationale Sanction seiner Ausübung von dieser Urkunde aus. In jeder Klausel, welche man mit Sklaverei in Bezug bringt oder bringen kann, ist dieselbe als ein Geschöpf der Staatsgesetzgebung und als von ihr allein betreffs ihrer Existenz und Fortdauer abhängig betrachtet. Weder in der Verfassung selbst, noch in den Debatten ihrer Gründer findet man eine Spur der Erwartung oder Befürchtung, daß Sklaverei durch ein nationales Gesetz in nationalem Gebiete eingeführt werden könnte. Niemand mutmaßte ihre Ausdehnung über die Grenzen der bestehenden Staaten.“

* - * - *

Thomas Paine's Geburtstag ist vor der Thüre; wir wünschen sehnlichst, daß der Tag weder hier, noch in den andern größeren Städten mit Stillschweigen übergangen wird. Thomas Paine ist schon deshalb, weil er in den Kirchen aller Arten und Bekenntnisse geschmäht und verläumdert wird, weil er sämmtliche Priester in Amerika zu seinen erbitterten Feinden hat, der rechte Mann für alle diejenigen, die der positiven Religion

Balet gesagt haben, und sich vor der Bezeichnung „infidel“ nicht scheuen. Thomas Paine war von Geburt ein Engländer, aber seiner ganzen Weltanschauung nach ein Kosmopolit, und seiner wissenschaftlichen Bildung nach von der französischen und deutschen Philosophie, die am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts so große Umwälzungen hervorbrachte, durchdrungen. Deshalb findet sein Andenken in den Herzen der Deutschen eine bleibende Stätte. Deshalb ist es auch eine allgemein anerkannte Sitte, daß der freisinnige Theil der Deutschen in Amerika den Paine-Tag in allen größeren Städten in einem öffentlichen Feste feiert, wo Gelegenheit geboten ist, für die Sache des entschiedenen und allseitigen Fortschrittes ein entschiedenes und unumwundenes Bekenntniß abzulegen. Vor drei Jahren feierten wir dieses Fest in Detroit in einer kleinen Gesellschaft Bekannter; vor zwei Jahren waren wir bei einem glänzenden Bankette in der Markthalle zu Milwaukee, wo das ganze freisinnige deutsche Publikum in Gesellschaft von Schotten und Engländern versammelt war; voriges Jahr hatten wir Gelegenheit, in Cleveland einer großartigen Demonstration zu Ehren von Thomas Paine beizuwohnen, an der auch Amerikaner Theil nahmen. Wir hoffen, daß wir auch dieses Jahr Gelegenheit finden, uns in einer zahlreichen Gesellschaft Freisinniger zu befinden, damit wir uns einmal wieder an jenen fühlen, frischen Geist der Revolution erinnern, den wir leider nur aus der Geschichte, und nicht aus den Männern und Zuständen der Gegenwart erkennen können.

*

.

Die „Atlantis“ tritt mit dieser Nummer in den sechsten Band (in den vierten Band neuer Folge.) Wir machen unsere Herren Abonnenten darauf aufmerksam, daß fast alle Abonnements mit dieser Nummer neu beginnen, und daß wir mit Bestimmtheit darauf rechnen müssen, von unsern Abonnenten prompte Zahlungen zu erhalten, da auch wir zu dieser Frist Zahlungen zu machen haben. Besonders die Abonnenten auf dem Lande werden ersucht, ihre Beträge per Post zu übersenden, da wir nicht überall hin reisende Agenten senden können. Es ist eine traurige Angelegenheit, immer und immer wieder den miserablen Geldpunkt zur Sprache bringen zu müssen, aber dies ist nicht unsere Schuld, sondern die gewissenloser oder gleichgültiger Leute, die uns das Unrige vorenthalten. Wir haben einzelne Agenten, die uns seit Jahr und Tag nicht bezahlt haben. Im Laufe dieses und des vorigen Monates haben wir Zahlungsaufforderungen abgeschickt, aber von zehn Briefen kaum einen einzigen beantwortet erhalten. Die Folge davon ist, daß man gar nicht auf eine regelmäßige Einnahme, die im Verhältniß zur Abonnentenliste steht, rechnen kann. Das Leben eines Redakteurs ist in dieser Beziehung ein Hazard-

spiel, das man mit der Laune und Gleichgültigkeit des Publikums spielt. Dies ewige Mahnen und Drängen wird uns auf die Dauer langweilig. Namentlich erwarten wir, daß unsere Agenten ihre Pflicht thun, und uns die Rückstände unverzüglich einsenden. Wir glauben, daß wenn wir der allgemeinen Regel nach von den Abonnenten Vorausbezahlung verlangen, wir doch von den Agenten wenigstens die Rückstände verlangen können. Möge dies das letzte Mal sein, daß wir diese Angelegenheit hier besprechen; möge man uns doch ersparen, mit einer schwarzen Liste her- ausrücken zu müssen.

* * *

Die Herren Lingenau und Kuskopff sind reisende Agenten für die „Atlantis“.

* * *

Die Hefte werden jetzt für die nächste Zeit alle drei Wochen ausgegeben, bis wir das betreffende Heft am ersten eines jeden Monats versenden können.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 5. Heft 2.

August, 1856.

Alte Folge,
Bd. 7., Nr. 150-153.

Sittlichkeit in der Politik.

Wir haben in einer früheren Nummer der „Atlantis“ unter der Aufschrift „moderne Moral,“ denjenigen Begriff zu entwickeln versucht, welchen wir vom Standpunkte der modernen Weltanschauung aus der alten religiösen Moral entgegenstellen, und fanden, daß das eigentliche Wesen der Moral in der Treue des Menschen gegen sich selbst, d. i. gegen die wahre, ideale Menschennatur bestehe. Wir leiteten die Grundsätze der Moral aus dem Menschen selbst und seiner eigenen Natur her, während man im gewöhnlichen Leben die Moral als ein von Außen herangebrachtes, künstliches Zwangsgesetz betrachtet, das entweder durch die Religion oder durch den Staat, oder durch die öffentliche Meinung diktiert ist. Wie wir die Gründe aller menschlichen Glückseligkeit, Freiheit und Vollkommenheit bei der letzten Analyse auf nichts Anderes zurückführen können, als auf die Natur des Menschen selbst, so ist auch das, was wir Moral, Sittlichkeit, Gewissen nennen, am Ende nach keinen andern Regeln zu bestimmen, als nach der natürlichen und geistigen Organisation des Menschen selbst. Wir nehmen natürlich nicht diese Organisation mit ihren physischen Gebrechen und historischen Schäden, mit den ererbten und übertragenen Unvollkommenheiten, sondern die wahre, ideale Menschennatur, die dem Bewußtsein jedes fühlenden und denkenden Menschen zu Grunde liegt, und die den wahren Adel und die wahre Würde des Menschengeschlechtes bildet. Jedem gut organisirten Menschen schwebt der Typus der Menschlichkeit und Humanität, das Gattungsbewußtsein, als sein Ideal vor, dem er ähnlich zu werden versuchen muß. Diese Einsicht und dieses Gefühl ist so allgemein, daß die religiösen Sagen und Fabeln aller Völker darauf ihre Fundamentalsätze gestützt haben, indem sie sagen, daß der Mensch nach dem Bild eines Gottes geschaffen sei, dem ähnlich zu werden das ganze Streben unseres Lebens sein müsse. Dieser Drang zur fortwährenden, unaufhörlichen Selbstvervollkommnung, — mag er nun aus einer religiösen oder philosophischen Quelle stammen — ist gewiß diejenige Eigenschaft des Menschen, welcher alles das, was er Gutes, Schönes und Großes geleistet hat, zu verdanken ist, die reiche Triebfeder und Quelle aller großen Gedanken.

Handlungen und Bestrebungen, welche den Ruhm und den Stolz des Menschengeschlechts bilden. Dieser Vervollkommungstrieb, welcher am Ende die einzige deutlich verfolgbare Unterscheidungslinie zwischen dem Menschen und dem Thiere bildet, — denn das Thier bildet sich höchstens von Außen, durch Angewöhnung, äußeren Zwang; es hat keinen inneren Trieb, sich zu bilden, — zeigt dem Menschen nun den Weg, auf welchem er seine Individualität zur Gattung, seine Besonderheit zur Allgemeinheit, sein Selbstbewußtsein zum Gattungsbewußtsein, seinen abstrakten Egoismus zur allgemeinen Menschenliebe erweitert und entwickelt. Unter dem Namen Sittlichkeit im allgemeinsten Sinne verstehen wir also erstens Treue gegen uns selbst, zweitens das fortwährende Bestreben, uns zu vervollkommen, drittens die Uebereinstimmung der individuellen mit den allgemeinen Bestrebungen der Menschheit, die Entwickelung des Egoismus zur Humanität. Alle drei Eigenschaften hängen mit einander zusammen und entspringen auf demselben Boden.

Man verzeihe uns diese Auseinandersetzung; wir glauben, daß man nicht oft genug auf die Grundbegriffe der Ethik zurückkommen könne, da leider die jetzigen Zustände und Verhältniß: des menschlichen Lebens wenig mehr an jene Grundbegriffe erinnern.

Am seltesten finden wir diese ethischen Grundbegriffe dort, wo sie am nothwendigsten sind, und wo ihre Abwesenheit sich am fühlbarsten erweist, in der allgemeinen Sphäre der Politik, wo es sich gerade um die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes und die großen Interessen der Humanität handelt. Die Moral und Sittlichkeit hat sich bisher immer selten und nur ausnahmsweise auf das Gebiet der Politik gewagt; die Politik war im ganzen Verlaufe der Geschichte immer mehr ein Mittel in den Händen der Macht, als des Rechtes; sie war selten etwas Anderes, als ein Spiel der Gewalt mit der List, und Machiavelli war ein besserer Politiker als Spinoza. Die Politik der alten Griechen war die der feinen, künstlich ausgesponnenen Intrigue, während die Politik der alten Römer - Republik von den Zeiten des Sabinerraubes an bis zu den Erpressungen der Proconsuln, der Verres, und Lufulle, nichts weiter als der scham- und rücksichtslose Gebrauch der Gewalt und Uebermacht war. Im Mittelalter nahm die Politik den finstern, blutdürstigen Charakter des Fanatismus an; die „streitende Kirche“ leitete die Politik nicht nur durch Beichtväter und Diplomaten, sondern hegte die Kreuzzüge und die Bürgerkriege in allen Ländern Europa's an. Die Politik des Mittelalters, der Päpste, der französischen Könige, der spanischen Philippe, war eine Combination von Betrug und Gewalt, welche in den Schriften Machiavelli's sogar eine wissenschaftliche Darstellung findet. Mit der Reformation schien sich die Politik ändern zu wollen; Gustav Adolf, Karl XII., Joseph II., Friederich der Große hatten andere politische Maximen, wie ihre mittelalterlichen Vorgänger; Frie-

berich der Große versuchte sogar eine philosophische Widerlegung des Machiavelli. Aber es blieb eben bei der Philosophie. Niemand hat besser in der Politik List anzuwenden und Gewalt zu benutzen gewußt, als Friedrich der Große. Während man im voriaen und diesem Jahrhundert in den civilisirten Ländern Europa's überall Gesetzbücher machte oder verbesserte, welche die Streitigkeiten der einzelnen Individuen unter einander zu schlichten bestimmt waren, blieb für die Streitigkeit der Völker oder vielmehr der Dynastien nur die Diplomatie und der Krieg als letzte Entscheidung übrig, d. h. nur die betrügerische List oder die brutale Gewalt. Nur während jener kurzen Periode, als der Wohlfahrtsausschuß die Geschichte Frankreichs lenkte, und die erste französische Revolution ihre Tour um die Welt antrat, lagen der Politik sittliche, humane Motive zu Grunde, nämlich die Befreiung Europa's. Die großen Erfolge, welche diese revolutionäre Politik nach Innen, wie nach Außen hervorbrachte, beweisen, daß eine energische Volkspolitik doch noch mächtiger sein kann, als alle diplomatischen Intriguen der Kabinette und alle Anstrengungen der Armeen. Napoleon I. nahm der französischen Politik die Erhabenheit der Ideen, den Schwung der Begeisterung und die prinzipielle revolutionäre Richtung; was man auch von den politischen Fähigkeiten dieses Mannes sagen mag, so ist doch gerade hier die dunkelste Seite des sonst so glänzenden Gemälbes; hier häufen sich Fehler auf Fehler; hier werden Unflugheiten und Inconsequenzen gemacht, welche die Resultate großer gewonnener Schlachten wieder aufheben. Die moderne Politik, deren Datum sich von den Wiener Verträgen von 1815 her datirt, besteht in nichts Anderem, als in einer mühsamen, ängstlichen Aufrechthaltung der bestehenden Zustände; es liegt ihr kein prinzipieller Gedanke zu Grunde, keine Idee, kein entschiedener Wille, kein entwicklungs-fähiges System; sondern sie ist blos ein sisyphusähnliches Ankämpfen gegen jeden Fortschritt und jede Entwicklung in der Politik. Was man in Europa unter Politik versteht, ist nichts, wie das emsige Bemühen der privilegirten Klassen, der Dynastien, des Adels, der Bürokratie, des Klerus, der Miliärdespotie, sich im Besitze ihrer Vorrechte und Einkünfte zu erhalten; die ganze Politik besteht in der Ausbeutung der Massen des Volkes durch einzelne privilegirte Klassen. Die Contrerevolution von 1849 steigerte dieses Ausbeutungssystem u. diese conservative Politik bis zum Aeußersten; seit dieser Zeit kann man sagen, daß die ganze offizielle Politik von der Furcht vor Revolution und vor der Entwicklung des Volksbewußtseins beherrscht wird. Daß diese negative, volksfeindliche Politik keine Spur von Treue, Konsequenz, Zweckmäßigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit, mit einem Worte keine Spur von wahrer Sittlichkeit enthält, läßt sich leicht denken. Die offizielle Politik Europa's während der letzten Jahre ist eine Reihe von Mein-eiden, Betrugereien, Fälschungen, Gewaltmaasregeln, wie sie vielleicht das Zitalter der römischen Imperatoren nicht gesehen hat; es war dieser Po-

litik in Mittel zu schlecht, das nicht zu der Erreichung schlechter Zwecke benützt wäre; wenn man nichts mit Kanonen und Bajonetten ausrichten konnte, dann bediente sich die Politik bestochener Zeugen und betrügerischer Prozesse. Aber wir können auch leider nicht leugnen, daß auch auf der andern Seite, auf der Volkspartei, die Politik nicht in jener reinen, edlen und einfachen Weise aufgefaßt wurde, wie sie allein der großen und wichtigen Sache angemessen ist; die letzten Revolutionen zeigten wenige Symptome einer wirklich prinzipiellen, revolutionären Politik; die Nationalitätspolitik verdrängte die Politik der Prinzipien, und beraubte die Revolution ihrer allgemeinen humanen Tendenzen, während sich namentlich bei der Ausschiedereneren Revolutionspartei zuviel Frivolität und Egoismus zeigte. Die moralische Kraft, die prinzipielle Weihe fehlte der letzten Revolution; es war mehr Wiß, wie Begeisterung, mehr Haß, wie Menschenliebe, mehr Uebermuth, wie Muth darin; überhaupt mehr negative, wie positive Tendenzen. Nur das Bewußtsein eines bestimmten Zweckes, einer positiven Aufgabe, ist fähig, eine revolutionäre Partei von nachhaltiger Stärke und Bedeutung zu bilden; destruktive Tendenzen zerstören die destruktiven Parteien selbst. Wenn wir z. B. die erste französische Revolution mit der letzten vergleichen, so sehen wir den großen Unterschied zum Vortheil der ersteren darin, daß dieselbe positive Zwecke sich stellte, nicht nur die Mißbräuche abschaffte, nicht nur mit der Guillotine operirte, sondern eine ganz neue positive Grundlage der Verwaltung und Gesetzgebung legte, welche noch heute für Frankreich und die angrenzenden Länder in unzerstörbarer Dauer besteht. Die erste französische Revolution schuf ein neues Verwaltungssystem, eine neue militärische Taktik; sie schuf den Code Napoleon, dessen Vorarbeiten der erste Consul in den Archiven des Wohlfahrtsausschusses vorfand, sie bereicherte viele Zweige der Wissenschaften durch Erfindungen und Entdeckungen, und machte den Entwurf eines allgemeinen Volksschulsystems, — den Lepelletier — Robespierri'schen Entwurf, — der die tüchtigste Organisation des Volksschulwesens enthält, welche jemals dem Gehirne eines Menschen entsprungen ist. Dies waren positive Arbeiten, die mehr bedeuteten, als die Hinrichtung des Königs und die Kriege in der Vendee. Welche positiven Resultate aber haben wir von der achtundvierziger Revolution erhalten? Mit welchem positiven Programm, mit welchen bestimmten praktischen Zwecken trat diese Revolution an das Tageslicht? Nach dem die königliche Familie verjagt und der Thron verbrannt war, wußte man nicht mehr, was zu thun. Man deklamirte, anstatt zu handeln. Wenn man sich damals nicht fast ausschließlich mit politischen Deklamationen beschäftigt hätte, sondern an eine Reform des Verwaltungs- und Steuerwesens, des Creditwesens, des Staatsschuldenwesens, der Gesetzgebung, der auswärtigen Politik u. s. w. gegangen wäre; wenn man überhaupt positive Reformen auf administrativem und finanziellem Gebiete gemacht hätte: so wäre die

Republik nicht in den Proletarier- und Arbeiterkämpfen untergegangen. Aber der Mangel an administrativen und finanziellen Talenten, überhaupt an positivem staatsmännischen Wissen und Können, war unter den französischen, wie auch unter den deutschen Republikanern, so groß, daß man in Paris wenige Monate nach dem Ausbruche der Revolution wieder zu den weggejagten Beamten Louis Philipp's, zu Börsenjuden und Banquiers, seine Zuflucht nehmen mußte, um nur die Staatsmaschine nothdürftig in Gang zu erhalten. Es fehlte der letzten Revolution jedes organisatorische Talent; jedes System, jedes Begreifen und Anstreben eines positiven Zweckes, mit einem Worte, der prinzipielle Gehalt, die moralische Idee. Auch in Deutschland sahen wir dies. Während die Partei der Reaktion vor keinem Mittel zurückschreckte, um den Völker- und Freiheitsmord durchzuführen, von dem Meineid der Könige hinab bis zu bestochenen Zeugen vor Gericht; während die große Menge des Volkes in unentschlossener, feiger Haltung auf den Ausgang der Katastrophe wartete, um sich der siegenden Partei anzuschließen: war in den Reihen der Revolutionspartei selbst mehr Frivolität, als wirkliche Ueberzeugung, mehr Uebermuth, wie standhafte, consequente Beharrlichkeit; mehr unreife, unklare, halbverstandene Ideen, und Träume, wie bestimmte, deutlich anerkannte und begriffene Motive und Zwecke. Wir könnten dies Urtheil leicht mit einer Menge von Beweisen belegen, aber Jeder, der diese Zeit durchgemacht hat, wird uns darin beistimmen. So war es denn nicht anders möglich, als daß die Sache zu Grunde ging. Sie ging daran zu Grunde, weil man von vornherein Mißtrauen gegen die Bewegung hatte und von derselben kein günstiges Gelingen erwartete. So ging das Parlament in Frankfurt zu Grunde, so die Revolution in Baden, so selbst der Ungarrieg. Die Führer der Revolution hatten keine Opferfreudigkeit, keine Hingebung, keine Begeisterung für die Revolution, weil sie keine Hoffnung für die Durchführbarkeit derselben und überhaupt kein moralisches Vertrauen zu ihr hatten. Durch einen solchen Mangel an Vertrauen tödteten sie die Bewegung schon im Entstehen.

Wie ist es jetzt geworden? Die gemeinsten egoistischen Motive herrschen in der Politik und die letzte Spur von sittlichem Gehalt ist daraus verschwunden. Alles rennt der rollenden Lawine nach, um in der allgemeinen Zerstörung einen Antheil an der Beute zu bekommen. Man läßt gerne den Großen den großen Antheil an der Beute, wenn nur die Kleinen auch Etwas bekommen. Wenn man nicht Millionen stehlen kann, so stiehlt man Hunderte. Das offizielle Ausbeutungssystem versammelt alle möglichen Arten von Egoismus um sich; gräbt sich immer tiefer in die gemeinsten Leidenschaften des Volkes ein, schließt ein Bündniß mit allen sieben Todsünden der Menschheit: kurzum alle egoistischen Motive, welche nur im gewöhnlichen Leben vorkommen, bilden die zahlreiche Leibgarde der herrschenden Gewalt, so daß die öffentlichen und privaten Schleich-

tigkeiten auf das Innigste mit einander zusammenhängen, und die Politik den allgemeinen Sumpf bildet, in dem die schlechten Leidenschaften und Bestrebungen einer demoralisirten Gesellschaft zusammenfließen. Man blicke nach Frankreich hin, um sich davon zu überzeugen.

Und wie sieht es in dieser Beziehung in Amerika aus? In Europa ist das ganze Fundament der Politik ein unehrliches und unredliches, auf Gewalt und Betrug gegründetes; in Amerika aber ist das Staatsgebäude auf die großen Grundsätze des allgemeinen Rechts und der Freiheit gebaut; manz Meineide und Staatsstreiche haben der Union ihre Verfassung gegeben, sondern die großen philosophischen Ideen des vorigen Jahrhunderts. Hier sollte man jene einfachen republikanischen Tugenden und Grundsätze wiederfinden, von denen uns das Alterthum erzählt, geläutert und bereichert durch die steigende Civilisation eines aufgeklärten Jahrhunderts.

Es mag sein, daß der Unterschied zwischen den fundamentalen Grundsätzen, auf denen das nordamerikanische Staatsgebäude errichtet ist, und zwischen der jetzigen Praxis dieser Grundsätze allzugroß ist, als daß wir unbefangenen urtheilen und vergleichen könnten: aber so viel müssen wir zugeben, daß, wenn auch vielleicht nicht mehr Demoralisation und Corruption in der amerikanischen Politik, als in der europäischen sein mag, dieselbe hier jedenfalls deutlicher und unverhüllter hervortritt, wie drüben. Die politische Corruption drüben ist durch den Glanz der Kronen überstrahlt und durch den Weihrauch der Altäre verhüllt; hier in Amerika hat sie sich alles Nimbus entkleidet, aller Verstellungen begeben; sie tritt in schamloser Nacktheit auf, und sud t kaum noch den Schleier des Patriotismus um sich zu werfen. Nichts kann vielleicht den vielfachen Schmähungen, welche über Amerika und das amerikanische Volk ausgestreut werden, einen größeren Anschein der Wahrheit geben, als die Offenherzigkeit der politischen Corruption, und ihre vollständige Vertraulichkeit mit der öffentlichen Meinung. Die Corruption geht hier offen umher; Jedermann kennt sie, Jedermann benützt sie; die öffentliche Meinung hat sich mit ihr verständig; sie ist eine legitime Macht im Staate. Bei der jetzigen Gestaltung der Politik und Art der Verwaltung stehen allerdings auch viel zu viel persönliche Interessen, viel zu viel Aemter und Gelder auf dem Spiele, als daß die Politik vom Fluche der Corruption verschont bleiben könnte; aber, wenn auch die Aemterjäger aller Sorten und Parteien nicht abgeschafft werden können, so sollte doch wenigstens das Volk und die öffentliche Meinung sich niemals einer strengen Censur und eines gerechten Tabels gegen diesen Unfug begeben. Uebel sind am Ende mit jeder politischen Verwaltung, d. h. mit jeder Concentration von Macht, Einfluß und Geld, — und ohne diese kann kein Staat bestehen, — verbunden, aber etwas Anderes ist es, Uebel zu dulden, oder sie als eine berechnigte, legitime Macht anzuerkennen. Jede Partei wird am Ende von der Corruption heimgesucht werden und unter

derselben leiden, — dies ist eine traurige Thatsache, — aber das Uebel hat erst dann seinen höchsten Grad erreicht, wenn die Corruption nicht nur eine unangenehme, lästige Beigabe, sondern das Prinzip und die leitende Seele der Partei ist. Dies sehen wir im gegenwärtigen Momente. Eine Partei, deren deutlich ausgesprochener Zweck ist, die Union zu versklaven und unter die Herrschaft einer auf Sklaverei basirten Aristokratie zu bringen; eine andere Partei, deren offen eingestandenes Bestreben es ist, die eingewanderten Bürger ihrer politischen Rechte zu berauben, und zu rechtlosen Arbeitssklaven zu machen: diese Parteien kämpfen um die Zukunft des Landes, und wir können daran, daß solche Parteien und Tendenzen es nur wagen, offen hervorzutreten, schon sehen, wie es mit der Moralität der amerikanischen Politik bestellt ist. Selbst die dritte Partei, welche den beiden reaktionären Parteien gegenüber steht, und das Recht, die Humanität, die Freiheit vertheidigt, steht nicht genug auf der Höhe ihrer eigenen Prinzipien und Tendenzen; auch der republikanischen Partei sieht man es an, daß es ihr mehr um momentane Erfolge, um die Bedürfnisse des nächsten Wahlkampfes, wie um den endlichen, vollständigen Sieg der Prinzipien zu thun ist. Was wir an der republikanischen Partei, oder vielmehr an den einseitigen, ungünstigen Verhältnissen, unter denen dieselben entstanden ist, aussetzen haben, ist, daß dieselbe vorzugsweise negativ und zur Vertheidigung gegen die Uebergrieffe der Sklaverei bestimmt ist, und daß die positive, prinzipielle Bestimmung und Aufgabe dieser Partei, einen wirklichen Rechtsstaat zu gründen, der in kosmopolitischem Geiste auf die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte gebaut ist, nicht mit aller Schärfe und allem Nachdrucke hervorgehoben ist.

Nicht, daß Kansas ein freier Staat wird, ist die Frage, — obwohl dieses von großem Interesse ist, — sondern ob es möglich sei, einen allgemeinen, absoluten Rechtsstaat zu gründen, ob es möglich sei, die Idee der Menschenrechte ohne irgend einen Unterschied der Race, Nationalität, Religion, Geburt u. s. w. in einem großen, reichen Völkerleben zu entwickeln. Man sieht, diese Idee ist weit und groß, und läßt sich vielleicht im Laufe von Jahrhunderten erst erfüllen. Aber je schwieriger und langwieriger die Durchführung dieser Idee ist, desto größer ist auch der Muth, die Ausdauer, die Begeisterung, mit der man sie verfolgt, desto größer die Resultate, welche daraus hervorgehen. Es steigt die Macht der Idee mit ihren Schwierigkeiten. — Vorübergehende Zwecke können eine vorübergehende Theilnahme und vorübergehende Resultate erzielen, aber die unzerstörbare Consequenz und Ausdauer, die heroische Begeisterung, die zum endlichen Siege führt, ist nur mit solchen Bewegungen verbunden, die einen prinzipiellen Gehalt haben, welche die absoluten Ideen der Humanität vertreten. Eine politische Bewegung ergreift nur dann die Massen des Volkes, wenn sie wirklich populäre Zwecke, wenn sie die Zwecke und Interessen jedes ein-

zelen Menschen verfolgt, welche die Zwecke der Gattung und der Humanität überhaupt sind. Je höher und allgemeiner man diese Zwecke stellt, desto mächtiger und wirksamer ist die Bewegung. Dies sollen sich alle jene Politiker gesagt sein lassen, welche aus einer schlechtverstandenen Klugheit und Praxis den großen Ideen die Spitze abbrechen, und wegen momentaner Erfolge die allgemeinen Bestrebungen verstümmeln.

Hoffentlich führt uns die politische Bewegung, in deren erstem Stadium wir uns gegenwärtig befinden, und die in ihren Grundprinzipien die höchsten Grundsätze der Freiheit und Humanität enthält, bald über das Streben kurzfristiger Politiker nach momentanen Erfolgen hinweg in die weite, große Arena der Freiheit, wo man sich nicht mit halben Resultaten begnügt, sondern das ganze Recht und die ganze Freiheit anstrebt. Die ganze gegenwärtige Situation deutet darauf hin, als ob diesmal ein tieferer Hintergrund der politischen Bewegung vorhanden sei, als Ehrsucht, Habsucht und Aemterjägererei. Fassen wir es nur immer fest und unverwandt in's Auge, warum es sich handelt, um die Menschenrechte, um die republikanischen Ideen überhaupt, um die Zukunft des Menschengeschlechtes und der Freiheit, um die höchsten Interessen der Humanität: dann wird uns selbst unter den Verstimmungen und Verwirrungen des gegenwärtigen Parteilebens niemals die rechte Entschiedenheit und Begeisterung fehlen. Dann haben wir den sittlichen Ernst, die Treue der Ueberzeugung, die Festigkeit des Charakters, mit einem Worte die *Sittlichkeit* in der Politik.

Diese Sittlichkeit in der Politik besteht darin, daß man sich nicht von Parteien, Vorurtheilen, Verhältnissen und Umständen sein politisches Glaubensbekenntniß diktiert läßt, sondern dasselbe aus seiner eigenen Ueberzeugung und seinem eigenen Rechtsbewußtsein entwickelt. Wir haben also auch hier wieder den Gegensatz zwischen Immanenz und Transcendenz, der sich durch die ganze moderne Weltanschauung hindurchzieht. Bisher galten die transcendentalen Theorien in der Politik. Herkommen, Vorurtheile, Religion, ja in den meisten Fällen der brutale Zwang diktierte das politische Glaubensbekenntniß; die Parteien verlangten eine blinde, unbedingte Anhänglichkeit von ihren Mitgliedern, denen das Recht der Prüfung und selbstständiger Entscheidung verweigert wurde. Wir sehen, wie in dieser Beziehung die demokratische Partei verfährt. Sie erlaubt keinem Menschen eine eigene Ueberzeugung zu haben, und schmähzt, verleumbet und verkehrt einen Jeden, der nicht jeden Punkt der demokratischen Plattform billigt, und ohne Wahl und Sichtung das demokratische Ticket stimmt. Nichts könnte falscher sein, und mehr den Prinzipien der Selbstregierung widersprechen, als wenn wir der neuen republikanischen Partei gegenüber in denselben Fehler verfallen wollten, den die alte Partei begeht, wenn wir

ein Stück papierner Plattform an die Stelle unserer lebendigen Ueberzeugung setzen wollten. Wollen wir wirklich ehrlich, selbstständig, unabhängig in der Politik sein, so müssen wir keine andere Plattform und keine andere politische Doktrin anerkennen, als das Ergebniß unserer eigenen Ueberzeugung und Einsicht; stimmt diese Ueberzeugung mit einer der bestehenden politischen Parteien und Bewegungen überein, so können wir diese Partei und Bewegung unterstützen, aber jedenfalls nur so weit und unter der Bedingung, daß die Partei unseren eigenen Ansichten entspricht.

Die Konsequenzen daraus lassen sich in jedem einzelnen Falle leicht ziehen; nach diesem Verfahren hat jeder Mensch immer einen sichern Führer und Rathgeber in den Irrgängen der Politik. Natürlich ist dazu Einsicht, Kenntniß, Ueberzeugung, Konsequenz, mit einem Worte Gewissenhaftigkeit nothwendig, ohne welche die Politik überhaupt nichts Anderes ist, als Intrigue, Kabale und Laune. Gerade weil die Politik ein so schlüpfriges Terrain darbietet, auf welchem oft momentane Vortheile vom principiellen Wege ablenken, und oft das egoistische Interesse dem Interesse des Rechtes, der Freiheit und Humanität entgegengesetzt ist, muß man hier ernster gegen die Sache, und strenger gegen sich selbst sein, als in irgend einer andern Sphäre des Lebens. Denn in der Politik ist jede Handlung von großer Tragweite und allgemeiner Bedeutung, und wer hier fehlt, ladet eine große Verantwortlichkeit auf sich. Im politischen Leben steht das Individuum nicht mehr als vereinzelt Wesen da, das für sein glückliches oder unglückliches Schicksal selbst verantwortlich ist, und die Folgen seiner Handlungen tragen mag; sondern als Mitglied der Gattung, des Volkes, des Staates, der Menschheit; hier steht er höheren Zwecken und Pflichten gegenüber, als den persönlichen, und diese Steigerung der Pflichten muß auch eine Steigerung der Gewissenhaftigkeit hervorrufen. Die Menschen könnten noch so sehr in ihren politischen Bestrebungen und Ansichten aus einander gehen; es könnten noch so viele politische Parteien und Systeme existiren; Alles ließe sich gut schlichten, jede Meinung ließe sich zum allgemeinen Besten verwenden, wenn nur Jeder seine Meinung und sein politisches Verhalten auf seine eigene Ueberzeugung gründete, und die Treue gegen sich selbst, die wahre Sittlichkeit in der Politik, bewahrte.



Galilei.

[Aus den gesammelten Werken von Francois Arago.]

(Fortsetzung.)

Meine populäre Astronomie enthält ein Kapitel mit der Ueberschrift: Wer waren die ersten Beobachter der Sonnenflecken? Mich allein auf gedruckte Werke stützend, habe ich dort gezeigt, daß Fabricius unbestreitbar der eigentliche Entdecker der Sonnenflecken ist, und habe in dieser Weise einen heftigen und verworrenen Streit entschieden, der über diese Entdeckung stattgefunden hat, und welchen ich in dieser Uebersicht der Werke des unsterblichen Gelehrten nicht übergehen darf. Vor Allen habe ich mich über die Grundsätze zu erklären, welche den Geschichtschreibern der Wissenschaft zur Richtschnur dienen müssen.

Welche begründete Klage könnte wohl derjenige erheben, der in seine Entdeckungen verliebt, wie der Geizige in seine Schätze, sie vergräbt und sogar sich hütet, sie nur ahnen zu lassen, aus Furcht, daß ein anderer Experimentator sie entwickele und fruchtbar mache! Das Publikum ist gewiß demienigen keinen Dank schuldig, der ihm keinen Dienst geleistet hat. Ich verstehe sehr wohl Ihre Einwendungen, meine Herren! Sie wollten nur die Zeit benutzen, um Ihr Werk zu vervollständigen, um es nach allen Seiten hin auszuführen, und um die nützlichen Anwendungen desselben aufzusuchen! Das steht Ihnen ganz frei, aber auf Ihre eigene Gefahr. Uebrigens ist Ihre Furcht vor Beraubung übertrieben; denn wo ist es erhört, daß die wissenschaftliche Welt es jemals unterlassen habe mit gerechtem Unwillen, mit vernichtender Verachtung die unfruchtbaren Persönlichkeiten zu verfolgen, welche den Arbeiten ihrer Zeitgenossen auf der Lauer stehend, sich sogleich an demselben Tage auf die Erzader werfen, an dem sie irgend ein glücklicher Forscher entdeckt hat; jene Persönlichkeiten, die sich unaufhörlich an allen Fenstern, in allen Etagen der im Bau begriffenen Gebäude zeigen in der Hoffnung, man werde sie für die Baumeister oder für die Besitzer halten? Der einfache gesunde Verstand verlangt es, daß während einer beschränkten, aber doch nicht zu kurzen Zeit den Erfindern ein absolutes ausschließliches Eigenthumsrecht zugestanden werde; hat man ihnen diese strenge Gerechtigkeit jemals verweigert? Wenn ein unredlicher Mensch auf einem Felde ernten will, wo er nicht gesäet hat, so ist die allgemeine Rüge da, um ihn zu strafen. Man muß sich wohl hüten, hier einer Täuschung zu unterliegen: bei den Entdeckungen geht es ebenso, wie bei allen andern Dingen, das wohlverstandene öffentliche Interesse hängt stets mit dem Privatinteresse zusammen.

Ich habe von Veröffentlichung gesprochen: so nenne ich jede Mittheilung in einer Akademie, jeden Vortrag vor einem zahlreichen Auditorium, jede Wiedergebung des Gedankens durch die Presse. Privatmit-

theilungen dagegen besitzen nicht die nöthige Glaubwürdigkeit. Die Zeugnisse von Freunden sind ohne Werth, denn die Freundschaft entbehrt oft der Einsicht und läßt sich blenden.

Indem ich hier an diejenigen Grundsätze erinnerte, welche der Geschichtschreiber der Wissenschaft sich nicht genug einprägen kann, bin ich durchaus nicht gemeint gewesen, den Hörchern an den Thüren das Wort zu reden, die jeden Tag der Presse das Geheimniß übergeben, in dessen Besitz sie am Tage zuvor gelangt sind. Gedanken stehlen ist in meinen Augen ein noch weniger verzeihliches Verbrechen, als der Diebstahl von Silber oder Gold. Ein gedruckter Rechtsanspruch kann also derselben Kontrolle unterworfen werden, wie ein Bankschein. Stets müssen die Betheiligten das Recht haben, eine Klage wegen Fälschung zu erheben; stets müssen die entgegenstehenden Aussagen mit strenger Gerechtigkeit geprüft werden, eine Bedingung, die mir, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Beseitigung jeder nachträglichen Reclamation nach sich zu ziehen scheint.

Ich bemerkte soeben, daß akademische Mittheilungen, oder mündliche vor einem zahlreichen Auditorium gehaltene Vorträge bisweilen auf gleicher Stufe ständen mit Veröffentlichungen durch den Druck. Wir wollen sehen, ob es in der Frage über die Entdeckung der Sonnenflecken Ansprüche und Documente dieser Art gibt, welche die ausgesprochene Ansicht, daß diese Fabricius, und nicht Galilei oder Scheiner zuerkannt werden müsse, abändern könnten.

Akademische Mittheilungen existiren über diesen Gegenstand nicht. Vielleicht könnte man jene Beobachtungen der Sonnenflecken, die zu Rom im Jahre 1611 in Gegenwart der italienischen Signoren im Garten des Cardinal Bandini angestellt wurden, einer öffentlichen Vorlesung gleich stellen wollen. Indessen genügt hier die Angabe des Jahres nicht; man muß überdies noch den Monat wissen. Nun sind hierüber zwei schriftliche Zeugnisse vorhanden. Der Erzbischof Dini erklärte am 2. Mai 1615, daß er mit Galilei zur Zeit der angeführten Beobachtung im Garten des Quirinal war, jedoch ohne diese Zeit selbst bestimmter anzugeben. Der Herausgeber der Werke Galilei's gibt den Beobachtungen im Garten von Monte Cavallo das Datum des April oder Mai 1611.

Signore Guchia seinerseits bezeugte am 16. Juni 1612, daß Galilei zu ihm vor länger als einem Jahre von eben diesen Flecken mündliche Mittheilung gemacht habe (diede noticia a bocca). In aller Strenge nöthigt uns diese Aussage Guchia's nur bis zum 15. Juni 1611 zurückzugehen. Nehme ich indessen auch als wahres Datum den Mai an, so scheint mir dieses Datum doch unbedingt später, als das Datum der Beobachtung des holländischen Astronomen, denn Fabricius unterzeichnete die Vorrede seines Buches am 13. Juni 1611. In diesem Buche ist nun die Rede von Flecken, welche auf der Sonnenscheibe beobachtet wurden und dann am westlichen

Rande verschwanden, und später am entgegengesetzten Rande wieder sichtbar wurden. Ich mache sicherlich kein zu großes Zugeständniß, wenn ich die Zeit, welche erforderlich war, um solche Beobachtungen anzustellen, um sie ferner durch eine annehmbare Theorie untereinander zu verknüpfen, um endlich das Werk, das wir kennen, wenn es auch kein großes Volumen hat, abzufassen und zu drucken, auf zwei bis drei Monate veranschlage. Diese Annahme führt uns zurück zu den ersten Tagen des März oder April. Fabricius gab übrigens auch die Erklärung, daß seine Beobachtungen von Anfang des Jahres 1611 datiren, und zwar zu einer Zeit, wo Nichts in ihm die Vermuthung erwecken konnte, daß seine Entdeckung zu Prioritätsstreitigkeiten Veranlassung geben würde.

Scheiner verlegt seine ersten Beobachtungen der Sonnenflecken schwan- kend in den Monat April oder Mai des Jahres 1611; es ist aber kein bestimmtes Zeugniß zur Stütze dieser Behauptung beigebracht worden. Auch muß ich hinzufügen, daß nach Scheiner's eigenen Angaben die Erscheinung der Flecken zu Anfange des Jahres 1611 seine Aufmerksamkeit wenig auf sich zog, und daß er sich ernstlich erst im October 1611 mit ihnen beschäftigte. In dieser letzten Zeit suchte er sich noch zu vergewissern, daß die Flecken kein Schmutz oder keine Fehler in den Gläsern waren; was könnten also wohl die angeblichen Beobachtungen vom Maimonat enthalten?

Neunzehn Jahre nach den oben erörterten Prioritätsstreitigkeiten, am 27. September 1631 schrieb der Ordensbruder Fulgentio Ricanzio, daß Galilei die Sonnenflecken durch sein erstes Fernrohr zu Venedig erblickte, und sie dem Padre Maestro Paolo [Carpi] auf einem weißen Pappschirm gezeigt habe. Nach dieser verspäteten Erklärung würde die Entdeckung bis zum Monat August 1610 zurückgehen.

Trotz aller meiner Hochachtung für den Theologen der hochachtbaren Republik, darf ich doch einige Bedenken hier nicht unterdrücken.

Jene Beobachtung zu Venedig wurde nach Aussage des Ordensbruders Fulgentio so angestellt, daß das Sonnenbild auf einen Pappschirm fiel. Wenn unter Sonnenbild dasjenige verstanden werden soll, welches das Objectiv allein gibt, so muß ich bemerken, daß solches offenbar zu klein war, [ungefähr 9 Millimeter im Durchmesser, der Werth von 31 Minuten für den Halbmesser von einem Meter], um gewöhnliche Flecken darin zu erkennen. Meint man aber das Bild, welches durch die vereinigte Wirkung des Objectivs und Oculars erzeugt wird, so muß ich fragen, wie es kommt, daß Galilei später selbst von Castelli als dem Erfinder dieses Hülfsmittels von Sonnenbeobachtungen redet?

Ich bedaure, Zweifel an der Aufrichtigkeit einiger Bewunderer des unsterblichen italienischen Beobachters erregen zu müssen; aber die That- sachen sprechen von selbst; jedenfalls gebrauche ich nur ein Recht, das mehrere Geschichtschreiber Galilei's gemißbraucht haben. Man höre z. B.

Nelli! Weist er nicht ohne weitere Untersuchung und mit stolzer Berachtung die Ausfagen zurück, auf die gestützt Bianchi dem Fürsten Cesi die Erfindung des Mikroskops zuzuschreiben gedachte [Bd. 1 S. 190]? Wenn Grifellini glaubt, Carpi an der Erfindung des Fernrohrs in Italien Theil nehmen zu lassen, trägt da dieser so leicht reizbare Geschichtschreiber Bedenken, das Werk des Grifellini eine Betrügerei zu nennen. Wird endlich Borellus, der Verfasser einer häufig angeführten Schrift, unter dem Titel *de vero Telescopii inventore*, nicht von demselben dieser *unverschämte Franzose* (questo impudente Francese, Bd. 1 S. 174) genannt?

Galilei war, [dies soll durchaus kein Tadel sein], über das Eigenthumsrecht an Entdeckungen nichts weniger als gleichgültig. Seine ersten Wahrnehmungen über die Gestalt des Saturns theilte er dem Publikum in einem unauflösliehen Buchstabenräthsel mit. Am 11. Dezember 1610 glaubte er sich ebenso der Priorität der Beobachtung der Phasen der Venus versichert zu haben, indem er sie in ein berühmt gewordenes Anagramm einhüllte. Warum sollte er, da die Gelegenheit sich darbot, nicht für die anderweitig wichtige und unerwartete Entdeckung der Sonnenflecken dasselbe gethan haben, wenn diese Entdeckung bis zu den letzten Tagen seines Aufenthaltes zu Venedig, also bis zum Monat August 1610 zurückreichte? Diesen Einwurf wird man sicherlich ohne genügende Antwort lassen müssen.

In der Ausgabe, welche die Akademie dei Lincei 1663 von den Schriften Galilei's über die Sonnenflecken (*Storia e dimostrazione intorno alle macchie solari*) veranstaltet, findet sich eine Vorrede von Angelo de Filiis, welcher Bibliothekar der Gesellschaft war. Diese Vorrede hat augenscheinlich den Zweck, die Rechte des gefeierten Astronomen an der Entdeckung der Sonnenflecken geltend zu machen. Angelo erinnert an die Beobachtungen im Garten des Cardinals Bandini, und nennt die Männer, welche dabei zugegen waren, nämlich: den Cardinal selbst, die Eignoren Corsini, Dini, Cavalcanti, ferner den Giulio Strozzi u. s. w. Er erwähnt frühere Beobachtungen zu Florenz, ohne Jemand anzuführen; sagt aber nicht ein einziges Wort über die angeblichen Beobachtungen zu Venedig. Und doch, hatte Angelo über diese Angelegenheit persönliche unmittelbare Mittheilungen von Galilei erhalten.

Ein Italiener, der kürzlich denselben Gegenstand behandelt hat, ist nicht mit den sichern Beobachtungen zu Rom, und mit den angeblichen Beobachtungen von Florenz und Venedig zufrieden gewesen; er hat auch im Jahre 1841 dergleichen Beobachtungen zu Padua aufgestöckert. Wollte man ihm Glauben schenken, so hätte Galilei zu Padua die Sonnenflecken entdeckt. Zur Erhärtung seiner Behauptung verweist uns dieser Schriftsteller auf S. 326 und 327 der von Nelli verfaßten Lebensbeschreibung des gefeierten Gelehrten. Die Seiten 326 und 327 von Nelli's Werke erwäh-

nen aber nirgends Beobachtungen von Sonnenflecken, die zu Padua gemacht wurden.

Ich will hier einen auffallenden Beweis geben von den Gefahren, denen man sich bei Erörterungen über Entdeckungen aussetzt, wenn man aus dem Gedächtnisse urtheilt. Galilei selbst, dessen Redlichkeit gewiß Niemand in Zweifel ziehen wird, soll ihn uns liefern.

In seinem ersten vom 4. Mai 1612 datirten Briefe an Belsler verlegt Galilei seine ersten Beobachtungen der Sonnenflecken um 18 Monate zurück. Diese Angabe fuhr uns auf den 4. Oktober 1610. Galilei verließ Venedig im August 1610. Also konnte die Entdeckung nicht mehr zu Venedig gemacht sein. Was soll man hiernach von der Erklärung des Fulgentio Ricanzio denken?

Doch dies ist nicht Alles: bald nach der Entdeckung im Jahre 1612 gibt also, wie wir soeben gesehen, Galilei für die erste Beobachtung der Flecken ein späteres Datum, als seine Abreise von Venedig. Zwanzig Jahre später sagte aber Salviati in den Dialogen, daß der Akademiker Linceo diese Entdeckung machte, während er noch die Mathematik zu Padua lehrte. Wer möchte nicht solchen Widersprüchen und Verwirrungen gegenüber von Neuem es aussprechen, daß der Geschichtschreiber der Wissenschaften ausschließlich nur von richtiggültigen Veröffentlichungen sich leiten lassen dürfe?

Das beste Mittel, jedes Bedenken über die Zeit der Entdeckung zu beseitigen, hätte in der Ausführung wirklicher Beobachtungen bestanden. Wer würde an der Wahrheit einer Erklärung Galilei's zu zweifeln gewagt haben, wenn sie etwa in folgenden Ausdrücken abgefaßt gewesen wäre: „An diesem bestimmten Tage des Jahres 1611 sah ich einen Flecken nahe am östlichen Rande; an einem andern bestimmten Tage war derselbe in der Mitte der Scheibe; an einem dritten Tage war ich Zeuge, wie der Flecken hinter dem westlichen Sonnenrande verschwand?“ Solche Beobachtungen findet man in den Briefen, welche der berühmte Physiker an Belsler in Augsburg schrieb; sie sind aber sämmtlich vom April oder Mai 1612. Um diese Zeit war aber das Werk von Fabricius schon beinahe seit einem Jahre erschienen!

Ich wiederhole noch einmal, daß die Veröffentlichung das Einzige ist, was ein Geschichtschreiber der Wissenschaften zu beachten hat. Wenn ich indeß von dem Eindrucke Rechenschaft ablegen soll, der mir nach der Prüfung so vieler Widersprüche geblieben ist, so würde ich ihn in Kürze folgendermaßen wiedergeben:

Am die Zeit des Aprilmonats 1611 bemerkte Galilei in unbestimmter und undeutlicher Weise Flecken auf der Sonne. Vor der Anwendung farbiger Gläser waren Sonnenbeobachtungen überhaupt schwierig, und besonders unter dem schönen italienischen Himmel äußerst gefährlich. Galilei hatte also nur erst sehr wenige solcher Beobachtungen gemacht; er hatte

sich noch keine genügende und annehmbare Vorstellung über die Natur der Flecken, und über die Region des Himmels, die sie einnehmen, und ebenso wenig über die Folgerungen, zu denen ihre Ortsveränderungen führen konnten, gebildet, als zu Venedig die Nachricht anlangte, daß diese Untersuchungen anderswo mit Eifer und Erfolg ausgeführt waren. Jetzt sah der berühmte Gelehrte zu seinem Leidwesen, daß man ihm zuvorgekommen war. Infolge ihrer Vorliebe für Galilei, wovon mehr als ein auffallendes Beispiel angeführt werden könnte, ließen sich die Bewunderer Galilei's, ließ sich vielleicht Galilei selbst verleiten, Astronomen, als schlechter Handlungsweisen fähig, als wahre Plagiatoren zu betrachten, die ihren eignen Eingebungen folgend Ideen verwirklichten, welche die Beobachter jenseits der Alpen ohne Zweifel in der Stille ihres Studierzimmers gefaßt hatten, ohne sie durch die Erfahrung zu bestätigen, selbst ohne sie der Erörterung in Freundschaftskreisen zu unterwerfen. Daher gab es, um das Datum eines geheimen, nicht in gültiger Weise bekannt gemachten Gedankens als rechtsgültig in den Augen des Publikums zu betrachten, nur einen Schritt, und dieser Schritt war geschehen. Diejenigen, welche in dem ersten Briefe Galilei's an Welzer vom 4. Mai 1612 folgende bedeutungsvollen auf die Sonnenflecken bezüglichen Worte lesen: „Non ardisco quasi di aprir bocca per affermar cosa nessuna“, werden sicherlich meiner Meinung beipflichten.

Bevor ich diese lange Erörterung schließe, muß ich noch bemerken, daß wenn man übereinkäme, nicht herausgegebene Schriftstücke zu geschichtlichen Ausgangspunkten zu nehmen, Galilei bei Entdeckung der Sonnenflecken einen Mitbewerber haben würde, dessen Ansprüche noch älter wären, als die von Scheiner und vielleicht auch die von Fabricius. Herr von Zach erzählt nämlich, daß er in England in Manuscripten von Harriot Beobachtungen von Flecken gesehen habe, die bis zum 8. Dezember 1610 zurückgingen.

An der Entdeckung der Umdrehungsbewegungen der Sonne hat Galilei nicht den geringsten Schein eines Anspruchs. Denn selbst wenn man bis zum Jahre 1831 fortgeht, bis zu dem Briefe des Fulgentio Micanzio über die angeblichen Beobachtungen und Unterredungen zu Venedig, so findet man in denselben nirgends ein Wort über die Umdrehung der Sonne. Ganz dasselbe muß ich von dem Zeugnisse des Signore Dini in Bezug auf die Zusammenkunft in Bandini's Garten zu Rom sagen: man hat dort die Flecken gesehen; aber es wird keine Folgerung aus dieser Beobachtung erwähnt. In seinem schon erwähnten Briefe sagte Gucchia, Galilei habe ihm mündlich die Entdeckung der Flecken und des augenscheinlichen Fortrückens dieser Körper von Ost nach West mitgetheilt. Der Umdrehungsbewegung der Sonne gedenkt er aber nicht.

Wer mit Aufmerksamkeit zu lesen versteht, für den gibt es nichts Ent-

scheidenderes und Bestimmteres, als die akademische Vorrede des Angelo de Fiis. Nachdem der Bibliothekar dei Lincei an die Versammlung im Garten Bandini's erinnert, und Galilei's Genie eine gerechte Huldigung dargebracht hat, fügt er hinzu: „Man erwartet mit allgemeinem Verlangen, daß er seine Ansicht über die Flecken bekannt machen sollte, als die Akademiker endlich erfuhren, daß Galilei diesen Gegenstand vollständig in einigen Briefen, die besonders an den berühmten und gelehrten Belsler gerichtet waren, behandelt habe u. s. w.“ Im Garten Blondini's im April oder Mai 1611 hatte also der gefeierte Gelehrte von der Umdrehung der Sonne Nichts gesagt; durch die Briefe an Belsler erhielt man die ersten Nachrichten von dieser astronomischen Thatsache. Der früheste Brief an den ausgburger Duumvir ist vom 4. Mai 1612; damals aber war das Werk von Fabricius seit länger als zehn Monaten in den Händen des Publikums.

Außerdem mache ich bemerklich, daß die Ansprüche Galilei's selbst, diejenigen nämlich, deren Epochen ich vorhin angeführt habe, sich nur auf die Beobachtung der Flecken und keineswegs auf die daraus hergeleiteten Folgen der Umdrehung der Sonne um ihren Mittelpunkt beziehen. Diese letztere Entdeckung gehört unbedingt dem Fabricius.

Wie viel ist also Wahres in folgender Behauptung eines neueren italienischen Schriftstellers: „Selbst wenn der große Astronom [von Florenz] die Flecken (der Sonne) nicht zuerst beobachtet haben sollte, so hat er doch alle seine Rivalen durch die wichtigen Folgerungen überflügelt, die er daraus in Bezug auf die physische Constitution der Sonne, und auf die Umdrehungsbewegung dieses Gestirnes zu ziehen verstand.“

Man sieht sofort, daß diese angebliche Ueberlegenheit Galilei's über einen Rivalen in Betreff der Umdrehungsbewegung und physischen Constitution der Sonne sich bei der geringsten Prüfung unhaltbar erweist. Nachdem wir die beziehlichen Ansprüche aufmerksam erwogen haben, wird kein unpartheiischer Gelehrter, kein auch noch so wenig in die astronomischen Beobachtungen eingeweihter Freund dieser Wissenschaft die soeben gelesene Behauptung ferner gelten lassen.

Zwar bin ich mir bewußt, auf diese Erörterung einzig im Interesse der historischen Wahrheit eingegangen zu sein; um jedoch von vornherein böswilligen Verdächtigungen zu begegnen, deren Gegenstand diese Zeilen werden könnten, erkläre ich hier ausdrücklich, daß Galilei eines der vier oder fünf großen wissenschaftlichen Genies der neueren Zeit ist. Ich füge hinzu, daß kein Lob in der Welt mir übertrieben scheinen würde, wenn man von dem Scharfsinn spricht, den dieser unsterbliche Gelehrte bei seinen Untersuchungen über die ungleichförmigen Bewegungen und über den Fall der

Körper an den Tag legte. Man wolle nicht übersehen, es handelt sich Vorhergehenden nur um einen speciellen und eng begrenzten Gegenstand, um eine astronomische Frage, in Bezug auf welche, meiner Meinung nach, Galilei weniger wohl berathen war, als sonst gewöhnlich der Fall gewesen. (Schluß folgt.)

Abgerissene Gedanken

über

Materialismus*), — Gehirn und Geist.

Wir werden belehrt, daß aus der Erfahrung sich als unbestreitbar ergebe: ein gewisses Quantum von Phosphor und Fett, in gewisser Art chemisch gemischt und organisch verbunden, ein gewisses Volumen darstellend und von einem gewissen Gewichte, [menschliches Gehirn], sei unerläßlich nothwendig, damit das zum Vorschein komme, was wir Aeußerungen des Verstandes, des Gedächtnisses, der Phantasie, des Willens u. s. w., kurz geistige Thätigkeit nennen, und ich selbst zweifle keinen Augenblick, daß die Chemiker und Physiologen die Bestandtheile und die Beschaffenheit des Gehirnes im Ganzen richtig angeben, und daß dasselbe das Organ des menschlichen Geistes ist.

Nun können wir uns unmöglich die sog. Geisteskräfte, z. B. Verstand, Gedächtniß, Wille — anders wirkend denken, als sie wirklich sind; — nicht der Art, sondern nur dem Grade nach kann ein Unterschied bestehen; — was für den einen Verstand unbestreitbar richtig oder zweckmäßig ist, muß es für den andern auch sein; — die mathematischen Wahrheiten müssen von allen Wesen, die auf oder auch über der menschlichen Verstandesstufe stehen, als unwiderlegbar anerkannt werden. Dies Alles sind Wahrheiten, die nicht erst aus der Erfahrung abgeleitet werden, sondern sich von selbst verstehen. Dagegen ist der obige Satz ohne alle innere Nothwendigkeit;

*) Meine äußeren Verhältnisse gestatten mir nicht, ausführlichere wissenschaftliche Forschungen in systematischer Ordnung anzustellen, wohl aber drängen einzelne Gedanken sich mir auf — selbst unter Beschäftigungen, wobei sonst wenig gedacht wird, — und diese will ich als Fragmente mittheilen — zu dem Zwecke, weitere Forschung anzuregen und vor dem Irrthum zu bewahren, als ob durch die jüngsten materialistischen Manifestationen der Ent- und Zielpunkt der menschlichen Erkenntniß erreicht sei. Far West.

er ist ein Erfahrungsfaß, hergenommen aus einem sehr beengten Kreise von möglichen Erfahrungen, und vielleicht ganz andere Erfolge würden sich ergeben, wenn es gestattet wäre, die Forschung über die auf unserem unbedeutenden Erdballe vorkommenden Erscheinungen hinaus weiter fortzusetzen.

Es sei meiner Phantasie gestattet, sich etwas jenseits der Grenzen unserer sinnlichen Erfahrung zu ergehen, und die übrigen Planeten, Neben-Planetten, Sonnen und Kometen ebenfalls mit organischen Wesen zu bevölkern, die mit der niedrigsten Stufe anfangend sich bis zu solcher Vollkommenheit erheben, wie es der Naturbeschaffenheit des besonderen Himmelskörpers gemäß ist, und anzunehmen, daß in solcher Wesenreihe wenigstens auf einem oder dem andern Himmelskörper auch solche Geschöpfe sich finden, deren Maaß von geistigen Kräften denen des Menschen analog ist. [Alles dies werden selbst die Materialisten nicht für leere Träumerei ausgeben]. Ist aber das Maaß der geistigen Kräfte dasselbe, so muß — nach obiger Lehre — auch das Organ, welches angeblich sie hervorbringt, oder an dem sie als dessen Aeußerungen haften, ganz dasselbe, — es muß ein menschliches Gehirn sein; — gleiche Wirkungen setzen gleiche Ursachen voraus, — das ist ja die Grundlage iener Lehre.

Zu solchen Voraussetzungen gehört nun: daß es auf andern Himmelskörpern Phosphor, Fett zc. gibt wie hier [das kann sein, vielleicht auch nicht]; — daß der andere Himmelskörper theils dieselbe spezifische Schwere hat wie die Erde, theils daß darauf das Gesetz der Anziehungskraft oder Schwere in derselben Art wirkt, denn sonst müßte dort ein Geschöpf mit dem Volumen und Gewichte des menschlichen Gehirnes entweder sogleich in den Abgrund versinken [z. B. auf dem Saturn oder der Sonne], oder würde beständig, als zu leicht, über dem Rande schweben [auf dem Merkur], während die Astronomen mit mathematischer Sicherheit darthun, daß der eine Himmelskörper das spezifische Gewicht von Quecksilber, der andere das von Korksalz, noch andere das unserer atmosphärischen Luft haben u. s. w. bei zugleich sehr wesentlichen variirenden Verhältnissen der Wirkungen der Schwere; — daß der Athmungsprozeß und der Blutumlauf dieselben sind, weil auch davon die Gehirnthätigkeit wesentlich abhängt, was aber unmöglich der Fall sein kann, weil die andern Himmelskörper ganz andere Atmosphären oder auch gar keine haben; — daß endlich die Einrichtung der Sinne wenigstens eine sehr ähnliche ist, weil durch die Sinnenthätigkeit die des Gehirns bedingt wird, — ja, daß der Ernährungsprozeß nicht wesentlich abweicht [des beständigen Stoffverbrauches wegen], was Alles der verschiedenen Licht- und Luftbeschaffenheit wegen zc. nicht angenommen werden darf.

Hieraus scheint sich mit Gewißheit zu ergeben: entweder kommt Das, was wir Verstand, Phantasie, Gedächtniß, Gemüth und Wille nennen,

nirgends sonst im Weltall vor, [nirgends sonst begreift man, daß zweimal zwei vier ist, nirgends sonst kann man den Pythagoräischen Lehrsatz beweisen u.], — oder es kann die mannigfaltigsten Mittel geben, um dem denkenden Geiste — sowie wir ihn kennen — ein geeignetes Organ zu schaffen. Ein menschliches Gehirn kann vermuthlich nur auf unserem Erdballe vorkommen. Doch selbst mit manchen Erfahrungen auf diesem unserem Erdballe scheint obige Lehre nicht ganz zu stimmen. Der Verstand, das Gedächtniß der Biene, der Spinne, des Kalbes sind gerade nach materialistischer Behauptung nicht dem Wesen, sondern dem Grade nach von denen des Menschen verschieden, und zu diesem Grade müssen Gewicht, Volumen und Bauart des Gehirnes in entsprechendem Verhältniß stehen. Nun hat ein Kalbsgehirn mit dem menschlichen wenigstens noch eine große Aehnlichkeit, aber alle Spur der Aehnlichkeit verschwindet in dem nur aus dem kleinsten Tröpfchen von Saft (wahrscheinlich noch nicht chemisch untersucht) bestehenden Gehirne der Biene, Spinne, Ameise u. s. w. An Verstand, Gedächtnißkraft, Energie des Willens stehen diese kleinen Thierchen dem Kalbe keineswegs nach, wohl gar über ihm und dem Menschen eben so nah oder näher. Das kleine Thier muß nothwendig auch ein kleines Gehirn haben, aber sein Verstand ist darum keineswegs kleiner als der der größten; sein fast unwägbares Gehirnröpfchen leistet ihm, was das mehrere Pfund schwere Ochsendgehirn seinem Besitzer leistet. Das eine Gehirn hat freilich eine sehr kleine, das andere eine große Masse in Bewegung zu setzen, und darauf eben scheint es anzukommen. Ich habe auf diesen Umstand bereits anderwärts kurz hingedeutet. F a r W e s t.

Erfahrung und Bewußtsein.

Der Hauptsatz des Materialismus scheint der zu sein, daß alle Erkenntniß von der Erfahrung ausgeht, daß es keine geistigen Vorstellungen gibt, die nicht sinnlichen Eindrücken entnommen wären; die äußere Welt wirkt auf die Sinne, die Sinne geben mittelst der Nerven den Eindruck an das Gehirn ab, und dieses arbeitet den Eindruck um in Gedanken, Gefühle, Entschlüsse u. s. w.: das ist das Ganze des Mechanismus. Ist es nicht so? Die Gedanken müssen nothwendig dem empfangenen Eindrucke gemäß sein — es gibt keine andere — der Sinneneindruck muß nothwendig dem Wesen und der Wirkung der Außendinge entsprechen; das ganze geistige Getriebe in dem Menschen besteht in einer Wechselwirkung zwischen dem Urstoffe und dem organisirten Gehirne.

Was heißt erkennen? Es heißt, Vorstellungen in das Bewußtsein aufnehmen. Die Erkenntniß ist richtig, wenn sie theils von richtiger

Sinneswahrnehmung ausgeht, theils nach richtigen Denkgesetzen zusammenge stellt ist ; fehlt eines oder das andere , so ist sie eine irthümliche. Dies widerspricht wohl Niemand.

Hieraus ergibt sich dreierlei :

1. Erkenntniß gibt es nicht ohne Bewußtsein , wie es nicht einmal Empfindung geben kann, ohne ein wenn auch noch dunkles Individualitäts-Gefühl. Schafft nun der Sinneneindruck zugleich die nothwendige Vorbedingung aller Erkenntniß, das Bewußtsein ? Dieses muß vielmehr da sein, um ihn zu empfangen, wobei nicht geleugnet wird, daß dieses Bewußtsein vom dunkelsten Lebensgeföhle bis zur höchsten Klarheit, für eine Zeit lang wenigstens, gleichzeitig mit der körperlichen und sinnlichen Entwicklung sich ausbildet. Das Bewußtsein aber wäre nichts, wenn es nicht einen Inhalt hätte, abgesehen von den zu empfangenden Eindrücken : sein erster Inhalt ist die Vorstellung der eigenen Individualität, des persönlichen, untheilbaren Ichs, dem Nichtich, d. h. den Objekten der Sinnesindrücke gegenüber. So setzt der Begriff der Erfahrung theils das wahrzunehmende Object und theils das wahrnehmende Subjekt, also den unvermeidlichen Dualismus voraus.

2. Wenn einige Sinnenwahrnehmungen täuschen können, so können es alle ; es liegt in der Sinnenwahrnehmung an sich nicht die Nothwendigkeit der richtigen Erkenntniß, wie etwa in den Sätzen der Mathematik. Es ist nicht die Erfahrung selbst, welche uns den Sinnen vertrauen lehrt, sie sollte uns vielmehr mißtrauisch machen ; das allgemeine Vertrauen auf die Richtigkeit der sinnlichen Eindrücke ist ein unmittelbares, im Bewußtsein gegebenes, nicht durch Eindrücke von Außen erst hervorgebracht, sondern als zweiter Inhalt des Bewußtseins uns angeboren, die zweite nothwendige Vorbedingung aller Erfahrungserkenntniß. Ob dieses Vertrauen auf Täuschung beruhe oder nicht, davon ist jetzt weiter nicht die Rede.

3. Die Regeln des richtigen Denkens, der richtigen Combination der Vorstellungen, können ebenfalls unmöglich aus der Erfahrung selbst herkommen, sind vielmehr der dritte Inhalt des entwickelten Bewußtseins. Alle Sinneneindrücke kommen aus einer in zahllosen Einzelercheinungen vorliegenden Außenwelt, und drängen sich chaotisch dem Bewußtsein auf, das nach seinen eigenen, nirgends in der Außenwelt sich darstellenden, Regeln sie ordnet und so selbstthätig die Erkenntniß zu Stande bringt. Darum gibt es eine Wissenschaft der Gesetze des Bewußtseins sowohl, als es Erfahrungswissenschaften gibt ; jene lehrt uns die Regeln der richtigen Gedankenverbindung, diese stellen, nach den gedachten Regeln geordnet, die mannigfaltigsten Sinneswahrnehmungen zusammen, sind also von jener bereits abhängig.

Außerdem gibt es noch einen weiteren Inhalt des Bewußtseins, der

zwar gleichzeitig mit der wachsenden Erfahrung im Inneren sich ausbildet, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß die Vorstellungen, aus welchen er besteht, von Außen her stammen. Dahin gehört die Vorstellung der nothwendigen Verbindung von Ursache und Wirkung. Die Erfahrung zeigt uns nur Thatsachen, und diese um so genauer, je schärfer der Sinn ist. Aber selbst des Adlers Auge combinirt die Erscheinungen nicht als Grund und Folge, was vielmehr nur nach einem im Bewußtsein lebenden Gesetze geschieht. Ohne jenes Gesetz wäre die Welt ein Chaos von Erscheinungen, mit ihm und durch es ist sie dem Beobachter ein beständig lebenvoll *W e r d e n d e s*.

Dazu gehören ferner die Vorstellungen der Einheit, der Endlosigkeit nach Zeit und Raum, der Freiheit, des Absoluten [Unbeschränkten und Vollkommenen). Die Mannigfaltigkeit der äußeren Objekte und Einflüsse wird erst im Bewußtsein zur Einheit verarbeitet (*b e g r i f f e n*.) Anders als zeitlich und räumlich begrenzt erscheint nichts Außerer, dem aber setzt das Bewußtsein die Idee der Unendlichkeit entgegen. Abhängig findet der Mensch sich selbst ohne Ausnahme in Allem, wenn er sich in seinem Zusammenhange mit der Außenwelt betrachtet; aber im Bewußtsein lebt unausfüllbar die Idee der geistigen Selbstthätigkeit, der Freiheit, der Zurechnung. Ueber alles wirklich Erscheinende stellt das Bewußtsein noch ein Ideal des Vollkommenen, welches nirgends erscheint, das auch praktisch uns antreibt, immer über das Bestehende und Wirkliche hinauszustreben: das Wirkliche ist uns (trotz Hegel) niemals „vernünftig“ genug.

Hierher gehören endlich die Ideen der *S c h ö n h e i t*, der *G e r e c h t i g k e i t* und des *s i t t l i c h e n W e r t h e s*. Die Wirkung des Schönen besteht nicht in einem wohlthätigen Eindruck des Außerer auf unsere *S i n n e* [wie der Wärme auf das Gefühl, des Zuckers auf den Geschmack), sondern darin, daß das Außerer zum Symbole oder Bilde innerer Zustände, Gefühle und Vorstellungen wird, daß diese letzteren, welche der äußere Eindruck nicht schaffen kann, im Bewußtsein angeregt und zu wahrem Leben gerufen werden. So bezaubert die Landschaft, indem sie das Bild des Friedens, oder der lebenvollen Thätigkeit, oder der gewaltig gegen einander kämpfenden Kräfte uns vorhält; so reißt das Erhabene hin, weil es dem großartigen Außerer gegenüber die innere Kraft des Geistes zum Bewußtsein bringt (wo dieß nicht der Fall ist, ist der Eindruck erdrückend); so begeistert die Musik, indem sie über unser momentanes Selbstgefühl uns emporhebt, was man sehr unrichtig einen *O h r e n s c h m a u s* nennt, selbst ohne deutliche Vorstellungen zu wecken; so wirkt alle wahre Kunst, indem sie unserem idealisirenden Geistesvermögen zu Hülfe kommt und ihm Befriedigung gewährt. Alles Schöne und Erhabene wirkt nur als innerer *A n k l a n g*, und mit einer ähnlichen Täuschung glauben wir es außer uns zu

finden, wie unser eigenes Bild uns h i n t e r dem Spiegel zu stehen scheint, oder wie es für uns in der Wolke donnert. Zergliedert man das Naturschöne, so sind es nur verschiedentlich gebrochene, im Auge gesammelte Strahlen [Aetherwellen], oder auf dem Trommelfelle vibrirende Töne (Luftwellen); das Häßliche und Disharmonische besteht aus denselben Elementen. Ohne ein inneres geistiges Wesen, ohne ein Bewußtsein mit einem gewissen Inhalte gibt es keine Wirkung des Schönen, keine Wirkung des Contrastes, keine ästhetische Anregung. Ist der Geist gleich Null, so ist's auch alles Genannte.

Woher stammt die Vorstellung der Gerechtigkeit, der Güte u. s. w.? Gibt sie uns die Natur? Sie ist eben so aristokratisch wie rücksichtslos, sie ordnet überall unter und über, und das Recht des Stärkeren ist ihr Gesetz; sie läßt den kleinen Raubvogel die noch kleineren Käfer an die Dornen fressen, daß sie Tage lang elend zappeln, sie läßt die Schlange den Frosch verschlingen unter stundenlangem vergeblichem Kampfe des gepeinigten und geängstigten Thieres; sie begräbt den edelsten Weisen mit dem schuldlosen Kinde und den Bösewicht zusammen in dem berstenden Boden der Erde u. s. w. Wir aber verabscheuen die Ungerechtigkeit, die Härte, die Selbstsucht überall, wo sie sich zeigt; wir stellen der äußeren Erfahrung den Inhalt des Bewußtseins gegenüber, und indem wir darnach handeln, kehren wir die außer uns herrschenden Gesetze gerade um. So hat jedes Urtheil über sittlichen Menschenwerth in dem Inhalte des Bewußtseins seinen einzigen Grund. Ein Blatt nenne ich grün, das ist ein Erfahrungsurtheil; einen Menschen nenne ich schlecht, weil sein Handeln der Vorstellung von Menschenwürde, die ich in meinem Bewußtsein trage, widerspricht. Der fallende Baum erschlägt den Menschen, ich verabscheue ihn darum nicht; aber ich verabscheue den Menschen, der seinen Bruder erschlägt, weil bei ihm meine Vorstellung von Menschenwerth zur Anwendung kommt, und weil mein eigenes Bewußtsein mich nöthigt, Freiheit und Verantwortlichkeit auch bei ihm vorauszusetzen. In dem Bewußtsein des Menschen tritt in jedem Zeittheilchen nur ein Einziges gleichsam auf die Szene; aber ein kleinerer und größerer Vorrath von Vorstellungen ist darin angesammelt, über welchen verfügt werden kann. Er besteht theils aus den erwähnten Urvorstellungen, theils aus den gemachten Erfahrungen, sowie aus den durch das Zusammenwirken beider selbstthätig gebildeten Begriffen, Urtheilen und Schlüssen.

Von allen Wissenschaften sind die mathematischen die untrüglichsten, sobald die ersten, als sich von selbst verstehend angesehenen Voraussetzungen zugegeben werden. Die Richtigkeit der Naturwissenschaften hängt von dem Grade der Vollkommenheit unserer Sinne und der Hilfswerkzeuge, welche wir uns viel vollkommener denken können, sowie von der Richtigkeit

der Combination ab. Psychologie, Logik, Ethik, Naturrecht etc. sind Wissenschaften der inneren Erfahrung, und sind um so sicherer, je klarer und ausgebildeter das Bewußtsein ist, aus welchem sie hervorgehen, oder welches darin sich selber zeichnet. Viele Wissenschaften sind von gemischter Natur.

Ich habe mich in Vorstehendem an kein System gebunden, habe weder an Hegel, noch eine andere Größe appellirt; ich bin weit davon entfernt, als neue Autorität auftreten zu wollen; ich wende mich einfach an das gesunde und unbefangene Verständniß der Leser und lasse sie urtheilen. Die Leser werden freilich bemerken, daß nach meiner Ansicht der bewundernswerthe Fortschritt der Naturwissenschaften in unserer Zeit keinen solchen völligen Umsturz aller übrigen bisherigen Ueberzeugungen zur nothwendigen Folge hat, wie Andere meinen. Der Materialismus geht wie ein Sturm über die Welt und bricht Vieles nieder; das Lebensfähige beugt sich für einen Augenblick und wächst dann frischer empor. Noch ist's zu frühe, die Welt auf den Kopf zu stellen. Far West.

Kurze Bemerkungen.

Was die Physiologen vom menschlichen Gehirn, den Nerven, dem Nervenäther, der darin wirksamen Elektrizität etc. sagen, paßt vollkommen, wenn wir dies Alles als das wunderbare Organ des Geistes betrachten, gerne zugehend, daß Geist und Organ in beständiger Wechselwirkung und gegenseitiger Abhängigkeit sich befinden. Aber so weit entfernt sind die Ergebnisse dieser Wissenschaft davon, uns zu der Annahme zu zwingen, daß der „Geist gleich Null“ ist, daß sie selbst vielmehr noch keinen einzigen Zweig der geistigen Thätigkeit zu erklären vermocht hat. Es wäre zu bequem, das kurzweg leugnen zu wollen, was man nicht erklären kann, obwohl es in seinen Wirkungen so klar vorliegt. Hat etwa Karl Vogt für seine bekannte Theorie den geringsten Beweis geliefert?

Philosophie ist die Wissenschaft von dem Inhalte des menschlichen Bewußtseins, abgesehen von der Erfahrung. (Dies ist vermuthlich die neueste aller ihrer bisherigen Definitionen). So beleuchtet sie nur die eine Seite des menschlichen Wesens, die andere muß durch die Physiologie in's Licht gestellt werden. Was uns fehlt, ist ein Mensch, der beider Wissenschaften in gleichem Grade Meister wäre; unter seiner Behandlung würden diese nicht ferner wie bisher einander gegenüberstehen, weil die Einseitigkeit verwieden würde. Wie es jetzt steht, wollen die Naturforscher mitunter zu Annahmen uns zwingen, die den klarsten Thatsachen unseres Be-

mußteins zuwiderlaufen, und die Philosophen verirren sich auf Bahnen, wo sie über ein einfaches Froschschenkel-Experiment, das ihnen in den Weg geworfen wird, stolpern müssen. Das ist eine traurige Geschichte!

Fällt ein Stück Eis auf unsere Hand, so erregt es für die Hautnerven theils die Empfindung der Kälte, theils den des Widerstandes. Wird der Fall des Eisstückes zugleich gesehen und gehört, so ist dieß nicht einmal eine unmittelbare Wirkung, sondern im Auge findet ein eigenthümlicher Lichteindruck [den man aus Aetherwellen erklärt], im Ohr ein Toneindruck [aus Luftwellen erklärt] Statt. In allem Diesem, wie bei allen übrigen Sinnesindrücken haben wir es nur mit uns umgebenden Kraftäußerungen zu thun; daß diesem ein stoffliches [materielles] Substrat zu Grunde liege, ist zwar die allgemeine, aber noch von Keinem bewiesene Voraussetzung. Was Kraft ist, wissen wir: sie ist die Ursache der Wirkung; was Stoff ist, kann Niemand sagen, denn die dem Stoffe zugeschriebenen Eigenschaften sind nur als Kraftwirkungen bemerkbar. Deshalb ist der unmöglich zu widerlegen, der die Wirklichkeit der materiellen Welt bezweifelt und nur die Wirklichkeit der Empfindung von ihr zugibt. In der Praxis wirkt die eine Ansicht der andern gleich. Dagegen ist der Zweifel an der Wirklichkeit des Geistigen in uns schon selbst ein Beweis für dessen Dasein; denn zweifeln oder glauben, ebenso wie beweisen oder widerlegen, sind geistige Verrichtungen.

Von Allem, was sein kann, ist das Bewußtsein unseres Sinns, unserer Persönlichkeit, unserer Kräfte mit Dem, was unmittelbar daran hängt, das einzig unmittelbare Gewisse. Und zwar ist diese Gewisheit, wenn nur Sinneswahrnehmungen das Wissen bilden, kein Wissen, sondern ein Glaube.

Bewußtsein und Instinkt.

Wo Empfindung ist, da muß Lebensgefühl sein; dieses steigert sich bei den vollkommenen Thieren zum Individualitätsgefühl und wird in dem Menschen zum klaren Selbstbewußtsein.

Schon das dunkelste Lebensgefühl hat einen Inhalt, es treibt zu Lebensäußerungen an. Die Lebensäußerungen der höheren Thiere sind mitunter von bewundernswerther Art und zeigen Spuren von Verstand und Gedächtniß. Von dem Inhalte des menschlichen Bewußtseins habe ich vorhin geredet; alle Thätigkeit lebender Wesen, wobei keine bewusste Vorstellung vorausgesetzt werden kann, wird aus dem Instinkt erklärt, welcher nichts Anderes ist, als der Inhalt des unter dem Selbstbewußtsein stehen-

den Lebens- und Individualitätsgefühles. Der dem Instinkt Folgende erfüllt mit unwiderstehlichem Drange einen Naturzweck, ohne sich desselben bewußt zu sein. Wie stannenswerth sind die Wirkungen des Instinktes! Verstehen etwa die Bienen die ganze wunderbare Dekonomie ihres Betriebes, die sogar der Mensch nach viel tausendjähriger, sorgfältigster Beobachtung noch immer nicht ganz verstehen lernte? Lernen etwa die jungen von den alten, was sie zu thun haben? Sie bedürfen keiner Anweisung. Werden sie durch beständige Sinnesindrücke geleitet? Diese lassen nur äußere Erscheinungen empfinden, ohne anzugeben, was in Bezug auf sie gethan werden muß; sie enthüllen den Naturzweck nicht, treiben nicht an, ihn zu erfüllen, sondern geben nur die Mittel dazu. Die aus nach Geschlecht und Art vierfach verschiedenen Thierchen bestehende Bienengesellschaft, etwa 50,000 Individuen zählend, handelt wie von einem einzigen Lebens- oder Naturgefühle beseelt, — der vereinte Instinkt aller bringt den Erfolg zu Stande. Sie dulden nur Ein Hauptweibchen, nur eine gewisse Zahl von Drohnen oder Männchen der Königin (außer wenn die Ordnung naturwidrig gestört ist), bauen die Zellen für Arbeitsbienen und Drohnen genau von der erforderlichen Größe mit dünnen, geometrisch genau sechseckigen Wänden, genau horizontal gestellt, bringen aber das Königin-Ei [wozu jedes außer den Drohneiern sich zu eignen scheint] in eine senkrecht angebrachte und runde Zelle mit dicker Wand, die, soweit es sich unterscheidet, mit demselben Nahrungsstoffe gefüllt wird, wie die andern, und erbrüten so neue Bienenmütter; sie schwitzen, so lange es nöthig ist, einen Theil des genossenen Honigs während der Nacht in dünnen Blättchen als Wachs an der Brust aus, so durch einen merkwürtigen chemischen Prozeß den Zucker [Kohlen- und Sauerstoff] in eine Art Harz [Kohlen und Wasserstoff] verwandelnd; sie haben einen so genauen Ortsinn, daß wenn man den Bienenstand verrückt, erhöht oder senkt, zugleich mit allen ihn kenntlich machenden Zeichen, sie den gewohnten Eingang genau an dem vorherigen Punkte über dem Erdzentrum wieder suchen, obgleich nahe dabei die ganze frühere Umgebung sich noch findet; sie wählen (durch welches Einverständnis?) vor dem Schwärmen den Ort ihrer künftigen Wohnung, und thun Anderes mehr, worüber man Bände schreiben kann.

Von wie mannigfaltiger und oft bewundernswerther Art sind die Nester der Vögel! Nimmt etwa der dem Neste entfliegende Vogel von diesem das Muster für seinen eigenen kräftigen Bau? Oder wird er von den alten Vögeln belehrt? Keines geschieht, und doch baut der junge Vogel nach demselben Muster, von demselben Stoffe etc., wie die Alten, wenn es die Umstände nur irgend möglich machen. Obgleich die spezielle Zweckmäßigkeit besonderer Nestarten in vielen Fällen einleuchtet, könnten in vielen andern Bauart und Stoff anders sein und doch derselbe Zweck erreicht werden.

Die Natur scheint auch hierin eine ähnliche Mannigfaltigkeit bezweckt zu haben, wie bei der Bildung der Blüthen, Blätter etc.

Der Mensch verliert auf der hohen See, auf der weiten Steppe, im dichten Walde sogleich seine Richtung, wenn Sonne, Sternbilder, Compaß und andere Zeichen ihn nicht leiten. Wenn der Vogel, von unwiderstehlichem Drange getrieben, nach Norden oder Süden wandert, so findet er, ohne Kenntniß der Geographie, ohne Stern- und Sonnenbeobachtung, ohne andere Signale genau seinen Weg; die Schwalbe kehrt von Afrika zurück und nistet in demselben alten Neste wieder: in allem diesen, in der Wahl und Menge der Nahrungsmittel, in der oft raffinirt erscheinenden Art sie zu erlangen, (man denke an die Spinne, den Ameisenlöwen u. s. w.) in den Mitteln des Schutzes für sich selbst und die Jungen u. s. w. irrt das Thier so wenig, wie der Säugling keines Verständnisses der Gesetze des Luftdruckes bedarf, um alle Muskeln des Mundes und der Zunge richtig zum Saugen in Bewegung zu setzen; die Natur erreicht ihren Zweck, wo sie das klare Bewußtsein versagte, durch den dem unklaren Lebensgeföhle zugetheilten, unbewußten Inhalt, welchen man Instinkt zu nennen pflegt.

Wenn dies Alles nun vollkommen deutlich ist, mit welchem Rechte wollte man dem höheren Lebensgeföhle des Menschen, welches wir Bewußtsein nennen, den Inhalt absprechen, da schon das niedere, thierische ihn hat? Was ihr Vernunft nennt, ist nichts Anderes, als der instinkartig eingepflanzte höhere Inhalt des höheren menschlich:n Bewußtseins. Der Instinkt erfüllt den Naturzweck: die Erhaltung und Fortpflanzung des thierischen Lebens; die Vernunft, der höhere Inhalt des Bewußtseins, erfüllt einen höheren Zweck: die geistige Entwicklung und Bildung des freien Individuums. Die sinnliche Erfahrung ist für Menschen und Thiere im Ganzen dieselbe; aber wie verschieden wird sie verarbeitet nach der Verschiedenheit des von der Erfahrung unabhängigen Inhaltes entweder des niederen Lebensgeföhles, oder des höheren Bewußtseins!

So bleiben die Ideen, [die einzelnen lichten Strahlen aus dem Inhalt des Vernunftbewußtseins,] als das Unbeschränkte im ewigen Gegensatz zu den Begriffen [deutlichen Vorstellungen der Außendinge] als dem nach Raum und Zeit beschränkten; so wird es klar, daß der Mensch gleichsam zwei Welten angehört; so wird begreiflich der beständige doppelte Zug im Menschen nach oben hinauf und niederwärts; so theilt sich unser Dasein zwischen Sein und Werden, zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen Zeit und Ewigkeit.

Manche Leser werden diese Ansichten für veraltet erklären, ich weiß, daß sie nicht modisch sind; aber Vieles ist alt und doch wahr, das Neue sollen wir als wahr annehmen, wenn es bewiesen wird, nicht darum, daß es neu ist.

Worin der Vorrang des Menschen vor dem Thiere besteht, und was die unverrückbare Scheidewand zwischen ihnen bildet, ergibt sich durch die obige Ausführung ebenfalls. Der Mensch ist ein bis zum Vernunftbewußtsein fortgeschrittenes Thier; aber nur er, kein anderes uns bekanntes Geschöpf, kann seiner Naturanlage nach diesen Fortschritt machen.

F a r B e s t.

Französische Zustände.

In Amerika, wo alle Verhältnisse den Grundsätzen der Selbstentwicklung und Selbstregierung folgen, wird man kaum begreifen können, wie sehr das Centralisationsystem in Frankreich alle Zustände und Thätigkeiten des Volkes durchbringt und alle Kräfte der Nation in sich absorbiert. Die Regierung, welche in Amerika nur eine Maschine ist, welche zu einzelnen bestimmt angegebenen Funktionen bestimmt ist, und die für jede ihrer Thätigkeiten eine besondere gesetzliche Vollmacht beibringen muß, ist in Frankreich eine Art Vorsehung, die sich in Alles hineinmischt, von der Alles abhängt, und die für Alles die Verantwortlichkeit übernimmt, was sich nur im Schooße dieser großen Nation ereignet. In keinem Lande, selbst nicht in dem unter bürokratischer Vormundschaft stehenden Deutschland, sind die privaten Interessen so sehr von der Staatsgewalt abhängig, wie in Frankreich; die Macht, die sich in Paris in Mitten von hunderttausend Bajonetten in ihrem ganzen Glanze zeigt, regiert auch in der kleinsten Hütte des Ackerbauers oder Hirten. Wenn man die Karte Frankreichs ansieht, wie alle Wege, Kanäle, Eisenbahnen von den äußersten Enden des Staates aus sich in Paris als dem allgemeinen Brennpunkt versammeln, so hat man ein Bild von der ganzen Einrichtung und Formation des französischen Lebens, dessen Aeußerungen, Thätigkeiten und Bestrebungen, die, von so verschiedenen Punkten sie ausgehen mögen, sich in einem Centrum vereinigen, und nach einem Ziele hin streben. Dieses Centralisationsystem, dem die Unabhängigkeit der Provinzen und die persönliche Freiheit der Franzosen schon längst zum Opfer gefallen ist, enthält das Geheimniß von dem Ruhm und der Größe Frankreichs in sich, aber auch von dessen ewiger Unzufriedenheit, Veränderlichkeit, Unfreiheit. Es läßt sich natürlich mit einem Volke von vierzig Millionen Menschen, dessen gesammte Kraft sich in einem

einzigem Punkte concentrirt, und bald hierher, bald dorthin geschleudert werden kann, wo man grade gewaltige Resultate mit gewaltigen Mitteln erreichen will, Alles durchsetzen, was überhaupt nur der Menschheit möglich ist; in dieser Beziehung braucht Frankreich vor keiner Aufgabe zurückzuschrecken; in dieser Beziehung sind die Franzosen wirklich die „große Nation“. Aber diese imposante Macht der Regierung und der strahlende Ruhm der großen Nation bedingt eine Unselbstständigkeit und Willenlosigkeit der Theile, welche mit allen Prinzipien einer gesunden Politik und Volkswirtschaft im Widerspruch steht, die der Regierung jede feste, dauerhafte Grundlage nimmt, und die Geschichte der französischen Nation dem Zufalle und der Willkühr in die Hand gibt. Die natürlichste Form für ein solches Centralisationsystem ist die absolute Monarchie oder die revolutionäre Diktatur; eine landständische oder parlamentarische Verwaltung ist mit einem solchen Systeme unvereinbar. Unter der absolutesten Form, in welcher jemals die Monarchie aufgetreten ist, wurde denn auch diese Centralisation eingeführt; Jahrhunderte lang arbeiteten die französischen Könige daran, die Selbstständigkeit der Provinzen und Vasallen zu brechen, und während in Deutschland sich Städte und Fürsten unabhängig zu machen wußten von der Centralgewalt, während der Glanz der kaiserlichen Krone erblich und sich der altgermanische Geist der Individualität allüberall in Sonderverfassungen, in Corporationen und kleineren Staaten, geltend machte, wuchs Frankreich zu einem mächtigen, einzigen, centralisirten Ganzen heran, von dem ein Ludwig XIV. sagen konnte: „der Staat bin ich“. Merkwürdigerweise unterbrach nicht einmal die erste französische Revolution, einen so schneidenden Gegensatz sie auch zu dem Zeitalter Ludwigs XIV. bildete, dieses centralisirende Bestreben; im Gegentheil, sie brachte das System zu seiner höchsten Ausbildung; der Terrorismus herrschte von Paris aus über das ganze Land, und noch heute zittert Frankreich bei der Erinnerung an den Wohlfahrtsausschuß und den Convent. Man kann freilich sagen, daß dieser Terrorismus Frankreich gerettet hat; die Motive dazu waren der zwingendsten Art; die gewaltige Aufgabe, die geleistet werden mußte, erforderte eine gewaltige Concentration von Kräften. Die Vendee, ja sieben und vierzig Departements in Frankreich waren in Aufruhr und an den Grenzen stand die bewaffnete europäische Coalition. Es scheint überhaupt in revolutionären Zeiten die Centralisation und Diktatur eben so nothwendig zu sein, wie in den Zeiten friedlicher Entwicklung Selbstregierung und Freiheit, Genug, die erste Revolution bestätigte und bestärkte das von den Königen begonnene System, und hinterließ dem ersten Napoleon jene Administrationsmaschine, deren einzelne Bewegungen und Thätigkeiten von Einem Punkte aus geleitet werden, jenes System der Präfekturen und Departements, das nach streng bürokratischen Gesetzen eingerichtet ist, und das die alte Selbstständigkeit der Provinzen und ihrer Par-

lamente vollständig abrogirte. Daß unter der Leitung des Kaisers, dieses energischen, willensstarken Mannes, die Centralisation immer deutlicher ausgeprägt wurde, braucht wohl nicht näher nachgewiesen zu werden; der ganze Mechanismus der gegenwärtigen Verwaltung kann auf die Zeit des ersten Kaiserreiches zurückgeführt werden.

Unter der Restauration und mehr noch unter der Julidynastie versuchte man manchmal an diesem Centralisationsystem zu rütteln; in der Deputirtenkammer Louis Philipps regten sich oft derartige Wünsche; aber der Julikönig hatte alle Mittel der Bestechung und Unterdrückung nothwendig, welche ihm das Centralisationsystem lieferte, um sich auf dem Throne zu erhalten. Auch ist es nicht zu leugnen, daß durch eine größere Selbstständigkeit der Provinzen viele Uebelstände und Gefahren für Frankreich herbeigeführt werden: man betrachtet mit Recht das Centralisationsystem als ein Gegengewicht gegen die Intriguen des katholischen Klerus, der in den Departements mehr Einfluß hat, wie in Paris. Ueberhaupt glauben wir, daß die meisten politischen Uebelstände nicht gerade von einem politischen System abhängen, sondern von der Art und Weise, wie das System gehandhabt und praktizirt wird; wir sehen z. B., daß in Amerika aus einem übertriebenen Systeme des Selbstgouvernements und aus einer falschen Anwendung dieses wichtigen Grundsatzes wenigstens ebenso große Gefahren für die Freiheit und Humanität hervorgehen, wie in Frankreich aus dem Bevormundungs- und Centralisationsprinzip. Das letztere Prinzip gibt der Regierung unbedingt eine große Activität, und erlaubt ihr, alle Kräfte der Nation zu großen nationalen Zwecken zu verwenden; das gegenüberstehende System der Selbstregierung ist viel langsamer und schwerfälliger, und läßt selten große nationale Unternehmungen aufkommen; aber dafür sind von dem letzteren Systeme dauernde Erfolge zu erwarten, während das erstere leicht zu Treibhauspekulationen führt und von der großen Gefahr begleitet ist, daß die ganze Kraft der Nationen zu persönlichen und dynastischen Zwecken mißbraucht wird. Davon gibt das gegenwärtige Frankreich einen Beweis.

Wir glauben, daß es nicht nur in der politischen Geschichte Frankreichs, sondern auch in dem Charakter und den sozialen Einrichtungen des französischen Volkes begründet ist, daß dasselbe die Regierung als eine Art Vorsehung betrachtet, von der das Glück der Nationen abhängig ist, und welche die Verantwortlichkeit für das Unglück derselben auf sich nehmen muß. Es fehlt offenbar dem französischen Volke von den höchsten bis zu den tiefsten Klassen der Gesellschaft herab jene Energie, Arbeitsamkeit, Ausdauer, Festigkeit, welche der Grundzug des germanischen und angelsächsischen Volkscharakters ist und durch welche Eigenschaften allein ein Volk zur Selbstregierung befähigt wird. Der Franzose kann großmüthig und heroisch sein; von den edelsten Gefühlen ergriffen werden; er ist Sanguini-

ter, enthusiastisch, begeistert sich gern; er hat alle Tugenden der Höflichkeit und Geselligkeit, und es fehlt ihm nicht an großen Talenten und Fähigkeiten, aber er besitzt selten die Ausdauer und Consequenz, die Tag für Tag an dem einmal begonnenen Werke fortarbeitet, und die Arbeitsamkeit, welche aus allen Lagen des Lebens Wohlstand und Zufriedenheit zu erzeugen vermag. Wir persönlich haben oft in Frankreich ein bezeichnendes Sprüchwort im Munde der Arbeiter und Bauern gehört; von einem fleißigen Menschen sagte man: „il travaille comme un allemand“ [Er arbeitet wie ein Deutscher.] Dieser Ausdruck im Munde des französischen Volkes selbst bedeutet etwas. Es ist deshalb keine Deutschhümelei, keine nationale Eitelkeit, die uns veranlaßt, grade den deutschen oder halbdentschen Provinzen Frankreichs die größte Activität und Thätigkeit zuzuschreiben; das Oberelsaß ist die größte Fabrikgegend Frankreichs; ohne die lothringischen und elsässischen Kemplectanten würde die französische Armee kaum existiren können, und die „gloire de la grande nation“ auf schwachen Füßen stehen. Den Mangel an Fleiß und Activität sehen wir am meisten an denjenigen Franzosen, die von ihrer „belle France“ entfernt, sich in fremden Ländern ansiedeln. In Amerika, in Canada, Louisiana, in einzelnen westlichen Staaten, wie Michigan, Wisconsin, Iowa, wo die Franzosen die ersten Siedler waren, und alle Gelegenheit hatten, die Priorität ihres Besitzes zur Begründung eines gesicherten Wohlstandes zu benützen, ist die größte Mehrzahl der französischen Bewohner verarmt, und man kann auf dem ersten Blick an der Reinlichkeit der Häuser, Gärten, der Menschen und des Viehs die amerikanischen und deutschen Farmen von den französischen unterscheiden. Daß Frankreich alle seine nordamerikanischen Colonien verloren hat, und daß das französische Element überall in Amerika vom angelsächsischen, und selbst vom deutschen Elemente in den Hintergründ gedrängt ist, dies stimmt mit jenen Thatsachen überein. Ueberhaupt geht es allen französischen Colonien so. Selbst in Algier, dessen Colonisation jetzt schon seit zwanzig Jahren von der Regierung mit den bedeutendsten Mitteln subventionirt wird, kommt nichts Rechtes zu Stande; man rechnet, daß jede französische Bauerei in Algerien der Regierung so viel Geld gekostet hat, wie ein prächtiges Landgut in der unmittelbaren Nähe von Paris werth ist. Diese thatsächliche, evidente Unfähigkeit der Franzosen, zu colonisiren, läßt uns einen tiefen, tiefen Blick in die moralische Kraft und Energie des französischen Volkes thun; wir glauben, daß ein Volk, das nicht mehr colonisiren kann, ebenso wenig noch eine große Zukunft habe, wie ein Mensch, der keine Kinder mehr zeugen kann. Die romanischen Nationen, zu denen auch Frankreich gehört, stehen nicht mehr an der Spitze der Weltgeschichte und der geistigen Entwicklung der Menschheit; die eigentlichen Träger der Kultur sind, nachdem die beiden Epochen römischer Weltherrschaft vorüber sind, die Völker germanischen Ursprungs, und wenn

die romanischen Völker berufen sind, an der Wiedergeburt der Menschheit und an der allgemeinen modernen Weltgeschichte Theil zu nehmen, so werden sie dies unter den Einflüssen einer Bewegung thun, welche einen weiteren Kreis umfaßt, als die Mittelmeerwelt, und von anderen Nationen, als wie von Frankreich, getragen wird.

Gewiß, die Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit, mit welcher das französische Volk unter jeglicher Regierung murrte und klagt, ist nicht allein eine Folge politischer Fehler und Gebrechen, sondern in dem Charakter des französischen Volkes begründet. Gewohnt zu leiden unter übertriebener Steuerlast und politischem Drucke, gewohnt, in der schlechten Staatsverwaltung die Ursache des heimischen Elendes zu finden, überträgt es wie die Vorwürfe, ebenso auch seine individuellen Hoffnungen auf die Sphäre der Politik, und glaubt in Revolutionen und Staatsveränderungen den Wohlstand, die Zufriedenheit und Behaglichkeit des Lebens zu finden, welche allein durch Fleiß, Arbeitsamkeit, Ausdauer, durch häusliche und gewerbliche Tugenden erlangt werden kann. Von jeder Staatsveränderung erwartet der Franzose eine Verbesserung seiner materiellen Lage und die Abhülfe seiner pekuniären Bedrängnisse. Als die Februarrevolution losbrach, dachte Mancher nicht anders, als daß jetzt die Hypothekbücher gelöscht und die Schulden bezahlt seien. Als die provisorische Regierung in ihrem unsinnigen Eifer, der verrätherischen, orleanistischen Bourgeoisie die Rente zu bezahlen, für die Arbeiterbevölkerung eben gar nichts Wesentliches that, und die Bauern mit einer neuen Auflage, mit der 45 Centime Steuer, dieser berücktigten Maaßregel, welcher der Untergang der Republik zuzuschreiben ist, bedrückte: da wandten sich die Augen der Bauern- und Arbeitermasse einem neuen Sterne zu; Louis Napoleon erließ seine socialistischen Aufrufe, und am 10. Dezember wurde er von sechs Millionen Bauern und Arbeitern erwählt, während die Bourgeoisie für Cavaignac stimmte. Dies sind bekannte Thatsachen, aber weniger bekannt sind die Motive, welche diesen Thatsachen zu Grunde lagen. Die Irrthümer und Illusionen, welche zur Zeit der Präsidentenwahl in Frankreich verbreitet waren, mögen heutzutage als Märchen klingen, und für Uebertreibungen gehalten werden, aber nichts desto weniger waren sie auf dem platten Lande in Frankreich, und besonders in dem leichtgläubigen und leicht erregbaren Süden verbreitet. Während die Einen glaubten, daß der alte Napo'leon zurückkäme, — buchstäblich, — daß sein Tod eine Erfindung der Engländer sei, und daß diese jetzt den gefeierten Kaiser aus seiner Gefangenschaft zurückgeben müßten, meinten die Andern, daß Louis Napoleon im Besitze eines ungeheuren, vom alten Kaiser geerbten Schatzes sei, der hinreichend wäre, alle Schulden Frankreichs und seiner Bewohner zu bezahlen, und Frankreich für eine Reihe von Jahren von aller Steuerlast zu befreien: alle aber erwarteten von der Erwählung Louis Napoleons eine Art tausendjährigen Reiches,

eine Art Schlaraffenleben, wo die gebratenen Tauben den Leuten in den Mund flogen, und es keine Schuldbriefe und Steuerzettel mehr gibt.

Louis Napoleon wurde erwählt, — aber das tausendjährige Reich blieb aus. Er und seine Creaturen entschuldigten sich damit, daß sie mit der republikanischen Nationalversammlung nicht zusammen gehen könnten. Die Nationalversammlung wurde aufgelöst, eine aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzte legislative Versammlung wurde gewählt, aber die gehoffte glückliche Zeit kam immer noch nicht. Was war zu thun? Um die Zustände Frankreichs dauernd und das Geld wieder flüssig zu machen, risirte man das Wahlgesetz vom 31. Mai 1850, wodurch 3 Millionen Arbeitern das Stimmrecht genommen wurde. Aber auch diese Maaßregel lockte das Geld und den Credit nicht zurück. Jetzt allmählig fingen die bonapartistischen Journale an, zu erklären, daß Napoleon's Hände durch die Constitution gebunden seien, daß er durch die Constitution verhindert sei, Frankreich glücklich zu machen. Der Staatsstreich kam; allenthalben jubelte man, daß die „Gesellschaft gerettet“ sei; jetzt mußte ja das tausendjährige Reich gewiß sein. Aber auch nach dem Staatsstreiche kam die erhoffte Zeit noch nicht; Napoleon erklärte durch seine Organe, nur im Vollbesitze kaiserlicher Gewalt könne er die Vorsehung Frankreichs sein. Das zweite Kaiserreich wurde gestiftet, und alle Macht und Gewalt in Napoleon's Hände gelegt, — aber wie sind die Zustände? Louis Napoleon liebt es, Vorsehung zu spielen, das ist wahr; er steht unter der speziellen Protektion des lieben Herrgottes; wenn sein Sohn, der kleine Bube, schon ein Engel für Frankreich ist, was muß erst der Vater, der große Lämmel für das Land sein? Aber wo ist das tausendjährige Reich?

Es ist wahr, Louis Napoleon hat sich alle Mühe gegeben, an die Entstehung des Kaiserreichs eine neue Epoche der Geschichte Frankreichs zu knüpfen, und die Zustände Frankreichs neu zu beleben, aber alle diese Bestrebungen haben nur zu scheinbaren Resultaten, glänzenden, brillanten Scheineffekten, theatralischen, prunkvollen Scenen geführt, welche gewiß denjenigen nicht blenden werden, welcher mit dem Elende im Lande selbst vertraut ist. Die ungeheure Macht, welche sich in des Kaisers Händen befindet, und welche vielleicht früher noch niemals in den Händen irgend eines Menschen, eines Augustus, eines Karls des Großen, eines spanischen Philipp's, vereinigt war, hat sich in Außerlichkeiten, leeren, hohlen Demonstrationen verpufft. Frankreich ist heute elender, wie je, und der Glanz, welcher sich um den Thron Napoleon's zusammenhäuft, bildet einen schrecklichen Kontrast zu den trüben Zuständen des Landes. Das nächste Ziel der Napoleonischen Reform war die Armee, die Stütze seiner Macht und das Werkzeug des Staatsstreiches. Aber was hat Louis Napoleon aus dieser Armee gemacht? Während die erste Revolution in Mitten eines verheerenden Bürgerkrieges und im Angesichte seines Königes mit ganz Europa

eine gewaltige Armee organisirte, welche bei dem Klange der Marsseillaise die größten Siege erfocht, demoralisirte Louis Napoleon eine trefflich in Algier eingübte Armee in den Straßenkämpfen, schickte den militärischen Ruhm Frankreichs, die Marschälle und Generale, welche diese Armee disciplinirt hatten,, in die Verbannung, verletzte das Ehrgefühl der Linie durch die Erschaffung einer neuen Garde, und machte aus der Armee, dem Stolze, und dem Ruhme Frankreichs, eine Bande Polizeibüttel, welche die Arbeiter und Bauern zusammenkartätschte. Ja, es ist so weit gekommen, daß das Kaiserreich sich vor der Armee, welche es mit in das Verbrechen des Staatsreiches hineingezogen hat, fürchtet, daß es den Ruhm der Krimarmee und ihrer Generale nicht ertragen kann, daß es die Krimregimenter entwaffnen, auflösen oder nach Algier verbannen muß. Jedes Vivat, welches für Bosquet, Canrobert, Pelissier ertönt, erweckt in den Tuilerien Besorgnisse, — ohne an die Sympathieen, welche Lamoriciere, Dudinot, Bedaud, Changanier, Savaignac u. s. w. unter der französischen Armee hinterlassen haben, zu denken. Man erinnert sich mit Schrecken daran, daß beim Klange der Marsseillaise der Malakoff erstürmt wurde, und verbirgt nicht die deutlichen Zeichen der Ungnade, welche die allzugroße Popularität Pelissier's in den Tuilerien hervorgerufen hat. Die aus der Krim zurückgekehrten Soldaten, welche die Armuth ihrer väterlichen Hütte mit dem erwarteten Ruhm vertauschen, und mit dem Bettelstabe statt des Marschallstabes zufrieden sein müssen, sie leiden neben der allgemeinen Unzufriedenheit, welche wie ein Alp auf Frankreich liegt, noch an den enttäuschten Illusionen, mit denen die Armee das entstehende Kaiserreich begrüßte. Das sind alles Krankheiten, welche für den Augenblick latent sind, und ohne bemerkbare Symptome fortwuchern, aber die Gesundheit des Staatskörpers untergraben, — wenn hier überhaupt noch von Gesundheit die Rede sein kann. Die verschiedenen Symptome der Unzufriedenheit, welche durch ganz Frankreich verbreitet sind, versammeln sich in der Armee, und es ist möglich, daß die militärische Organisation der bestehenden Ordnung der Dinge gefährlicher wird, als die Organisation der geheimen Gesellschaften, daß die Prätorianer dem modernen Cäsaren schrecklicher werden, wie die Proletarier.

Die Bildung des neuen Elitencorps, der Garde, ist gerade auch kein Unterpfeiler für die imperialistische Haltung der Armee. Abgesehen davon, daß die Linie sich natürlich verletzt fühlen muß durch die Privilegien, die der Garde zugetheilt sind, ist auch ein zu großer Unterschied zwischen den Gensd'armencorps des heutigen Empire, — denn weiter ist die kaiserliche Garde doch nichts — und zwischen der Garde des alten Napoleon zu bemerken, als daß man nicht einen traurigen Rückblick auf die alten Zeiten werfen sollte. Die alte Garde verdankte ihre Privilegien ihrem Ruhm und ihren Siegen; die neue Garde hat keinen solchen Stammbaum aufzuweisen.

In der Flotte, welche durchgängig orleanitisch ist, wurde eine ähnliche Neuvertheilung beliebt, wie in der Landarmee, und eine gewaltige Kriegsdampfflotte geschaffen, welche die französische Marine auf gleiche Stufe mit jeder europäischen Seemacht stellt. Indessen haben wir gesehen, wie während des letzten Krieges die Flotte fast ausschließlich zu Truppen und Proviant-Transporten gebraucht und nicht zu direkten militärischen Operationen verwendet wurde. Auch steht die Kriegsslotte in keinem Verhältnis zur Handelsflotte, zu deren Schutze sie lediglich berufen ist.

Wenn die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ sagt, daß gestützt auf diese Kräfte, die Regierung die Initiative in allen Verwickelungen von europäischer Bedeutung ergriffen, die Führung in einem Kriege der westlichen Seemächte gegen die östliche Landmacht übernommen, durch dessen siegreiche Beendigung die gegen Frankreich geschlossene heilige Alliance aufgelöst und sich selbst an die Spitze einer neuen europäischen Coalition gestellt habe“, so ist dieses Lob jedenfalls bedingungsweise und mit einiger Behutsamkeit hinzunehmen; uns scheint gerade die auswärtige Politik Louis Napoleons noch zweideutiger und inconsequenter zu sein, wie die innere Politik. Wenn schon die Politik des ersten Napoleon sich nicht gerade durch Gradheit, Entschiedenheit, Beharrlichkeit, Consequenz auszeichnete, und die Resultate großer Siege, wie z. B. der Schlacht von Austerlitz und Jena, durch eine unentschiedene Politik vereitelt wurden, so ist die Politik des zweiten Napoleon durchaus kein systematisches Ganze, kein berechneter Plan zur dauernden Umgestaltung der europäischen Verhältnisse, sondern besteht nur in einem mühsamen Abfinden mit momentanen Schwierigkeiten und Bekämpfen von vorübergehenden Gefahren. Die Politik Napoleons ist nicht für das Jahrhundert, sondern nur für den Tag und die Stunde berechnet. Nehmen wir alle Resultate, welche Louis Napoleon durch seine Armee und Diplomatie erreicht hat, die Resultate in England, Oesterreich, Rußland, Deutschland, Belgien, Spanien, Italien, der Schweiz, — so finden wir keine wesentlichen prinzipiellen Unterschiede zwischen früher, kein europäisches System, das sich wesentlich von dem Metternich'schen — Louis Philippinischen System auf der Basis der Wiener Verträge unterscheidet. Die Resultate des Pariser Friedens, um gleich auf den hervorragendsten Punkt der Napoleonischen Politik zurückzukommen, sind doch wirklich bejammernswerth; sie haben höchstens eine Aenderung in dem Zustande der Napoleonischen Dynastie, nicht aber im Zustande der französischen Politik hervorgebracht. Durch Ströme Blutes mußte sich Louis Napoleon die Anerkennung in Frankreich selbst erobern, und Ströme Blutes hat es gekostet, ihm die Anerkennung der europäischen Cabinette zu verschaffen. Ob Frankreich nicht einmal zu seinem Schrecken einsehen wird, wie viel Kraft, Blut und Geld nur zu dynastischen und persönlichen Zwecken verwendet ist?

Man muß es gestehen, Frankreich und England haben die Suprema-

tie Rußlands über Europa nicht gebrochen. Gerade im Gegentheil, die Art und Weise der Kriegsführung und der Pariser Frieden haben diese Suprematie indirekt bestätigt. Daß man unter solchen Umständen und nach solchen Opfern mit solchen Resultaten zufrieden war, beweist genug. Das war keine Umkehr auf halbem Wege; das hieß noch nicht einmal angefangen. Die „Augsburgerin“ meint, Louis Napoleon stehe an der Spitze der westlichen Coalition. Wer kann sagen, ob sich nicht in diesem Momente schon eine neue Coalition gegen den „Parvenü“ gebildet hat, eine Coalition, deren Zusammenhalt in dem gemeinschaftlichen Interesse aller legitimen Dynastien liegt? Ob auch sich die Fürsten Europa's, die Könige von Portugal, Sardinien, Belgien, Württemberg, sogar die Königin von England, und viele andern Fürsten zu den prächtigen Festen in der Seinstadt versammelten, ob jetzt eine Zusammenkunft des österreichischen Kaisers mit dem französischen der Welt die Versicherung des allseitig guten Einverständnisses gibt: — ein Moment kann die ganze Sachlage verändern und die alte Coalition Europa's gegen Frankreich wieder in's Leben rufen. An den französischen Verhältnissen ist eben gar nichts Gewisses; sie sind ein status quo, der sich mit künstlichen Mitteln über momentane Schwierigkeiten hinweg hebt, die jeder Tag wieder von Neuem gebiert.

Dies sieht man am deutlichsten in der innern Politik. Alles wird hier momentanen Bedürfnissen geopfert und für vorübergehende Zwecke verwendet. Man spricht davon, daß in Amerika die Zukunft anticipirt werde, aber wie dies in Frankreich geschieht, dies ist ohne alles Beispiel. Es ist wahr, ein Eisenbahnnetz ist in erstaunlich kurzer Zeit über ganz Frankreich gelegt, aber mit welchen Garantien hat sich der Staatscredit belastet? Der große Aufschwung der Spekulation, der sich an den credit mobilier knüpft, welche Resultate bringt er auf den ökonomischen Zustand des Landes hervor? Hören wir, wie sich ein Franzose selbst über den Zustand seines Landes ausdrückt: De Lavergne, Mitglied des Institutes, hat in der Revue des deux mondes eine Abhandlung unter dem Titel „d e r A c k e r b a u u n d d e r F r i e d e n“ veröffentlicht; wir erlauben uns, ein kurzes Referat über die Arbeit dieser anerkannten Autorität besonders deshalb mitzutheilen, weil dieselbe für die jetzigen französischen Preßzustände bezeichnend ist.

Zuerst skizzirt der Verfasser die allgemeinen Grundbedingungen der Botencultur, und hebt namentlich den nachtheiligen Einfluß des Kriegs auf dieselbe, wodurch dem Ackerbau Kapital und Arme entzogen wurden, hervor: ebenso die Berechtigung der allgemeinen Erwartung, daß der gegenwärtige Frieden vorzugsweise diesem Gewerbe fruchtbringend werde; denn, sagt er, das wichtigste Interesse ist die Nahrungsfrage; der Ackerbau ist die bedeutendste aller Industrien, weil sie allein mehr Arme als alle übrigen zusammengenommen beschäftigt. Aber gerade wegen ihres Umfangs läßt sich rasch nur wenig thun, und sie bedarf außerdem der Zeit, weil sie

an den langsamen Jahreswechsel gebunden. Es ist viel von der französischen Regierung zu erwarten, aber gerade in diesem Fall kann sie unmittelbar wenig thun; nur durch die Leichtigkeit und Sicherheit, die sie dem Spiel der Kräfte schafft, kann sie die Bodencultur unterstützen, nur selten vermag sie selbe direkt hervorzurufen und anzuregen. Nur die Minorität kann sie ermutigen, die Majorität wird immer allein in sich selbst die Kraft finden müssen. Eine Gewalt, die in solchem Fall nicht ohnmächtig wäre, möchte in einem andern gefährlich werden, denn jedes administrative Eingreifen schafft unter dem Vorwand der Anregung ein Privilegium. Damit ist nicht gesagt, daß die Regierung dem Ackerbau gegenüber vollkommen machtlos sei, aber ihre Wirkungssphäre ist auf enge Grenzen beschränkt, und die Aufgabe derselben besteht vor Allem darin — ihm nicht zu schaden. Der Verfasser versteht darunter hauptsächlich das Entziehen der Arbeitskräfte durch unnatürliche Nachfrage nach denselben an andern Punkten, wie dies in Folge der Treibhaus-Bauhätigkeit von Seite der Verwaltung in Frankreich geschehen. Bis man an Stelle der fehlenden oder durch die Concurrenz zu theuern Menschenkräfte Maschinen verwendet, geht Zeit verloren, denn ihr Gebrauch erfordert Kenntnisse, Kapital und Uebung; einmal eingeführt, entstehen dann wieder Krisen, wenn die dem Ackerbau entfremdeten Massen wieder auf denselben zurückstürzen. Nachdem der Verlust an Kräften durch den Krieg vollständig gewerthet, sagt de Lavergne wörtlich, daß es nothwendig werde, die außergewöhnlichen Bauten in der Hauptstadt weniger zu beeilen, denn in La Marche und Limousin liege die Cultur in Folge der Auswanderung nach der Hauptstadt ganz darnieder; es seien beispielsweise aus dem einzigen Departement de la Creuse von 287,000 Einwohnern in diesem Jahre 40,000 Arbeiter, also ein Sechstel, und zwar ein arbeitsfähiges Sechstel, ein Drittel der männlichen Bevölkerung, ausgewandert.

Paris, fährt er fort, ist die glänzendste Stadt der Welt, aber es wäre Zeit, auch ein wenig an Frankreich zu denken, sonst möchte dieses eines der ärmsten Länder Europa's werden, wenigstens für die Hälfte seiner Ausdehnung. De Lavergne widerlegt dann den Irrthum, welcher Reichtum und Luxus verwechselt, und der glaubt, daß es gleichgültig sei, ob man eine Million in einen geldfressenden Palast verbaue, oder sie in ein nutzbringendes Unternehmen stecke, und sagt warnend; „Auch das Rom der Cäsaren war glänzend“, und Augustus sagte sterbend: „Ich fand es von Ziegeln erbaut, und hinterlasse es von Marmor — aber, Italien war verheert und öde, und das römische Volk nährte sich vom afrikanischen und sicilischen Korn. So weit wird es die moderne Gesittung nicht kommen lassen, aber es ist darum doch nicht minder wahr, daß das Gleichgewicht zwischen den productiven und unproductiven

Arbeiten gestört ist, und daß es dringend nöthig, dasselbe wieder herzustellen.“

Nachdem de Lavergne diese künstliche Armuth an Arbeitskräften namentlich auch als eine Folge der großen Militärmacht nachgewiesen, geht er dazu über, darzuthun, wie das Capital unter ähnlichen Uebelständen leide. Er schätzt die Ausgaben für den letzten Krieg auf zwei Milliarden, welche er für vollständig verloren hält. Damit, sagte er, hätte man das gegenwärtige Eisenbahnnetz Frankreichs verdoppeln können. Er tadelt jenen Aufwand nicht, weil, wenn man einmal Krieg führe, es am besten sei, ihn mit aller Macht zu führen, aber die Folge sei immer eine Deplacirung der Capitalien. Die Erhöhung der Rente um 1/4 oder 1/5, durch die gesteigerte Nachfrage, verzehre sämtliche Ersparnisse des Landes, und für die Staaten wie für die Individuen, können Anleihen zum Segen wie zum Verderben, je nach ihrer Verwendung, gereichen.

De Lavergne stellt dann die Behauptung auf, daß die gegenwärtig politische wie ökonomische Phase wesentlich durch die Reaction gegen die Revolution von 1848 bestimmt werde. Fast alle Revenuen stockten in Folge der Februar-Krisis, besonders die, welche aus dem unbeweglichen Eigenthum entsprangen, nur die Renten auf den Staat flossen ununterbrochen; diese schienen daher der großen Masse als die sicherste Anlage, und in Folge dessen warf sich das Capital, von manchem Gewinn bei der Consolidirung der schwebenden Schuld *ic.* gelockt, auf die Rente. Sie wurde populär und demokratisirt; aber diese glückliche Stimmung, namentlich der kleinen Capitalien, dürfe man nicht mißbrauchen, die Quelle könnte sich erschöpfen, wenn man sie zu sehr ausbeutete — sehr charakteristische Symptome zeigten das an. Nur wenn der Staat wenigstens für einige Zeit aufhöre Anleihen zu machen, könne sich das täglich sich erzeugende Kapital wie früher auf den Ackerbau und die Industrie werfen. Die Wahl zwischen beiden stehe ihm frei. Die Thäler, sagt er, sind in Frankreich im Allgemeinen hinreichend angebaut, die Hochebenen dagegen lassen viel zu wünschen übrig. Der Verfasser skizzirt dann im Großen die Ackerbauverhältnisse des Landes, und hebt den Segen der Eisenbahnen hervor, die man ohne Nachtheil um das Vierfache vermehren könne. Ein Viertel der jährlichen auf 1000 Millionen geschätzten Ersparnisse des Landes könnte vortheilhaft darin angelegt werden; der Rest möge sich den übrigen Thätigkeiten und Anlagen zuwenden.

Der Verfasser verlangt nun abermals, wie schon 1846, daß die Regierung die Thätigkeiten leite und fördere, die direct mit dem Ackerbau in Beziehung stehen; sie soll Bewässerungscanäle bauen, die Flüsse reguliren, die Uehänge bepflanzen, große Wasserreservoirs anlegen und Ableitungscanäle ziehen. De Lavergne will aber, daß mit Maasß dabei verfahren

werde, daß der Staat diese Bauten von seinem gewöhnlichen Einkommen bestreite. Etwa 20 Millionen, meint er, seien schon von großem Segen. „Aber eine bestimmte Summe, deren Anlage durch traditionelle Bedürfnisse nothwendig geworden, muß eine gute Verwaltung mit jedem Heller des Volks largen, denn unter dem Vorwande von Verbesserungen dürfte man sich sonst ruinirenden Phantastereien hingeben.“ Das Beste, was der Staat für die Agricultur selbst thun könne, sei die Entlastung des Bodens, Minderung der darauf ruhenden Lasten. Der Staat könne keine Capitalien schaffen, sondern nur auf ihre Anlegung wirken, und wenn sie einmal alle in Thätigkeit, so vermöge er sie nicht der einen Richtung zuzuführen, ohne sie der andern zu entziehen.

Ein gegenwärtig dem gesetzgebenden Körper unterbreiteter Gesetzentwurf betreffe die Verwendung von 100 Millionen Franken in einzelnen Vorschüssen zum Zweck der Drainirung, nach der Form, in welcher die englische Regierung die Drainirung durch die Eigenthümer zu unterstützen suche. Ich habe nach besten Kräften dazu beigetragen, sagt er, in Frankreich die Kenntniß des Drainirens zu verbreiten, aber ich kann nicht sagen, daß dies Gesetz mir fehlerfrei erscheint. Zunächst taugt das Princip der Staatsvorschüsse an Privaten zu Specialzwecken an und für sich nichts, denn es kann Mißbrauch und Verschleuderung Thür und Thor öffnen. Es wäre jedoch nur zur Hälfte ein Uebel, wenn der Staat die Summen, welche er vorschießt, von seinen gewöhnlichen Revenuen nähme, aber er borgt sie selbst, und wer steht dafür, daß sie nicht nützlicher in den Händen der Darleiber als der Borger gewesen sein würden? Die Drainirung ist nicht die einzige Verbesserung des Bodens, welche großen Nutzen bringt, sie ist nicht einmal bei uns, wie dieß in England der Fall, die wesentlichste, denn wir haben hier weder denselben Boden, noch dasselbe Klima, wir stehen vor Allem nicht auf derselben Höhe des Ackerbaues, und das ist nothwendig, damit die Drainirung wahrhaft fruchtbringend sei. Wenn man die Summe, welche man bedarf, um die jährliche Production unserer Aecker zu verdoppeln, auf 10 Milliarden anschlägt, als Ausdruck für den Preis der dazu nöthigen Arbeit, so fällt davon etwa 1/20 auf die Drainirungsarbeiten. „Wird der Staat“, fragt er, „für die Mergel- und Gypsdüngung, die Untergrundarbeiten, die Cultur der Futterkräuter, der Hackfrüchte (Racines), der Bewässerung, der künstlichen Düngung, für die dem Ackerbau sich anschließenden Industrien, die Aufstallung des Großviehs, den Bau von Feldwegen, und eine Menge nicht weniger nützlicher Thätigkeiten dasselbe thun, was sie jetzt für die Drainirung beabsichtigt? Ein solches Unternehmen würde sie sehr weit führen, obwohl es nur logisch wäre, denn auf den meisten Punkten müßten jene Ameliorationen der Drainirung vorhergehen, oder an ihre Stelle treten.“ De Lavergue macht dann darauf aufmerksam, wie langsam in England die Drainirung sich verbreite,

wie vorsichtig man weiterschreite, und wie noch heute das zur Disposition gestellte Kapital nicht erschöpft sei. In Frankreich eignen sich nach ihm zur Drainirung nur die reichsten Departements, deren Privilegium durch die Staatsunterstützung daher nur um so größer werde. Sollte diese künstliche Amelioration keinen guten Erfolg haben, so würde sich in dem leicht erregbaren Frankreich ein sehr bedauerliches Vorurtheil gegen dieselbe begründen; immer aber würden große Inconvenienzen bei der Bertheilung kaum zu vermeiden sein, denn sie seien stets vorhanden, wenn man Allen nehme, um E i n i g e n zu geben.

De Lavergne schildert dann in scharfen Zügen die Folgen des heutigen Creditwesens in Frankreich. Um so t h e u r e r sei das L e b e n g e w o r d e n, je mehr man de la vie a bon marche gesprochen oder vielmehr dasselbe künstlich zu erstreben gesucht habe. Ebenso habe es niemals weniger wahrhaften Credit gegeben, als seitdem man den Credit so viel lobpreise. „Durchforscht man die Provinzen, so findet man die gewöhnlichen Quellen, woraus die Industrie und Ackerbau schöpft, versiegt; die Bankiers haben kein Geld mehr; die Portefeuilles leeren sich, die Hypotheken ziehen sich zurück.“ Früher habe ein Capitalist seinen Nachbarn auf jede Art geliehen, heute leihe man auf Hypothek und gegen Schuldschein nur so wenig als möglich; — das Unglück komme daher, daß man zu viel Grund gegeben, die Capitalien anders anzulegen. Man übertreibe die Gewinne der Industrie, man sehe nur die großen Erfolge und ignorire die zahlreichen Verluste; die großen Gewinne der Börse überstiegen allerdings bei weitem die durch den Ackerbau möglichen, aber man dürfe sie als Ausnahmen ansehen, und ein großer Theil sei nur Spielgewinn, der auf den Verlust Anderer sich gründe. De Lavergne entwickelt dann die Nachtheile der künstlichen Herbeiziehung des Kapitals an die Börse, und die Vortheile seiner Anlage im Boden, dem großen Feld der Thätigkeit, was sich in dieser Beziehung noch in Frankreich findet. Er ist aber der Ansicht, daß die Ameliorationen, die Verbesserungen der Cultur, wesentlich immer vom individuellen Bedürfniß ausgehen und getragen werden müßten. Das Hauptmittel aber, wodurch außer durch Arme und Capital die Bodencultur gefördert werden könne, sei die größere Fachbildung sowohl durch Unterricht wie Erfahrung, und hierin könne die Einwirkung des Staats, ohne große Opfer, besonders merkbar sein. Den ersten Rang unter den Mitteln zum gegenseitigen Unterricht, die vom Staat organisirt werden können, nehmen die Ausstellungen ein; im vergangenen Jahr sei der Erfolg dieser Ackerbaufeste vollständig, in diesem Jahr glänzend gewesen. Ohne Zweifel würde es wahrer, ernsthafter, nützlicher gewesen sein, wenn der Ackerbau selbst, wie in England, die Initiative ergriffen. Unglücklicherweise habe er es aber nicht gethan, und es sei unmöglich, das zu ersetzen. „Unserer Ge-

wohuheit zuzolge," heißt es, „haben wir beim ersten Versuch an Eleganz und Reichthum die schönsten englischen Ausstellungen übertroffen. Wenn das Wesen uns mangelt, so haben wir doch den Schein. Anstatt jener Preischau auf offenem Feld in allen Gegenden Englands, die allein vom Geld der Unterzeichner bestritten werden, und wo man von Regen und Sonne leidet, hatten wir eine Ausstellung in einem weiten Garten, unter dem Dache eines Palastrs ohne Gleichen, in der Mitte der glänzendsten Hauptstadt und der schönsten Promenaden der Welt; mit Bäumen, Rasen, Springbrunnen, Blumen, Statuen, mit zahllosen in vollendetem Geschmacl und ausgesuchter Reinlichkeit angestellten Behältern für die Thiere, die aus allen Arten Europa's auserswählt, und auf Kosten des Staats transportirt und genährt wurden. Wärter aus allen Nationen in ihrer pittoresken Landestracht, Tiroler, Schweizer, Ungarn, Schotten pfl egten sie, und eine Menge der schönsten und elegantesten Frauen in Frühjahrs-toiletten staunten diese Wunder und die Agricultur, eine sonst so schmutzige Kunst, an, die sich so reizend und gefällig präsentirte. Die Bevölkerung von Paris gleicht mehr oder weniger dem römischen Volk, man muß sie fortwährend beschäftigen, und ihr Brod und Spiele geben, und ich meinerseits beklage mich nicht, daß dieses große Schauspielhaus hin und wieder landwirthschaftliche Decorationen erhält."

Er schließt seine Abhandlung mit folgenden inhaltschweren Worten: „Wenn ich die Augen schliesse, um von einer idealen Welt zu träumen, dann sehe ich nicht einen künstlichen von nachgemachten Sennhütten umringten See, keine Alleen, auf denen in zahllosen, gestern gekauften, und wahrscheinlich schon morgen wieder verkauften Equipagen eine müßige aber vergoldete Menge durch eine reizende aber falsche Landschaft rollt. Ich sehe die Wirklichkeit statt des Scheins, eine wahre von einem wirklichen Fluß bewässerte, mit ländlichen, von arbeitsamen Familien bewohnten Wohnungen überstreute Gegend. Die Kraft des Menschen, die überall die Ungleichheiten der Natur bessert, hat dort in Wahrheit die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen erreicht. Der in seine Ufer eingeschränkte Strom läßt friedlich seine klaren Wellen dahin rollen, und befruchtet durch Seitencanäle die Ebenen, welche er durchfließt, statt sie durch Ueberschwemmungen zu verheeren. Das Auge kann die von der aufmerksamsten Cultur befruchteten Wiesen, so grün wie Bowlinggreens, nicht überschauen, und auf ihnen nähren sich zahllose Thiere, mit Wolle belastete Schafe, windschnelle Renner, und Kühe mit von Milch stroßenden Eutern. Wege, eben so gut unterhalten wie Parkalleen, durchschneiden die Kornfelder und die mit Trauben bedeckten Weinberge, und die Ernte- und Düngewagen kreuzen sich leicht in allen Richtungen. Die Häuser, ebenso elegant, aber bequemer als die gekünstelten Sennhütten, sind ebenfalls von Blumen und Schatten umgeben, aber die, welche sie bewohnen, schmücken sie mit ihren

eigenen Händen, und genießen darin in Frieden einer Wohlhabenheit, die sie sich jeden Tag mit ihrer Arbeit erkaufen. In geringer Entfernung zeigt sich die Stadt, ebenso gut wie eine Metropole gepflastert und erhellt, aber nur von einigen tausend Einwohnern bewohnt, die sämmtlich den Künsten, der Wissenschaft, der Industrie leben, und durch ihre Ersparnisse und ihre kleine Zahl gegen die Gefahr der großen Riesenstädte gesichert sind. Aus hundertjährigen Waldungen erheben sich hie und da einige Schlösser, der geachtete Sitz nützlicher Einflüsse angesammelter Capitalien und einer ehrenhaft erworbenen und ehrenhaft ausgefüllten Muße: überall zeigt sich ein auf Arbeit und Rechtlichkeit gegründeter Reichthum, nirgend Corruption, Luxus und Spiel, und um die Summe des Glückes, deren der Mensch auf dieser Erde theilhaftig zu werden vermag, voll zu machen, die Kirche, welche diese gleichzeitig friedliche und belebte Scene beherrscht, alle an Gott erinnert, und sie mit der Aussicht auf die Unendlichkeit über die unvermeidlichen Schwächen unserer Natur tröstet.

„Unglücklicherweise ist es leichter, in dieser Richtung das Falsche als das Wahre zu erreichen: das eine erfordert nichts als die von Geschmack geleitete Ausgabe einiger Millionen, das andere verlangt viel Zeit und Mühe; aber auch welcher Unterschied in den Erfolgen, und mit um wie viel mehr Wonne ruht Auge und Herz auf der Wahrheit, als auf dem dem Schein!“

Also urtheilt de Lavergne in der *Revue des deux mondes*, dem ersten Organe Frankreichs.

Wenn auf diese Weise in Frankreich selbst unter den Augen der Polizei gesprochen wird, wie werden dann die Schilderungen lauten, die unter freien Presszuständen und nach allseitiger Prüfung der Thatsachen berichtet werden? An einzelnen offiziellen Andeutungen sieht man, wie weit der Pauperismus in Amerika gediehen ist. Schon muß sich die Regierung in das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, zwischen Kapital und Kredit einmischen; sie verbietet den Eisenbahncompagnieen, die Löhne herunterzusetzen, den Hausbesitzern, wegen schuldiger Rente pfänden zu lassen u. s. w., sie sucht den von ihr selbst hervorgerufenen Schwindel an der Börse zu mäßigen. Sonderbar, um den Socialismus zu bekämpfen, wurde der Staatsstreich gemacht, und jetzt ist Frankreich mitten in der schlimmsten Sorte von Socialismus; die Regierung greift in alle Sphären des industriellen und gewerblichen Lebens hinein, und sucht mit ihrem Kommandowort die in den Abgrund eilenden Verhältnisse aufzuhalten.

[Schluß folgt.]

Der Bauernstand und die Leibeigenschaft in Rußland.

(Aus der Beilage der Augsburger Allg. Zeitung.)

Die Leibeigenschaft der Bauern entstand in Rußland erst zu einer Zeit, da sie im übrigen Europa schon ihrem Ende entgegenging. Zwar gab es frühzeitig Knechte (cholop) die leibeigen waren, die sogenannten Haus- und Hofleute; das waren Kriegsgefangene und deren Nachkommen, aus der Zeit der Mongolenherrschaft und der Theilfürstenthümer. Sie konnten zu jeder Arbeit verwendet und verkauft werden. Die Bauern (krestianin) dagegen waren von Alters her freie Leute, im Genuß der vollen „bürgerlichen Freiheit“, wie Karamsin sagt, nur ohne persönliches „übertragbares oder vererbbares“ Grundeigenthum. Der Boden gehörte nämlich der Gesamtheit der Gemeinde, nicht den Einzelnen. Es war ein naturwüchsiger Communismus, der die ländlichen Verhältnisse trug.

Zwar stand auch in alter Zeit der Grund und Boden der Gemeinde dem Namen nach unter der Oberhoheit des Theilfürsten oder des Grundherrn; aber in der Wahrheit nutzte ihn die Gemeinde als ihren eigenen, und zahlte nur dem Grundherrn ein Hoheitsgefäll, das in Abgaben und Frohnden bestand, und alljährlich vertragsmäßig festgestellt wurde. Das dem Grundherrn eigenthümlich gehörende Ackerland blieb der Bearbeitung seiner Sklaven, der Haus- und Hofleute, überlassen.

Die Gemeindeverfassung bot den Anblick einer socialistischen Republik dar. Jedes Mitglied hatte einen gleichen Antheil an allen Nutzungen. Die Wiesen und Aecker wurden nach der Zahl der selbstständigen Männer gleichmäßig abgegrenzt und vertheilt; der Entwicklung von Ungleichheiten des Vermögens beugte der Grundsatz der Nichtvererbung vor. Wald und Wasser, Jagd und Fischerei blieb ungetheilt; aber die Nutznießung war nicht der Willkühr anheimgestellt, sondern von Zeit zu Zeit der Theilung unterworfen. Die Verwaltung trug den patriarchalischen Charakter der Familie. An der Spitze der Gemeinde stand ein Oberhaupt, der Vater; ihm zur Seite ein Rath der Alten; beiden fielen die laufenden Geschäfte im Namen der Gemeinde zu. Der Vater übte die oberste Aufsicht; zu dem Ende besaß er eine große Gewalt über den Einzelnen, aber keine gegenüber der Gemeinde. Schon an dem Rath der Alten fand er eine Schranke; bei allen öffentlichen Maaßregeln war er an dessen Zustimmung gebunden. In der Gemeinde aber ruhte die Fülle der Gewalt; sie entschied in ihren allgemeinen Versammlungen über die Vertheilung sowohl des Landes wie der Steuern; sie trat etwaigen Uebergreifen des Oberhauptes entgegen, und verhängte äußersten Falls dessen Abschüßung. Stimmberechtigt war in der Gemeindeversammlung jeder selbständige und besteuerte Mann.

Diese Verfassung bestand vor und während der Tartarenherrschaft. Unter den darauf folgenden Kämpfen des Czarenthums mit dem Bojaren-Adel und dem Klerus entwickelten sich die Communeinrichtungen nur um

so kräftiger. Neben der Sicherheit, die dem Einzelnen der Gemeindeverband gewährte, stand ihm doch zugleich unbeschränkt das Recht der Freizügigkeit zu. Nach Ablauf gesetzlich bestimmter Fristen konnte er beliebig von einem Ort und Eigenthum zu einem andern übergehen. Dadurch entstand außer den Gemeindebauern eine Classe von Einzelbauern, die theils Miethsleute, theils Pächter des Grundherrn waren, und oft ohne alle Verschreibung [Kabala] in ungebundenster Weise dienten. Da die dem Grundherrn zu leistenden Frohnden und Abgaben vieler Orten sehr lästig waren, so wurde schon in älterer Zeit von der Freizügigkeit nicht selten Gebrauch gemacht; namentlich jedoch, seit die Reichseinheit hergestellt war und die großartigen Gebietsweiterungen begonnen hatten. Denn der Landüberfluß bewirkte, daß die Stellung und Erreichung günstigerer Bedingungen leichter möglich ward.

Allmählich wurden nun aber diese freien Verhältnisse der Bauern angetastet und endlich umgestoßen. Schon das bahnte einen Verfall an, daß der Grundbesitz der Gemeinde mehr und mehr als das wirkliche Eigenthum des Grundherrn geltend gemacht und anerkannt wurde. Mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts geschah dann überdies der erste Schritt zur Einführung der Leibeigenschaft. Es war der Czar Boris Godunow, der, unmittelbar vor dem Hereinbrechen der Anarchie, den ersten Schlag gegen die Bauernfreiheit führte: er galt der Freizügigkeit. Diese nämlich schien den Wohlstand des kleineren Grundadels zu gefährden, der seinen Bauern nicht so günstige Bedingungen zu stellen vermochte wie die großen Grundherren: Knäse, Bojaren und Klerus. Die Macht der Krone und des Militärsystems wurzelte aber gerade auf den Dienstleistungen des kleineren Grundade's. Um daher einer Verarmung desselben vorzubeugen, glaubte Boris Godunow dem Wegzug der Bauern gesetzlich steuern zu müssen. Eine Verordnung vom Jahre 1593 hob die Freizügigkeit für alle vertragsmäßig verpflichteten Bauern auf; sie sollten auf immer an demjenigen Ort verbleiben, wo sie zur Zeit, d. i. am letztvergangenen Georgstag angeschrieben waren. Das war ein gewaltiger Raub an Recht und Eigenthum. Damit war der Grundsatz festgestellt, daß die ganze Masse der Bauern, sowohl die Gemeinde- wie die freien Mieths- oder Pachtbauern, an den Grund und Boden gebunden, sammt diesem ein Eigenthum des Guts herrn, und gleich ihm vererblich seien. Die Schollennechtschaft war begründet.

Die nächste Folge war der Versuch, das Gesetz zu umgehen. Von Seite der Gemeindebauern war dies nicht wohl möglich; auch ergriff sie die Aufregung weniger, weil die Aenderung des Grundsatzes vor der Hand keine thatsächliche Veränderung ihrer Lage hervorbrachte. Anders verhielt es sich mit den freien Einzelbauern, die sich auf Zeit vermiethet oder verschrieben hatten; diese suchten sich durch Rückzahlung der Mieths- oder

Verschreibungssumme von der Wirkung des Gesetzes frei zu machen, oder hielten sich — falls sie ohne Verschreibung dienten — durch dasselbe gar nicht für gebunden. Da erging im Jahre 1597 zur Vervollständigung jener Maaßregel ein Ukas, welcher den Verkauf durch Rückzahlung verbot, und zugleich feststellte, daß diejenigen Bauern, die ohne Verschreibung dienten, gehalten sein sollten, sofern ihre Dienstzeit schon über ein halbes Jahr gedauert, sich ihren Herren zu verschreiben; bei kürzerer Dienstzeit aber sollten sie nur die Wahl haben, ob sie einem dormaligen oder einem andern Herrn sich verschreiben wollten. Diese Zwangsmaaßregeln erzeugten eine so gewaltige Aufregung unter den Bauern, daß eine allgemeine Erhebung drohte. Aber die Bewegung wurde mit bewaffneter Hand niedergehalten, die Bauernfreiheit gewaltsam erstickt. Seitdem galt der heilige Georgstag, der Termin, womit die Ausführung der neuen Ordnung begann, bei der Landbevölkerung als ein Unglückstag; und noch heute leben unter den Bauern Volkslieder fort, welche in schwermüthiger Klage den „Juriewstag“ als den Tag bezeichnen, der sie der Freiheit beraubt und zu Sklaven gemacht.

Die plötzliche und unbedingte Aufhebung der Freizügigkeit mußte sich indeß als ein ökonomischer Nachtheil selbst für diejenigen herausstellen, in deren Interesse sie unternommen worden. Mängel an ländlichen Arbeitskräften auf der einen Seite, Ueberfluß auf der andern mußten die Folge sein, die einer Abhülfe bedurfte. Und so trat denn im Jahre 1601 eine wiewohl geringe Milderung der frühern Verordnungen ein; sie war nicht sowohl ein Zugeständniß an die Bauern als an den Adel. Hiernach wurde den Bauern der sogenannten Boiarenkinder und anderer kleinen Grundherren wieder gestattet, unter gewissen Bedingungen zu einem andern Gutsbesitzer überzusiedeln. Es fehlte aber nicht an Ausnahmen und Einschränkungen. Einmal sollte diese Erlaubniß auf den moskowischen Kreis keine Anwendung finden; ferner sollte nur die Uebersiedelung zu einem Gutsbesitzer gleichen Ranges zulässig sein, wodurch der Reiz, der in der Aussicht auf günstigere Verhältnisse lag, abgeschnitten wurde. Endlich sollten von einem und demselben Herrngut jährlich nicht mehr als zwei Bauern wegziehen dürfen. In Betreff des großen Grundeigenthums der Boiaren, der Beamten, der Krone und der Geistlichkeit blieben die frühern Bestimmungen mit aller Strenge aufrecht erhalten.

Die Einführung der Schollenknechtschaft bewirkte eine vollständige Umwälzung in socialer Beziehung. Dennoch bezeichnete sie nur eine halbe Leibeigenschaft. Zu einer vollen wurde sie erst ausgebildet durch Peter den Großen. Bis auf ihn herab übte der Herr doch nur über die Haus- und Hofleute ein volles sachliches Eigenthumsrecht; nunmehr aber wurden ihnen die Bauern völlig gleichgestellt. Bisher konnten diese doch wenigstens nicht willkürlich von Grund und Boden getrennt, nicht als be-

sondere Sache im Dienste des Herrn zu beliebiger Arbeit verwandt werden; jetzt wurden auch sie der Gnade oder Ungnade der Herren preisgegeben, ihre Person zu einem willkürlich nutzbaren, vom Boden ablösbaren, verkäuflichen und vertauschbaren Ding erklärt. Wie Peter den Adel und den Klerus niedergeschmettert, so vernichtete er nun auch den letzten Rest von Selbstständigkeit im Bauernstand. Ja, nachdem er der Aristokratie die politische Macht geraubt und den tödlichsten Schlag versetzt hatte, suchte er sie in socialer Beziehung eben dadurch wieder für ihren Verlust zu entschädigen und an sich zu fetten, daß er ihre Bauern zur persönlichen Sklaverei verdamnte. Es war nicht sein Wille, wenn er auf diese Weise auch die politische Macht der Aristokratie mittelbar wieder hob.

Peters Maasregeln waren der zweite Hauptschlag, der den Bauernstand traf und die sociale Ordnung des russischen Nationallebens umwälzte. Peter selbst ging in der Mißhandlung des Bauernstandes mit dem gewaltthätigsten Beispiel voran. Bedacht, Rußland zu einem industriellen Reich umzuwandeln, schleppte er Hunderttausende von Ackerbauern aus ihren Gemeinden hinweg, um sie zu seinen industriellen Unternehmungen zu verwenden; andere Gemeinden verschenkte er an ausländische Manufacturisten, um deren Bewohner in Fabrikarbeiter zu verwandeln. Die Folge war, daß auch der Grundadel den Eingehörigen nur als gelderwerbende Maschine zu betrachten und zu gebrauchen anfing; daß auch der Gemeindeboden mehr und mehr dem willkürlichsten Schalten preisgegeben ward, und daß das System der Entlassung auf Dbrok zur Ausbildung kam. Diejem System gemäß konnte der Herr seinen Leibeigenen die Erlaubniß geben, nach eigenem Ermessen innerhalb des ganzen Reichs ihrem Verdienst nachzugehen, gegen Zahlung einer Abgabe, die ihm mehr einbrachte als jede andere Verwendung. Der Vortheil des Herrn hierbei sprang um so mehr in die Augen, als die Verpflichtungen der Gemeinden gegen den Herrn oder die Krone durch den Ausfall an ländlichen Arbeitskräften nicht geringer wurden, da der auf Dbrok Abwesende nicht aufhörte, Leibeigener zu sein, und nach wie vor als der Gemeinde angehörig betrachtet wurde.

Auch die freie Gemeindeverfassung erlitt durch sie einen Stoß, der schließlich bis in ihre tiefsten Grundlagen unterwühlte. Denn der Gemeindeverband wurde nunmehr, und namentlich durch die Entlassung auf Dbrok, merklich gelockert. Zwar trat diese Wirkung nicht sogleich hervor, weil durch die Macht der Gewohnheit der Gemeinde-Organismus und das patriarchalische Verhältniß von Herren und Bauern noch lange den Erschütterungen Widerstand leistete. Aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Spuren der Zerrüttung immer deutlicher. Die nationalen Neigungen wichen aus dem Geleise, die Sitten aus den Fugen. Einerseits gerieth der Ackerbau bei den Landleuten in Mißachtung, und wurde vernachlässigt. Nachdem sie aus freien Bauern leibeigene Sklaven geworden,

erstarrte in ihnen die Arbeitslust und der Wettstreit. Stumpfheit trat an die Stelle, und ein unüberwindlicher Hang in der Vernebelung der Sinne, in künstlich erzeugter Ausgelassenheit das Gedächtniß der freien Vergangenheit zu ersticken, und für die trostlose Gegenwart Trost zu suchen. So riß im Bauernstand die Trunksucht ein, die Hingabe an den Branntweingenuss, dessen Rückwirkungen das leibliche, geistige und sittliche Verderben beschleunigten. Andererseits fachte das Beispiel der Entlassung auf Drob den Trieb zum Wandern, Schachern und Schweifen an, der dem Nationalrussen schon von Natur eigen war. Nicht selten kehrten die auf Drob Entlassenen wohlhabend zu ihrer Gemeinde zurück. Bisher ungekannte Vermögensunterschiede traten nunmehr in ihr hervor, untergruben die patriarchalische Einfachheit, weckten den Neid und verstärkten die Unlust an der eigenen Lage.

Und in der That gestaltete sich diese immer trostloser. Die russische Leibeigenschaft war schlimmer als die Sklaverei der Neger in Amerika, wohl würdig eines Pinsels der Bercher-Stowe. Charakteristisch war es, daß für die niedere Menge in Rußland, also namentlich für die Leibeigenen, der Ausdruck „das schwarze Volk“ die stehende Bezeichnung wurde. Nicht genug, daß der Bauer durch die Schollenknechtschaft grundsätzlich zeitlebens an den Fleck gebunden worden, daß es ihm verwehrt war, nach eigenem Belieben Wohnort, Thätigkeit und Gewerbe, oder seinen Herrn zu ändern: er fiel überdies trotz der Schollenknechtschaft ganz der Willkür seines Herrn anheim; er durfte umgekehrt wider Willen durch diesen plötzlich aus seiner Heimath, aus seiner gewohnten Thätigkeit, aus allen seinen Erinnerungen und Lebensbeziehungen herausgerissen, in unbekanntes Gegenden verpflanzt, an noch schlimmere Herren vertauscht oder für Geld verhandelt werden. An schlimmere — denn die Herren jeglicher Tyrannei von oben her ausgehört, wurden selbst verhärtet, und gewöhnten sich mehr und mehr nach unten hin dieselbe Tyrannei zu üben. Die Umgestaltung des Heerwesens, wonach der Adel für die Aufbringung einer bestimmten Kopfzahl bei der Rekrutierung verantwortlich war, trug nicht wenig dazu bei, die Härte der Herren gegen die Bauern bis zum Aeußersten zu steigern. Schien für den Herrn doch mehr und mehr Alles darauf anzukommen, sein Eigenthum an Menschen, an Arbeits- und Steuerkräften auf das Aeußerste auszunutzen! So sank in den Augen des Herrn der Werth des Leibeigenen zu dem einer Sache herab; man kümmerte sich nicht um seine äußeren oder inneren Leiden; man erkannte in ihm nicht das Recht des lebendigen Organismus, der eigenen Seelenthätigkeit, des Spiels der Empfindungen an; er durfte nicht fühlen als Mensch oder Bürger, als Vater oder Kind; man schätzte und handhabte ihn nur als werthschaffendes Mittel, als Amboss oder Hammer, als gefühllosen Klotz oder lebloses Werkzeug. So war der Leibeigene zu einer sachlichen Wertheinheit geworden, zu einem gemeinsamen Maß-

stas des Eigenthums und des Reichthums; man berechnete diesen nach Menschenköpfen wie anderwärts nach Morgen Landes; das Individuum wurde zu einer Hypothek. Im neunzehnten Jahrhundert kommt im Durchschnitt der Leibeigene einer Jahresrente von 10 Rubeln gleich; doch bringt er dem Herrn oft das Dreiz- und Vierfache ein.

In einigen Theilen des Reichs kam die Leibeigenschaft erst später auf. So in K e i n r u ß l a n d, wo sie durch Elisabeth eingeführt wurde, indem diese ihrem Günstling Kasumowsky 50,000 freie Bauern daselbst zum Geschenk machte; seitdem wurden die Bewohner dieses Landes gewaltsam als Leibeigene eingeschrieben, während sie bis dahin an ihre militärischen Chefs, nicht aber an die Scholle gebunden waren.

Anderer später erworbene Reichstheile, namentlich F i n n l a n d, blieben von der Leibeigenschaft ganz verschont; in Finnland hat niemals die Sklaverei existirt. Umgekehrt bahnten sich schon frühzeitig, da wo die Leibeigenschaft vollgiltig waltete, doch wieder Lockerungen und Zwischenstufen an. Die Repräsentanten derselben waren die D d n o d w o r z e n, gewisse freie Bauern, die keinen Herrn hatten und der Krone nur die gewöhnlichen Abgaben leisteten. Sie stammten von Edelleuten ab, die Peter und seine Vorgänger zur Strafe in entfernte Gegenden verpflanzt hatten, und die von allen ihren Privilegien nur das der Leibfreiheit behielten und ihren Nachkommen vererbten. Diese, obwohl sie im Uebrigen ganz verbauerten, blickten doch mit Selbstgefühl und Stolz auf jenen Vorzug, und hielten daher z. B. Ehehindernisse mit Leibeigenen für unverzeihliche Mißheirathen. Eine weitere Lockerung der Leibeigenschaft wurde durch die neue Heerverfassung bewirkt; denn diese schuf eine Art von Aristokratie im niedern Volk, nämlich die durch den Militärdienst Freigewordenen. Als drittes Mittel der Lockerung gesellten sich dazu die persönlichen Emancipationen, die ja so wenig wie in andern Sklavenländern principiell oder factisch verhindert werden konnten, und wodurch die Classe der Freigelassenen erstand.

Allein diese Arten der Lockerung bezeichneten doch nur eine exceptio- nelle, nicht eine gegensätzliche Linie der Bewegung; es waren Ausnahmen, die neben der Regel einhergingen, nicht sie aufhoben oder aufzuheben fähig waren. Dazu bedurfte es einer völligen Umkehr, eines offenen Bruchs mit dem System Peters des Großen.

Und diesen Bruch wollte und wagte erst Alexander I.

Alexanders liberale Neigungen bewogen ihn auch, die Emancipation der Leibeigenen sich zur Aufgabe zu stellen. Er dachte anfänglich sogar an eine allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft; er glaubte darin ein Mittel sowohl zur ökonomischen Sicherung als zur politischen Festigung des Staats zu erkennen. Doch war ihm auch der Standpunkt der Humanität

keineswegs dabei fremd. Als einst ein Großer sich von ihm ein Gütergeschenk erbat, schrieb er ihm zurück: „Dem größten Theil nach sind die Bauern in Rußland Sklaven; ich brauche mich nicht über die Erniedrigung und das Elend eines solchen Zustandes zu verbreiten; aber ich wünsche eben deshalb nicht ihre Anzahl zu vermehren, und habe es mir zum Grundsatz gemacht, keine Bauern als Eigenthum zu verleihen; das Gut wird Ihnen gegeben, jedoch unter der Bedingung, daß der Bauer nicht wie ein Vieh verkauft werden darf.“ Von der Idee einer allgemeinen und plötzlichen Emancipation stand Alexander indessen bald ab und schlug den Weg einer allmählichen Reform ein. Eine seiner ersten und wichtigsten Maaßregeln war aber die, daß er das Verbot erließ, die Leibeigenen ohne den Grund und Boden zu verkaufen, worauf sie angeschrieben seien. Damit kehrte man wenigstens zu dem mildern Standpunkt der Schollentnechtschaft zurück. Doch wußte die Selbstsucht der Herren das Verbot zum Theil und erfinderisch zu umgehen, indem man nunmehr die Leibeigenen gleichsam rüthenweise verkaufte, ein Stück Acker mit so und so viel Menschen an den Käufer abtrat. Durch Bestechungen wurden diese Mißbräuche gedeckt.

Durch den Ukas vom 20. Februar 1803 ging Alexander einen Schritt weiter; dieser schuf einen Stand freier Bauern. Er gestattete nämlich: 1) daß die persönlich Freigelassenen sich ankaufen könnten wo sie wollten, während sie bisher nur Beamten, Kaufleute oder sogenannte Bürger, d. h. Mitglieder einer Stadtgemeinde, werden durften; 2) daß diejenigen freigelassenen Privatbauern, denen der Leiherr das ihnen von der Gemeinde angewiesene Areal zugleich gegen gewisse Bedingungen überließ, dasselbe erblich erwerben könnten. Aber auch diese Verordnung führte einen Uebelstand mit sich; denn das persönliche Erwerbsrecht am Gemeindeland mußte dazu beitragen, die Grundlage der Gemeinde und ihrer alten Verfassung zu verrücken.

Je mehr sich Alexander den Leibeigenen des Adels gegenüber vor durchgreifenden Maaßregeln scheute, desto entschiedener Begünstigungen ließ er den eigenen Bauern auf den Krondomänen zu Theil werden, um als größter Grundeigenthümer des Staats mit gutem Beispiel voranzugehen. Sie förmlich zu emanzipiren, wagte er um des Adels willen nicht, der leicht das gute für ein böses Beispiel nehmen konnte. Aber in der Leistung von Frohnden und Abgaben wurden sie bedeutend erleichtert; die einen wie die andern festgeregelt. Und zugleich legte der Freisinn des Kaisers einen gewissen Werth darauf, die nationale Communalverfassung auf den Kron Gütern zu erhalten und zu pflegen. Wie anerkennenswerth und berechtigt diese Sorgfalt für die Kronbauern auch war, so ließ sich doch nicht verkennen, daß sie auf die benachbarnten Privatbauern einen demoralisirenden Einfluß auszuüben begann. Die günstigere Lage der erstern erweckte

den Reid der Letztern, und doch konnten wenigstens die kleinern Grundbesitzer nicht leicht zu ähnlichen Zugeständnissen sich verstehen, ohne sich materiell zu Grunde zu richten. Dazu kam, daß man in der Kommunalverfassung der Kronbauern eine Rückkehr zu dem alten communistischen Gemeindeleben erblickte; und auch darum beneidete man sie. Dergestalt wurden die Privatgemeinden in immer feindseligere Stimmung gegen ihre Grundherrsren versetzt, sowie gegen das Beamtenthum, dem man nicht weniger, wie jenen, üblen Willen zuschrieb.

So geschah es denn, zumal beim Drange der Napolconischen Kriege, daß Alexander die Frage der Emancipation mehr und mehr ruhen ließ. Nach der Wiederherstellung des europäischen Friedens jedoch kehrte er noch einmal mit erneuter Vorliebe zu ihr zurück. Die Formen, die inzwischen in Preußen durch den Minister von Stein so erfolgreich durchgeführt worden, und das persönliche Ansehen, das der Letztere beim Kaiser genoß, waren angethan, ermunternd zu wirken. Lebhaft beschäftigte sich nun Alexander mit der Idee einer vollen und gründlichen Emancipation. Die *D i s t r i c t e*, bei dem deutschen Gepräge des dortigen Adels, schienen zu einem Versuch am meisten geeignet. Und der Versuch glückte. In Esthland wurde die Leibeigenschaft durch den Ukas vom 16. Mai 1816 aufgehoben; in Kurland ein Jahr später, durch den Ukas vom 25. August 1817. Für Livland legte der dortige Adel ein ähnliches Projekt im März 1819 dem Kaiser vor, das noch in demselben Jahr zur Ausführung kam. Durch diese Emancipationen wurde nun der Bauer in den Districtprowinzen allerdings persönlich frei, allein ohne daß er das Recht am Grundbesitz zurückerhielt, und dieser Umstand ließ in ihm einen bitteren Stachel gegen den Adel zurück.

Die Probe hatte doch im übrigen Reiche mehr Aufsehen gemacht, als Alexander vermuthete. Es offenbarte sich, sobald er die Emancipationsfrage auch im eigentlichen Rußland in Anregung brachte. Der Grundadel sträubte sich auf das äußerste, lehnte jegliche Zumuthung ab, wagte sogar zu drohen. An diesen Hemmungen von Seite der Aristokratie erlahmte der Muth der Regierung und die Ausdauer des Kaisers, um so mehr als in dieser Zeit eben der Umschlag in den liberalen Stimmungen und Absichten Alexanders sich anbahnte. Nur vereinzelte Freilassungen auf Kronländereien, sowie hin und wieder auch von edelmüthigeren Grundbesitzern, bezeichneten noch seitdem die Zeiten Alexanders.

Diese Stockung erstickte wiederum die Hoffnungen des Bauernstandes. Daß er sich dessen bewußt war, zeigten die Bauerntumulte, die um das Jahr 1824 in verschiedenen Gouvernements zum Ausbruch kamen. In dem von Nowgorod gingen die Unzufriedenen sogar so weit, daß sie den Wagen der Kaiserin-Mutter anzuhalten wagten, und ihr eine kräftige Bittschrift übergaben, worin sie „Erleichterung ihrer zermalgenden Lasten“ begehr-

ten. Die bestürzte Frau verwies sie an den ihr folgenden Monarchen. Bei der Annäherung Alexanders warfen sich die Bauern quer über den Weg auf die Kniee, und zwangen ihn dergestalt, ihre Klagen anzuhören. Diese Kühnheit mißfiel dem Czaren. Trocken beschied er die Bittsteller: „er werde was er vernommen, in Erwägung ziehen“, gab aber das Papier zurück, und ließ vergeblich auf Kundgabe seiner Erwägungen warten. In Folge dessen wuchs die Mißstimmung und breitete sich dermaßen aus, daß man sich veranlaßt sah, die Aeußerung derselben durch Waffengewalt zu erdrücken, um so mehr, als die gleichzeitigen Bewegungen in den Militärcolonien, wo nicht gar auch die Anzeichen einer Verschwörung im stehenden Heer, mit diesen Bauerntumulten in bedenklicher Verbindung zu stehen schienen.

Durch den Verzicht auf die Durchführung der Emancipation von oben und durch die Ohnmacht aller Regungen von unten her wurde in den Leibeigern ein Sicherheitsgefühl, und mit ihm ein Hang zur Willkür in der Behandlung der Leibeigenen genährt. Zwar war die Macht des Herrn nicht unbegränzt: durfte er dem Leibeigenen auch nach Belieben Strafe auferlegen, so stand ihm doch nicht das Recht zu, ihn zu verstummeln oder sein Leben in Gefahr zu bringen; auch unterlagen Criminalverbrechen nicht dem Richterspruch des Herrn, sondern dem Urtheil des Tribunals. Allein Schlaubeit und Intrigue wußten diese Begrenzungen zu umgehen. Der schändlichste Mißbrauch erwuchs daraus, daß dem Herrn das Recht zustand, den Sklaven, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht, nach Sibirien transportiren zu lassen. Die Ausbeutung dieses Rechtes ging so weit, daß dem Unschuldigen aus Haß, Rache oder Gewinnsucht Verbrechen angeichtet wurden, um seine Existenz vernichten, ihn in Sibirien lebendig begraben zu können. Es bedurfte dazu nur der Autorisation der Localbehörde, und diese war von dem Herrn leicht zu erlangen. Am häufigsten bediente er sich dieses Mittels, um sich derjenigen Leibeigenen zu entledigen, deren Jugend und Kraft er ausgebraucht, und die ihm nun in ihrem Alter und ihrer Schwäche unnütz oder lästig waren. Weil das Gesetz nicht erlaubte, sie zu tödten, riß man die Armen mit raffinirter Grausamkeit, unger dem Vorwand irgend einer Schuld, gewaltsam von ihren Frauen und Kindern los, um sie wie Capitalverbrecher in die Gärten Sibiriens zu schicken.

Unter den vielen Begebenheiten dieser und ähnlicher Art machte namentlich eine, die sich im Jahr 1821 zutrug, das größte Aufsehen. Baturin, ein russischer Beamter, hatte im Jahr 81 die Tochter eines in seinem Hause verstorbenen französischen Generals adoptirt, um ihr Erbe an sich zu bringen. Später stieß er sie von sich, und machte sie zur Leibeigenen. Endlich, um sich ihrer auf immer zu entledigen, schuldigte er sie eines gegen ihn unternommenen Vergiftungsversuches an. Statt ihrer wurde eine von ihm bestochene Magd vor Gericht gestellt, die sich schuldig bekannte; dann

aber die Unschuldige gefesselt und auf dem Wege nach Sibirien fortgeschleppt. Nur ein Zufall fuhrte zur Entdeckung und rettete das Schlachtopfer, jedoch ohne daß der Missethäter dem Strafgericht verfiel. Diese Begebenheit hat Golowin in seiner Erzählung „l'Esclave Francaise“ zu weiterer Kenntniß gebracht.

Die schwindelnde Höhe, welche die Willkür der Leibherren erklimmte, und die unerträgliche Lage, in der die Eigenthörigen schmachteten, bewirkte, daß Kaiser Nikolaus, nachdem die Wellen der Revolution sich gelegt, die seine Thronbesteigung begleitet hatten, die Aufgabe seines Vorgängers allmählich wieder aufnahm.

Die Bauernaufstände, die noch unmittelbar vor seiner Thronbesteigung im Jahr 1825 fortgetobt, hatten sogleich nach derselben einen erhöhten Aufschwung genommen. Der Stachel war das Gerucht, der neue Kaiser werde nun endlich die Aufhebung der Leibeigenschaft durchführen, weit mehr aber noch die Widerrufung dieses Geruchtes, und die Thatsache, daß von eben her zu Gunsten der Bauern nichts geschah. Als bald wurde die Krone mit einem Strom von Bittschriften um „Erleichterung der Lasten“ überschüttet. Da erschien das kaiserliche Manifest vom 18. [30.] Mai 1826, worin Kaiser Nikolaus jene Geruchte als fälschlich erfunden bezeichnete, und als herrührend von Leuten, die dadurch „abscheulicherweise den einfachen Sinn des Bauern täuschen und für ihre persönlichen Zwecke ausbeuten wollen.“ Demnach wurden die Eigenthörigen mit den strengsten Strafen bedroht, falls sie nicht „ohne alle Widerrede“ der Leistung von Frohnden und Abgaben entsprechen würden. Dennoch hielt es aber die Krone für angemessen, gleichzeitig durch einen Ukas die Behörden anzuweisen: dafür Sorge zu tragen, daß die Leibherren den Bauern „nichts Uebermäßiges“ zumuthen, und sie nicht „mit allzugroßer Strenge“ behandeln.

Indessen erkannte Nikolaus bald die Unmöglichkeit, hierbei stehen zu bleiben. Die kärglich besoldeten und um so leichter bestechlichen Behörden waren wenig danach angethan, der Willkür der Leibherren Einhalt zu thun. Nothwendigerweise mußte die Gesetzgebung selbst einschreiten. Und so erschien zunächst im August 1827 ein Ukas, der darauf berechnet war, jene Willkür zu steuern, und namentlich die so scheußlich mißbrauchte Befugniß der Eigenthümer, ihre Leibeigenen nach Sibirien deportiren zu lassen, in engere Schranken einzudämmen. Er verfügte, daß in Zukunft die Autorisation der Localbehörde nicht genügen, sondern die des Generalgouverneurs erforderlich sein solle; daß überdieß eine Bescheinigung des betreffenden Adelsmarschalls beigebracht werden müsse, welche den zur Deportation bestimmten Leibeigenen als wirklich demjenigen Herrn angehörig constatire, der ihm diese Strafe auferlegen wolle; daß ferner diese Strafe

nicht auferlegt werden könne, wenn der Leibeigene das Alter von 50 Jahren überschritten habe, und daß endlich der Leibeigene auf keinen Fall von seiner Frau, noch von seinen Kindern unter fünf Jahren getrennt werden dürfe.

Härte und Mißbrauch wurden durch diesen Ukas erschwert, aber nicht unmöglich gemacht. Das Werk der Emancipation hatte, abgesehen von den Ostseeprovinzen, bisher keine nur irgend nennenswerthen Fortschritte gemacht. Von nahezu 45 Millionen Leibeigenen waren bis 1830 nur 24,344 vollkommen befreit worden, denn auch die Kronbauern waren immer noch Leibeigene dem Namen wie der That nach.

Da entschloß sich Nikolaus eben, an ihnen ein Beispiel zu geben, wohl begreifend, daß vor der Emancipation der Adelsbauern die Krone ihre eigenen frei lassen müsse. Durch einen officiellen Act wurden die Kronbauern für „freie Leute“ erklärt. Dadurch sank die Zahl der Leibeigenen, wenigstens dem Namen nach, um 40 Procent herab, denn die Kronbauern bildeten eben zwei Fünftel in der Gesamtmasse der Leibeigenen. Dabei wurde zugleich der Plan verfolgt, durch stetigen Erwerb von Privatgütern die Krondomänen und mit ihnen die Zahl der freien Leute zu vermehren. In Großrußland kam dergestalt beinahe die Hälfte des Landes in den Besitz der Krone. In Folge dieses Anwachsens der Kron Güter wurde durch Ukas vom 6. Januar 1838 ein eigenes Ministerium der Reichsdomänen gegründet, unabhängig von dem Finanzminister, zu dessen Ressort dieselben bis dahin gehörten. Von diesem neuen Ministerium hieng seitdem auch das Wohl und Wehe der Kronbauern ab. Daß der Kaiser auf stete Verbesserung ihrer Lage bedacht war, ließ sich nicht verkennen. Allein „freie Leute“ waren und blieben sie doch mehr nur dem Namen als der Wirklichkeit nach. Sie waren erbliche Nutznießer ihrer Hütte und ihrer Felder, hatten Theil an den Vortheilen des Eigenthums, und schienen insofern allerdings einer vollkommenen Emancipation entgegenzugehen. Aber sie konnten nicht nach Belieben ihren Platz verlassen oder einen andern Geschäftsbetrieb ergreifen. Ueberdies wurde durch die Vielheit ihrer Obern ihre Arbeit und ihr Vermögen beeinträchtigt; unter nichtigen Vorwänden wurden sie nicht selten von den Regierungsbeamten und den selbstgewählten Obern nach Willkür gebrandschatzt.

(Schluß folgt.)

Ueber den bildenden Einfluß der Musik.

Wir hörten vor einigen Tagen, als die New-Yorker Sänger in unserer Stadt ein Concert gaben, eine Hymne an die Musik von Lachner, in welcher der Componist seine Verehrung gegen seine Kunst auf eine etwas überschwengliche Weise ausdrückt. Nun, wir fanden es ganz in der Ordnung, daß der Musiker die Musik preist, konnten uns übrigens doch bei der Produktion jener Hymne nicht enthalten, uns der verschiedensten Urtheile über den bildenden Einfluß der Musik, welche wir schon hören mußten, zu erinnern. Ueber keinen Gegenstand der Empfindung und des Geschmacks weichen die Ansichten wohl so sehr von einander ab, wie über den Einfluß der Musik auf das Gemüth und den Charakter des Menschen; während die allgemeine Meinung sich zu der Ansicht hinneigt, daß die Musik von großem bildenden Einflusse und ein mächtiges Mittel der Civilisation sei, gibt es auch Leute, und darunter denkende, verständige Leute, welche behaupten, daß die Musik eine erschlassende, demoralisirende Wirkung habe, und unter allen Künsten diejenige sei, welche am wenigsten zur Veredlung und Civilisation des Menschengeschlechts beigetragen habe.

Die alte Sage erzählt uns, daß Orpheus mit seiner Leier die wilden Thiere gezähmt und die Felsen und Bäume der Wildniß zu sich hergelockt habe. Die Fabel von Arion und seinem Delphine ist eine der lieblichsten Blüthen der Poesie, welche wir von dem poessereichen Alterthum aufbewahrt haben. Bei den olympischen Spielen der Griechen stand der Gesang und die Musik in hohem Ansehen, und dem Sänger wurde reichlicher Lohbeer zu Theil. Wenn nun ein solches feines, ästhetisches Volk, wie die alten Griechen, der Musik und dem Gesange die höchste Achtung zollten und derselben einen solch wunderbaren Einfluß auf die entstehende Civilisation des Menschengeschlechtes zuschrieben, wie die Sage von Orpheus meldet, sollten wir darin nicht schon einen Beweis für den culturhistorischen Werth der Musik finden?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir nachweisen, wie gerade die begabtesten und edelsten Männer für die Genüsse der Musik sehr empfänglich waren, und unsere Dichter die schönsten Blüthen ihres Genies auf den Altar dieser Kunst niedergelegt haben. Der große Shakespeare benützte jede Gelegenheit, der Musik seine Huldigungen darzubringen, und unser Schiller war vielleicht niemals so liebenswürdig, als indem er seine Hymne an den Gesang schrieb.

Und wenn wir sehen, daß die Musik gerade die ergreifendsten und bewegtesten Situationen unseres Lebens begleitet, daß sie der Ausdruck für die höchste Skala unserer Empfindungen und Leidenschaften ist, daß sie die Liebe zum Altar, und den Krieger zur Schlacht und zum Tode führt; soll-

ten wir dann nicht in der Musik eine wohlthätige veredelnde Macht erkennen, welche die Leidenschaften vereinigt und verstärkt?

Und doch hören wir Einwürfe gegen dieses der Musik gezollte Lob, Einwürfe, die durch Thatsachen begründet sind, und denen wir wenigstens so viel Aufmerksamkeit schenken müssen, daß wir sie prüfen und widerlegen.

Wir sehen, daß die Völker, welche am meisten Musik treiben, am unfreiesten und unglücklichsten sind. Als Rom groß und mächtig und im Besitz der Weltherrschaft war, da gab es keine italienischen Opern und Primadonnen, mit denen Italien jetzt die Welt überdeckt. Niemals wurde in Deutschland so viel gesungen, als in den letzten Jahren, den Zeiten der rohesten Reaktion und schmachlichsten Unterdrückung.

Die Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ferner, in denen am meisten Musik getrieben wird, in denen die Musik Mode ist, die sogenannten vornehmen Cirkel, in deren Salons unaufhörlich das Klavier klopft, und die ihre Logen im Opernhause haben, — merkt man an diesen Leuten den veredelnden und bildenden Einfluß der Musik? Sind die Handlungen und Ueberzeugungen dieser Menschen melodischer und harmonischer, als die Aenderer? Sind die Leidenschaften dieser Menschen reiner, ihre Empfindungen edler, ihre Handlungen gerechter, ihre Ansichten weiser? Man sehe sich diese Leute an! Es ist ein flaches, geistloses Volk, blafft in seinem ganzen Thun und Treiben, indifferent gegen die höchsten Bestrebungen des Menschengeschlechtes, ohne eine Spur von dem, was man Charakter und Ueberzeugung nennt, ohne reine Empfindungen und edle Leidenschaften: kurzum, wenn die tägliche Beschäftigung mit der Musik auf diese Leute wirklich einen Einfluß hat, so ist derselbe nicht von der Art, wie ihn unsere Dichter schildern und Musiker komponiren.

Sehen wir uns in den Kreisen berühmter Musiker und Componisten um; die der Musik ihr ganzes Leben gewidmet haben, — ist die moralische Sphäre, in welcher diese Leute leben, reiner, als die Luft des gewöhnlichen Lebens; sind hier die gemeinen Interessen und Leidenschaften der Alltagswelt verschwunden; herrscht hier die ideale Temperatur des Helikon und Parnassus, in der sich die Musen und Grazien wohl befinden? Man frage Jenny Lind, die ihr schönes Talent an einem Barnum vermietete; man gehe hinter die Kulissen unserer Opern; man höre die Intriguen, und beobachte jenes widerwärtige Gemisch von Ehrgeiz und Habsucht, das die Künstlerwelt beherrscht! Selten, daß wir in der musikalischen Welt einer solchen Riesengestalt, wie Beethoven, begegnen, jenem Kolosse an Charakter und Ueberzeugung, dessen moralischer Werth gerade so groß war, wie sein musikalisches Genie! Wir finden schöne Talente genug in der musikalischen Welt, aber meistens Pygmäen an Charakter und moralischen Eigenschaften. Von dem gewöhnlichen Musiker an, der hinter dem Fastnachts-

ochsen herzieht, wenn er dafür bezahlt wird, und der hier in Amerika, selbst wenn er ein Deutscher ist, bei Know-nothing-Prozessionen figurirt, wenn nur das nöthige „cash“ da ist, bis zu den Virtuosen erster Größe, die sich von Kaisern und Königen goldene Tabatieren schenken lassen, finden wir dieselbe Gesinnungslosigkeit; die Musik ist immer im Gefolge des Reichthums und der Macht zu finden, und verherrlicht denjenigen am meisten, welcher am meisten dafür bezahlt. So kommt es, daß die Musik, die doch sonst in den Augen ihrer Verehrer einen so hohen Rang besitzt, sich zur Dienerin und Sklav'n hergibt; sie ist ein Werkzeug in den Händen der Religion und des Despotismus geworden, und dieselben Instrumente, auf denen man noch 1818 die Marschallaise spielte, ertönen jetzt von kaiserlichen Hymnen und Lobgesängen.

Sehen wir uns in unserem näheren Kreise um, im Kreise der deutsch-amerikanischen Musik- und Gesangsvereine, so werden wir manche wohlthätige Erscheinungen des geselligen Lebens mit den musikalischen Bestrebungen verbunden finden, aber auch in den meisten Fällen eine gewisse Schlawheit und Indifferenz gegen allgemeine Bestrebungen, einen Widerwillen gegen Grundsätze, der uns von den großen moralischen Wirkungen der Musik nicht überzeugen kann. Ein großer Theil der Begeisterung, welcher bei unseren Gesangsfesten herrscht, kommt auf Rechnung des Bieres und Weines, und schon daß solche künstliche Erregungsmittel nothwendig sind, beweist, daß im carnalischen Quale selbst nicht mehr Feuer und Begeisterung genug ist. Während im Gesange sich der ganze Jugendmuth freibeitsbegeisterter Männer kund geben sollte, verbannt man oft, — wie dies beim letzten Gesangsfeste in Milwaukee geschah, — jedes ernstere Wort, jeden allgemeinen Gedanken, jedes prinzipielle Bestreben aus dem festlichen Kreise hinweg, und zwingt sich zu einer Art Gemüthlichkeit, welcher jede tiefe leidenschaftliche Bewegung und Erregung des Gemüthes fehlt.

Wir könnten noch weiter fortfahren, um von den Wirkungen, welche die Musik in dem Kreise ihrer Anhänger und Freunde hervorrufft, auf das Wesen der Musik und ihre culturhistorische und moralische Nützlichkeit schließen. Indessen verhehlen wir uns nicht, daß der biblische Spruch: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ hier, wie bei vielen andern Gelegenheiten, mit sehr großer Vorsicht und großem Mißtrauen angewendet werden muß, um nicht zu ungerechten und einseitigen Schlüssen zu verleiten. Es mag sein, daß viele Mißstände, welche mit der Musik und dem musikalischen Berufe verbunden sind, nicht der Musik selbst ihre Entstehung verdanken, sondern eine Folge gesellschaftlicher und anderer Gebrechen sind, und daß wir die Kunst selbst nicht für Mißbräuche verantwortlich machen können, die ihrer eigenen Natur zuwider sind, und unter denen sie selbst leidet.

Um unser Thema über den bildenden Einfluß der Musik einigermaa-

ßen gründlich zu beantworten, und uns vor Fehlschlüssen zu sichern, müssen wir auf das Wesen der Musik selbst, und auf die Beschaffenheit der durch sie bewirkten Empfindungen und Eindrücke zurückgehen. Wir mögen noch so viel über die Musik rasoniren, und über den Enthusiasmus spotten, den sie bei vielen Menschen hervorruft: — wir können uns selbst diesem Enthusiasmus nicht entziehen; wir können den Einflüssen der Musik nicht widerstehen. Schreiber dieses hat in früheren Jahren oft über den Enthusiasmus, welcher der Lind und anderen Sängern geollt wurde, gespotet; als er aber selbst die gefeierte Sängern hörte, konnte er sich wenigstens diesen Enthusiasmus erklären, wenn er ihn auch nicht theilte. So wird es Manchem gehen. Wir sind ärgerlich darüber, daß wir Eindrücke empfinden, über deren Entstehung wir uns keine deutliche Rechenschaft geben können, und daher grollen wir der Musik, die uns aus der reiferen Sphäre der Gedanken und Urtheile in die unreife Sphäre des Instinktes und der unvermittelten, naiven Empfindung zurückbringt.

Wir halten dafür, daß keine Empfindung berechtigt ist, welche nicht durch den Gedanken vermittelt und von dem Urtheil begleitet ist. Das Wesen des Menschen ist Denken, und die Empfindungen sind nur dann menschlich, wenn sie gedankenvoll sind. Empfinden, ohne zu denken, heißt, aus der menschlichen Sphäre in die Sphäre der Thiere und Pflanzen hinabsinken. Die Musik nun verführt oft zu diesem vegetativen Empfinden, wo die Töne auf den Saiten unserer Seele umherspielen, ohne daß wir selbst thätig dabei sind, wo wir in einem passiven Genießen begriffen sind, dem gar keine Reaction von unserer Seite her folgt, wo bequeme, gedankenlose Sinnlichkeit uns reizt und erschläfft. Wenn wir die weichen, schmelzenden Melodien der italienischen Oper hören, ist es dann nicht, als wenn alle unsere Gedanken auf einem weichen Ruhebetten eingeschläffert würden; wir träumen mehr, wie wir denken, die Phantasie tritt an die Stelle des Urtheils, und selbst die Phantasie verliert ihre deutlichen Umrisse und bestimmten Bilder. So wird denn allerdings die Seele des Menschen aus der konkreten Wirklichkeit in ein unbestimmtes, schwankendes Chaos hineingezogen, und dieser Wirkung können wir durchaus keine belebenden cultivirenden Eigenschaften beilegen; solche Musik erschläfft und demoralisirt.

Ein wahres Wohlgefallen an einem Kunstwerk ist nur dann möglich, wenn wir *vergleichen*. Wir finden nur dann eine Gegend schön, wenn wir schon andere armuthige Landschaften gesehen haben und mit derselben vergleichen können. Wie können wir dann über die Schönheit eines Bildes urtheilen, wenn wir gute Gemälde zur Genüge gesehen haben. Führt den Landmann, der sich an den grebbecksten Lithographien seines Dorfes, an Mutter Gottes- und Heiligenbildern amüsiert hat, in die Dresdener Gallerie oder den Louvre, er wird nicht den kleinsten Theil des Wohlgefallens und der Genugthuung empfinden, womit der Anblick eines Raphaelischen

oder Rubens'schen Gemäldes den Kunstkenner erfüllt. Wir haben oft in Berlin gesehen, daß Rekruten, die von ihrem armseligen Dorfe nach der Residenz geschleppt wurden, in die große Oper kamen, und durchaus keine Ueberraschung zeigten; sie waren gar nicht erstaunt über die Zusammenhäufung der verschiedensten Künste und die großartigen Arrangements; sie meinten, dies müsse Alles so sein. Wir haben Leute an den Niagara-Fällen gesehen, denen der Fall unbedeutend vorkam gegenüber den Erwartungen, die sie davon gehegt hatten. Dies kam daher, weil sie keinen vergleichenden Maaßstab hatten.

Vergleichen aber heißt urtheilen. Nur dann empfinden wir eine wahrhafte Befriedigung über das Schöne und Gute, wenn wir die Erscheinungen desselben auf die Grundsätze des Schönen und Guten zurückführen können, wenn wir wissen, warum eine Sache schön und gut ist. Die höchste Genugthuung und Bewunderung in ästhetischer Beziehung ist mit der Einsicht in das Wesen eines Kunstwerks verbunden. Man muß den Zusammenhang zwischen Absicht und Erfolg, Motiven und Zwecken, Intentionen und Ausführungen sehen, man muß die Logik des Kunstwerks, d. h. den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung begreifen, denn erst empfindet man jene Zufriedenheit und Beruhigung, welche uns ein bequemes, erfreuliches Genießen erlaubt.

Um aber diese Zufriedenheit und Beruhigung zu empfinden, ist es nothwendig, daß das Kunstwerk selbst klar, durchsichtig, logisch ist, daß es eine Idee in einer ansprechenden Form darstellt, daß es den Gesetzen der Schönheit entspricht, d. h., daß Form und Inhalt identisch sind. Um ein Kunstwerk begreifen zu können, muß selbst Begriff und Wahrheit im Kunstwerk selbst liegen. Ein Kunstwerk, dem kein Gehalt zu Grunde liegt, verdient diesen Namen nicht. Je bedeutender der Gehalt ist, und je klarer die Form, in der sich dieser Gehalt ausdrückt, desto größer ist das ästhetische Vergnügen, welches das Kunstwerk erregt.

Vergleichen wir, mit diesem Maaßstabe in der Hand, die verschiedenen Künste, so finden wir allerdings, daß die Musik eben nicht auf der höchsten Stufe künstlerischer Vollkommenheit steht. Selten und nur bei den Compositionen unserer ausgezeichnetsten Meister liegt der Musik ein großer, bedeutender Gedanke zu Grunde, und noch seltener spricht sich dieser Gedanke in einer klaren, durchsichtigen, deutlichen Form aus. Vergleichen wir z. B. die Plastik mit der Musik, so sehen wir einen großen Unterschied der Wirkung beider Künste. In der Plastik tritt uns die Idee der Schönheit unmittelbar vor Augen; in reinen, deutlichen Formen sehen wir die Idee des Bildhauers ausgeführt; da ist Alles fest, bestimmt, charakteristisch, nichts sentimental, träumerisch, unentschieden. Schon die Eigenschaften des Marmors, des eigentlichen Materiales für die Plastik, bestimmen den

Charakter dieser Kunst, als einer festen, reinen, deutlichen Kunst, bei welcher man nichts zu rathen und zu träumen, sondern nur zu sehen und zu begreifen hat. Die Plastik ist deshalb eine der bildendsten Künste, weil sie uns die Idee der Schönheit am deutlichsten und in den strengsten, regelmässigsten Formen darstellt. Wie anders verhält es sich aber mit der Musik! Bei den meisten Musikstücken können wir den Melodien die verschiedensten Motive, die verschiedensten Empfindungen und Phantasien unterlegen; der Inhalt der Musik liegt mehr in der Seele des Hörers, als in der Musik selbst, welche die Empfindungen des Hörers erregt und begleitet, nicht aber selbstständig bestimmt und in einer gewissen Sphäre begränzt. Man kann bei den gewöhnlichen Concert- und Opern-Aufführungen sich alles Mögliche denken, wie es gerade von unseren Stimmungen und Launen abhängt; der Inhalt ist nicht gleich mit der Form gegeben. Dazu kommt, daß die sogenannte Concertmusik und auch oft die Opernmusik eine zufällig und willkürlich zusammengestellte Anhäufung der verschiedenartigsten musikalischen Manieren und Stile ist, die deshalb nur auf eine so launenhafte Weise zusammengestellt scheinen, um jede höhere Bedeutung der Musik und jede nachhaltige Wirkung derselben zu verwischen. Kaum ist durch eine klassische Ouverture oder Symphonie das Gemüth des Hörers in eine höhere Sphäre gerückt, und vorbereitet zu den gedankenvollen Genüssen einer ernsten, durchdachten Composition, so kommt eine italienische Bravourarie oder wohl gar ein Walzer oder eine Polka, und wirft uns aus unserer ernsten, feierlichen Stimmung wieder hinaus in die Trivialität des gewöhnlichen Lebens. Am widerwärtigsten kommt dieser Mißbrauch bei den sogenannten Poupourri's zur Erscheinung, wo man wirklich von einer Melodie in die andere gejagt wird, und kaum im Stande ist, irgend einen musikalischen Gedanken festzuhalten. Diese musikalische Barbarei, — dieser Ausdruck sei uns erlaubt, — zeigt, bis zu welchem Uebermaße der Zufälligkeit und Launenhaftigkeit die Musik sich verirren kann. Während die Kunst im Allgemeinen die Aufgabe hat, die Empfindungen des Menschen zu sammeln und auf einen Punkt zu concentriren, gibt sich die Musik sehr häufig alle mögliche Mühe, die Empfindungen des Menschen zu verflüchtigen und zu zerstreuen; daß unsere moderne Gesellschaft zur „Zerstreuung“ in das Concert und in die Oper geht, ist eben kein vortheilhaftes Zeugniß für den bildenden und veredelnden Einfluß der Musik.

Vergleichen wir die Musik und selbst ihre höchsten Gattungen, die Oper und die Symphonie, mit einer andern Kunst, der Dramatik, so zeigen sich am Ende die Unterschiede noch mehr zu Ungunsten der Musik, wie bei dem früheren Vergleiche. Wenn irgend eine Kunst die hohe Aufgabe lösen kann, das Vergnügen und Genießen gedankenvoll zu machen, und mit dem Spiel der Phantasie den Ernst der Erkenntniß zu verbinden, so ist es die Drama-

tit. Wir halten das Drama für die höchste Form, in welcher sich überhaupt der menschliche Geist ausdrücken kann; hier treffen Philosophie und Poesie in einer ebenso schönen, wie verständlichen Form zusammen, und die leidenschaftliche Gemüthsbewegung, welche das Drama erregt, veredelt unsere Empfindungen und stählt unsern Charakter. Es gibt keine bessere Schule der Moral, als das Theater, wenn wir unter Moral die auf Selbsterkenntniß gegründete Treue und Consequenz des Menschen gegen sich selbst verstehen. Worauf beruht aber die moralische Wirkung und zu gleicher Zeit auch das ästhetische Vergnügen, welches das Drama erregt? Zunächst auf der Einsicht in die Nothwendigkeit der einzelnen Theile und ihrer Verbindung mit dem Ganzen, auf der Einsicht in die Planmäßigkeit und consequente Durchführung der Handlung, in die Abwesenheit jeglichen Zufalls und jeglicher Willkür. Nichts ist beleidigender und unästhetischer in der Kunst, wie im Leben, als Zufall und Willkür. Auf denselben Motiven beruht auch das Wohlgefallen, was wir an der Natur, an der Schöpfung, am „Kosmos“ haben; dasselbe wird hervorgerufen durch die Einsicht in die innere Nothwendigkeit der Dinge. Diese Einsicht nun ist beim Drama im Allgemeinen viel deutlicher, wie bei der Musik, ja selbst wie bei den größten Meisterwerken der klassischen Musik. Der Musiker von Fach mag hier vielleicht den strengen, consequenten Stil und die innere Nothwendigkeit erkennen; er verfolgt den Gedanken, welcher der Composition zu Grunde liegt, bis in seine einzelnen Theile; aber dem gewöhnlichen, selbst dem gewöhnlich gebildeten Publikum wird in den meisten Fällen die Einsicht in den inneren Organismus des musikalischen Kunstwerks mangeln. Um Gedanken und Begriffe darzustellen, hat der Mensch ein kostbares, unvergleichliches Mittel, die Sprache, und deshalb ist die Poesie und besonders das Drama so verständlich, weil dasselbe sich der Sprache und der Worte bedient. Die Musik aber verzichtet entweder ganz auf die Unterstützung durch die Sprache, — z. B. bei der Symphonie, oder sie unterordnet die Sprache der Musik, — dies ist bei der großen Oper der Fall, — oder sie mißhandelt die Sprache, indem sie verschmährt, die Melodie dem Sinne der Worte anzupassen, — dies geschieht in den meisten italienischen Opern, — immerhin ist aber die Sprache das Zweite und Untergeordnete, und es gibt manche Musiker, welche sagen, je dummer der Text, desto besser die Oper. In der Oper selbst sind alle Künste der Musik dienstbar; Poesie, Malerei, Deklamation, Architektur, Mimik, Tanz v. sammeln sich um die Musik als um ihre Gebieterin, und bilden im Vereine mit ihr ein Ganzes, voll Effect und Mannigfaltigkeit. Aber gerade, weil hier alle Künste vertreten sind, kommt keine einzige zu ihrem vollen Rechte; die Sinne werden übersättigt, statt befriedigt, und von einem wirklich ästhetischen Genusse, der immer nur ein einfaches Object haben darf, ist keine Rede mehr.

Fassen wir die hier gemachten Andeutungen, die, als von einem Laien

in der Musik ausgehend, höchstens das Verdienst haben können, zu einer weitem Besprechung dieses wichtigen Gegenstandes anzuregen, zusammen, so ergibt sich zur Lösung der Frage über den bildenden Einfluß der Musik etwa Folgendes. Da die Musik mehr auf das Gemüth des Menschen, wie auf den Verstand wirkt, und da die Formen, welche die Musik wählt, höchst unbestimmt und vielseitig sind, so ist sehr häufig der läuternde und bildende Einfluß der Musik sehr gering, und zeigt sich nur in den musikalischen Kompositionen, in denen die strengen Formen der Plastik und Dramatik nachgeahmt werden. Aber auch bei diesen Kompositionen fragt es sich, ob auf dem Gebiete der Musik ein streng regelmäßiges Kunstwerk, ähnlich einer Marmorstatue oder einem griechischen Drama, hergestellt werden kann, ein Kunstwerk, welches die ihm zu Grunde liegende Idee nach allen Seiten hin consequent entwickelt und harmonisch darstellt. Es fragt sich, ob aus der Musik die Willkür und Zufälligkeit, welche jede ästhetische Wirkung beeinträchtigt und einem eigentlichen Kunstwerk durchaus fremd sein muß, vollständig entfernt werden, und man den musikalischen Ideen dieselbe strenge, consequente Form geben kann, welche die Plastik, die Dramatik und andere Künste besitzen. Es fragt sich, läßt sich die innere Logik, die immanente Nothwendigkeit, nach denen sich die einzelnen Scenen des Drama's entwickeln, auch in den einzelnen Sätzen einer Symphonie oder den einzelnen Scenen der Oper entdecken und nachweisen. Diese Fragen müssen erst beantwortet werden, um den Schlüssel zur Lösung unserer Frage zu finden.

Die Verehrer der classischen Musik werden gewiß diese Fragen bejahen, und auf Haydn, Mozart, Beethoven u. A. hinweisen, um die Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit der musikalischen Kunst darzuthun. Andere, die vielleicht selbst von diesen Meisterwerken nicht befriedigt sind, werden uns auf Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft aufmerksam machen, und uns die große Aussicht in die Zukunft der Musik enthüllen, welche durch die Nationalisirung der Kunst und ihre Befreiung von allen fremden störenden Einflüssen hervorgebracht werden wird. Aber es fragt sich, ob Wagner der Musik nicht eine größere Sphäre angewiesen hat, als diese Kunst selbst ausfüllen kann, und ob er nicht ebenso, wie etwa Shakespeare im Hamlet über die Grenzen der Tragödie, so über die Grenzen der musikalischen Darstellung hinausgegangen ist. So viel ist indessen gewiß, daß die strenge, klassische Musik, die allein im Stande ist, ein reines, ästhetisches Vergnügen hervorzurufen und zur Veredelung der Empfindungen und des Geschmacks beizutragen, immer nur einer verhältnißmäßig kleinen und ausgewählten Gesellschaft vorbehalten ist, und daß die Massen sich zu einer Sorte von Musik hingezogen fühlen, welche unterhält, amüsiert und zerstreut, den ästhetischen Anforderungen aber nicht entspricht. Daraus ergibt sich das Verhältniß, in welchem der bildende und veredelnde Einfluß der klassischen Musik zu der gewöhnlichen oberflächlichen Unterhaltungsmusik steht.

Wenn einmal die Künste, die jetzt von den Launen einer bläsernten Geburts- und Geldaristokratie abhängig sind, Eigenthum des Volkes werden, wenn sie mit den nationalen Bedürfnissen gerechnet und der öffentlichen Pflege anbefohlen werden; wenn in den Republiken der Zukunft sich das alte schöne Griechenleben in größerem Maaßstabe wiederholt: dann wird unter den Künsten, die zur Humanisirung des Menschengeschlechtes dienen, auch die Musik eine wichtige Stelle einnehmen; sie wird die Massen des Volks begeistern und vorantreiben, und einen großen Einfluß auf die Veredelung der Gemüther ausüben. Immer aber wird sie, was ihren Einfluß und ihre Bedeutung anbetrifft, anderen Künsten, wie der Malerei, der Bildhauerkunst, der Dramatik nachstehen, weil die Musik niemals, auch nicht in ihrer höchsten Ausbildung, dem menschlichen Verständniß so nahe tritt, wie die anderen Künste, nie so deutliche und bestimmte Wirkungen ausübt, wie diese. Das Menschengeschlecht wird immer älter und älter, und hat lange schon die Tage vergessen, in denen Orpheus mit seiner Leier die Wildniß civilisirte, und wenn man heutzutage noch Wirkungen bei ihm erzielen will, thut man besser, sich an den Verstand und den Gedanken, statt an die Empfindungen und das Gemüth zu wenden.

Verfehltes Leben.

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man es zweimal verrichten.
Göthe.

Wer aufmerksam auf sich selbst ist und die Geschichte seiner eigenen geistigen Entwicklung verfolgt, wird trotz mancher zweifelhaften Resultate, welche er errungen hat, zu der Ueberzeugung kommen, daß sein ganzes Leben eine verfehlte Richtung genommen und nur einen kleinen Theil der Güter und Genüsse, der Leistungen und Errungenschaften gebracht hat, zu denen wir die Fähigkeiten und Kräfte besaßen. Dies ist eine seltsame, aber allgemeine Erfahrung; sie drängt sich nicht nur dem Greise auf, sondern schon dem werdenden Manne, der auf eine ganz oder theilweise verlorene Jugend herablickt, und wird nur dem entgegen, der sich in einem glücklichen Lichtsinne um sich selbst nicht kümmert. Jedem Menschen schwebt ein besseres Schicksal und eine glücklichere Existenz vor, als in welcher er

sich thatsächlich befindet; er hat die Idee eines idealeren Zustandes, einer harmonischeren, entwickelteren Individualität, welche seiner niedrigeren Persönlichkeit unaufhörlich vernurfsvoll gegenübertritt. Jeder Mensch. — er mag religiös sein oder nicht, — hat sein verlorenes Paradies hinter sich, seinen geträumten Himmel vor sich, und bewegt sich zwischen diesen beiden Scheineristenzen in einem unbehaglichen, zweifelhaften Zustande. Mit Hoffnungen und Träumen hilft sich der Mensch von einem Tage zum andern, bis er endlich einseht, daß seine Hoffnungen aus Täuschungen bestanden und sein Leben ein verfehltes war. Dies immerwährende Hoffen, diese permanente Sehnsucht zu einem besseren Zustande ist unseres Lebens Dual und Reiz zugleich; wir machen uns Vorwürfe darüber, daß wir nicht so vollkommen sind, und nicht das leisten, wozu wir die Fähigkeiten zu haben uns bewußt sind, daß wir hinter unserem eigenen Werthe zurückbleiben und unsere eigene Persönlichkeit nicht vollständig ausbeuten und genügend repräsentiren: aber auf der andern Seite ist diese Unzufriedenheit auch der Trieb, der uns immer vorantreibt, die bewegende Kraft unseres moralischen Lebens, das gute Prinzip, das uns vor dem Untergange rettet.

Es ist ein interessanter Beitrag zur Psychologie, diesen ewigen Kampf des Menschen mit seinem „manifest destiny“ zu analysiren. Woher kommt diese ewige Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit des Menschen mit sich selbst und den Bedingungen seiner Existenz? Während doch überall in der Natur Alles auf seinem rechten Plaze und in seiner passenden Lage ist, und das Bestehende auch das Richtige und Nothwendige ist; während selbst in der geistigen Welt der Grundsatz gilt „das Wirkliche ist vernünftig: — warum ist gerade ein Menschenleben ein so großer Unterschied zwischen unserem wirklichen Leben und dem Leben, das wir als das vernünftigste erkennen? Wie kommt es, daß wir vermittelt unserer geistigen Organisation fähig sind, Dinge zu denken, die wir im praktischen Leben nicht ausführen können, daß wir hinter unseren Gedanken, dem Produkte unserer eigenen Organisation, zurückbleiben, daß sich in unserem geistigen Auge unaufhörlich eine bessere Existenz und eine edlere Persönlichkeit spiegelt, als wie wir im wirklichen Leben darstellen? Sind die Organe des Denkens, vermittelt welcher wir uns die Ideale schaffen, nicht dieselben Organe, die unser tägliches Leben leiten und ordnen? Warum können sie hier nicht dieselbe Vernünftigkeit und Harmonie schaffen, wie dort?

Dieser Dualismus ist in jedem Menschen; wir können es nicht leugnen, wenn wir auch die religiöse Trennung von Geist und Fleisch nicht zugeben. Unsere Erkenntniß und Vernunft ist in jedem Momente unseres Lebens eine Kritik und Beurtheilung unserer eigenen Existenz; unsere Vernunft ragt über die Grenzen des eigenen Ich hinaus; unsere Gedanken haben eine größere Tragweite, wie unser Leben.

Ob wir nun diesen Dualismus in religiöser Weise auffassen oder nicht, dies ist am Ende nicht einmal die Hauptsache. Wie es der Religion überhaupt geht, daß sie Bilder statt Gedanken, Gleichnisse statt der Beweise, Hypothesen statt Thatsachen, Versprechungen statt positiver Leistungen gibt, so hat sie auch diesen Dualismus nichts als eine psychologische und am Ende höchst natürliche Erscheinung aufgefaßt, sondern als ein Wunder, dem weiter nachzuforschen ein Verbrechen gegen den heiligen Geist ist; die Untersuchung ist damit beendet, aber die Erkenntniß ist noch soweit vom Ziele entfernt, wie vorher. Und doch kann man sagen, daß gerade die Religion in diesem Dualismus wurzelt; immer und immer wird der Mensch durch eine Stimme in sich selbst, durch seine immanente Vernunft, über die Grenzen seiner eigenen Persönlichkeit hinweggeführt in eine jenseitige Sphäre des Daseins, die er durch seine eigenen Gedanken immer und immer wieder von Neuem hervorzaubert und mit neuen Bildern und Farben schmückt.

Uebrigens sehen wir doch, trotz der großen Differenz zwischen dem, was wir denken, und dem, was wir sind, daß unsere Persönlichkeit und die Idee oder das Ideal, was dieselbe erzeugt, auf das Innigste zusammenhängen. Wir übertragen unsere persönlichen, individuellen Reigungen, Leidenschaften, Stimmungen, Erfahrungen, ja sogar unseren Geschmack, unsere Berufe, unsere Gewohnheiten auf das Ideal. Jeder schmückt sich seine Zukunft aus, wie sie seinen individuellen Empfindungen und Reigungen am besten paßt; jedes Volk bildet sich seinen eigenen Himmel, der seinen nationalen Vorurtheilen und Leidenschaften den größten Spielraum gewährt. Der Himmel der üppigen Orientalen ist ein anderer, als das Paradies, welches der fromme Nordländer sich malt. Wir können deshalb alle unsere religiösen, poetischen, philosophischen, humanen Ideale, sie mögen noch so weit über den Kreis unserer eigenen Bestrebungen hinausragen, auf unsere eigene Individualität zurückführen, auf unsere spezielle geistige und sogar körperliche Organisation, die sich in dem Ideale nur in großen, allgemeinen Zügen ausdrückt. Daher ist nicht, wie die religiösen Leute glauben, unsere Individualität ein Refler der Idee, sondern die Idee ist ein Refler unserer Individualität; wir haben hier das sonderbare Ergebnis, daß das Produkt höher, allgemeiner, vollkommener ist, als das Produzirende.

Wir können diese Idee, welche unser Leben in den verschiedensten Formen und Gestalten begleitet, und uns immer anregend und aufmunternd, aber auch tadellnd und vorwurfsvoll gegenübertritt, wohl nicht anders definiren, als das Bewußtsein menschlicher Vollkommenheit oder doch wenigstens Bervollkommnungsfähigkeit, als das Bewußtsein nicht individueller, sondern der Gattungsvollkommenheit, als das Gattungsbewußtsein, das uns immer an die allgemeinen Grundsätze der Humanität erinnert,

und uns über die Enghäre des individuellen Daseins hinweg trägt in das Gebiet der universonen, allgemein menschlichen Ideen und Bestrebungen. Wir empfinden die Vollkommenheit der menschl. Organisation, der Gattung; wir fühlen die Harmonie und Vortrefflichkeit derselben; wir sehen ein, daß die menschliche Natur mit allen Bedingungen, Anlagen und Fähigkeiten zur Glückseligkeit ausgestattet ist; uns überwältigt jener Gedanke des Dichtens: „nil mortalibus arduum est“; die Idee der Menschlichkeit, der vollen, wahren Menschlichkeit, kommt in uns zur Erscheinung. Und dann sehen wir wieder, wie unendlich wenig unsere individuelle Persönlichkeit dieser Idee der Menschlichkeit entspricht, wie wir Stück für Stück die Schönheit und Harmonie unseres eigenen Daseins zertrümmern, wie wir die Bedingungen und Fähigkeiten zur Glückseligkeit zu unserem eigenen Unglücke benutzen, wie nur ein kleiner, vereinzelter Strahl von dem Sonnenlichte der Humanität in unser Herz fällt, nur um uns zu zeigen, wie dunkel es darin aussieht. Welcher Mensch hätte nicht diesen Gegensatz schon empfunden! Welcher Mensch fühlt nicht die Kraft und den Beruf in sich, gut, edel, glücklich zu sein? In wessen Phantasie prägte sich nicht schon das Bild jenes glücklichen, harmonischen Zustandes ab, in welchem wir einig mit uns selbst und mit den Andern sind, und keinem andern Gesetze folgen, als dem der eigenen glücklichen Organisation? Und je lebhafter wir dies empfinden, je mehr wir die Verpflichtung und Berechtigung zur Glückseligkeit erkennen, desto deutlicher sehen wir ein, wie weit wir von der Idee und von dem Ideale entfernt sind. In diesem Sinne kann man wohl sagen, daß, wer mit sich zufrieden ist, daß der sich noch nie als Mensch erkannt hat.

Es ist vielleicht das einzige wirkliche Unglück im Leben des Menschen, daß der Kreis seiner Gedanken größer ist, als der Kreis seines Lebens, und daß er den letztern nicht zur Größe und zum Umfang des ersteren erweitern kann. Diesen Unterschied, diesen Dualismus finden wir überall. Auf diesem Dualismus beruht der ethische Werth sämtlicher Religionen. Daher stammen die Untersuchungen der Philosophen über das Wesen des Wahren, Guten und Schönen, über den Urstaat, die Ursprache, das Urvolk, über alle die allgemeinen Ideen, nach denen wir die Wissenschaften zu ordnen und den Entwicklungsgang der Menschheit zu begreifen suchen. Überall finden wir allgemeine Ideen von solcher Großartigkeit und Vortrefflichkeit, daß dieselben niemals dem wirklichen Leben der Menschen, den bestehenden Staaten, Gesellschaftsformen u. s. w. entnommen sein können; es ist gewiß unsinnig, diese allgemeinen philosophischen Ideen nur als Abstrakta aus dem wirklichen Leben betrachten zu wollen. Dies sind „angeborene“ Ideen, d. i. sie sind in der Organisation der menschlichen Natur selbst begründet.

Man kann in der Geschichte der Menschheit zwei sich von Zeit zu Zeit abwechselnde Perioden beobachten, aufsteigende und absteigende Perioden, fortschreitende und rückschreitende Epochen, in welchen das Verhältniß des Einzelnen zur Gattung, des Individuums zur Idee sich verschiedenartig herausstellt. In den aufsteigenden Perioden der Geschichte wird der Mensch von den günstigen Bogen des Geschickes vorangetragen; alle Verhältnisse unterstützen das werdende Talent und Genie; der allgemeine Fortschritt der Gattung unterstützt den individuellen Fortschritt. In den absteigenden Perioden dagegen scheiterten selbst gute individuelle Anlagen und Talente; die Mißgunst der Zeit beugt selbst das Genie nieder, und tüchtige geistige Kräfte und Bestrebungen, die in einer andern Zeitperiode die herrlichsten Erfolge gehabt hätten, gehen hier ohne wesentlichen Nutzen für die Menschheit verloren. Wir können nicht enthalten, hier eine Stelle aus der neuesten Schrift David Strauß' „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin“ zu citiren, in welcher der berühmte Verfasser des Leben Jesu, die beiden Perioden menschlicher Entwicklung treffend zeichnet. „Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menschenlebens“ sagt Strauß, „bedingt ist durch Beschaffenheit und Maaß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den einwirkenden Kräften, in deren Wechselspiel sie sich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder siegreich sich aufwärts kämpfend zerbricht, oder auch gegenstandslos verkümmert: so hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichsam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meisten davon ab, ob es einer auf- oder absteigenden Geschichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder Verfalles angehört. So durchdringt alle bedeutenden deutschen Lebensläufe, von der Mitte des fünfzehnten bis in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hinein; das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit; die Persönlichkeiten zeigen sich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politischen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit, und dadurch an Erhebung der Idee keineswegs fehlt, so verharren doch die Individuen in ihrem Dienste, bleiben objektive Naturen, deren Betrachtung selbst bei tragischem Ausgang, wie Lutten, doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt. Nun pflegen aber gegen das Ende einer solchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit frischer Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausstattung an Kenntnissen und Fertigkeiten herankommt; jetzt entzieht sich der begabte Einzelne dem Dienste der Idee, gebraucht sie wohl gar als Werkzeug zu persönlichen Zwecken, indem er seine Kraft, Klugheit, Gelehrsamkeit zur Geltung und Herrschaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung seiner Besonderheit, Verfolgung seiner Grillen und Einfälle eine subjektive Be-

riedigung sucht. Zwar fehlt es auch in aufsteigenden Zeitläuften nicht an einzelnen Talenten, in denen die herrschende Idee nicht mächtig genug ist, von einer groben oder ungesunden Natur getruibt oder verkümmert wird, wie in der uns am nächsten liegenden Weltzeit der deutschen Natur die Beispiele eines Lenz und Schubart zeigen, während auf der andern Seite, in der Periode des Verfalles nicht nur, sondern des Einsturzes, ein Kepler unbeirrt dem Stern seiner Idee nachgeht; aber der herrschende Charakter von beiderlei Perioden wird durch solche Abweichung nicht aufgehoben."

Wir sehen, wie diese beiden Perioden, die sich am Ende deutlicher noch, wie durch einzelne gewaltsame historische Ereignisse, durch den allgemeinen Geist, durch die Sittlichkeit und den Charakter der Gesellschaft, durch den Ernst der wissenschaftlichen Bestrebungen, durch den Geschmack in Wissenschaften und Künsten, unterscheiden, in früherer Zeit in langen Zwischenräumen aufeinander folgten, wie eine Zeit des geistigen Voranstrebens wieder durch eine lange, lange Periode geistiger Erschlaffung erbrochen wurde. In unseren Tagen lebt die Menschheit schneller, und die entgegengesetzten Perioden folgen sich schneller auf einander. Wir müssen hier übrigens neben den großen Erscheinungen der Ebbe und Fluth auf geistigem Gebiete, eine Menge kleinerer Willen und Strömungen unterscheiden, die von verschiedenen Ursachen herrührend, manchmal den Anschein der allgemeinen Bewegung haben, ohne mehr, wie von momentaner Dauer zu sein. Eine solche vorübergehende Bewegung fand in den Jahren 1812 bis 1815 statt; damals schien es in Deutschland, als wollte ein neues, freies, intelligentes Jahrhundert sich ankündigen, aber es war nur eine vorübergehende Strömung, nicht die allgemeine Fluth der Geschichte. Ebenso konnte man ein langsames, aber unaufhörliches Anschwellen der Volksleidenschaften und Gedanken in den letzten Jahren vor der letzten Revolution bemerken, aber gerade die Art und Weise, wie diese Revolution selbst geführt und zu Ende geleitet wurde, zeigte uns, daß wir es nur mit einer Scheinbewegung, nur mit einer oberflächlichen momentanen Strömung der Gemüther zu thun hatten. Während in dem aufsteigenden Zeitalter Alles, auch die geringste Kraft, ja selbst Zufälligkeiten — wenn es anders in der Geschichte Zufälligkeiten gibt, — die werdende Civilisation und Freiheit unterstützen, scheitern in der absteigenden Periode selbst große Anstrengungen und Kräfte; Revolutionen dienen nur dazu, die Freiheit zu unterdrücken; Erfindungen werden zur Vermehrung und Verstärkung des Despotismus verwandt; selbst die Wissenschaften richten ihre Waffen gegen die Ideen und die Ideale, und das Talent, das Genie, der Charakter, kann seine Kräfte nur zu seinem eigenen Untergange verwenden.

Dies ist der Charakter der gegenwärtigen Zeitperode, und deshalb nennen wir das Leben der heutigen Menschen ein verfehltes Leben.

Die letzte Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts zeigte uns eine andere Periode. Da unterstützte jeder kleine Gedanke und jede kleine Kraft die allgemeine Fluth der Gedanken und die gewaltsame Strömung der Civilisation; jedes Ereigniß, jede Kunst, jede Erfindung, hatte ein allgemeines Ziel und war ein Stein am Gebäude der Zukunft; selbst der Despotismus, der jetzt in Frankreich, Oesterreich, Preußen, wie überall, lähmend und ertödtend wirkt, war in jenen Zeiten ein Hebel des Fortschrittes und der allgemeinen Umwälzung; das Zeitalter Ludwig XIV. war auch das Voltaire's und Rousseau's, und der aufgeklärte Despotismus des Philosophen von Sans Souci stimmte gut zu den auf ärenden Bestrebungen des Josephinischen Zeitalters. Eine ideale Philosophie folgte einer reichen poetischen Literatur, und, was die Hauptsache war, kein Gedanke des Philosophen, kein Wort des Dichters ging der öffentlichen Meinung und Aufklärung verloren. Wir können die geistigen Bewegungen jener Zeit concentrische, zusammentreffende nennen; alle Kräfte, alle Erfindungen, alle Arbeiten auf politischem, wie auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete wirkten zusammen, und erreichten ein gemeinsames Ziel.

Wenn wir diesen Vergleich festhalten, können wir unsere Epoche eine centrifugale Bewegung nennen, wo alle Strahlen des menschlichen Geistes sich vom Brennpunkte der Civilisation, von dem gemeinsamen Zwecke der Freiheit abwenden, wo sich die einzelnen individuellen Geister von dem allgemeinen Geiste der Gattung, der Menschheit, der Humanität lossagen, und in der Isolirung zu Grunde gehen. Wie viel guter Wille, wie viel Aufklärung und Civilisation, wie viel Erfindungsgeist und wissenschaftlichen Sinn ist nicht in dem jetzt lebenden Geschlechte enthalten, aber wo sind die Resultate dieser vielen, geistigen Potenzen? Anstatt, daß der Mensch sich in die Idee der Menschheit hinentlebte und seinen persönlichen Geist zum allgemeinen Geiste erweiterte, isolirt und atomisirt er sich, und verwendet selbst die allgemeinen Bestrebungen und Ideen nur zu seinem persönlichen Vortheil.

Man kann, so glauben wir, den Charakter der gegenwärtigen Zeit nicht besser ausdrücken, als wenn wir sagen, daß dieselbe für die Mittel, nicht für die Zwecke arbeitet. Sie sammelt ein ungeheures Material an Beobachtungen, Erfahrungen, Entdeckungen, Erfindungen, Kenntnissen aller Art, aber weiß dasselbe nicht zur Glückseligkeit des lebenden Geschlechtes zu verwenden. Wenn wir die Mittel zur Glückseligkeit, die dem jetzt lebenden Geschlechte zu Gebote stehen, mit den socialen Verhältnissen des Mittelalters und des Alterthums vergleichen, so sollte man glauben, daß unsere Zeit sich durch ein großes Maß von Zufriedenheit und Behaglichkeit vor früheren Jahrhunderten auszeichnen mußte. Eisenbahnen durchschneiden die Länder und vernichten den Raum; der Telegraph gibt dem Menschengeschlechte die Hälfte der Unwissenheit; prachtvolle Dampfer und

Schiffe aller Art überbrücken die Seen und Meere ; die zahllosen Erfindungen der Industrie genügen den übertriebensten Bedürfnissen des Menschengeschlechtes ; der Dampf v rrichtet den größten Theil der früheren Hand- und Sklavenarbeit, und überläßt dem Menschen die Arbeit des Denkens ; der Aterbau ist mit den nützlichsten Erfindungen der Wissenschaft bereichert ; die Litera ur ist Eigenthum der Massen des Volkes geworden : kurz, alle Vorbedingungen zu einem hohen Grade menschlicher Civilisation und Glückseligkeit sind gegeben. Aber die Civilisation und das Glück selbst bleibt aus. Niemals war die Menschheit so unruhig, unzufrieden, veränderungslustig ; niemals wa: so weniger sittlicher Gehalt in der Menschheit, als in unseren Tagen.

Indem wir sagten, daß unsere Zeit für die Mittel, nicht für die Zwecke arbeitete, b rührten wir die Hauptkrankheit derselben, die absolute, unumschränkte Geldherrschaft, die alle Verhältnisse der modernen Gesellschaft beherrscht. Das Geld ist dem jetzt lebenden Geschlechte nicht nur ein Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse und zur Sicherung der persönlichen Freiheit, sondern der letzte und oberste Zweck des Daseins. Was früher dem Menschen die Trostungen der Religion oder die Garantien bürgerlicher Freiheit waren, nämlich die Sicherheit persönlicher Freiheit und Entwicklung, das ist heutzutage das Geld. Geld ist heutzutage der symbolische Ausdruck für Recht, Freiheit, Persönlichkeit ; hast du Geld, so bist du frei, unabhängig, du kannst den Wechselfällen des Schicksals trogen, du kannst deinen selbstständigen Platz in der Menschheit behaupten ; besißest du aber kein Geld, so bist du zu einer dienenden Stellung in der menschlichen Gesellschaft berufen, so bist du abhängig von allen Wechselfällen des Lebens ; jeder Zufall hat über dich Macht ; jede Gewalt kann dich vernichten. Kein Wunder, daß deshalb alle Menschen nach dem Gelde streben, der thatsächlichen Garantie für die Freiheit, welche wir direkt und unmittelbar zu erwerben verschmähen.

Wir sehen leicht ein, daß die Schilderung, welche wir von den absteigenden Perioden der Weltgeschichte gegeben haben, auf unsere Zeit paßt, daß das jetzt lebende Geschlecht in einer Epoche des Niederganges begriffen ist, welche kaum durch vereinzelte Fortschritte der Wissenschaften und durch noch vereinzeltere politische Erschütterungen unterbrochen wird. Wir sehen ein, daß es unserer Zeit nicht an Intelligenz, Erfindungsgeist und geistigem Streben fehlt, aber alle diese Bestrebungen auf geistigem Gebiete sind ohne Zusammenhang und verfehlen ihre Wirkung. In einzelnen politischen Katastrophen, welche nur eine Steigerung des Despotismus zur Folge haben, verpußt sich die bessere Kraft des Volkes und läßt nur um so größere Erschlaffung zurück. Wer hat nicht mit uns schon die Beobachtung gemacht, daß selbst tüchtige Leute, deren Herz und Kopf auf dem rechten Flecke war, Leute, welche in einer andern Periode der Entwicklung et-

Was Rechtes hätten leisten können, zu Grunde gingen, weil der Sturmwind des Lebens gegen sie und nicht mit ihnen war? Und müssen wir heute nicht noch immer gegen den Sturm kämpfen? Das Traurigste aber dabei ist, daß in diesem eigensinnigen Widerstreben gegen die Strömung der Zeit tüchtig ge Kräfte und Köpfe nicht nur zu Grunde gehen, sondern sich endlich an dem Widerstande der Zeit abstumpfen, ihre Schneide und Schärfe verlieren und endlich auch der all gemeinen reaktionären Bewegung folgen. Diejenigen beklagen wir nicht, welche es mit ihrem Leben bezahlen mußten, daß sie in einer der Freiheit abgeneigten Zeit zum Wirken und Kämpfen für dieselben verurtheilt waren, sondern diejenigen, welche den besseren Theil ihres Selbst bei den widerwärtigen Stürmen über Bord warfen, um eine traurige Existenz, ein „verfehltes Leben“ zu retten. Solcher Beispiele haben wir in den letzten Jahren zu viele sehen müssen, und gerade jetzt, beim Beginn einer vielversprechenden politischen Bewegung, sehen wir, wie wenig scharf und entschieden die Prinzipien hervortraten, wie grade die unwahren und in der Minorität befindlichen Elemente den ganzen Charakter der Partei entstellen, wie der Egoismus und die persönliche Eitelkeit sich an die Stelle des Patriotismus und der Freiheitsliebe stellt. Furwahr, wir dürfen es uns nicht verhehlen, wir segeln auch noch heute gegen den Wind und den Sturm; wir leben noch heute in der niedersinkenden Periode und folgen dem untergehenden Sterne.

Wann einmal der Charakter dieser Periode, über den wir uns nicht täuschen können, sich wendet, und wieder eine Zeit des Sonnenaufgangs für die menschliche Freiheit kommt? — wer möchte dies bestimmen. Die Bewegungen der Weltgeschichte nehmen allerdings an Schnelligkeit zu, aber dafür sind auch die auf dem Spiele stehenden Fragen größer und bedeutender geworden, wie früber. So viel ist unter allen Umständen sicher, daß, mag unser Leben und Streben auch ein Beitrag zum Baue einer besseren Zukunft sein, es für uns selbst doch ein verlorenes und verfehltes ist. Der Eine versenkt den besten Theil seiner Persönlichkeit in ein frühes Grab; der Andere wird matt durch die unaufhörlichen Hindernisse und stumpft an der gleichgültigen Gewohnheit des Daseins ab; dieser wird ein Apostat an seinen Grundsätzen, während jener an dem Stabe illusorischer Hoffnungen mühsam von einem Tage zum andern kriecht: Allen ist ein gemeinsames Schicksal, — ein verfehltes Leben — beschieden.

Dürfen wir uns darüber beklagen? Können wir Ansprüche auf persönlichen Werth und persönliche Glückseligkeit machen? Die Wissenschaft der Zeit und des Raumes, die Geologie und die Astronomie, führt uns in eine Unendlichkeit hinein, in welcher nicht nur wir selbst, sondern unser Erdball und unser Planetensystem fast ohne Spur verschwinden, und im Angesichte dieser Unendlichkeit werden wir wohl nicht mehr glauben, daß der Weltenplan auf unsere persönlichen Wünsche Rücksicht nimmt.

Beiträge zur Tagespolitik.

Wir sind von mehreren Freunden im Westen angegangen, und während des gegenwärtigen Wahlkampfes über die politischen Tagesfragen ausführlich zu verbreiten, und wir sind gerne geneigt, immer und immer wieder auf dieses Thema zurückzukommen, weil dasselbe nicht nur den Politiker von Fach, sondern jeden denkenden und strebsamen Menschen im höchsten Grade interessirt. Während bisher in Amerika die Politik zu den unpopulärsten Gegenständen gehörte, nur ein Gewirre von Intrigue, Corruption und Aemterjäherei war, und deshalb den professionellen Politikern und Drahtziehern von Fach überlassen wurde, scheint jetzt der Punkt gekommen zu sein, wo die Politik wieder Sache des Volkes wird, und die Aufmerksamkeit und die Leidenschaften desselben wieder in Anspruch nimmt. Der Zusammenhang der eigenen, persönlichen Interessen mit den allgemeinen politischen Fragen führt jeden Menschen, der sein eigenes Interesse begreift und versteht, in den Kreis der politischen Arena, welche sich jetzt zum Schauplatz eines großen weltgeschichtlichen Drama's erweitert hat. Die künftigen Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts werden mit Vorliebe mit diesem Kampfe sich beschäftigen, als mit einer der wichtigsten und interessantesten Begebenheiten der ganzen Periode, deren Motive, Objekte und Zwecke von der größten kulturhistorischen Bedeutung sind.

In der That, wenn man die Bewegung in dem Stad um, in welchem sie sich jetzt befindet, betrachtet, wird man kaum den ganzen kulturhistorischen Umfang und die ungeheure Tragweite derselben übersehen können. Mit einfachen, längst schon proclamirten Prinzipien, mit bescheidenen, auf die billigsten Forderungen begränzten Maßregeln ausgerüstet, tritt die republikanische Bewegung der bisherigen demokratischen Politik entgegen, und man merkt vielleicht nur an der tiefen, leidenschaftlichen Aufregung der Volksmassen die ganze Bedeutung und Tragweite der auf dem Spiele stehenden politischen Fragen.

Und doch birgt diese bescheidene Bewegung eine ungeheure Zukunft in ihrem Schooße, und von ihrer Entscheidung hängt nicht nur die Zukunft des nordamerikanischen Continentes, sondern auch der kulturhistorische Werth des ganzen Jahrhunderts ab. Für die Union speziell ist dieses Jahr eine Probe auf die republikanische Verfassung; für die Menschheit im Allgemeinen wird eine der wichtigsten Kulturfragen gelöst, und es ist möglich, daß der 4. November eine Grenzlinie zwischen zwei ganz verschiedenen politischen Systemen und Zeitläuften bildet.

Seit den 80 Jahren, in welchen die amerikanische Union existirt, haben viele wichtige politische Fragen die Bürger der Union beschäftigt, die Parteien unter geschieden, die Wahlkämpfe lebhaft gemacht. Aber nie-

malß trat die eine große Grundfrage, zu deren Lösung diese seltsame und widersprüchvolle Republik gegründet worden zu sein scheint, so sehr in den Vordergrund und verlangte eine solche bestimmte Entscheidung, als bei dieser Wahl. Die Frage, um die es sich handelt, — wir können dies nicht häufig genug wiederholen, denn die ganze Behandlung der Zeitgeschichte hängt davon ab, — ist folgende: Kann man die in der Unabhängigkeitserklärung deklarierten Menschenrechte in einem positiven Staatsleben verwirklichen, oder ist ein Staat nur möglich, wenn er sich auf Privilegien, Standesunterschiede und Unterdrückung stützt? Mit dieser Frage hängt eine zweite zusammen, kann auf dem Prinzip der freien Arbeit eine dauernde und geordnete bürgerliche Gesellschaft bestehen? Wir sehen, die Frage ist sowohl socialer, wie politischer Natur. Zwei große politische und sociale Systeme treten sich in Amerika, wie in Europa, und hier noch schroffer wie drüben, gegenüber, das System der Menschenrechte und der auf freie Arbeit gegründeten Gesellschaft und das System der Rechtsungleichheit und der auf Sklavenarbeit gegründeten Gesellschaft.

Im Norden faßt man die gegenwärtige Wahl sehr selten von diesem allgemeinen Standpunkte aus; im Süden dagegen verfährt man consequenter. Der „Richmond Inquirer“ und andere leitenden Blätter des Südens sind nicht mit der Neger-Sklaverei allein zufrieden, sondern verlangen eine Abschaffung der freien Gesellschaft und der freien Arbeit überhaupt. Sie behaupten, in Uebereinstimmung mit dem größten Theile der europäischen Aristokratie, daß das ganze Uebel der gegenwärtigen Gesellschaft, die Leiden des Proletariats, wie die Häufigkeit der Staatsumwälzungen, überhaupt der unheilvolle und unzufriedene Zustand des jetzt lebenden Menschengeschlechtes auf dem durchaus falschen Systeme der freien Arbeit beruhe, und daß man ähnliche Zwangsarbeitsverhältnisse, wie im Mittelalter und Alterthum bestanden, wiederherstellen müsse. Dies ist nicht nur die Drohung einer ultrasüdlichen Blätter, sondern eine natürliche Consequenz aus der bestehenden Thatsache der Sklaverei.

Wir sind jetzt an dem Punkte angelangt, wo man sich für die eine oder die andere Richtung entscheiden muß. Natürlich, es handelt sich momentan noch nicht um die extremsten Consequenzen des einen oder des anderen Systemes; weder verlangt das Wahlprogramm der republikanischen Partei die Aufhebung der Sklaverei, noch steht in der demokratischen Plattform ein Beschluß, alle freien Arbeiter ihrer Rechte zu berauben; aber nach welcher Seite sich die Wahl neigt, dies gibt die Richtung an, in welcher sich die socialen und politischen Verhältnisse Amerika's entwickeln werden. Es handelt sich nicht nur um eine einzige Wahl, um den Zeitraum von vier Jahren, sondern um die ganze Richtung und Zukunft der amerikanischen Politik. Siegt das Proslavereiticket, so wird der Süden, im Laufe

von weiteren vier Jahren der demokratischen Administration, die während der Verwaltung von Pierce und durch die Nebraskabill gelegte Saat ernten, und die Zahl der Sklavenstaaten westlich und südlich so vermehren, daß das politische Gewicht des Nordens, das jetzt schon durch die Corruption in einigen nördlichen Staaten untergraben ist, sich nie wieder erheben kann. Siegt dagegen der Norden, so findet er in den weiten Territorien des Westens Raum und in den vier langen Jahren republikanischer Verwaltung Zeit genug, um den Kreis freier Staaten so zu vergrößern, daß das politische Uebergewicht des Nordens keinen neuen Katastrophen und Angriffen mehr ausgesetzt ist. Es läßt sich unter den obschwebenden Verhältnissen voraussehen, daß die Wahl im nächsten Herbst die ganze Bundespolitik für lange, lange Zeit bestimmen wird, und an den beiden Endpunkten der Bahnen, zwischen denen wir zu wählen haben, liegen andere Resultate, als wir jetzt denken und selbst wünschen.

So mäßig und vorsichtig die republikanische Partei nur das nächste Ziel in's Auge gefaßt hat und ihr Programm auf die nächsten praktischen Bedürfnisse des Momentes beschränkt hat, so nachhaltig, andauernd, erfolgreich und entschieden wird die Bewegung werden, sobald sie einmal ihre erste Sanktion durch den Volkswillen erhalten hat. Dies ist unsere sichere Ueberzeugung, und deshalb beschäftigen wir uns mit so großer Vorliebe mit der gegenwärtigen Wahl. Es ist in dem gegenwärtigen Jahrhundert keine Zeit mehr für halbe Maaßregeln, Kompromisse und gegenseitige Zugeständnisse. Ebenso wenig, wie Louis Napoleon mit der Revolution unterhandeln kann, ebenso wenig kann der Süden mit dem Norden unterhandeln. Wird die demokratische Partei in diesem Herbst geschlagen, so wird sie ebenso unrettbar verloren sein, wie Louis Napoleon bei einer siegreichen Revolution in Paris. Schritt für Schritt wird die Sklaverei ihr Terrain und ihre politische Macht verlieren; anfangs wird sie froh sein, nur das Erworbene zu behalten, später wird sie sich bequemen, durch kleinere Opfer größere Zugeständnisse aufzuschieben, aber auch die größeren Zugeständnisse müssen gebracht werden, bis endlich der entscheidende Tag kommt, wo zum Besten des Südens selbst der Bund die Gesetze über Sklaverei modifizirt und humanisirt. Dieser Weg ist vollständig im Einklang mit dem Gange der Weltgeschichte, welche schon manche Form menschlicher Tyrannei und Unterdrückung abgeschafft, welche die Leibeigenschaft aus allen Ländern Europa's, mit Ausnahme Rußlands, verbannt hat, welche die Sklaverei in den britischen Colonien abschaffte, und die auch Amerika von dem Fluche, der sie belastet, befreien wird. Haben wir nur Vertrauen zu diesem regelmäßigen consequenten Gange der Weltgeschichte, dann brauchen wir nicht die Schreckbilder von Auflösung der Union und Bürgerkrieg zu fürchten.

Wenn wir der gegenwärtigen Wahlbewegung diese weite Perspektive

können dies thun, ohne Illusionen und Täuschungen zu befürchten, — so wird unser Verhältniß zur Partei und unsere Theilnahme an der Bewegung frei von allen den unangenehmen Einmischungen sein, welche gewöhnlich mit den amerikanischen Wahlkämpfen verbunden sind. Wir stehen der momentanen Bewegung gegenüber in einer bleibenden, unverrückbaren Stellung; wir sehen über die Wahl hinaus in eine Zukunft, die unseren Wünschen und Ueberzeugungen mehr Rechnung tragen wird, als die gegenwärtige Krisis; unser politisches Handeln wird nicht ausschließlich durch die momentanen Wahlbedürfnisse bedingt, wenn wir uns auch diesen Bedürfnissen und Wahlzwecken vollständig anschließen können: mit einem Worte, wir sind selbstständig, unabhängig, frei, nicht an die Auctorität und des Dogma der Partei gebunden.

Nur von diesem Standpunkte aus können wir uns über manche Unvollkommenheiten, welche mit der gegenwärtigen republikanischen Partei noch verbunden sind, hinwegsetzen. Wenn wir selbst im Besitze der Idee und des Prinzipes sind, kann man uns durch eine mangelhafte Darstellung desselben nicht irre machen. Weit davon entfernt, die Verantwortlichkeit für alle Handlungen und Männer der Partei zu übernehmen, „durch Dick und Dünn mit derselben zu gehen“, sehen wir in den Mängeln, von denen die Partei behaftet ist, nur Gährungsmittel, um das Prinzip und die Idee zur Entwicklung zu bringen. So wird sich gerade z. B. an der Know Nothing Bewegung die republikanische Partei aus einer negativen Antislavereipartei zu einer positiven Partei des ganzen und vollen Menschenrechtes entwickeln. Gerade das Know-Nothing-Element innerhalb der republikanischen Partei wird diese Partei zu einer deutlichen und consequenten Entwicklung ihrer Bestrebungen drängen.

Dies scheint uns der Punkt zu sein, von dem aus wir die Stellung der Deutschen zur republikanischen Partei einer speziellen Besprechung unterwerfen müssen. Wir glauben, daß diese Stellung sich von der früher von den Deutschen eingenommenen Position, wie auch von dem Verhältniß, in welchem der amerikanische Theil der Bevölkerung zur republikanischen Partei steht, wesentlich unterscheidet. Wenn von irgend einem Theile der Bevölkerung dieses Landes zu erwarten ist, daß er Politik den Grundsätzen gemäß treibe, daß er mehr die allgemeinen Prinzipien und Ideen, als die vorübergehenden Maaßregeln im Auge habe, so ist dies von den Deutschen zu erwarten, die ja schon von Haus aus mehr mit den philosophischen Ideen in der Politik, wie mit der politischen Routine und Praxis vertraut sind. In Amerika ist Alles praktisch, d. h. den nächsten Bedürfnissen angemessen; da ist es nun sehr gut, wenn zu diesen ausschließlich praktischen Eigenschaften auch Ideen und Ueberzeugungen hinzutreten, und der Politik einen sichern Boden und eine freie Entwicklung geben. Wir sind überzeugt,

daß die Deutschen, wenn sie nur ihre moralische und numerische Kraft richtig anwenden wollen, einen großen Einfluß auf die Weiterentwicklung der republikanischen Partei haben können; es gilt nicht bloß die Wahl Fremont's durchzusetzen, — dazu wird der größte Theil der Deutschen gewiß gern behülflich sein, dies haben wir noch neuerdings in Iowa gesehen, — sondern der amerikanischen Politik eine weite, freie Bahn zu eröffnen, auf welcher Schritt für Schritt die Union ihrem natürlichen „manifest destiny“, dem Rechte und der Freiheit für Alle, entgegengeht.

Wenn die gegenwärtige Bewegung, bei welcher so viele wichtige sociale, nationalökonomische, politische und philosophische Fragen auf dem Spiele stehen, und deren Umfang alle früheren politischen Bewegungen übertrifft, für uns Deutsche kein anderes Resultat hervorbrächte, als daß wir diese unsere Stellung zur amerikanischen Politik erkennen, und daß alle freisinnigen deutschen Elemente sich auf dem Boden der Freiheit und der Menschenrechte versammeln: dann schon könnten wir mit den Errungenschaften dieser Bewegung zufrieden sein und alle unsere Bemühungen dafür wären reichlich belohnt. Es ist uns in der gegenwärtigen Wahlbewegung ein längst erwünschtes Mittel gegeben, aus politischer Unlieblichkeit und socialer Zersplitterung herauszukommen, und die Folgen früherer politischer Dienstbarkeit endlich einmal abzuschütteln. Wir sehen, wie überall tausende und tausende freisinniger Deutscher sich um das Fremontbanner schaaren; es ist ein herrlicher Anblick, diese allgemeine Theilnahme und Einmüthigkeit zu sehen: sollten wir diese günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne unseren gemeinsamen Bestrebungen einen gewissen Plan und eine gemeinsame Organisation zu Grunde zu legen? Wir glauben, daß die republikanische Partei so weit und frei ist, daß wir innerhalb derselben noch Platz genug zu einer besonderen Organisation haben, die über die nächste Wahl hinausreicht und unseren jetzigen Bestrebungen eine bleibende

gibt.

Wir haben in unserem vorigen Hefte diesen Plan kurz skizziert, aber während der letzten Wochen gesehen, daß derselbe mehr Beirathen und Gleichgültigkeit hervorgerufen hat, wie Theilnahme und Anregung. Nur zwei republikanische Vereine haben, soweit wir berichtet sind, den Plan, eine gemeinsame Organisation der deutsch-republikanischen Klubs und eine Convention derselben zu veranstalten, gebilligt, der deutsche Fremontclubb von Boston und Indianapolis. Der deutsch-republikanische Clubb von Buffalo hat ein Rundschreiben zu dem Zwecke erlassen, um zu erfahren, ob die anderen Vereine einem solchen Plane geneigt sind, oder nicht. Einweilen steht die Sache noch ohne Aussicht auf Verwirklichung da, und wir müssen sehen, wie wir vielleicht auf andere Weise der politischen Bewegung unter den Deutschen die nöthige Einmüthigkeit und das richtige Zusammenwirken geben können.

Merkwürdig, gerade die Zeitungen, welche bisher von Germanismen wimmelten, deutsche Plattformen, deutsche Staaten u. s. w. befürworteten, sind diesem Vorschlage entweder stillschweigend vorbeigegangen, oder haben ihn sogar als eine Deutschthümelei bezeichnet. Woher auf einmal diese Furcht vor Deutschthümelei? Sind wir denn jetzt schon wieder so weit zurückgekommen, daß wir uns im Schlepptau einer Partei befinden, welche keine selbstständigen Ueberzeugungen und Elemente in sich duldet?

Nun, wir wollen keinen Streit im eigenen Lager anfangen; wir sind uns der strikten Nothwendigkeit und Pflicht bewußt, Einigkeit unter den deutschen Anfängern Fremonts zu bewahren, Einigkeit, — wir möchten sagen, — um jeden Preis. Wir haben immer diese Einigkeit gewünscht; wir haben eingesehen, daß sie nur auf den Boden freisinniger Grundsätze erzielt werden kann; jetzt haben wir diesen Boden unter den Füßen; wer möchte jetzt schon wieder den Keim der Zwietracht in das kaum geeinigte Lager hineinwerfen?

Bei solchen Veranlassungen, wie die jetzige Wahlbewegung, hat man Gelegenheit, seine Menschenkenntniß zu bereichern. Jetzt kann man sehen, wer es treu mit der Sache meint, wenn es um die Sache selbst zu thun ist, oder wer seinen persönlichen Marotten, Abneigungen und Gehässigkeiten den Vorrang vor der guten Sache selbst gibt. Wer in diesem Momente nicht von der Pflicht erfüllt ist, alle Kräfte zu einigen, alle Mittel zu benutzen, und frühere Abneigungen der guten Sache zu erspern, der beweist seine vollständige Unfähigkeit, an politischen Bewegungen Theil zu nehmen.

Neben den Verpflichtungen und Bemühungen, welche die Wahl selbst uns auferlegt, haben wir noch dahin zu streben, die Emanzipation der Deutschen von jeder Parteiabhängigkeit, von allen Vorurtheilen, von allem persönlichen Autoritätswesen durchzusetzen. Wir brauchen in unserer Partei keine Autoritäten, ebenso wenig Inquisitoren; aber jeder freie Mann, der mit uns wirken will, sei uns willkommen, herzlich willkommen. Der Boden der Freiheit ist weit und groß genug, daß Tausende auf ihm stehen können; auf diesem Boden verschwinden persönliche Annahmen vor dem Ernste der Sache.

Wir können jetzt schon sehen, welche Resultate errungen werden, wenn wir einig und consequent zur Sache stehen. Schon kommt von Iowa die Kunde, daß dort die gute Sache gesiegt hat durch die Hülfe der Deutschen. Mit welchem Jubel hat man die Kunde überall begrüßt! Die letzte Spur des Nativismus in der republikanischen Partei verkrücht sich vor diesem Jubelrufe. Laßt die Freiheit über die Sklaverei siegen, welche Zukunft steht der eingewanderten Bevölkerung im Westen bevor? Zu den halb deutschen Staaten Illinois, Wisconsin, Iowa, Minnesota ge-

ſellen ſich neue freie Staaten und Territorien, die ſich mit Eingeborenen und Eingewanderten gleichzeitig anfüllen; auf dem freien Boden verdienen ſich die zu beiden Seiten des Ozeans geborenen Bürger durch gleiche Arbeit gleiche Rechte, gleichen Wohlſtand; Willonen der eingewanderten Bürger können dort an den Reichthümern des Bodens und an den Segnungen der Freiheit Theil nehmen; das Geſpenſt der Sklaverei wird verſchwinden vor der rieſigen Kraft eines freien Volkes und der freien Arbeit: — wenn man in eine ſolche Zukunft ſieht, die zu ſichern jezt in unſerer eigenen Hand liegt, ſoll man dann noch ſich vor den Know = Nothings fürchten?

M e h r L i c h t !

Gewaltig war in allen Zonen,
Zu aller Zeit der Dränger Schrei;
Doch mehr als Schwerter und Kanonen
Bermag die fromme Heuchelei.
Noch immer will das Spiel nicht enden, —
Die Menge, — ſie durchſchaut es nicht!
Doch muß das Blatt ſich endlich wenden:
Es werde Licht! Es werde Licht!

D komm' mit deinem heil'gen Scheine,
Komm', Geiſteslicht in deiner Pracht!
Berle h' uns Wahrheit, ächte, reine, —
Erlös' uns aus des Geiſtes Nacht!
Der finſt're Nebel ſei zerronnen, —
Der Menſchheit Donnerſtimme ſpricht:
Am Himmel ſind ſo viele Sonnen,
So werd' es auch auf Erden Licht!

Und Heil uns Lieb' und Friede kehre
In jedem Menſchenbuſen ein; —
Die Menſchheit, — daß ſie es ſchon wäre! —
Sei nur ein einziger Verein! —

Und Jeder fühle seine Würde,
Berleße die des Andern nicht;
Das Leben sei für Niemand Bürde, —
Und mehr, und immer noch mehr Lichte!

F a r W e s t.

Literarische Notizen.

Wir haben durch Vermittelung der Buchhandlung von Theobald und Theurkauff, Encinnati, die „Geschichte der Erde“ von E. N. Rossmäßler erhalten, und können dies ebenso wissenschaftlich wie populär gehaltene Buch Jedem empfehlen. Das Buch ist vom Verfasser dem „häuslichen Heerde seines Volkes“ gewidmet; den Grund dazu gibt der Verfasser mit folgenden Worten an: „Bin ich nicht recht eigentlich verpflichtet, auf dir mein Buch niederzulegen, welches die Geschichte des großen allgemeinen häuslichen Herdes mahlt? Siehe die Bilder der Familien-Ahnen an deinen Wänden, die veralteten Formen der sorgsam aufbewahrten Geschirre in Deinen eichenen Schreinen, — sind sie nicht die Denkmäler deiner Geschichte, wie es für die Erdgeschichte die erloschenen Formen der Versteinerungen in den fest verschlossenen Felsenbehältern sind?“

Rossmäßler betrachtet die Geologie als eine Vorgeschichte der eigentlichen Geschichtswissenschaft, und unterscheidet sehr zwischen Geologie und der Kosmogenie, als einer auf Sagen und Hypothesen beruhenden Wissenschaft. Als den Zweck seines Buches gibt er an, „den gegenwärtigen Zustand der Erdrinde, soweit sie menschlicher Forschung mittelbar oder unmittelbar zugänglich ist, durch jetzt noch wirksame Ursachen zu erklären.“

Das Buch ist sehr gut ausgestattet und für den mäßigen Preis von 3 Dollar gebunden und der obengenannten Buchhandlung zu erhalten. Das Titelblatt ist eine sehr gelungene Zeichnung der „Lebensformen der Steinkohle“ und wird allgemeinen Beifall finden. Wir kommen auf dies interessante Buch noch zurück.

Ferner haben wir durch Vermittelung derselben Buchhandlung einige Hefte einer interessanten periodischen Schrift, welche in Leipzig bei Komberg erscheint, erhalten. Der Titel derselben ist: „Die Wissenschaft im 19. Jahrhundert, eine Rundschau zur Belehrung für das gebildete Publikum. Der Inhalt der ersten Hefte, — zwölf Hefte bilden einen Band, dessen Preis 3 Dollar ist, — zeigt, welche Aufgabe das Unternehmen sich gestellt hat. Folgende Aufsätze sind in demselben enthalten:

Allgemeine Grundlagen für Armeen und Kriegführung, vom Hauptmann von Abendroth. Die Form in der Musik, vom Dr. A. B. Marx. Zur Farbensynthese, vom Hofrath Dr. Gräfe. Das Geschlechtsleben der Pflanzen, von Prof. Dr. W. Willkomm. Die neuere Heilkunde, ihr Entwicklungsgang u. d. ihre Eigenthümlichkeit, von Dr. C. Reclam. Der Mond, sein Einfluß auf die Erde und die Frage, ob er bewohnt sei oder nicht, von Dr. G. A. Jahn. Ueber Geisterglauben im klassischen Alterthum, und Geschichte der Caricatur, vom Hofrath Dr. Gräfe. Ueber Strahlung und Leitung der Wärme, von Prof. Dr. E. Löcher. Geschichte des europäischen Ordenswesens, vom Appellationsrath G. Aldermann.

Wir haben einzelne dieser Abhandlungen, namentlich den Aufsatz „die Form in der Musik“ von Prof. Marx, die neuere Heilkunde von Reclam gelesen, und können diese Collection wissenschaftlicher Aufsätze allen denen empfehlen, die an den Fortschritten der Wissenschaften dieses Jahrhunderts Theil nehmen wollen; ohne die Mittel zu haben, sich eine Bibliothek anzuschaffen. In der Atlantis werden wir von Zeit zu Zeit Proben und Auszüge aus dieser Zeitschrift mittheilen.

Eine ziemlich Anzahl von Lieferungen des Brockhause'schen Conversationslexikons ist uns gekommen, und wir benützen diese Veranlassung, unsere neuliche Empfehlung dieses Werkes wieder in Erinnerung zu bringen.

Die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Heinrich Kurz, [Druck und Verlag von H. Teubner in Leipzig] ist uns in den beiden ersten Lieferungen gekommen. Das Werk erscheint in 50 halbmonatlichen Lieferungen zu einem Preise von zwanzig Cents.

Schlösser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, ein Lieblingswerk der deutschen Nation, ist in seiner populären, unter Redaction Rieg's verfaßten Ausgabe jetzt bis zum sechsgehnten Bande gediehen. Wir haben wohl nicht nothwendig, noch ein Wort des Lobes über

dieses ausgezeichnete Geschichtswerk zu sagen, und bemerken nur, daß die ersten 16 Bände in sehr schönem deutschen Einbände zu dem Preise von Dollars 17,60 durch die Buchhandlung von Theobald u. Theurkauff bezogen werden können, und daß der 17. und 18. Band und damit der Schluß des Ganzen in Kurzem eintreffen wird.

Wir erhielten von der Buchhandlung Applegall und Co. in Cincinnati ein Exemplar der „Elements of the German language“ von Professor Eeden, nach dessen flüchtiger Durchsicht wir den beifälligen Urtheilen der Presse nur beistimmen können. Das Buch ist hübsch ausgestattet und kostet eingebunden nur einen Dollar.

Der Redakteur der Atlantis macht in den nächsten Tagen eine Reise nach New York, hauptsächlich zu dem Zwecke, sich die nöthigen literarischen und buchhändlerischen Verbindungen zu sichern, um wenigstens die bedeutenderen Erscheinungen der heimischen Literatur seinen Lesern in Kritiken und Auszügen vorzuführen zu können. Auch werden wir den Kreis unserer Mitarbeiter zu vergrößern suchen, und überhaupt mit erneuten Kräften bemüht sein, den Anforderungen des Publikums zu entsprechen.

An die Abonnenten und Agenten der Atlantis:

Wir sind noch einmal genöthigt, die Aufmerksamkeit unserer Herren Agenten und Abonnenten auf den Umstand zu lenken, daß wir durchaus nicht Willens und im Stande sind, die Atlantis unter den materiellen Umständen fortzuführen, die uns bisher einen uns in jeder anderen Beziehung liebgewordenen Beruf verleidet haben. Die Atlantis hat Abonnenten genug, um eine gute Existenz zu haben, aber wenn man sich durchaus nicht auf irgend eine Punctlichkeit und Regelmäßigkeit der Bezahlung verlassen kann, wenn man nothwendig hat, drei, vier Mal zu schreiben, ehe eine einzige Antwort erfolgt, wenn man sich einer stillschweigenden Uebereinkunft, nicht zahlen zu wollen, gegenübersieht; dann ist es am Ende wohl Zeit, die Geduld zu verlieren und eine Aenderung eintreten zu lassen. Wir haben vor 1 — 2 Monaten an die meisten unserer Agenten Briefe geschickt und die Rechnungen ausgemacht: wir haben bis jetzt nur von einem Einzigen Antwort erhalten. Es gibt nichts Bederwärtigeres, als immer und immer die alte Klage wiederholen zu müssen, schon dies allein verleidet uns die ganze Sache. Wir stellen hiemit die höfliche, aber bestimmte Auf-

forderung an unsere Abonnenten, ihren Verpflichtungen für das etwa rückständige und laufende Abonnement nachzukommen; der Selbsterhaltungstrieb zwingt uns dazu, die bisherige schleppende Geschäftsführung nicht mehr beizubehalten. Wir haben in den letzten Monaten nicht den funften Theil der Gelder eingenommen, die uns zukamen, und wollen uns nicht länger von der Gleichgültigkeit oder noch schlimmeren Eigenschaften eines Theiles des Publikums mißbrauchen lassen. Die guten Abonnenten und Freunde der Atlantis sollen hoffentlich nicht mehr durch Klagen über einen andern Theil von Abonnenten belästigt werden, die nicht verdienen, auf der Abonnentenliste eines freisinnigen Blattes zu stehen.

Wir wünschen sehr, daß dies die letzte Notiz in einer so unangenehmen Angelegenheit sei. Wir wissen aus Erfahrung, daß es schwerer ist, eine Monatschrift durch zu bringen, als eine Wochenschrift; — wir verlangen auch weiter nichts, als die Möglichkeit, die Zeitung fort erscheinen lassen zu können; — aber wir wollen mit Leuten nichts mehr zu thun haben, deren bewußter oder unbewußter Zweck der Ruin unsers Blattes ist.

Wir machen darauf aufmerksam, daß folgende Herren die Gefälligkeiten, die Besorgung der „Atlantis“ und das Eincollektiren zu übernehmen:

- Cleveland. Herr Schröder in der Office von Beaver u. Müller.
 Sandusky. „ Kumele vom Intelligenzblatt.
 Toledo. „ Emil Marr.
 Cincinnati. Die Buchhandlung von Theobald u. Theurkauff.
 Detroit. Herr Busch und Buchhändler Böhnlein.
 Chicago und der Westen. Hr. Ringenau, reisender Agent.
 Indianapolis. Herr Henniger, freie Presse.
 Evansville. Herr M. Morris.
 St. Louis. „ Fl. Schuster.
 Boston. „ F. B. Leuthon.
 New-York. Die Buchhandlung von Kleefisch.

Druckfehler: Seite 112 auf der letzten Zeile lies statt: seines Königs,
 eines Kriegeß.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 3. Heft 3.

September, 1856.

Alte Folge,
Bd. 7., Nr. 154-157.

Maass und Form der Civilisation des jetzigen Jahrhunderts.

Jederman fühlt es, daß er von den allgemeinen Strömungen und Tendenzen seines Jahrhunderts abhängig ist, daß sein Charakter und sein ganzes geistiges Wesen von dem Charakter der Zeit bedingt wird, und daher ist es ein wesentlicher Beitrag zur Selbsterkenntniß, die Eigenthümlichkeiten und die kulturhistorische Richtung der Zeit, in welcher wir leben, zu erkennen. Dies ist freilich eine schwere Aufgabe; die äußern, historischen Ereignisse, welche die Zeit hervorbringt, genügen schwerlich, um den Charakter derselben zu bestimmen; wir müssen nicht nur die historischen Umrisse und die positiven Resultate, in denen sich das Streben dieses Jahrhunderts ausdrückt, der Beurtheilung unterwerfen, sondern auch das innerste Denken und die geheimsten Motive des mit uns lebenden Geschlechtes. Es gibt im Völkerleben gewisse gemeinsame Grundzüge, übereinstimmende Neigungen und Ansichten, deren Dasein man bei den verschiedensten Veranlassungen merkt, die, unter den verschiedensten Formen auftretend, doch immer an eine Gemeinsamkeit des Ursprungs erinnern, die, wie ein Schatten, jeden Menschen und jedes Ereigniß begleiten und der ganzen Zeit ihre eigenthümliche Färbung geben. So erscheint uns das griechische Alterthum in einem andern Kolorit, als das römische; so unterscheiden wir die verschiedenen Phasen des Mittelalters, so treten in der neuern Zeit Farben und Formen des Völkerlebens hervor, die sich wesentlich von früheren unterscheiden.

Was unsere Zeit besonders kennzeichnet, das ist die Ungebundenheit und Maasslosigkeit aller Bestrebungen. Nachdem die alten Formen der menschlichen Gesellschaft, die jedem Menschen seine beschränkte Thätigkeit und Wirksamkeit anwiesen, gelockert oder auch ganz aufgelöst sind, so fahren jetzt alle Kräfte und Thätigkeiten in maasslosem Eifer durch einander; keine Kraft kennt ihre Grenze oder beschränkt sich auf ein bestimmtes Ziel; eine permanente Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit treibt die Menschen voran, immer voran, aber niemals zum eigentlichen Ziele der Genügsam-

keit und Befriedigung. Die Bestrebungen der Menschen sind formlos geworden, und beschäftigen sich nur mit den Mitteln, nicht mit den Zwecken; die Thätigkeiten erschöpfen sich in äußeren Resultaten und kommen zu keiner inneren Befriedigung; man kann für unser Geschlecht kein besseres Beispiel finden, als das des Tanta'us und Sisyphos, die mit ihren vergeblichen Arbeiten zu keinem Resultate kommen.

Die Thätigkeit unseres Jahrhunderts ist mehr auf quantitative, wie qualitative Erfolge gerichtet, ist mehr extensiv wie intensiv; man häuft Zahlen auf Zahlen; im Reiche der Zahlen gibt es bekanntlich keine Grenze, und so kommt man zu keinem Ziel; aber das Wesen der Sache läßt man aus dem Auge; man arbeitet in die Breite und Weite, nicht in die Tiefe. So geht es dem Menschengeschlecht, wie dem Millionär, der seinen Millionen noch immer neue Ziffern anzusetzen sucht, und dem jede neue Ziffer, die er seinem Reichthum hinzufügt, nur ein Stachel vermehrter Ungeduld und Erwerbslust ist. Wir verhehlen nicht, daß dieser Sammelfleiß, diese Erwerbslust unserer Zeit einem künftigen Geschlechte ein reiches Erbtheil hinterlassen wird, aber wer es benützen will, muß anders streben und genießen, wie wir.

„Nur in der Beschränkung ist der Mensch groß“ sagt Göthe. Aber wer kennt heutzutage seine Schranke? Maaslose, schrankenlose Bestrebungen wetteifern mit einander im privaten, wie im öffentlichen Leben, in den revolutionären, wie den reaktionären Parteien, im Handel, wie in der Politik, und eben deshalb kommt man zu keinem Resultate. Während die revolutionären Parteien gleich die ganze Welt fertig machen und durchaus ihren Bestrebungen durch die Einsicht der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit keine bestimmte Schranke setzen lassen wollen: kennt die siegreiche Reaction gar kein Maas und kein Gesetz, und übersteigt morgen die gestern gezogene gesetzliche Schranke. Louis Napoleon kennt keine Schranke seiner Macht; er steht noch nicht auf dem Höhenpunkte seines Glückes; er hat den Gipfel seiner Herrlichkeit noch in schwindelnder Höhe vor sich liegen, und niemals wird der Tag kommen, wo er den Zeiger seines Glückes stille stehen heißt, und dem Schicksal zuruft: „Jetzt ist's genug.“ So schürt und wühlt Rußland unablässig an der Ausbreitung seiner Macht; im baltischen und im schwarzen Meere, wie am Pacifik sucht es sich feste Positionen zu verschaffen; ein Triumph der Diplomatie nach dem andern genügt nicht; Rußland verfolgt eine ziel- und grenzenlose Politik. Ebenso maaslos, wie die großen Mächte, sind die kleinen Tyrannen; unsere uckermärkischen und württembergischen Junker wissen gar nicht mehr, was sie wollen; jedes neue Zustandniß, das ihnen auf Kosten des Volkes gemacht wird, reizt ihren freihheitsmörderischen Appetit, der wohl nicht anders, wie durch die Guillotine befriedigt werden wird. Ja, selbst Amerika und die Union, welcher ein Washington und Jefferson eine so weise, vorsichtige und maas haltende Ber-

fassung gegeben haben, wodurch jede einzelne Gewalt in bestimmte Grenzen eingeschlossen und auf ein bestimmtes Maaß reduzirt ist, — selbst die Union ist in die Bahn maasloser Bestrebungen und Eroberungen eingetreten; sie, oder doch wenigstens eine mächtige Partei in derselben, will Central-Amerika, Cuba, die Versklavung der Territorien und ähnliche schrankenlose Wünsche, und bebt vor keinem Mittel zurück, die Maaßlosigkeit ihrer Bestrebungen durchzusetzen. Wie in der großen Politik, so im geschäftlichen und socialen Leben. Alles überbietet sich in maaslosen Speculationen; während man früher mit Tausenden zufrieden war, genügen jetzt nicht mehr Millionen; während man früher ein einfaches Börsenspiel spielte, und auf das Steigen und Sinken der Rente spekulirte, hat man jetzt im credit mobiler ein Mittel, alle industriellen und finanziellen Operationen auf Einen Punkt zu concentriren, und der kleinsten Schwankung nach oben oder unten die größten Reichthümer anzuvertrauen. Alle ruhigen, bescheidenen, mäßigen Verhältnisse scheinen aus der Welt zu verschwinden; hier übermäßiger Reichthum, dort übermäßige Armuth; hier übermäßiger Despotismus, dort übermäßige Unterdrückung: Alles centralisirt sich und rennt den großen Brennpunkten des Despotismus zu, während die menschliche Gesellschaft in tausend Atome zerbröckelt.

Sa, selbst die Wissenschaft wird in den Kreis dieser maaslosen Bestrebungen hineingezogen. Kaum, daß die Naturwissenschaften und an ihrer Spitze die Physiologie die Anfänge und Vorbedingungen zur Erkenntniß der menschlichen Organisation herausgearbeitet hatten, da glaubte man, den Schlüssel zu allen geistigen Funktionen des Menschen gefunden zu haben; die Naturwissenschaften überschritten die ihnen gesetzte Schranke und verließen ihr eigenthümliches Object, um sich in maaslosen Untersuchungen über einen Gegenstand zu ergehen, welcher der sinnlichen Wahrnehmung bis jetzt noch getroßt hat.

So sieht man, wie alle Verhältnisse aus ihrer eigenen Sphäre herauszutreten und ihre eigene Schranke zu überschreiten suchen; wie alle gebundenen und abgeschlossenen Formen der Gesellschaft gelöst sind, wie jeder Kraft das bestimmte Maaß, jeder Thätigkeit die bestimmte Schranke fehlt. Es ist nichts Bestimmtes, Fertiges, Abgeschlossenes im gegenwärtigen Leben; Form und Maaß fehlt selbst den meisten Gebieten der Kunst, um wie viel mehr allen andern Gebieten des Lebens; wir nähern uns mehr und mehr chaotischen Zuständen des Lebens, in denen die verschiedenen Bestrebungen in anarchischer Auflösung ohne bestimmte Gliederung, ohne bestimmte Organisation, ohne feste Ziele und Zwecke durcheinander treiben.

Die Grundsätze, nach denen ein harmonisches, vernünftig organisirtes Gemeinwesen gebilligt werden muß, sind am Ende dieselben Grundsätze,

nach denen die Natur ihre Thätigkeiten regelt, nach denen die Kunst ihre Werke produzirt. Jedes Organ hat hier seine bestimmte Funktion, jede Thätigkeit ihren bestimmten Kreis, jede Macht ihre Schranke und Grenze. Es ist die Kategorie des *Maasses*, welche der ganzen sittlichen Welt zu Grunde liegt. Seine Sphäre ausfüllen, aber sich in seiner Sphäre begrenzen, dies ist das Geheimniß jeder praktischen Brauchbarkeit und Tüchtigkeit des Menschen. Wer sich nicht die Grenzen seiner Wirksamkeit zu setzen weiß, wer es verschmäht, seiner Thätigkeit ein bestimmtes Feld vorzuschreiben, wer nicht mit einer bestimmten Sphäre der Wirksamkeit, einem bestimmten Berufe zufrieden ist, der hat gar keinen Beruf und keine Wirksamkeit; „Eines schickt sich nicht für Alle und Alles schickt sich nicht für Einen“, sagt Göthe, und damit ist nicht nur eine Hauptregel für die Kunst, sondern auch für das sociale Zusammenleben ausgesprochen.

Bei den alten Griechen, denen man es nicht abstreiten kann, daß sie der idealen Schönheit und Selbstzufriedenheit des Lebens am nächsten gekommen sind, daß sie objektive, plastische Naturen waren, deren oberster Lebenszweck Ausbildung und Darstellung ihrer eigenen Persönlichkeit war, welche ihr häusliches und politisches Leben gleich dem Marmor ausmeißelten und formten: bei ihnen war das *Maass* die oberste Kategorie und die *Nemesis*, die Göttin des *Maasses*, welche jede Ueberschreitung desselben rächte, die höchste Gottheit. Die großen Dichter dieses Volkes wählten zum Gegenstand ihrer Tragödien den Kampf des Menschen gegen die ihm gesetzte Schranke, gegen das *Maass*; jegliche Ueberhebung der Menschen über sich selbst, jeglicher titanenhafte Uebermuth wird hier vor die Schranken der unerbittlichen *Nemesis* gezogen; in den Chören der Tragiker spricht sich die einfache Moral des griechischen Volkes aus, sich nicht zu überheben über die Grenzen, welche menschlicher Macht gesteckt sind. *Maass* und *Ebenmaass*, *Form* und *Harmonie*: dies waren die Grundlagen des griechischen Lebens, und auf dieser Grundlage wurde ein Gemeinwesen errichtet, dem wir noch von der Höhe unseres aufgeklärten Jahrhunderts mit Neid und Wehmuth nachblicken.

Im Gegensatz zu der künstlerischen, ebenmäßigen Natur der Griechen zeigte sich schon von den ältesten Tagen an in den germanischen Völkern, in ihren Sagen, Religionen und Poesien viel Hang zum *Maasslosen* und *Ueberschwenglichen*; die altgermanischen Götter waren ungestaltete Riesen; die deutschen Urwälder wimmelten von Riesen und Kobolden; Rubezahl und seine Gefellen foppten die Leute; das wilde Heer flog durch die Luft, auf dem *Blodsberg* tanzten die *Heren*: kurzum alle Ausgeburten einer verworrenen, *maass-* und *formlosen* Phantasie tauchten in dem germanischen Gehirn auf. Um den Unterschied zwischen griechischer Bildung und germanischer Phantasie zu begreifen, vergleiche man nur die griechische Mytho-

logie, den Hesiodus, Homer und die Tragiker, mit der wüsten und nebligen Romantik des Mittelalters, die wohl am besten in den sogenannten offianischen Gefängen Macpherson's persiflirt ist. Die Phantase eines Volkes und Zeitalters aber ist immer nur ein leicht erregbarer Abdruck seiner Zustände und seines Charakters. So auch waren die Zustände des Mittelalters, die socialen sowohl, wie die politischen, ein maaß- und fermloses Chaos; man wußte im Mittelalter nicht, ob Fürst, ob Pabst, ob Kaiser regiert; man hatte römisches, kanonisches und gemeines deutsches, - ja, man hatte auch Faustrecht; es ging in der Politik gerade, wie in der Wallpurgisnacht auf dem Blocksberg, wo die Heren mit einander tanzten Behmgerichte stritten mit den Landesgefeßen, die Fürsten mit dem Kaiser, der Adel mit den Fürsten, die Pfaffen mit den weltlichen Behörden; es war ein Krieg Aller gegen Alle, der sehr an die moderne Civilisation erinnert, und in welchem vielleicht nur ein einziger Grundsatz unwiderrufbar fest stand, nämlich daß nur derjenige Recht hatte, welcher im Besitze der Macht war. In diesem Chaos nun bildete sich, gleich den einzelnen Verzierungen an den gothischen Domen, ein System von Städteverfassungen aus, durch welche, im strikten Gegensatz zu allen andern politischen und socialen Zuständen, eine feste Form und eine eng umschlossene Sphäre den einzelnen Bestandtheilen der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen wurde, eine bis in das kleinste Detail ausgearbeitete Ordnung für die einzelnen Zünfte, Innungen, Corporationen, Geschlechter, Rangklassen u. s. w. Die Bürger hinter ihren festen Mauern und Bollwerken lebten, wie die Bienen, zusammen, und jeder deutsche Philister hatte sein kleines Stüdchen Recht und Freiheit, das er, je kleiner es war, um so aufmerksamer bewahrte. Man kann sagen, im Mittelalter gab es kein Recht, nicht einmal in dem Sinne, wie die Römer ein Recht hatten, deren Jurisprudenz die persönliche Freiheit als das *Eigenthum* eines Menschen über sich selbst definierte, — sondern eine Summe von Vorrechten, Privilegien, Exceptionen, welche nicht auf dem Naturrecht, noch auf einer allgemeinen Gesetzgebung, noch auf einer Staatsverfassung beruhten, sondern auf speziellen Urkunden, Verträgen, Zugeständnissen, Freibriefen u. s. w., für die in jedem besondern Falle ein besonderer Beweis beigebracht werden mußte. Das mittelalterliche Leben war kein allgemeines Volksleben in großen Zügen und Umrissen, sondern ein Gemenge von kleinen, abgezirkelten Kreisen, in denen ein patriarchalisches Leben sich ängstlich versteckte, und die den spießbürgerlichen Geist, der obnehin und noch heute dem deutschen Volke eigenthümlich ist, zur vollständigen Entfaltung brachte. Diese engen, künstlich abgegrenzten Formen des mittelalterlichen Lebens konnten natürlich sich gegen die Einflüsse der modernen Cultur nicht halten; zuerst kam die Reformation, dann die erste französische Revolution, und zerstörte die feudalistischen Zwingsburgen und die patriarchalische Gemüthlichkeit des Mittelalters. Zu

den gewaltsamen Umwälzungen in der Politik kamen die mächtigeren Veränderungen der Industrie durch Dampf, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w., kam der große Völkerverkehr, der nicht nur die schroffen Klassenunterschiede und Zünfte des Mittelalters, sondern auch die Grenzen zwischen den Völkern als trennende Schranken aufhob. Es bahnte sich allmählig die Idee der Menschheit, des Völkerbundes an, einer gemeinsamen Organisation des ganzen Menschengeschlechts als der obersten Vereinigung aller einzelnen Völker und Staaten. Man proclamirte in den beiden denkwürdigen Revolutionen in Amerika und Frankreich die absoluten und unveräußerlichen Menschenrechte als die allgemeine rechtliche Grundlage der modernen Staatsverfassungen. Damit war freilich der Horizont der Politik und die Form der menschlichen Gesellschaft unendlich erweitert, und ganz neue Bedingungen und Gesetze mußten gesucht werden, um der Menschheit eine neue Ordnung und Organisation zu geben. Dies ist natürlich keine leichte Aufgabe; die Menschheit ist noch immer in der Lösung derselben begriffen, und jede revolutionäre Zuckung in Europa, jeder hitzige Wahlkampf in Amerika erinnert uns daran, daß man wieder ein vergebliches politisches Experiment gemacht hat.

In der Verlegenheit, die passende Form und das rechte Maaß für die gegenwärtige Civilisation zu finden, kommen Manche mit den sonderbarsten Auskunftsmitgliedern hervor. Die mittelalterlichen Klassen der Gesellschaft sehnen sich natürlich wieder in die gute alte Zeit zurück, wo ihre Privilegien und Vorrechte gegen die moderne Konkurrenz geschützt war. Diesen Wünschen hat vor Kurzem Niehl in seiner Schrift über das deutsche Haus einen beredten Ausdruck geliehen; die Schilderungen über die Form- und Maaßlosigkeit des gegenwärtigen Lebens, welche in dieser Schrift enthalten sind, verdienen allen Beifall; sie sind naturgetreu; Niehl schildert als ein gewandter und erfahrener socialer Patholog die Krankheiten der Zeit, aber seine Heilmittel führen uns gerade auf die Quellen des Uebels zurück, dessen Resultate wir zu bekämpfen haben. Für die moderne Gesellschaft bedarf es einer freieren, weiteren Sphäre des socialen und politischen Lebens, als das enge, dunkle Mittelalter besaß, und das gemüthliche Patriarchenthum, dem die Leibeigenschaft und Inquisition als natürliche Bundesgenossen zur Seite standen, paßt für das Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen nicht mehr.

Wie nun diese äußere gesellschaftliche und politische Form im Einverständnisse mit der heutigen Civilisation und mit den Bedürfnissen des jetzt lebenden Menschengeschlechtes zu beschaffen sei, dieß hat schon zu verschiedenen Versuchen und Systemen Anlaß gegeben, welche, von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehend, bloß vielleicht darin übereinkommen, daß sie praktisch und im großen Volksleben nicht durchzuführen sind. Wir

rechnen dahin die verschiedenen kommunistischen und socialen Systeme, in denen sich die Reformationspläne unserer modernen Philanthropen geltend machten. Alle diese Systeme litten aus begreiflichen Ursachen an dem gemeinsamen Grundübel unserer Zeit, der Form- und Maaßlosigkeit. Man wollte gleich die letzte Stufe menschlicher Glückseligkeit und Organisation erringen, und vergaß, daß die Entwicklung der Menschheit in verschiedenen Stufen vor sich geht, die Schritt für Schritt sich einander folgen. Allerdings, alle äußeren, materiellen Bedingungen des Menschengeschlechtes haben vorzüglich in Folge der Entwicklung der modernen Industrie sich so sehr verändert und erweitert, daß der Fortschritt zwischen dem modernen socialen Systeme und dem Systeme des Mittelalters sehr groß sein muß, aber wenn man eine bestimmte Form haben will, muß man sich an das Gegebene, an die bestimmten positiven Verhältnisse anschließen. Das Maaß ist hier wie überall die Hauptkategorie.

Das M a a ß zwischen den Rechten der Gemeinschaft und den Rechten des Individuums herzustellen, und für die Organisation der Gesellschaft eine mit der individuellen Organisation übereinstimmende Form zu finden: dies ist die ethische Aufgabe unseres Jahrhunderts, wozu die bisherigen industriellen und naturwissenschaftlichen Forschungen nur die Vorarbeiten geliefert haben. Der Anfang, um eine solche Form zu finden, scheint uns, die einzelnen, unmittelbaren und unantastbaren Rechte der einzelnen Menschen zu messen und zu bestimmen, und sie der ganzen Organisation des Menschengeschlechtes zu Grunde zu legen. Dadurch wird die allgemeine Wahlrechte, — welches die einzige Triebfeder des modernen Staatslebens ist, — sein bestimmtes Maaß vorgeschrieben, das allgemeine Wahlrecht hat an den allgemeinen Menschenrechten seine Schranke, sein Maaß, sein „höheres Recht.“ Dies übersehen man namentlich in Amerika so häufig, wo man das allgemeine Wahlrecht, — wie z. B. beim Temperenzgesetz und in der Doktrin der Squattersouveränität mißbraucht. Dann muß ein Maaß für Besitz, Eigenthum, Genuß, als den wesentlichsten Garantien menschlicher Freiheit gesucht werden, und dieses Maaß liegt nirgend anders, als in der Arbeit. Die Arbeit ist das natürliche Maaß und die rechtmäßige Norm für das Eigenthum. Unsere ickigen socialen Verhältnisse, die Ueberbleibsel des Feudalismus, in Gestalt der großen Landaristokratie, die Staatsrente, das Börsenspiel u. s. w. haben das naturgemäße Verhältniß zwischen Arbeit und Eigenthum aufgehoben; dasselbe muß wieder hergestellt werden. In Amerika hat man diese Nothwendigkeit in der sogenannten Landreform niedergelegt, deren wichtigste Bestimmung eben die sogenannte Landbeschränkung ist, wodurch das Eigenthum an Grund und Boden auf ein gewisses Maaß beschränkt wird. Das Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern, das jetzt ein ganz maaßloses ist, indem alles Recht auf der einen, nicht auf der andern Seite liegt, muß nach

denselben Grundsätzen der Gerechtigkeit geregelt werden. So könnten wir alle Verhältnisse des Lebens durchgehen; überall ist jetzt das Maas entweder überschritten oder nicht erreicht. Wenn aber in allem socialen Verhältniß das richtige Maas herrscht, dann ist die passende Form und der gesunde Organismus von selbst da, und die Lehre von der Harmonie der Kräfte gilt auch in der sittlichen, wie in der natürlichen Welt.

Auf diese Weise bestimmen wir das Maas und die Form der Gesellschaft nicht nach einer allgemeinen Schablone, sondern nach den jedesmal sich vorfindenden Verhältnissen. Das Maas ist die Vereinigung von quantitativen und qualitativen Eigenschaften, und trägt sowohl den äußeren Bedürfnissen, wie den inneren Eigenschaften des Menschen Rechnung. Es ist Jedermanns Sache, das Maas seiner Individualität selbst zu bestimmen, und sich die Sphäre zu umgränzen, welche er mit seiner Persönlichkeit und Arbeit auszufüllen sich getraut. Spannt er diese Sphäre weit aus, so muß er auch doppelte Kraft anwenden, sie auszufüllen; ist er dagegen sich bescheidener Kraft bewußt, wird er sich auch einen bescheidenen Kreis seiner Thätigkeit aussuchen. So mit den einzelnen Menschen, so mit den Nationen. Auch die Nationen stehen sich, wie Individuen gegenüber, und mögen nach ihren eigenen Kräften, Fähigkeiten und Thätigkeiten ihren Einfluß in der Weltgeschichte bestimmen. Alle diese Verhältnisse reguliren sich von selbst, wenn man sie nur ihrer eigenen freien Entwicklung überläßt, und jeder Mensch weiß seinen Platz und seine Sphäre zu finden, wenn man ihn nur nicht mit Gewalt an den unrichten Platz stellen will. Jeder Mensch ist sein eigenes Maas und sein eigenes Gesetz, und darauf beruht am Ende alle menschliche Freiheit.



Der Bauernstand und die Leibeigenschaft in Rußland.

(Aus der Beilage der Augsburg. Allg. Zeitung.)

[Schluß].

Die Selbstregierung, die den Kronbauern zusteht, und bei deren Erörterung wir besonders Golowins freilich etwas unklarer Darstellung folgen, äußert sich namentlich in der Wahl ihrer Beamten. *) Sie entsenden

*) Doch bemerken wir bei dieser Gelegenheit ein für allemal, daß unseren Beiträgen eine ausgeübte Literatur aller Parteisancpunkte zu Grund liegt, wie der Kenner leicht wahrnehmen wird.

in jedem Kreis zur Zeit der Adelswahlen zwei Beisitzer für das Gewissensgericht; der eine derselben ist zugleich Mitglied des Collegiums der öffentlichen Wohlthätigkeit. Sie wählen ferner einen Zemski oder Oberaufseher der Localpolizei. Diese Wahlen finden gleichmäßig alle drei Jahre in jedem District oder Kreis statt, und zwar durch Wahlmänner oder Delegirte im Verhältniß von 1 für 500 Haus- oder Landbesitzer. Der Wähler muß mindestens dreißig Jahre alt, Familienvater und vorwurfsfreien Wandels sein, ebenso der Wählbare. Die Wahlen müssen übrigens von dem Chef der Provinz bestätigt werden. Anders verhält es sich mit den Ernennungen der Sotskis und Dessjatskis oder der Aufseher über je 100 und über je 10 Häuser. Diese werden unmittelbar durch allgemeines Stimmrecht gewählt; und zwar die Sotskis auf drei Jahre, die Dessjatskis alle Monate. Diese Beamten finden sich überall, wo es Bauernschaften gibt, nur daß die Privateigenthümer sie nach eigenem Belieben für ihre Leibeigenen ernennen.

Die eigentlichen Dorfwahlen sind theils locale oder besondere für jedes Dorf als Gesamtheit, theils allgemeine für das Arrondissement. Zu ihrem Behuf wählt die Dorfgemeinde Wahlmänner im Verhältniß von 2 für je 10 Häuser. Die Wahlmänner bilden die Gesamtwählerschaft der Commune, und haben zu ernennen: die Dorfsältesten, die Maires oder Dorfvorsteher, die Steuereinnehmer, die Inspectoren des Getreidemagazins, die Waldhüter, die Gewissensrichter, die Starosten der Feuerwehr u. s. w., endlich drei Candidaten für die Arrondissementsämter. Alle diese Wahlen geschehen durch Scrutinium unter den aus den Wahlmännern im Verhältniß von 2 zu 10 entnommenen Candidaten. Das vereinigte Wahlcollegium des Arrondissements wählt den Maire oder Bezirksvorsteher, die Adjuncten und Richter, aus denen dann die Domänenkammer einen für jedes besondere Amt ernennt. Die verschiedenen Gewählten müssen wenigstens 25 Jahre alt sein; die verabschiedeten Soldaten sind eo ipso für fähig erklärt, diese Stellen einzunehmen.

In Sibirien finden die Wahlen der Kronbauern alle Jahre statt, und zwar durch Delegirte im Verhältniß von 1 zu 100. Die Wahlämter sind aber hier beschränkt — in den Bolosten oder Arrondissements auf diejenigen des Maire, des Starosten und des Schreibers; in den Dörfern auf diejenigen der Ältesten und der Dessjatskis. In Sibirien senden ferner, sowie auch im Kaukasus, die Bauern keine Delegirten zu den Tribunalen; vielmehr werden diese Stellen durch die Regierung besetzt. In den Westprovinzen geschehen die Wahlen durch alle Bewohner der Dörfer oder der Arrondissements gemeinsam. So ergiebt sich auch in den Rechten der Kronbauern eine große Verschiedenheit, bedingt durch locale Färbungen.

Es läßt sich übrigens nicht verkennen, daß auf den Kron Gütern die nationale Communalverfassung keineswegs so unangetastet blieb als Alexan-

der I. es sich in Aussicht gestellt hatte. Sie wurde zunächst und namentlich beeinträchtigt durch das System der Militärcolonien, das seit 1820 auf den Rath Araktscheiefs adoptirt und durch Nikolaus I. entwickelt ward; denn einmal ging in diesen ackerbauenden Soldatencolonien die Bauernverfassung ganz in die militärische auf, und dann war auch die Classe der Colonisten gar nicht an die Scholle gebunden. Ferner aber wurde die alte Communalverfassung erschüttert durch den Ukas, der den Kronbauern eben das Recht ertheilte, den angewiesenen Boden zu vererben. Denn damit begannen die Ungleichheiten im Einzelbesitz, die Gegensätze von armen und reichen Bauern in der Gemeinde sich zu entwickeln. Diese Aenderung des demokratisch communistischen Gemeindelebens auf den Kron Gütern war um so wichtiger, als da wo es sich in nationaler Reinheit erhalten hatte, das communistische Element nicht einmal bloß in der Gemeinschaft des Grundbesitzes bestand, sondern von diesem ausgehend noch weiter und tiefer griff.*) Wie nämlich die Dorfgemeinde, so stellte auch wiederum im Kleinen jedes Haus das Bild völliger Gemeinschaftlichkeit dar. Alle zu einer Hausgenossenschaft gehörigen Familien, deren gewöhnlich drei oder vier sind, bilden eine ökonomische Einheit, haben eine gemeinsame Cassa, gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsamen Erwerb und einen gemeinsamen Vorstand, der alle Hausangelegenheiten leitet, für die Aussteuer der Töchter sorgt und was dergleichen mehr ist.

Dagegen jedoch war eben so wenig zu verkennen, daß sich auf den Kronländereien ein freier Bauernstand im modernen Sinn, wenn auch sehr allmählig, zu bilden begann. Diese Thatsache — und der Umstand, daß mit der Vermehrung der Kron Güter das System dieser staatlichen Emancipirung sich auch räumlich immer weiter ausdehnte — steigerte vielfach den Widerwillen und die Opposition des Adels gegen die Regierung, weil er die ansteckende Gewalt des Beispiels für seine Privatgüter fürchtete, bis zu bitterm Groll. Indessen fehlte es auch andererseits nicht an Gutsbesitzern, welche auf die Intentionen der Regierung eingingen und, nach dem Muster der Krone, ihren Leibeigenen Freiheit und Land zu geben nicht anstanden, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht. Die Zahl der dergestalt freigelassenen Privatbauern stieg bis 1837 (seit dem Anfang der Bewegung im Jahr 1803) auf 49,136, und bis zum Jahr 1841 auf etwa 60,000 an.

Gewiß übrigens war die erneute und verstärkte Furcht nicht unbegründet. War es doch unverkennbar, daß bei dem Mublick der Rechte und der Wohlhabenheit, deren im Allgemeinen die Bauern der Krone genossen, in

*) Die communistische Grundlage in der ursprünglichen Gemeindeverfassung hob in den Bauern den Begriff des Eigenthums, das Streben nach Erwerb und Besitz mehr oder minder auf, und war daher mit ein Hauptgrund des Zurückbleibens derselben. Eine Aenderung dieser Grundlage war also die größte Wohlthat R. v. d. Allg. 319.

den Leibeigenen der Privatgüter, immer lebhafter der Wunsch, ja der Ehrgeiz sich kundgab, Kronbauern zu werden! Mußte doch den Leibeigenen immer mehr der bedenkliche Widerspruch zum Bewußtsein kommen, daß gerade sie, die politisch vollkommen Unberechtigten, doch zugleich vorzugsweise allen Lasten und Demüthigungen, der Kopfsteuer und dem Militärdienst wie der Prügelstrafe, unterworfen waren! Neben der Sehnsucht nach einer vollständigen Restauration der alten nationalen Gemeindeverfassung machte sich daher im Bauernstande immer gewaltiger die Forderung der Wiederherstellung seiner ursprünglichen Freiheit und seines ursprünglichen Besitzrechts geltend. Jene Sehnsucht verschmolz sich immer inniger mit dem religiösen Sektenwesen, weil sie mit diesem in den social-communitarischen Bestrebungen zusammentraf. Der Begriff des persönlichen wandelbaren Grundbesitzes war nun einmal von jeher dem Bauer unbekannt; dagegen vererbte sich in ihm von Geschlecht zu Geschlecht das Bewußtsein von dem Anrecht des einzelnen auf den Vollgenuß des ihm persönlich nöthigen Gemeindebesitzes, sowie die geschichtliche Erinnerung, wie Grund und Boden eben von Altersher ein Gemeindebesitz gewesen sei. Daher war es denn wohl begreiflich, wenn er das seit der Begründung der Leibeigenschaft vom Herrn geübte Besitzrecht auf den Boden und das noch drückendere Recht der persönlichen Verwendung seiner Eingehörigen als den ungerechtesten Raub betrachtete. So entwickelte sich aus jener Sehnsucht unmittelbar auch die ihm zunächst liegende Forderung dem Leihherrn gegenüber, und diese war insbesondere seit der nationalen Erhebung im Jahr 1812, seit der Vertreibung und Vernichtung des westlichen Welteroberers, mächtig hervorgetreten in der unverholenen Ueberzeugung des Volks: daß es durch den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes seine eigene Freiheit zurückerobert, namentlich das Besitzrecht der Gemeinde auf Grund und Boden wieder errungen habe.

Diese Forderungen machten sich auch in den ersten fünfzehn Regierungsjahren des Kaisers Nikolaus in häufigen gewaltsamen Zuckungen und Tumulten Luft. Sie durften auf die Länge um so weniger unbeachtet bleiben, als sie aus einem Stand hervortraten, der — mit Ausschluß von Polen und Finnland — im Beginn der vierziger Jahre eine nicht abnehmende, sondern anwachsende Bevölkerungsmasse von nun mehr als fünfzig Millionen, den ungeheuern Kern der russischen Nationalkraft darstellte. Und doch befand sich noch immer von dieser Masse erst der bei weitem kleinere Theil, etwa 20 Mill., in der günstigeren Lage der Kronbauern; während die übrigen 30 Mill. noch immer dem Joch der Privatleibeigenschaft verfallen blieben. Daß zu Gunsten derselben etwas geschehen müsse, erschien auch in der That der Regierung selbst unabweislich; dennoch vertagte sie aus Rücksicht vor dem Adel, dessen Stimmung sie genügend kannte, die Schritte, die sie selbst für nöthig hielt.

Da trat in dem Reich Preußen, das schon zu Zeiten Steins in seinen Organisationsprojecten für Rußland und Alexander I. von maßgebendem Beispiel gewesen war, im Jahr 1840 der Thronwechsel ein, in dessen Folge unter Friedrich Wilhelm IV eine immer weiter und tiefer greifende Reformbewegung in Fluß kam. Nikolaus, von seinem absolutistischen Standpunkt aus, machte, gleichwie der Fürst Metternich, Anstrengungen, um die Krone Preußens von Zugeständnissen nach unten hin abzuhalten. Nichts destoweniger — eine charakteristische psychologische Erscheinung, die unter ähnlichen Verhältnissen immer wiederkehrt — wirkte das preussische Beispiel in anstoßgebender Weise auf die Absichten sowohl des russischen Czaren wie des österreichischen Staatskanzlers gleichsam wider ihren Willen zurück. Die unter Metternich in Wien damals auftauchenden, freilich äußerst dürftig bemessenen Reformprojecte, von denen die Öffentlichkeit noch heute nicht einmal eine Ahnung hat, weil es mit der Reifung derselben so lange stockte bis die Revolution des Jahres 1848 sie begrub, müssen wir füglich hier ganz außer Acht lassen. Die russische Reformbewegung dagegen, die eine Reihe von Projecten in die Wirklichkeit absetzte, wollen wir jetzt wenigstens in denjenigen Wendepunkten betrachten, welche eine Erleichterung des Bauernstandes bezweckten. Der erste Schritt in dieser Richtung reifte mit dem Jahre 1842.

Der Ukas vom 21. April 1842 gab den Adelligen die Befugniß, ihre Leibeigenen auf dem Wege freiwilliger Uebereinkunft zu emancipiren. Das war eine Initiative, welche der Philanthropie ein freies Feld eröffnete, und jede Verantwortlichkeit von der Krone auf den Adel abwälzte. Sie beurkundete Mäßigung, indem sie die Ansprüche eines jeden schonte, den Adelligen wie den Leibeigenen es überließ, diejenige Uebereinkunft zu treffen, die ihnen als die vortheilhafteste erschiene. Sie war eine Ergänzung des Februar-Ukases vom Jahr 1803; aber eine Freiheitscharte, eine magna charta des Bauernstandes, wie sie von Enthusiasten genannt wurde, war sie nicht. Auch war die Regierung ängstlich bemüht, in den Augen der Bauern die Bedeutung eher zu verkleinern als zu vergrößern. Das ministerielle Begleitschreiben an die Gouvernementschefs lautete: „Sie erhalten hier einen Ukas vom 14. April über Verträge, welche die Gutsbesitzer nach eigenem Wunsch und Gutdünken mit ihren Bauern abzuschließen befugt werden; derselbe enthält wesentlich nichts Neues, sondern ergänzt nur die Vorschriften, welche das Reglement von 1803 über die freien Ackerbauer hinsichtlich derjenigen Art von Verträgen enthält, durch welche die an das Land gebundenen Bauern im Interesse des Grundbesizers zu gewissen Leistungen verpflichtet werden; man muß dem Sinn des höchsten Ukases daher keine andere Deutung geben, als er wirklich enthält. Se. Majestät der Kaiser haben mir befohlen, den General- und CivilGouverneuren das oben Angeedeutete mitzutheilen, und ihnen dabei zur Pflicht zu machen: 1]

sorgsamst darauf zu sehen, daß hinsichtlich dieses Ukases keine falschen Gerüchte über eine vermeintliche Freiheit der Bauern verbreitet werden, 2) ein strenges Augenmerk auf die Bauern zu haben, damit sie der gesetzlichen Herrschaft ihrer Grundherren unbedingt unterworfen bleiben." Zugleich wurden sowohl die Vertreter falscher Auffassungen oder Gerüchte, als die gegen ihre Herrschaft etwa auffässigen Bauern mit Strafen bedroht.

Zwei Gründe waren dem Erfolg des Ukases hinderlich. Einmal der Umstand, daß der Adel nichts weniger als Eifer bezeugte, in den geöffneten Weg wirklich einzutreten. Der Adel steifte sich darauf: der Leibeigene sei eine Sache, man könne daher nicht mit ihm verhandeln; selbst ein Eigenthum, könne er mit nichts für seine Verpflichtung einstehen. Selbst die einsichtigsten Herren, diejenigen, die wohl geneigt waren, auf ihre Rechte auf die Person zu verzichten, zeigten sich doch keineswegs gemeint, auch nur die geringste Parzelle Landes auf immer abzutreten. Und doch mußte die Landanweisung bei der Emancipation als eine Hauptsache erscheinen. Auch gebrauchte der Adel das Argument: es sei noch nicht an der Zeit; der Leibeigene noch nicht fähig, einen angemessenen Gebrauch von der Freiheit zu machen; sein Zustand, dormalen gesichert, würde vom Tage der Befreiung an durchaus unsicher werden.

Andererseits fanden die Bauern ebenfalls ein Haar in den Bestimmungen des Ukases. Ohne genügende Bildung und Einsicht um die Bedingungen ihrer Befreiung festzustellen, oder deren Tragweite zu ermessen, fürchteten sie in eine Falle zu gerathen und ihre ganze Zukunft auf's Spiel zu setzen. Die Regierung wagte nicht, ihnen zu Hülfe zu kommen. Uebrigens mußten die Verträge einzelner Leibeigenen mit ihren Herren nothwendig an dem communistischen Princip der Gemeinde rütteln. Die Lobredner des Ukases priesen dies zwar als ein Verdienst, weil jenes Princip die Persönlichkeit verschlinge, den einzelnen verwöhne sich, bei jeder Gefahr oder Verlegenheit, unter den Schutz der Mütter zu fluchten. Allein wiewohl dieser Vorwurf an sich begründet war, mußte doch die Anwendung des Ukases weit davon entfernt bleiben, die Selbstbestimmung des Einzelnen zu verwirklichen. Die nothwendige Verwirklichung derselben, die volle Persönlichkeit wurde vielmehr von der Regierung vorenthalten, indem der Ukas die Persönlichkeit nicht frei machte, sie zwar auf sich selbst anwies, aber nur um sich von einem Vertrag abhängig zu machen, dessen Bestimmungen dem Gutdünken des Herrn überlassen waren, und der daher leicht die scheinbar freie Persönlichkeit mit ungeahnten Fallstricken umgarnen konnte.

So war es nicht zu verwundern, wenn nur ausnahmsweise die einzelnen Bauern der Gemeinde sich bereit zeigten, mit den Grundherren Verträge abzuschließen oder wirklich abzuschließen. Die Masse der Bauern klammerte sich mit ängstlichem Instinct an dem Gemeinschaftsprincip fest, und

wich dem Geschenk der Einzelbefreiung aus. Dergestalt erwies sich der Gemeindeverband immer noch stärker als die individuelle Gewinnsucht, oder andere Leidenschaften, worauf die Regierung gerechnet haben mochte.

Die Emancipation schien wieder auf unbestimmte Zeit vertagt. Daher Aufregungen und Ausbrüche. Die Bauernaufstände bildeten seitdem eine stehende Rubrik der Jahresereignisse, und fuhrten oft zu den wildesten Ergüssen der Wuth. Selbst die ministeriellen Jahresberichte wagten es nicht zu verschweigen, daß alljährlich 60 bis 70 Gutsherren von ihren Bauern erschlagen wurden. Dieser Geist der Gewaltthätigkeit ergriff auch die Dnieprovinzen, wo ja die Bauern nur frei geworden durch Entfugung auf ihren Grundbesitz, dessen Verlust sie nicht verwinden konnten. Schon im Jahre 1843 gestand ein baltischer Baron bei Gelegenheit einer Kreisadelsconferenz: der Kaiser durfte es den Banern nur erlauben, und morgen lägen wir alle ermordet auf den Brandstätten unserer Edelhöfe. Den Ausbrüchen dieser barbarischen Rohheit fehlte in der That nicht selten jeder „gerechte Grund und Anlaß;“ aber unverkennbar lag ihnen allen eine gemeinsame Triebfeder zu Grunde, ein und dasselbe Gefühl: daß der Grund und Boden der Gemeinde gehöre, und ihr unrechtmäßigerweise vom Adel entzogen werde.

Im Jahre 1844 griff sie nach einem Beschwichtigungsmittel, durch den Ukas vom 12. (21) Junius; durch ihn sollte der April-Ukas ergänzt werden. Er stellte eine schärfere Unterscheidung von Hauseleibeigenen und Bauernleibeigenen auf, suchte beide vor Willkür sicher zu stellen, und machte die Regierung zum Bürgen für die Verpflichtungen, welche die an den persönlichen Dienst ihrer Herren gebundenen Leibeigenen behufs ihrer Freilassung eingegangen sein möchten. Aber er wagte es nicht, ein für die Herren obligatorisches Maximum von Verpflichtungen abseits des Leibeigenen festzustellen.

Die wachsende Reformbewegung in Preußen gab nicht nur den österreichischen Staatsmännern verstärkte Impulse, sondern drängte endlich auch die russische Regierung zu entschiedeneren Schritten auf der Bahn der Emancipation vorwärts, von der noch immer fast die Hälfte aller Reichsbewohner ihr Heil erwartete. Denn auch um die Mitte der Bierziger Jahre waren immer noch dreißig Millionen in Rußland dem Bolkdruck der Leibeigenschaft preisgegeben, und dieser Druck wurde von einer so geringen Anzahl von Menschen ausgeübt, daß je 225 Sklaven auf einen Herrn kamen. Aber das Verhältniß war ein sehr ungleiches. Im Jahre 1844 gab es im Ganzen 109,340 Guts- und Leiherrn. Die Zahl ihrer leibeigenen „*Селен*“, d. i. nur der kopfsteuerpflchtigen *Männer*, betrug 10,704-378. Davon besaßen nahe an 88,000 Herren nur je 1 — 10 Seelen; 17,712 Herren hatten zwischen 10 und 500; 2791 geboten über mehr als 500; nur 5 endlich beherrschten 20,000 und darüber.

Schon die Jahre 1845 und 1846 brachten neue Ulfase, welche die Verhältnisse der Bauern ihren Leihherren gegenüber auf eine den ersteren günstigere Weise zu regeln versuchten. Zur Zeit aber, da der vereinigte Landtag in Preußen tagte, faßte Nicolaus den Entschluß, seine socialen Urtheile gegen die Solidarität der Bauerngemeinden und seine politischen Besorgnisse vor dem Unwillen des Adels in ein engeres Maaß einzudämmen. Und als auf schweizerischem Boden in der Sonderbundskrise sich die Vorzeichen eines europäischen Sturmes zusammengogen, da wurde der Entschluß zur That. Es erschien der Ukas vom 20. November 1847, der endlich einen unzweideutigen und bedeutsamen Schritt zu Gunsten der Bauern und zum Nachtheile des Adels verkündete.

Durch ihn wurden die leibeigenen Gemeinden als solche berechtigt, die wegen Verschuldung zu öffentlichem Verkauf gelangenden Liegenschaften ihrer Leihherren erbeigenthümlich zu erwerben. Das sollte zwar nur um den höchsten beim Verkauf gebotenen Preis geschehen dürfen; auch war klar, daß der Fall einer solchen Versteigerung nur eintreten konnte, wenn die Gemeinde bereits auf's Aeußerste ausgesogen worden. Dennoch trat schon in den nächsten Jahren ein überraschender Erfolg ein. Wo immer ein solcher Verkauf stattfand, trat die Gemeinde selbst als Käuferin ein. Oft erschien es unbegreiflich, woher sie das nöthige Geld entnahm. Mit der Zeit löste sich das Räthsel. Ganz im Stillen hatte sich, und ohne alle statutarischen Weitläufigkeiten, unter den Gemeinden ländergroßer Provinzen eine Art von gegenseitiger Asscuranz für dergleichen Fälle gebildet, einzig gestützt auf die solidarische Sicherheit, welche eben die Reste der altnationalen Gemeindeverfassung gewährten. Die wohlhabenderen Gemeinden liehen darnach den ärmeren das Geld, womit sie ihre Selbstständigkeit erkaufen konnten. Wo zu erwarten stand, daß ein reicher Gutsnachbar den Preis absichtlich in die Höhe treiben werde, nur damit nicht die Gemeinde das Gut erwerbe, da schob diese irgend einen armen Adeligeu vor, gab ihm das Kaufgeld, und schloß dafür mit ihm einen Vertrag, wodurch sie dennoch hinterher erbeigenthümliche und freie Besizerin ihres Areals wurde. Das durfte als ein Zeichen gelten, daß die innere Reife zu einer socialen Umgestaltung, oder vielmehr zu einer Wiederherstellung der freien Zustände früherer Zeiten, überall vorhanden war.

Officielle Lobredner des November-Ukases oder nicht-officielle Enthusiasten priesen nunmehr als eine Thatsache die „Hebung und Befreiung der unteren Klassen, die bestimmt sei, das russische Reich im raschesten Fortschritt auf die Entwicklungsstufe des übrigen europäischen Festlandes zu stellen.“ Aber alle Erfolge haben doch gezeigt, daß nicht von einem „raschesten“, sondern nur von einem sehr allmählichen Fortschritte die Rede sein kann. Allein allerdings dürfte das hierzu erwählte Mittel, das Werk der Emancipation, zum Vorbereitungsmittel einer socialen Umgestaltung wer-

den, da sie nothwendig dazu beitragen muß, ein immer weiter greifendes Proletariat, nicht nur in den untersten, sondern auch in höheren Schichten zu erzeugen.

Nikolaus wußte die Momente seiner Maaßregeln stets sehr treffend zu wählen. Kaum waren die Nachrichten von der französischen Februarrevolution nach St. Petersburg gelangt, als unterm 15. März 1848 eine neue Verordnung erschien, welche das Recht des Bodenerwerbs auch auf die einzelnen Leibeigenen der Grundherren übertrug. Die Journalistik feierte dieselbe als den vorletzten Schritt zur vollen Freiheit der Bauern. Allein unverkennbar stellte sie doch eine geschickte Seitenbewegung gegen die möglichen Folgen des November-Ukases dar, d. h. gegen die Ersetzung einer großen Reihe grundbesitzender und thatsächlich freier Gemeinden, deren günstigere Lage auf die Kronbauern wie auf die Privatleibeigenen aufregend zurückwirken konnte. Natürlich aber lag es im Interesse der Krone, den März-Ukas als einen wesentlichen Fortschritt zu Gunsten der Eigenhörigen erscheinen zu lassen, und allerdings diente er dazu, die Reime des April Ukases vom Jahre 1842 zu entwickeln. Er stellte namentlich fest, daß der Leibeigene nur Land ohne Leute erwerben könne, daß jeder Ankauf oder Erwerb an die ausdrückliche Erlaubniß des Leiherrn gebunden sei, und daß keine Einwände der Leibeigenen zugelassen werden sollten, falls dieselben sich etwa auf den früheren Besitz des unbeweglichen, doch auf den Namen des Leiherrn erworbenen Vermögens berufen, um es nunmehr auf den eigenen Namen einschreiben zu lassen. Doch blieb es natürlich den Grundherren „niebenommen, diese Besitzthümer durch Kaufbriefe nachträglich“ an die Besitzer zu übertragen.

Es ist äußerst belehrend, die Wendungen zu verfolgen, welche die innere Politik Rußlands so klug und künstlich denen der äußeren anzupassen verstand. Zwischen die Schwierigkeiten des Emancipationswerkes suchte sie in der Weise hindurch zu lairen, daß sie durch den einen Schritt die Bauern, durch den andern die Grundherren wieder einigermaßen zu beruhigen suchte, doch immer in einem Maaße, daß sie dadurch jedesmal um eine Linie ihrem Ziele näher kam. Die europäische Revolution der Jahre 1848 und 49 mit ihren Rückwirkungen auf Rußland, dann die Zeiten der europäischen Reaction von 1849 bis 1852, mit dem Antheile, den der Czar daran nehmen zu müssen glaubte, lenkten dessen Aufmerksamkeit von den inneren Reformversuchen ab, und brachten das Emancipationswerk in's Stecken.

Als indessen nun an der Stelle des Revolutions und Reactionsfiebers sich die orientalische Krisis entwickelte, und einen solchen Aufschwung nahm, daß die Krone der ganzen Nationalkraft zu bedürfen glaubte, um sich der europäischen Coalition gegen ihre auswärtige Politik zu erwehren, da wurde das Werk wiederum aufgenommen. Und hatte der März Ukas

des Jahres 1848 darnach getrachtet, auf Kosten der leibeigenen Gemeinden den unzufriedenen Grundadel zu beschwichtigen, so sah man es jetzt wieder darauf ab, auf Kosten der Leihherren sowohl den Gemeinden wie den einzelnen Leibeigenen einen neuen Vortheil zuzuwenden. Das Jahr 1854 brachte einen Ukas, der die Verpachtung derjenigen Güter verbot, auf welchen sich Leibeigene befänden. Der Grundherr sollte hieby durch offenbar dahin gedrängt werden, in den Fällen, wo er die Verpachtung vorgezogen haben würde, zum Verkauf zu schreiten. In der Eigenschaft als Käufer konnte freilich dann neben der Gemeinde und dem einzelnen Leibeigenen auch die Krone selbst auftreten, und man sieht, daß diese neueste Maaßregel zugleich auch im Interesse der Vermehrung der Kronsgüter lag. Ueberhaupt leuchtet es ein, daß der Ukas des Jahres 1854 noch weit davon entfernt war, der letzte Schritt zur Bauernfreiheit zu sein, was er doch hätte sein müssen, wenn der Märzukas vom Jahre 1848 wirklich, nach der Behauptung der Journalistik, der vorletzte Schritt dazu gewesen wäre.

Vielmehr ist die Emancipation des Bauernstandes noch immer nur erst in ihren präliminaren Stadien begriffen. Flüchtige Leibeigene müssen ihrem Herrn wieder ausgeliefert werden, selbst wenn sie mehr als 10 Jahre flüchtig gewesen. Wenn ein Leibeigener ohne Vorbedacht getödtet worden, zahlt der Mörder an den Eigenthümer 600 Silberrubel. Der Leibeigene, der für Rechnung des Herrn arbeitet, hat drei Tage der Woche für sich, und gewöhnlich drei Dessätinen Landes zum Nießbrauch; ferner eine Hütte, Arbeitsutensilien und Thiere als Eigenthum. Selbst der begehrlichste Herr achtet das bewegliche Eigenthum des Leibeigenen, und obgleich er wohl manchmal dessen Hütte und Feld verlegt, kann er doch nicht umhin, ihm jederzeit die eine und das andere zu gewähren. Die Zinsbauern oder Gemeindebauern haben natürlich alle Arbeitszeit für sich, da sie für den Gesamtgenuß des vom Herrn usurpirten Gemeinlandes eine durch Accord festgestellte Abgabe zahlen. Dagegen zahlt der Eigenthümer jährlich etwa 2 Rthlr. oder 8 Fr. an Kopfsteuer für den Leibeigenen. In den Streitigkeiten unter den Leibeigenen entscheidet der Herr ohne Appellation und verfügt die Strafen. Daß diese nicht bis zur Verstümmelung und Lebensgefährdung führen dürfen, und daß Criminalverbrechen der Gerichtsbarkeit des Herrn entzogen sind, haben wir schon bemerkt. Wohl aber steht ihm nach wie vor das Recht zu, sowohl auf Deportation nach Sibirien zu erkennen, als auch den Leibeigenen wegen schlechten Betragens zum Soldaten zu machen, oder ihn überhaupt der Regierung zu freier Verfügung ganz zu überlassen. Ebenso ist er befugt, den Leibeigenen von einem Gut nach einem andern zu verpflanzen, wie groß auch die Entfernung sei; nur dürfen die Familien nicht getrennt verkauft werden. Der Herr ist verpflichtet, die Leibeigenen vor Nothdurft zu schützen. Die von ihm zu Grunde Gerichteten oder Mißhandelten werden unter Vormundschaft gestellt. Die

Leibeigenen können keine unbeweglichen Güter besitzen; ihre Ländereien und Häuser gehören dem Herrn. Sie können aber mit Genehmigung desselben Fabriken gründen, Handel treiben u. s. w., auf eine bestimmte Zeit. Wer nicht erbadelig ist, kann keine Leibeigenen haben; ebensowenig der Adelige, der keine Ländereien besitzt. Leibeigene, die in den Besitz von Nichtchristen fallen, werden frei gegen 4 Silberrubel 50 Kopeken für den Kopf. Ein Leibeigener, der mit Bemeisen seinen Herrn wegen Verraths oder Majestätsverbrechens denuncirt, erhält sammt seiner Familie ohne Weiteres die Freiheit. Die Regierung versagt den Leibeigenen geradezu den Unterricht; sie dürfen nur zu den öffentlichen Schulen zugelassen werden, wenn ihnen die Emancipation zu Theil geworden; noch nach den neueren Verordnungen werden ihre Kinder weder auf Handelsschulen und technischen Lehranstalten, noch auf Militärschulen, Gymnasien und Universitäten zugelassen. So ward ihnen die höhere geistige Bildung und Aufklärung abichtlich unzugänglich gemacht.

Das ist die Lage des russischen Bauernstandes. Die Substanz der Staatsgesellschaft bildend, steht er dennoch im wesentlichen gleichsam außerhalb derselben da. Von obenher grundsätzlich zurückgehalten, ist er doch nicht verweichlicht, noch alles Selbstgefühls baar. Der Unterdrückung setzt er als Nothwehr List entgegen. Er ist überzeugt, daß von Rechtswegen der Boden ihm, nicht er selbst dem Herrn, der Mensch nicht dem Menschen gehört.

Und bei dieser Lage des Bauernstandes mußte nothwendig der Ackerbau auf einer niedern Stufe verharren. Das Ackerland im eigentlichen Rußland umfaßt nach Keden (Deutschland und das übrige Europa. Abth. I. S. 96) 79 Millionen Dessjätinen, während der Waldboden noch eine Oberfläche von 152 Millionen Dessjätinen bedeckt, Wiesen und Weiden 110 einnehmen. Auch der Weinbau wird nachlässig, und Weinfabrication mit Unwissenheit betrieben; nicht ein Fünftel des Bodens ist Weinland. Auch die russische Industrie nimmt noch einen sehr untergeordneten Rang in der Weltcultur ein. Vertreten aber wird die Industrie durch den Bürgerstand, dem wir vielleicht ein andermal unsere Betrachtung widmen.

Trotz alledem wäre es ungerecht zu verkennen, daß, seit den despotischen Gewaltacten, die unter Boris Godunow und Peter dem Großen den Bauernstand aller seiner Rechte beraubten, eine heilsame Reaction begonnen hat, die mit seiner völligen Befreiung enden muß und wird. Es wäre ferner ungerecht zu läugnen, daß auch in Rußland das neunzehnte Jahrhundert entschiedene Fortschritte auf der Bahn der Gesittung gemacht hat, die nur deshalb in der Ferne so winzig erscheinen, weil Rußland so weit hinter der europäischen Bildung zurückgeblieben ist. Es wird vielleicht die vornehmste Folge der letzten europäischen Crisis für das Czarenreich ge-

rade die sein, daß es zu einer Beschleunigung der inneren Fortschritte, zu einer freien Entwicklung der landwirthschaftlichen Thätigkeit, zur Förderung einer selbstständigen wetteifernden Industrie, und vor Allem zu einer imposanten Vermehrung der Verkehrsmittel, der Chausseen und der Eisenbahnen sich veranlaßt sehen wird, deren Mangel so offenbar seinen allirten Gegnern zu Statten kam. Ließen Eisenbahnen aus dem Innern des Reichs nach der Krim, die Expedition gegen Sebastopol wäre entweder unmöglich oder unschädlich gewesen. Das sieht Rußland ein, und die Folgen dieser Einsicht müssen und werden der innern Civilisation zu einem mächtigen Hebel gereichen.

Estrafe, Naturnothwendigkeit und Selbstbewußtsein.

In dem Mai- und Junihefte der „Atlantis“ von 1855 findet sich eine, viel Beherzungswerthes enthaltende Abhandlung über „Verbrechen und Estrafe“, welche mit den Worten schließt: „die Idee regiert die Welt.“ Nichts wahrer als das! Aus diesem Grunde entwickeln und erweitern wir unsere eigenen Ideen mit Fleiß von Frühem an, theilen sie Andern mit und halten es in der Erziehung für das Wichtigste, den jugendlichen Gemüthern zu einer solchen klaren Einsicht zu verhelfen, welche sie in den Stand setzt, das Rechte und Ehrbare in freier Selbstbestimmung künftighin durch ihr Handeln zu verwirklichen. Die weltregierende Idee ist aber weder Fett noch Phosphor, sondern etwas Immaterielles, Geistiges, möglicher Weise aufnehmbar nur von geistigen Kräften und wirksam durch sie. Oder schreibt man den Ideen und ihrer Verbreitung, etwa wie dem Sonnenlichte, eine Art von chemischer Wirksamkeit zu und erklärt daraus ihre „weltregierende Kraft?“

Run möchte man den Verfasser fragen, ob er nicht durch seinen Schlußsatz in einen keckerischen Widerspruch geräth mit der im Anfang seines Aufsatzes so bestimmt ausgesprochenen Lehre, auf welche er die neue Strafrechtstheorie gründet. Er sagt: „Von der Art —, wie diese [elementarischen] Bestandtheile im einzelnen Falle gemischt und angeordnet sind, hängt das ab, was wir Individualität der Personen nennen, und Charakter eines Menschen ist nichts weiter als das Resultat, das Gesamtbild, die Summe der Elemente, welche den Körper des Menschen zusammensetzen. Von der Größe des Gehirns, von der Beschaffenheit seiner Substanz, von der An-

ordnung und Vertheilung seiner Masse, der Menge und Tiefe seiner Windungen hängt die Besonderheit, hängt es ab, ob Einer ein Genie oder ein Dummkopf, ein Wohlthäter oder ein Feind der Menschheit, ein Narr oder ein Weiser sein soll ac."

Nach dieser Lehre, welche jetzt eine so große Rolle in der Welt spielt, wäre es begreiflich, daß man durch Nahrungsmittel, durch die Beschaffenheit der einzuathmenden Luft, durch Wärme und Kälte, Elektrizität u. dgl. auf die geistige und sittliche Bildung der Menschen (besonders schon auf den „Keim“) zu wirken, aus den Dummköpfen Weise, aus den Verbrechern Wohlthäter der Menschheit zu machen suchte; aber daß die Idee die Welt regiert, geht daraus ungefähr so klar hervor wie das Naturrecht aus den Gesetzen der Oribation.

Sollen wir nicht die ganze Abhandlung als eine ernste Mahnung des Verfassers an die Menschen unserer Zeit verstehen, daß sie der Unmenschlichkeit entsagen und den Fehlenden, ja den Verbrecher mit Milde behandeln?*) Wozu aber Ermahnung irgend einer Art auf seinem Standpunkte? Kann das ermahnende Wort [die Idee] irgend eine Veränderung in der chemischen Mischung der Gehirns substanz hervorbringen, die Gehirnwindungen ändern, die Vertiefungen ausfüllen? Nach der jetzigen Gehirnsbeschaffenheit der Gesetzgeber werden die Verbrecher gehängt, oder geköpft, oder in die einsame Zelle eingesperrt, aus einer andern gingen die 222 Artikel der Halsgerichtsordnung Karls des fünften hervor, nach einer andern wurden Millionen Keger gebraten u. s. w., und nach der zukünftigen wird man vielleicht alle Strafen abschaffen, Alles nach unvermeidlicher Naturnothwendigkeit, welche deshalb weder Lob noch Tadel verdient, und ohne daß Mahnen und Predigen das Geringste darin ändern könnte. Von dem Verfasser hätten wir also consequenter Weise kein Verdammungsurtheil über bisherige und noch bestehende Unmenschlichkeit, keinen Versuch, durch wissenschaftliche Ausführungen auf das künftige Handeln der Gesetzgeber einwirken zu wollen, sondern höchstens den von seiner besondern Gehirns substanz diktierten Ausdruck der Hoffnung erwarten lassen, daß sich die Gehirnbildung künftig mehr und mehr dahin ändern werde, die Menschen zur Milde geneigter zu machen.

Sagt er doch bald nachher: „Thut ihr nun Recht, die Menschen auf eure moralische Goldwaage zu legen und den Einen für gebiegenes Gold,

*) Der Verfasser kommt auf den christlichen Standpunkt zurück: „richtet nicht, verdammet nicht, sondern verzeihet.“ Aber durfte er dem Christenthum das Zugeständniß machen, daß dessen Stifter schon vor 2,000 Jahren der Menschlichkeit das Wort redete? Das wäre dem Geiste der Zeit zuwider. Also: wir üben Milde — nicht aus edler Gesinnung, sondern in Folge der wunderbaren Aufschlüsse des modernen Materialismus, welche der Stifter des Christenthums leider noch nicht kannte.

den Andern für unedles Metall, den Dritten für Schmutz zu erklären? Alles, was ihr mit Recht sagen könnt, ist nur: daß der Eine glücklicher organisirt ist, als der Andere, aber frei handelte Keiner; Alle gerade nur so, wie sie ihrer Natur nach handeln mußten." Der Verfasser springt abermals aus seiner eigenen Theorie, indem er Diejenigen eines Unrechts anklagt, welche ihre Mitmenschen auf die „moralische Goldwage legen“, da sie doch gemäß ihrer weniger glücklichen Organisation gar nicht anders können, also für ihre Art zu urtheilen weder verantwortlich, noch deshalb tadelnswerth sind. Ihm selbst ist natürlich aus dieser Inconsequenz kein Vorwurf zu machen, sie ist die naturnothwendige Folge seiner eigenen Organisation.

Uebrigens machen sich einige Meinungsgenossen des Verfassers beständig eines schreienden Unrechts schuldig, indem sie Brooks, Herbert, Atchison, Douglas u. A. wirklich auf ihre moralische Goldwage zu legen sich erlauben und sie für wirklichen „Schmutz“ erklären. Hätten wir die Gehirne dieser viel verläumdeten Männer vor uns auf dem Sezirtische, wir würden Alles in Ordnung finden.

Der consequente Materialist muß weder ermuntern und mahnen, noch warnen, noch tadeln und richten, noch loben und bewundern, Alles geht ja seinem natürlichen Gang, in Allem herrscht die unbeugsame Nothwendigkeit und es ist so unrecht wie nutzlos, das Unabwendbare mit der Goldwage zu wägen. Wenn nach dem Verfasser die Tadler immer Unrecht haben, so haben L. Napoleon, Eithoff und andere Größen natürlich Recht. Damit vereinfacht sich Alles in so staunenswerther Art, daß es unbegreiflich bleibt, wie die Menschen aller Naturordnung zuwider bisher sich so viel Mühe und Verdruß damit machen konnten, daß sie Handlungen der Andern und ihre eignen auf die „moralische Goldwage“ legten, ja diese Wage selbst, Niemand weiß, woher, mit thörichter Anstrengung sich zu verschaffen wußten.

Wer mag und kann Dinge wägen, die Alle vom selben Gewichte sind?

Doch es ist eitles Hoffen, daß die Menschheit jemals dahin gebracht werden könne, dieses Wägen, dieses Urtheil über sittlichen Werth und Unwerth aufzugeben. Die Anhänger des fraglichen Systemes schlagen diesem durch ihr eigenes Thun beständig selbst in's Auge; sie handeln und urtheilen gemäß der Voraussetzung, daß es geistige Selbstthätigkeit, bewußte Freiheit und Verantwortlichkeit gibt, während ihre Theorie den freien Geist ableugnet und den Menschen für eine durch Naturnothwendigkeit getriebene Maschine erklärt. Wenn sie die Ausdrücke „Geist“ und „geistig“ gebrauchen, thun sie es nicht, ohne in einer Parenthese oder Anmerkung sich gegen den Verdacht zu schützen, als sähen sie in dem Menschen etwas Anderes als einen „organisirten“ Klumpen, behaupten aber dann doch wieder, daß die Idee die Welt regiert, ja, können nicht einen Satz von ver-

nünftigem Inhalte schreiben, ohne beständig Ausdrücke anzuwenden, welche durchaus sinn- und inhaltslos sind, und deren Entstehung das Unbegreiflichste aller Wunder ist, wenn sie ihre eigene Grundlehre für wahr halten.

Wie konnten die Menschen möglicher Weise auf den Gedanken kommen, daß sie Geiſt haben, wenn es keinen gibt? Mußten sie das innere *naturnotwendige* Getriebe nicht in sich spüren? Wie kommen sie zu dem Wahne der Freiheit und Selbstbestimmung, wenn es weder in ihnen, noch außer ihnen irgend Etwas, irgend eine Erscheinung gibt, wodurch die Vorstellung und der Begriff der Freiheit in ihnen hätte erweckt werden können? Hat der Blinde eine Ahnung von dem Wesen der Farbe? Weiß der Taube, was Töne sind? Wie kann der absolut Unfreie von Freiheit träumen? Hier ist ein „Zwiespalt der Natur“, über welchen man mit des Verfassers Lehre nicht hinaus kommt.

Es gibt allerdings Fälle, da die Verbrecher von sich selbst sagten: ich konnte nicht anders. In andern und viel zahlreicheren Fällen erkennt der Mensch, sobald er seine Aufmerksamkeit auf sich selbst richtet, seine Schuld an. Vom Schuldgefühl getrieben haben Hunderte freiwillig dem sog. Arme der Gerechtigkeit sich überliefert, Andere haben das über sie verhängte Maas von Strafe, und wenn es der Tod war, als wohlverdient anerkannt. Woher dieser Wahn einer sich moralisch selbst wägenden Maschine? Er ist so alt und allgemein, daß man auf seine Austilgung nicht rechnen darf.

Der Herausgeber der „Atlantis“ bemerkt in Bezug auf die fragliche Lehre: „Es ist nicht zu leugnen, daß der Mensch eine gewisse Freiheit des Denkens, des Willens, des Handelns besitzt, welche von der Mischung der Atome und den Einflüssen der Gesellschaft, wenn auch nicht gerade nicht ganz unabhängig, doch wenigstens nicht absolut abhängig ist“, er wäre also etwa halb eine Maschine, und halb nicht. Dies ist etwas Ähnliches wie der Semipelagianismus [Anfangs des fünften Jahrh.], im Gegensatz eines Theils zum vollen Pelagianismus (freie Selbstthätigkeit) und andern Theils zum Augustinismus [volle Abhängigkeit]. Mit dieser Lehre scheint mir darum wenig gewonnen, weil sich weder im Allgemeinen, noch im besonderen Falle angeben läßt, wie weit die Freiheit und wie weit die Nothwendigkeit sich erstreckt, wie stark der eine und der andere Faktor war, als deren Produkt man die That zu betrachten hätte. Auch erklärt diese Ansicht nur die Abhängigkeit, die Unabhängigkeit wird als ein unerklärtes Element dazwischen geworfen, so daß eine deutliche Einsicht in das menschliche Wesen nicht gegeben wird.

Die Wahrheit ist, daß wir darum die Menschen verdammen, strafen, loben und tadeln, weil wir sie richten wie uns selbst; uns selbst aber richten wir nicht sowohl nach unserem erfahrungsmäßig erkannten Verhältnisse

zur Außenwelt [zum Nicht-Ich], als gemäß den Gesetzen und dem Inhalte unseres Selbstbewußtseins. Es gibt eine doppelte Betrachtungsweise des menschlichen Wesens: die erfahrungsmäßige oder äußere, und die innere, im entwickelten Selbstbewußtsein begründete. Die erstere führt nothwendig zu diesem Ergebniß. Was in jedem Augenblicke in der Seele das *U e b e r w i e g e n d e* ist, sei es eine sinnliche Begierde, irgend eine Gefühlserregung gemeinerer oder edlerer Art, oder eine Vorstellung, ein gedachter Zweck ac., gibt den Ausschlag. Das Vorhandensein des überwiegenden Elementes erklärt sich natürlich aus vorhandenen Umständen, welche die natürliche Folge sind von dagewesenen, die sich auf noch frühere zurückführen lassen, so daß wir der Anerkennung einer ebenso endlosen wie nothwendigen Verkettung von natürlichen Ursachen und Wirkungen nicht ausweichen können. Auf diese Betrachtungsweise beschränkt sich die materialistische Ansicht, sündigt aber in Urtheil und That beständig dagegen, wie vorhin gezeigt wurde.

Die *i n n e r e* Anschauung führt nicht etwa zur halben Freiheit, sondern gerade zum entgegengesetzten Resultate der äußeren, zur vollen. Die Freiheit ist nicht [wie Seite 331, Maiheft 1855 behauptet wird] die „*b e g r i f f e n e* *N a t u r* nothwendigkeit“, sondern die *b e w u ß t g e i s t i g e* *S e l b s t b e s t i m m u n g* und die Verantwortlichkeit in Folge der zum Bewußtsein gekommenen Menschenwürde. Hier ist also der unabwendbare Dualismus, das doppelte Gesetz, von dem wir regiert werden, die doppelte Welt, der wir angehören, derselbe Dualismus, dessen wir auch in den Gegensätzen zwischen geistigem und physischem Leben, Bewegen, Wohlfühlen und Schmerz, obwohl Ursache und Wirkung der einen und der andern vielfach in einander fließen, uns doch vollkommen klar bewußt sind. Die Freiheit besteht nirgends sonst als in unserem vernünftigen Selbstbewußtsein. Indem die moderne Philosophie diese *i n n e r e* *A n s c h a u u n g* [die ursprüngliche, allgemein verbreitete, praktisch von Allen befolgte Ansicht des menschlichen Wesens] annullirt, hat sie sich in Widersprüche verwickelt, welche sie selbst zu lösen unfähig ist.

So sehr ich den humanen Bestrebungen des Verfassers von „Verbrechen und Strafe“ Gerechtigkeit widerfahren lasse, möchte ich ihn doch fragen, ob er als *E r z i e h e r* sich niemals genöthigt gesehen hat, *S t r a f e* anzuwenden, oder wenigstens einen Verweis; denn auch dieser ist Strafe. Nach seiner Theorie müßte sich die ganze Erziehung auf die richtige Anwendung der physischen Einflüsse beschränken, um dem Gehirn, soweit dieß nach der ursprünglichen Beschaffenheit des Keimes noch möglich ist, die möglichst beste Atommischung, Gestalt und Ausdehnung zu geben, wozu jedoch erst noch eine ganz neue Wissenschaft erfunden werden muß, weil weder Rousseau in seinem Emil, noch Jean Paul in seiner Levana, noch irgend ein anderes Erziehungsbuch darüber Aufschluß gibt.

Warum befragt man das Leben so wenig und die Chemie und Anatomie allein, um das menschliche Wesen zu erklären? Gehet Das, was ich nicht anders als „geistige Eindrücke“ (unvermittelt durch physische Einwirkung) nennen kann, nicht, beständig vor unsern Augen vor? Die Wechselwirkung von „Geist und Leib“ ist unläugbar. Warum soll nicht der geistige Eindruck auf den Leib und sogar einigermaßen auf die Bildung des Organes einwirken, wie des Körpers Zustände auf den Geist und seine Thätigkeit sichtbar reagiren? Aber diese Frage schneidet man kurz ab mit der geistreichen Bemerkung: „der Geist ist gleich Null.“ Damit ist die ganze Menschheit so hart gestraft (animalisirt), daß es freilich keiner andern Strafe hinfort mehr bedarf.

Far West.

Kurze Bemerkungen, Sätze von Hegel betreffend.

von Far West.

Wenn wir auch zugeben wollen, daß in dem Satze: „Alles, was wirklich ist, ist auch vernünftig“, eine gewisse Wahrheit liegt, so ist doch nicht zu leugnen, daß zur Bezeichnung dieser Wahrheit ein so unpassender Ausdruck gewählt wurde, daß nothwendig Derjenige irreführt werden muß, der das Wort „vernünftig“ in seinem gangbarsten und richtigsten Sinne nimmt und darauf hin den Worten des großen Meisters glaubt. In der Natur kann von Vernunft gar nicht die Rede sein; es ist weder vernünftig, noch unvernünftig, daß die Sonne scheint, daß ihre Strahlen bald Leben erwecken, bald sengend es zerstören ac.

Wir Menschen sind in beständigem Verkehre mit der Natur: ihre Erscheinungen beschäftigen unser Denkvermögen, ihre Bilder regen unsern Schönheitssinn an; doch unser Hauptinteresse an der Natur beruht darauf, daß sie unsern persönlichen Zwecken, den höheren sowohl als den niederen, in mannigfaltiger Art dient. Indem die Menschen ihre eignen Zwecke mit den „Zwecken des Urhebers der Natur“ verwechselten, konnten sie zwar nicht leugnen, daß die Natur im Allgemeinen zweckmäßig eingerichtet sei, und sie freuten sich dieser aufgefundenen Zweckmäßigkeit; aber auf der andern Seite stießen sie beständig auch auf sehr vieles Widrige, Harte und Verderbliche, was sie gerne das Unzweckmäßige genannt hätten, wären sie nicht durch eine Art von ehrfurchtsvoller Eichen davon zurückgehalten worden. So blieb nichts Anderes übrig, als im frommen Glauben an eine unergründliche höhere Weisheit sich Dem, was ist und wie es ist, zu unterwerfen. Der Satz: „was wirklich ist, ist auch nothwendig und ver-

nünftig", kommt am Ende in seiner praktischen Bedeutung auf eben dasselbe hinaus, ich verstehe ihn so, daß wir unsere persönlichen Zwecke nicht als Maasstab an die Natureinrichtung anlegen sollen, das gerade wäre **wirklich unvernünftig**.

Das Wort „vernünftig“ kann, wie gesagt, nicht auf Naturerscheinungen angewandt werden, sondern bezieht sich ausschließlich auf das Denken und Handeln des freien Menschen. Der Begriff „vernünftig“ ist nicht wie die Begriffe „groß, weit, erhaben ac.“ der Naturbetrachtung entlehnt, sondern dem Inhalte unseres Bewußtseins entnommen; er könnte gar nicht vorhanden sein, wenn sein Gegentheil nicht auch vorkäme. Jeder Satz, den ich ausspreche, ist etwas; aber es gibt genug unvernünftige Sätze, solche nämlich, welche in sich selbst einen Widerspruch enthalten, gegen unsere Denkgesetze [gegen die Logik] verstößen. Jede begangene **That** ist etwas **Wirkliches**, ebenso wie die durch Naturkraft hervorgebrachte Wirkung. Es gibt keine unvernünftige Naturwirkungen, selbst das tausende von Leben erwürgende Erdbeben ist keine; aber es gibt nur zu viele unvernünftige **Thaten**, solche nämlich, welche mit den Zwecken, die wir als Vernunftwesen zu erfüllen haben, im Widerspruche stehen.

Die Natur braucht sich nirgends und vor Niemanden zu rechtfertigen; aber die menschlichen Unthaten schreien wirklich von der Erde zum Himmel, noch jetzt wie vormals. In der Natur kommt, wie bemerkt, weder Vernunft noch Unvernunft vor, vom Denken und Handeln der Menschen war bisher noch nicht die Hälfte vernünftig, geschweige Alles.

„Ursache und Wirkung sind identisch, sind eins.“ Sind sie es wirklich für unsere menschliche Auffassung? Ist's nicht vielmehr ein Akt, den wir nothwendig vornehmen nach einem, in dem Inhalte unseres Bewußtseins gegebenen Gesetze, daß wir zwar Ursache und Wirkung beständig zusammenhalten, aber bestimmt in der Vorstellung trennen?

Indem ich an meinem Schreibtische sitzend jenem berühmten gewordenen Satze, auf welchen man ganze Systeme baut, nachdenke, fällt mein Blick auf das vom weißen Vorhange bedeckte Fenster. Die Nachmittagssonne wirft ihre Strahlen auf die Scheiben, und diese sind zwischen dem Schatten, welchen das Gerähme verursacht, als helle, durch die Falten des Vorhangs verzogene Vierecke auf diesem letzteren deutlich zu erkennen. Diese hellen Vierecke aber wegen beständig am Vorhang auf und nieder, vielfach ihre Gestalt verändernd, und beschäftigen ergötzlich das Auge. Woher aber dieses Wogen? daher, daß eine Scheibe fehlt und so der leise Windhauch von Außen den Vorhang emporhebt, welcher dann durch sein Gewicht sich wieder senkt, dann wieder flatternd sich hebt und so im lebendigen Spiele auf- und niederfliegt.

Hier habe ich eine Reihe von *Wirkungen* vor mir, deren Ursache ich leicht erkenne; aber die Wirkungen sind etwas ganz anders als die Ursachen, und ich müßte mich für wahnsinnig halten, wenn ich mich überreden wollte, in Dem, was ich als ein völlig Verschiedenes erkenne, nur ein Einziges zu sehen. Was nützt also ein solcher Satz wie der obige, wenn er für uns, d. h. für unsere menschliche Wahrnehmung, für die uns allein möglich ist, der Wahrnehmung und Vorstellung keine Wahrheit enthält? Ursache und Wirkung bilden für uns einen Dualismus, über welchen die scharfsinnigste [Identitäts]-Philosophie nicht hinaushilft; es ist unmöglich, die *Einheit* beider den Menschen begreiflich zu machen, und das Unbegreifliche auszusprechen ist nutzlos.

Wie Hegel mit Versetzung des Subiectes und Prädikats sagt: „die Ursache ist die Wirkung, und die Wirkung ist die Ursache“, sagt er auch, wenn ich nicht irre, „das Sein ist das Nichts, und das Nichts ist das Sein.“ Versuche es einmal Einer von uns ordinär begabten Menschenkindern, ihm Das nachzubegreifen! Ich selbst habe längst daran verzweifelt.

Kein Wunder, wenn der einzige Schüler Hegel's, der ihn verstand, ihn mißverstanden hat. Freilich sagt die Bibel sogar: „Mann und Weib sind eins“, urgirt aber diesen sentimentalen Satz doch nicht bis zu der Behauptung: der Mann ist das Weib, und das Weib ist der Mann, obgleich auch das vielleicht in der Praxis vorkommen mag.

Bemerkungen zur Geschichte des Glaubens an geistige Fortdauer.

Von *Far West*.

Es ist von hohem Interesse, die Geschichte des Glaubens an eine Fortdauer des Geistes bei den verschiedenen Nationen der Erde zu verfolgen. Auf der allerersten kindischen Entwicklungsstufe kennt der Mensch nur sinnliche Eindrücke, und die äußere Welt bietet ihm nichts dar, als ein wechselndes Spiel von Entstehen und Vergehen, sein eigenes Dasein mit eingeschlossen. Auf der zweiten Stufe erwacht mit einem Male wie durch Zauberkraft überall Hoffnung und Glaube der Fortdauer, eingekleidet jedoch in mehr oder minder rohe Bilder, in welchen die nationale Eigenthümlichkeit der Völker sich deutlich abspiegelt. Man vergleiche die indischen, ägyptischen, griechischen, caledonischen, germanischen, jüdisch-christlichen, indianischen Vorstellungen ac. An eine Verabredung oder geflissentliche Täuschung ist hierbei nicht zu denken; der Glaube an eine Zukunft wur-

zelt in dem Wesen der Völker, geht aus ihrer Kulturstufe naturgemäß hervor, fordert keine besondere Begründung und stößt auf keinen Zweifel. Auf der dritten Kulturstufe muß jede Art von Ueberzeugung sich der Prüfung unterwerfen, der Volksglaube wird gesichtet, nur, was die Prüfung besteht, findet Gnade. Doch wird bei diesem Prozesse nicht selten mit dem Ballaste auch manche werthvolle Perle über Bord geworfen. So tritt denn ein Antagonismus der Meinungen hervor; die Einen wollen retten, die Andern verdammen und vertilgen schonungslos. Dieß ist die Zeit, da man auf der einen Seite den Glauben an Fortdauer zu läutern oder von seinen Auswüchsen zu befreien und zugleich wissenschaftlich zu begründen, auf der andern aber Zweifel dagegen zu erregen und ebenfalls mit wissenschaftlichen Gründen ihn umzustößen sich bemüht. Diese Periode muß indessen wohl als eine des Uebergangs betrachtet werden, indem nicht anzunehmen ist, daß für alle künftige Zeiten über eine so wichtige Frage die Meinungen der Menschen so schroff wie gegenwärtig einander gegenüber stehen werden.

Diese Frage ist von einem viel bestimmteren Inhalte als z. B. der Gottesglaube. Die Aufhellung des Dunkels, in welches der letzte Grund alles Seins und Lebens gehüllt ist, wenn sie jemals gelingen kann, hat kaum ein praktisches Interesse, während nichts in der Welt uns näher angehen kann, als die Frage nach „Sein und Nichtsein;“ bewußte Fortdauer und Vernichtung, es gibt keine grelleren Gegensätze.

Steigen wir hinab in die Tiefen des Menschengeistes und forschen nach dessen innigstem Verlangen, so ist es das nach dem Fortbestehen Dessen, was Jeder sein Ich nennt. Unter allen wechselnden äußeren Scenen, bei aller inneren Veränderung und Fortbildung blieb das Wesen des bewußten Ich unangetastet, und es ist unser natürlicher Wunsch, daß es bei Allem, was noch kommen kann, so bleiben möge. Nicht vor Veränderung der Scenen bangt uns, selbst die ganze irdische Scene mag weggerückt werden, sondern vor der Abberufung des Spielers, der wir selbst sind. Ein unleugbarer *horror naturalis* [ein unbefiegbares Grauen] vor dem Zurückfallen des jetzt hell aufblühenden Bewußtseins in Nichts, ist uns angeboren. Der Natur dichtete man ehemals einen *horror vacui* [Abscheu vor dem Leeren an; der Mensch hat einen natürlichen, nicht erdichteten, Abscheu vor dem Leersten von Allem, der geistigen Vernichtung.

Uebrigens verhält es sich mit dem Glauben an Fortdauer ganz wie mit dem an unsere eigene Freiheit. Die Betrachtung des Menschen von Außen her (die physikalische) zeigt auch den Menschen absolut unter dem Gesetze der Nothwendigkeit, und sie lehrt zugleich die Vernichtung des Bewußtseins mit der Zerstörung des Organismus. Beschaut ihr aber euch innerlich selbst, so seid ihr euch der freien Selbstthätigkeit bewußt, sie ist euch das Gewisseste von Allem, und ebenso findet ihr alle eure Geistesanlagen

wie berechnet für endlose Bervollkommnung, eure angeborne Hoffnung, eure heißeste Sehnsucht tragen euch über die Schranken des Erdendaseins hinaus, und ihr vermögt kaum den Gedanken zu denken, daß Geistesvernichtung euer Loos sei. Doch darüber künftig Ausführlicheres.

W i n z e r L e g e n d e

von F a r W e s t.

Als Adam weiland an Eva's Seite
Den Garten durchwandelt' die Läng' und Breite
Unter Rosenduft, unter Laubengegirr,
Da ward es ihm innerlich gar so wirr.

Bald zweifelt' er selbst am eig'nen Verständniß,
Es fehlt ihm Wiß, es fehlt ihm Erkenntniß ;
„Hilf, sprach er und sah zu Eva hinauf,
Hilf meinem schwachen Verstande doch auf!“

Da hörten sie Beide im Laube ein Rauschen ;
Sie spitzten die Ohren, begannen zu lauschen.
Eine Schlange erschien, sie öffnet' den Mund
Und that in glattem Wort ihnen kund :

„Dies ist, ihr Thoren, der Baum der Erkenntniß ;
Die Frucht von ihm gibt euch neues Verständniß.
Ihr seid, fürwahr, gar betrogene Leut' :
Eßt von dem Apfel und werdet gescheidt.“

Und wie sie noch sprach von solchen Dingen ,
Da hörten ein Vöglein sie fernher singen ;
So lieblich sang's aus der vollen Brust,
Es war eine Wonne, es war eine Lust.

Herr Adam begann zu ihm hinzusehen ;
Da dünkt ihm, er könne die Worte verstehen :
„O traut nicht der Schlange arger List ,
Sie macht euch elend nach kurzer Frist ;

Berlangt ihr, weise und klug zu werden ,
Nichts ist dazu so geschickt auf Erden ,
Als der Rebe Frucht, gepreßt zu Wein :
Trinkt Wein, und ihr werdet weise sein !“

Was der Vogel sang, that dem Adam gefallen.
Schon fing das Herz an ihm freudig zu wallen ;
Da sprach aber Eva . „Es kann nicht gescheh'n,
Die Schlange, sie muß es wohl besser versteh'n.“

Und flugs zu'n Aste hinauf sie langte,
Wo in Fülle Apfel an Apfel prangte ;
In den schönsten sie that einen herzhaften Biß,
Den Rest sie dem Adam überließ.

Nun hört, wie klug sie wurden und weise !
Zu Eva sprach der Adam ganz leise :
„Wir sind ja nackt von Kopf bis zu Fuß ,
In puris naturalibus“.

So hatten sie denn bemerkt in Kürze,
Daß er ohne Hosen und sie ohne Schürze,
Ein Ding, das zuvor sie nimmer bedacht ,
So klug der Apfel sie hatte gemacht.

Nun müssen wir denn seit jenen Zeiten
Gar mühsam Hosen und Schürzen bereiten ;
Pariser Moden noch zumal
Uns stündlich bringen Sorge und Qual.

Die Schlange, weil sie so arg gelogen,
Hat nimmer seitdem zu sprechen gepflogen.
Das Vöglein aber singt immer noch fort
Und ruft uns zu vom lustigen Ort :

„Die Rebe pflanzt und die Rebe pfleget,
Stets munter die frischen Kräfte reget !
Und verlangt ihr klug und weise zu sein :
Die Trauben preßt und trinkt den Wein.“



Die Sklavenfrage vom europäischen Gesichtspunkte.

Während die Journalistik in Deutschland von jeher auf allen möglichen Gebieten und in allen möglichen Welttheilen sich heimisch fühlte und die Angelegenheiten von China oder Japan, Paraguay oder Brasilien mit einer Vorliebe erörterte, welche ihr die nächstliegenden heimischen Fragen nur selten abgewinnen konnten, pflegte sie sich außerordentlich unbeholfen und linksch in Bezug auf die Politik der Ver. Staaten zu zeigen. Es ist fast unglaublich, welche Quantitäten höheren „Blechs“ innerhalb der letzten zehn Jahre von der Presse Deutschlands über die inneren Angelegenheiten der großen nordamerikanischen Republik zu Tage gefördert worden ist. Erst in den letzten Jahren ist in den bedeutenderen Zeitungen in dieser Beziehung eine Aenderung eingetreten. Man findet jetzt in diesen Zeitungen Artikel über amerikanische Politik, die über das Gebiet hohler und abgeschmackter Phrasen hinausgehen und von wirklichem Studium der hiesigen politischen Zustände zeugen. Man begnügt sich nicht mehr mit jenen halb verdauten, verworrenen Vorstellungen von Touristen, die, um einer effectvollen, belletristischen Darstellung willen, Thatsachen entweder verhehlen, oder umgekehrt ihre Bedeutung bis ins abenteuerliche übertreiben, sondern sucht zu einer völligen objektiven Auffassung zu gelangen. Hierbei kommen denn freilich die vagen manifest desinny-Schwärmerieen, auf die sich vorher die „Studien“ amerikanischer Verhältnisse beschränkten, schlecht weg und man gelangt so ziemlich dem Antagonismus, welcher die Basis des gegenwärtigen Parteitreibers bildet, auf den Grund. Man merkt allmählich, daß diejenige Partei in den Ver. Staaten, die bisher durch den Namen „Demokratie“ Alle, die nicht tiefer auf das Wesen der Sache eingingen, zu täuschen wußte, in Wirklichkeit nichts Anderes ist, als die Partei der Sklavenhalter, und wendet seine Sympathieen von ihr ab. — Darüber mögen die „demokratischen“ Blätter witzeln, aber sie werden nicht verhüten können, daß jene Darstellungen in Deutschland erscheinender Blätter einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Ansichten der deutschen Einwanderung haben werden. Ist es doch ganz sicher, daß es nicht blos der Name „Demokratie“, sondern zum großen Theil auch die Darstellungen der deutschen Handbücher für Auswanderer waren, welche die letzteren gleich nach ihrer Ankunft in einem Land, von dessen Politik sie noch nicht das mindeste Verständniß hatten, zu Rekruten der demokratischen Partei machten.

Die Berliner Nationalzeitung, das letzte demokratische Blatt in Norddeutschland, brachte kürzlich in einer Reihe von editorischen Artikeln eine Darstellung des amerikanischen Parteiwesens, die in sofern von Interesse

Ist, als sie einen frappanten Beleg für die oben bezeichnete Veränderung in der Auffassung der amerikanischen Politik bildet. Wir theilen daraus nachstehend einen kleinen Abschnitt mit, lediglich um zu zeigen, daß man in Deutschland bei ganz objektiver Prüfung der hiesigen Verhältnisse ungefähr zu den nämlichen Schlüssen gelangt, wie hier die republikanische Partei.

Bei der Begründung des Bundes der Vereinigten Staaten ward die Sklaverei als ein Bestehendes anerkannt, aber auch ausdrücklich in das Gebiet der Sonderangelegenheiten verwiesen, auf welche sich die Befugnisse der Bundesregierung nicht erstreckten. Die meisten sublichen Staaten waren dies zufrieden, nur Süd-Carolina und Georgien sträubten sich lange dagegen. Sie sahen in jener Ignorirung der Sklaverei schon eine Gefährdung derselben, und erst als in die Bundesverfassung eine Bestimmung aufgenommen wurde, welche es den Einzelstaaten zur Pflicht machte, die Auslieferung der auf ihr Gebiet geflüchteten Sklaven nicht zu verhindern, verstanden sie sich zum Abschluß des Bundes. Zu jener Zeit war übrigens doch die Hervorhebung der formalen, staatsrechtlichen Seite der Sklavenfrage noch nicht eine so schroffe, daß nicht Erörterungen über das Wesen, die rationelle und sittliche Seite der Sklaverei vielfach vorgekommen wären. Die hervorragendsten Parteiführer hatten sich die Anschauungen der Encyclopädisten zu eigen gemacht und legten nicht bloß nationalökonomische, sondern auch humanistisch-philosophische Maaßstäbe bei Beurtheilung der Sklaverei an. Es liegen genug thatsächliche Beweise dafür vor, daß Männer, wie Washington, Jefferson und Andere, entschiedene Gegner der Sklaverei waren und daß der letztere im Anfang seiner staatsmännischen Laufbahn einer weiteren Ausbreitung derselben entgegenarbeitete.

Aber das wäre wohl eine Verkennung der Dinge, wenn man (wie Manche thun) meinen wollte, daß die Abneigung gegen die Sklaverei damals im Süden nur im entferntesten eine allgemeine gewesen sei. Zwar existirte, mit Ausnahme der oben genannten beiden Staaten, dort noch nicht jener an Wahnsinn streifende Fanatismus für das „patriarchalische Institut“, der sich in neuerer Zeit so widerwärtig breit macht, denn es war noch nicht durch besondere Produktionszweige so tief in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse eingewurzelt. Aber auf der andern Seite fühlten auch nur wenige hervorragende Geister das Bedürfnis, sich mit dem Gedanken an eine Aufhebung der Sklaverei vertraut zu machen. Man betrachtete sie nicht als einen Segen, wie es heutzutage geschieht, aber auch nicht gerade als eine besonders schwere Last, sondern einfach als eine Einrichtung, die nun einmal da sei, und mit der man sich wohl oder übel vertragen müsse. Waren je hin und wieder Gelüste nach einer Aufhebung derselben vorhanden, so schwanden sie bei der Betrachtung der unsäglichen Greuel, welche die plötzliche Befreiung der Neger auf Hayti herbeigeführt hatte.

Die gleichgültige Stimmung der Massen in Bezug auf die Sklaverei

verschwand, als zu Anfang dieses Jahrhunderts Whitney's Erfindung der Baumwollhechel (Cotton-gin) dem Baumwollenbau in den südlichen Staaten ein neues Feld eröffnete. Die damaligen hohen Preise der Baumwolle machten diese in unglaublich kurzer Zeit zum Lieblingsprodukt des Südens, schränkten den Getreidebau ein und riefen ein ausgedehntes Plantagensystem ins Leben. Die Erwerbung von Louisiana machte auch den Zucker zu einem Hauptstapelartikel des Südens und es erwies sich hierbei die Sklaverei als so einträglich, daß man sich bald in den Gedanken hineinklebte, sie als eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit, als ein positives Gut zu betrachten. Nun hörte auch die Theilnahmlosigkeit des Südens in Bezug auf die Frage über die weitere Ausdehnung der Sklaverei auf. Während er zu Ende des vorigen Jahrhunderts unschwer darenin gewilligt hatte, daß die dem Bunde gehörigen Gebiete von der Sklaverei verschont bleiben sollten, begann er in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts seine durch die Bodenproduktion bedingten volkswirthschaftlichen Interessen denen des Nordens immer schroffer entgegenzustellen, und da die Sklaverei als Ausdruck und Gewähr für jene spezifischen Interessen galt, so betonte er sie mit größerer Entschiedenheit als zuvor. So kehrte sich eine immer mehr zunehmende Ungleichartigkeit zwischen den beiden Hauptstaatengruppen der Union hervor.

Wie es nun bei einer auf die Annahme gemeinsamer Interessen begründeten Gemeinschaft natürlich ist, daß ein Theil, sobald seine speziellen Interessen von denen des andern Theils sich zu sondern beginnen, die Gemeinschaft selbst ihnen dienstbar zu machen sucht, so trat auch bei dem Süden nur zu bald das Verlangen hervor, die Union als Werkzeug zur Beförderung südlicher Interessen zu benutzen. Dabei kamen ihm manche Umstände zu Nutze. Schon die ursprüngliche Zusammensetzung der Bevölkerung mehr noch die wirthschaftlichen Verhältnisse hatten den Bewohnern des Nordens und denen des Südens einen sehr verschiedenen Charakter gegeben. Im Süden, der meistens von abenteuernden Edelleuten, Glücksjägern und verwegenem Gesindel angesiedelt worden war, hatte sich jener sogenannte chevalereske Sinn herausgebildet, dessen unterste Grundlage freilich nichts Besseres, als eine Mißachtung der Arbeit ist, dessen Bethätigungen aber leicht dem ängstlichen Spießbürger imponiren. Zudem gab der Reichthum, der die Nothwendigkeit beseitigte, alle geistige Thätigkeit auf materiellen Erwerb zu richten, den Staatsmännern des Südens Gelegenheit, sich neben dem unbändigen Stolge und Unabhängigkeitsinne auch eine gewisse allgemeine Bildung und umfassende Anschauungen anzueignen, welche die in engeren Verhältnissen groß gewordenen Männer des Nordens übertrafen. Der Norden der Ver. Staaten war bei der großen Ansiedlung fast ebenso ausschließlich von dem kleinbürgerlichen Elemente in Beschlag genommen, wie der Süden von dem aristokratischen. Dieses Verhältniß

machte sich denn auch in der bescheidenen, fast demüthigen Stellung geltend, mit welcher sich die Vertreter des Nordens, gegenüber denen des Südens, genügen ließen. Erst ein mächtiger industrieller und kommerzieller Aufschwung des Nordens konnte bei diesem allmählig das Selbstgefühl in ähnlicher Weise erheben, wie in Europa das Bürgerthum im Gegensatz zum Geburtsadel zu einer Macht wurde.

Doch ehe es dahin kommen konnte, hat der Süden lange Zeit dem Norden imponirt und innerhalb des Bundes eine drückende Dohnmacht über ihn ausgeübt. Die Grundsätze der nationaldemokratischen Partei waren es, welche ihm die Mittel dazu boten. Durch das beständige Hervordrängen ihrer spezifischen Interessen brachten es die südlichen Demokraten dahin, daß unter den „Sondereinrichtungen“ der Einzelstaaten, deren Beschützung und Wahrung sich die demokratische Partei angelegen sein läßt, ausschließlich die Sklaverei verstanden wurde, während von den Sonderinteressen der nördlichen Staaten gar keine Rede mehr war. Während der Norden der Ver. Staaten durch seine eigene Rührigkeit auf den Gebieten des Ackerbaues, der Industrie und des Handels zu immer größerer nationalökonomischer Bedeutung heranwuchs, blieb er in politischer Beziehung durchweg der demüthige Vasall der „demokratischen“ Sklaventhaler, und was er durch unerhörte eigene Kräfteanstrengungen erreichte, das gewannen diese mit geringer Mühe, indem sie die Centralgewalt des Bundes ihren Interessen dienstbar machten. Während im Norden die „Pioniere der Civilisation“ rastlos mächtige Länderstrecken durch ihre Arbeit der Cultur eroberten, vergrößerte sich der Süden in bequemster Weise durch Ankäufe, deren Preis aus dem Bundesseckel bezahlt ward (Louisiana, Florida); oder durch Eroberungen, die der Bund im Interesse des Südens machen mußte, und wofür die Söhne des Nordens ihr Blut verspritzten [Texas]; oder endlich dadurch, daß er durch Drohungen aller Art dem Norden Stücke des dem Bunde angehörenden Gebietes abtrotzte [Missouri, Arkansas]. Die Riesen-Anstrengungen des Nordens, sich auf dem industriellen Gebiete eine hohe Stellung zu erringen, suchte der demokratische Süden mehrfach mit Glück durch eine Zollgesetzgebung zu vereiteln, die ausschließlich auf das Interesse der Baumwollproduktion begründet war. In der Bundesverwaltung übte der Süden Menschenalter hindurch mit kurzer, kaum der Erwähnung werther Unterbrechung einen förmlichen Terrorismus, der Alles und Alle verwarf und mit Füßen trat, die nur im Entferntesten Anstalten nahmen, sich zu unterwürfigen Werkzeugen der südlichen Interessen zu machen. Ein „nördlicher Mann“ war von vornherein Tabu, und höchstens ward der Ausdruck durch den Zusatz „mit südlichen Grundsätzen“ einigermaßen schmachhaft gemacht. Das furchtbarste Schimpfwort, welches die demokratische Partei kennt, ist „Abolitionist“. Unter Abolitionisten versteht sie aber nicht bloß die wenigen Duzend Extremes, die die Abschaffung

der Sklaverei von Bundeswegen wünschen, sondern auch alle Diejenigen, die sich nur gegen die weitere *Ausbreitung* verwahren, ganz auf dem Boden der Bundesakte stehen und unmittelbar an die von dem „Vater der amerikanischen Demokratie“ (Jefferson) hinterlassenen Präzedenzfälle anknüpfen. Die national-demokratische Partei, die ursprünglich über die Sklaverei sich in keinem weitem Sinne aussprach, als daß sie eine Einrichtung sei, mit welcher der Bund als solcher Nichts zu thun habe, ist schließlich bei der Forderung angelangt, daß sie als ein nationales Institut anerkannt und gefördert werde.

Ganz unverkennbar ist dies innerhalb des letzten Jahrzehnts hervorgetreten. Zuerst zwang der Süden dem widerstrebenden Norden seine Einwilligung zur Aufnahme der Republik Texas in den Bund ab, drängte ihn zu einem Krieg mit Mexico und ließ ihn mächtige Länderstrecken von der Nachbarrepublik erobern. Die eroberten Länder beanspruchte er für das „eigenthümliche Institut“, und als die zufällige Entdeckung des Goldes in Californien mit den daraus sich ergebenden Folgen dieses Land zu einem sklavenfreien Staate machten, da machte der Süden einen entsetzlichen Lärm, als sei ihm himmelschreiendes Unglück geschehen. Nicht eher gab er sich zufrieden, als bis er durch die sog. Kompromißmaaßregeln das Sklavenfanggesetz, die Aussicht auf Einführung der Sklaverei in Neu-Mexiko und Utah und die Zusicherung gegeben war, daß Texas im Laufe der Zeit in fünf Sklavereistaaten solle zerlegt werden dürfen. Kaum war die Aufregung über diese Maaßregeln erdrückt, kaum hatten sich die beiden großen Parteien dahin erklärt, daß dieselben als endgültige Erledigung der Sklavenfrage angesehen werden sollten, — als plötzlich zu Anfang des Jahres 1854 der Süden einen neuen Anlauf nahm. Die herrschende demokratische Partei, die sich noch eben dahin erklärt hatte, daß sie alle vorhandenen Kompromisse unangetastet bestehen lassen wolle, zertrümmerte ohne die geringste Provokation und lediglich in der Absicht, den Interessen des Südens Vorschub zu leisten, ein seit länger als einem Menschenalter bestehendes Kompromiß und sprach in der Nebraskabill den Grundsatz aus, daß der Bund des „Prinzips“ wegen sein Recht, der weiteren Ausbreitung der Sklaverei hindernd entgegenzutreten, aufgeben müsse.

(Aus der Berliner Nation alzeitung.)

Reise-Eindrücke.

Man hat schon viel über die Philosophie des Reisens geschrieben, aber das Thema ist noch lange nicht erschöpft. Namentlich in Amerika zu reisen, erfordert eine besondere Philosophie. Um hier reisen zu können, muß man vornehmlich mit einer guten Portion Geduld ausgerüstet sein. Merkwürdig, daß in dem Zeitalter des Dampfes und der Eisenbahnen mehr Geduld zum Reisen nothwendig ist, als früher, wo man in dem alten Kumpelkasten von Postwagen über holperigen Wegen halb zu Tode gerädert wurde, und doch sich trefflich amüßte, die interessantesten Abenteuer erlebte und zu den empfindsamsten Betrachtungen veranlaßt wurde. Die Zeiten eines Yorick, Seume u. s. w. sind vorbei; der Reisende des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht mehr der empfindsame Beobachter, der in jedem Bauernmädchen, das über die Landstraße geht, einen Roman entdeckt, und welcher im Fond des Postwagens die tiefstnünigsten physioognomischen Studien macht; die Reisenden heutigen Tages gehen gleichgültig und gedankenlos an einander vorüber, und kümmern sich nicht um einander. Die einzigen Abenteuer, die einem Reisenden in Amerika passieren können, sind übrigens bedenklicher Art; hier fliegt ein Dampfschiff in die Luft, dort rennen zwei Eisenbahnzüge gegen einander, und mancher Krüppel hinkt bis an sein seliges Ende ein: in solchen Reiseabenteuer nach.

Von den amerikanischen Gegenden, Städten und Menschen, an denen die Lokomotive uns vorüberzieht, kann man nur sagen, daß sie sich in einer eintönigen Langweiligkeit wiederholen. Die Städte sind nach demselben Plane gebaut, die Gesichter der Menschen nach demselben Muster zugeschnitten; die Gegend zeigt uns dasselbe Gemisch von Wald und mit Baumstumpen bedeckten Feldern. In Deutschland, Frankreich, der Schweiz findet der Reisende viel mehr individuelle Unterschiede der Scenerieen und Menschen; jedes Thal, jedes Gebirge, hat sein besonderes Gepräge, und an jedem Menschen finden wir irgend Etwas, welches uns an ihm interessirt. Das gegenseitige Interesse verbindet uns mit einander und macht mittheilbar; die Reisegesellschaft wechselt ihre Mitglieder, aber sie bleibt immer eine Gesellschaft, welche sich für einander interessirt und in socialen Beziehungen zu einander steht. Wer hat nicht in Deutschland oder der Schweiz, dem eigentlichen Terrain, um Reifestudien zu machen, schon die schätzenswertheften Bekanntschaften seines Lebens gemacht? Aber in Amerika bringt selbst das Reisen die Leute nicht aus ihrer egoistischen Abgeschlossenheit heraus; wie Sandkörner, die man zusammen und durcheinander schüttelt, werden die Menschen zusammen und durch einander geworfen; Keiner bleibt an dem Andern hängen; mechanisch fallen die einzelnen Bestandtheile einer Gesellschaft aus einander, in welcher jede innere Wahlverwandtschaft fehlt.

Daß es in Amerika keine Poesie gibt, kann man am besten auf Reisen

beobachten. Die Natur ist poetisch genug; prächtig liegt der klare Spiegel des Sees vor unsern Augen; majestätisch wälzt der breite Strom seine Fluthen durch die grünen Wälder; endlos dehnt sich die Prairie aus und zeigt uns ein Blütenmeer. Aber sieht man die Menschen an, so empfindet man Langeweile; die kalten, geistlosen Gesichter verbannen die Poesie aus der Gegend; es ist kein Verständniß für die Schönheit der Natur da, und deshalb auch keine Poesie.

Man sollte doch eigentlich glauben, daß in einem republikanischen Lande, wo Jeder sich nach seinen eigenen Neigungen und Fähigkeiten entwickeln kann, und wo es keine besondere Kasten und Stände gibt, die Individualitäten schroff hervortreten müßten; jeder Mensch müßte hier eigentlich eine besondere Spezies sein, unterschieden von allen andern Menschen. Aber im Widerspruch mit dieser Voraussetzung trifft man nirgend so wenig Originalität und Individualität, wie in Amerika. Man glaubt, die Leute schon einmal gesehen zu haben, bleibt ihnen aber immer noch fremd. In dieser Beziehung ist das amerikanische Volk einem Buche mit leeren Seiten zu vergleichen, in dem alle Blätter und Seiten gleich sind, und denselben Inhalt haben.

Solche und ähnliche Bemerkungen drängten sich uns in dem Eisenbahnwagen auf, der uns nach New-York tragen sollte. Daß diese Bemerkungen nicht freundlicherer Natur waren, lag vielleicht auch an dem Regen, der in Strömen herabfiel und der ganzen Gegend eine düstere Färbung gab. Wir sahen uns in der Reisegesellschaft um; die Leute sahen sich an mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, und das einzige Gespräch, das geführt wurde, war zwischen zwei Farmern über den Stand der Erndte und den Preis der Kartoffeln.

Um eine Veranlassung zur Unterhaltung zu geben, fiel Jemand auf den Vorschlag, Präsidentschaftswahl zu spielen. Fremont natürlich war der Mann. Ein alter Farmer meinte, daß er jetzt dreißig Jahre für die demokratische Partei gestimmt habe, und daß es wirklich häßlich für ihn sei, daß er in seinen alten Tagen noch die Partei hätte verlassen müssen. Aber selbst die Politik konnte keine Unterhaltung zu Stande bringen; in einzelnen Ja's und Nein's verstummte die Unterhaltung; und man hörte nichts weiter, als den traurigen Platsregen und das Klackeln der Wagen.

In Rochester blieben wir einige Stunden. In dieser Stadt der Mühlen und der Pfaffen, die mit Baltimore um den Namen eines amerikanischen Rom's wetteifert, ist eine zahlreiche deutsche Bevölkerung, von welcher freilich der größte Theil in den Händen der katholischen Priesterschaft ist. Zwei deutsche Zeitungen, eine demokratisch-katholische und eine republikanische, existiren dort, freilich nur mit Mühe. Die Städte an der Centralbahn, wie Rochester, Syracuse, Utica, Albany sind zu sehr den Ein-

flüssen von New-York, diesem großen Centralpunkte, unterworfen, als daß sie ein selbstständiges Leben entwickeln könnten; erst Buffalo, an den Grenzen des Staates gelegen und dem weiten großen Westen zugewandt, fängt an, einigermaßen selbstständig zu werden. Wenn Städte, wie Rochester und Albany, im Westen lägen, würden sie viel mehr Selbstständigkeit und Originalität zeigen, wie jetzt, wo der Einfluß der „Empire City“ sich in allen Kreisen des Lebens überwältigend zeigt. Dies ist auch wohl der Grund, weshalb die deutsche Presse in allen diesen Städten nicht recht aufkommen kann. Die New-Yorker Presse ist zu stark vertreten und erlaubt den andern Städten im Staate keine Konkurrenz.

In Rochester geht es mit der Fremontbewegung unter den Deutschen ziemlich vorwärts; vor vier Jahren war noch Alles demokratisch; jetzt aber hat diese Partei nur noch unter den deutschen Katholiken und Irländern Anhang.

Unter einem anhaltenden Regen fuhren wir nach Albany weiter, wo wir den Festlichkeiten der Einweihung der Sternwarte beiwohnen wollten. Dieselbe fand aber statt am 20. August am 28. desselben Monats statt, und war überhaupt nicht von den europäischen Celebritäten besucht, welche man erwartete. Ein deutscher Astronom Dr. Peters ist an dieser Sternwarte angestellt.

Die Hudson River Bahn, auf welcher wir nach New-York fuhren, war durch die unaufhörlichen Regengüsse fast inpraktikabel geworden; die Schienen waren theilweise mit Wasser bedeckt; Springspluthen sprangen, Kaskadengleich, von den überhängenden Felsen hinab auf die Bahn, und dieser Ueberschwemmung war es wohl zuzuschreiben, daß wir einige Stunden später, mitten in der Nacht, in der Metropolis ankamen.

Kurz bevor wir die Stadt erreichten, ließ der Regen nach, und ein blasser Mond blickte durch die Spalten der Wolken hindurch. Wir fuhren durch den Manhattan-Parc; bei der ungewissen Beleuchtung sahen die Bäume, Landhäuser, Felsen und Gärten des Parcs ganz romantisch aus. Die Stadt selbst dagegen künftigte sich nicht freundlich an; die Straßen, durch welche die Hudsonbahn fährt, sind Geschäft- und Fabrikstraßen, dumpfe, häßliche Straßen, nur hie und da durch Gaslicht erhellte, hie und da nur von einem nächtlichen Wanderer betreten. Endlich kamen wir im Depot an, und waren mit wenigen Schritten in dem glänzenden Broadway und Parkplaze, wo aller Glanz und Luxus einer großen Stadt an die Stelle der früheren Armseligkeit trat. Es geht New-York wie den meisten großen Städten und der modernen Gesellschaft überhaupt; einzelne reiche, brillante Gegenden und rings umher ein Haufe von Elend und Armuth.

Am andern Tage nun galt es, die Freunde aufzusuchen. In New-York sind überhaupt stabilere Verhältnisse wie im Westen, wo die ganze

Bevölkerung sich in einer permanenten Wanderung zu befinden scheint; wir fanden fast alle unsere Freunde in den alten Verhältnissen und an dem gewohnten Plage. Man hatte uns so viel von der Entwicklung des deutschen Lebens und deutscher Geselligkeit während der letzten beiden Jahre geredet, aber es mag wohl der Kürze unserer Anwesenheit in New-York zuzuschreiben sein, daß wir von dem großen Fortschritt nur wenige vereinzelte Spuren fanden. Es ist wahr, die republikanische Bewegung hat die Deutschen mächtig ergriffen und ist in die Massen der deutschen Bevölkerung gedrungen, aber ob diese Bewegung eine nachhaltige Folge auf den Charakter der deutschen Bevölkerung und ihres geselligen und sozialen Lebens haben wird, dies muß der Zukunft überlassen werden. So viel ist gewiß, daß New-York eine Menge von intelligenten, strebsamen Deutschen hat, vielleicht ebensoviel, wie in den größten Universitäts- und Residenzstädten Deutschlands; der Einfluß dieser Leute, bisher durch den Einfluß der Kneipen und habfüchtiger demagogischer Leiter paralysirt, muß denn doch am Ende sich Bahn brechen. Jedenfalls ist man schon auf dem Punkte angelangt, wo die deutsche Intelligenz aus ihrer früheren Isolirung heraustritt und sich an die Massen des Volkes wendet.

Die gegenwärtige Wahlbewegung bietet eine willkommene Veranlassung, das freisinnige deutsche Element zu organisiren, und daß man diese Veranlassung nicht ganz ungenützt hatte vorübergehen lassen, dies bewies uns die große republikanische Massenversammlung der Deutschen in Tabernacle. Als wir kurz vor der zur Versammlung festgesetzten Zeit den großen und geräumigen Saal betraten, — der, beiläufig gesagt, sehr an das Lokal der ehemaligen deutschen Nationalversammlung, die Frankfurter Paulskirche, erinnert, — fanden wir das Lokal in allen seinen Räumen schon ziemlich besetzt, aber immer neue Schaaren drängten sich hinein und füllten die Gallerien. Wir sahen uns in der Versammlung um; sie war höchst respektabel; man sah nicht jene bassermannische Gestalten, die in großen Städten und namentlich in New-York bei politischen Versammlungen zu erscheinen pflegen. Manchem bekannten Gesichte begegneten wir, wie es denn überhaupt uns eine gewisse Genugthuung war, daß die meisten unserer Freunde von drüben her sich der republikanischen Bewegung angeschlossen haben. Julius Fröbel präsidirte der Versammlung. Während der Reden und Verhandlungen zogen noch immer neue Schaaren, Turnvereine, Wardclubs u. s. w. in den Saal; mit einer Elastizität, die wir bei solchen Veranlassungen oft bewundert haben, drängten sich die Menschenmassen zusammen, so daß noch ganze Vereine dort Platz fanden, wo man glaubte, daß kein Apfel mehr zur Erde hätte fallen können. Besondere Aufmerksamkeit wurde den wackeren Turnvereinen zu Theil, welche in ihrer Turnkleidung und Fahnen die Gallerieen einnahmen, und durch ihre zahlreiche Anwesenheit ihren Eifer für die republikanische Sache bewiesen.

Ueberhaupt erinnerte die ganze Versammlung in ihrer Haltung, Zusammensetzung und Begeisterung sehr an die großen Volksversammlungen in den Jahren 1848 und 1849 im alten Vaterlande; als die Marsseillaise erkönte, glaubten wir wieder die Frühlinglieder der jungen Freiheit von damals zu hören. Es war eine Versammlung, in welcher die Demokratie, d. h. die falsche trügerische Sklaverei-Demokratie, unter den Deutschen New-Yorks begraben würde.

Die meisten Reden, die gehalten wurden, hätten indessen wohl mehr mit der Intelligenz und Begeisterung der Versammlung in Einklang stehen können. Es wurde manches treffliche Wort gesprochen, aber es war nicht der Schwung und Ouf in den Reden, den wir im Anblicke einer solchen massenhaften und einmüthigen Versammlung gewünscht hätten. Fröbel leitete die Versammlung mit einigen kurzen, passenden Worten ein, indem er auf den moralischen, sittlichen Kern der ganzen Wahlbewegung hinwies. Der erste Redner war Friederich Kapp. Kapp sprach würdig, ja fast stolz; es war in seiner Rede nicht das handwerksmäßig Buhlen und Schmeicheln um die Gunst des Publikums, nicht das professionelle Herausfordern der Hurrahs und Vivats, nicht der gewöhnliche ordinäre Ton der amerikanischen Stumpreden, sondern seine Rede war die Darlegung einer stolzen, männlichen Gesinnung, welche oft in glänzenden Wendungen den Jubel des Publikums erregte. Leider verlor die Rede am Schlusse ihre Kraft und Frische; anscheinend war der Redner durch Störungen von außen beeinflusst. Nachdem die eingegangenen Briefe verlesen und die gewöhnlichen Beschlüsse angenommen waren, sprach Herr Dana von der New-York Tribune eine deutsche Rede, in welcher er sich gegen den Nativismus und die Sklaverei aussprach. Herr Dana spricht als geborener Amerikaner die deutsche Sprache sehr geläufig, wenn man auch oft an dem Accente hört, daß sie nicht des Redners Muttersprache ist. Eine Fremont-Marseillaise, welche von dem ganzen anwesenden Volke gesungen wurde, machte einen gewaltigen Eindruck. Darauf sprach Herr Douai, der vor Kurzem aus Texas zurückgekehrt war, speziell über die Verhältnisse der Weißen im Süden. Endlich kam Herr Försch mit einer der gewöhnlichen amerikanischen Stumpreden, die handwerksmäßig ausgearbeitet und mit vöfäffischem Tone vorgetragen, ihren Eindruck auf die große Masse nie verfehlen, aber jeder wirklich bildenden und ästhetischen Wirkung entbehren. Herr Tschirner, der ehemalige sächsische Diktator, war der letzte Redner. Die Themata, welche in diesen Reden behandelt wurden, Sklaverei, Nativismus u. s. w. bieten der Argumentation ein weites Feld und lassen die verschiedensten Behandlungsweisen zu; wir hätten wohl erwartet, daß der Reichthum an neuen Gedanken, der in diesen Reden mitgetheilt wurde, der Intelligenz der großen deutschen Bevölkerung New-Yorks und der außerordentlichen Bedeutung der Sache angemessen gewesen wäre. Nach der Versamm-

lung organisirte sich ein imposanter Fackelzug von wenigstens 1000 Fackeln, welcher sich durch den Broadway nach der Statue Washington's und dem Hause Fremonts bewegte.

Dies ist die kurze Beschreibung einer Versammlung, welche deshalb eine allgemeine Besprechung verdient, weil sie einen Wendepunkt in der politischen Stellung der Deutschen in Amerika bezeichnet. Bei dem großen Einfluß, den New-York auf den Staat und die Union hat, und den namentlich die deutschen Bewohner New-Yorks auf ihre westlichen Nachbarn ausüben, ist eine solche Demonstration von weit reichendem Einfluß; sie wird den Entschiedenem Zuversicht, den Halbem und Unentschlossenen die rechte Richtung, den Reactionären das Bewußtsein der Niederlage geben.

Nur eins ist zu wünschen, nämlich, daß die Bewegung, welche, wie wir an dem angeführten Beispiele sehen, unter den Deutschen schon eine solche bedeutende Theilnahme und Sympathie findet, wirklich zu einer Emancipation des deutschen Geistes in Amerika und nicht zu einem bloßen Wahlmanöver verwendet werde. Man kann aus dieser Bewegung gerade so gut und mit denselben Opfern und Anstrengungen das Ganze und Rechte, wie das Halbe und Verkehrte machen. Wir haben bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten gesehen, daß das Volk bereitwillig und entwicklungsfähig ist, wenn es nur die rechte Leitung findet. Wenn man die politische Stellung, welche die Deutschen vor wenigen Jahren noch einnahmen, mit ihrem jetzigen Auftreten vergleicht, so sieht man einen Fortschritt, der uns alle Hoffnung für die Weiterentwicklung des deutschen Elementes gibt. Ein solcher Abend, wie im Tabernacle, ist allein schon ein politischer Triumph.

Zur selben Zeit, als die Tabernacle - Versammlung abgehalten wurde, fand in der bekannten oder vielmehr berüchtigten Tammany Hall eine demokratische Massenversammlung statt. Es war interessant, diese beiden großen Versammlungen abwechselnd zu beobachten. Zwei feindliche Parteien, auf das Aeußerste gegen einander erregt und erbittert, von den verschiedensten Motiven und Grundsätzen ausgehend, die verschiedensten Wege und Zwecke verfolgend, versammeln die Massen des Volks an zwei nahe bei einander gelegenen Punkten; die aufregendsten Reden werden gehalten, die Beifallsrufe der Menge begegnen sich; die Professionen der einen und der andern Partei kreuzen sich auf der Straße, aber Alles bleibt ruhig und kein Tropfen Bürgerblut wird vergossen. Wieviel Barrikaden, Kariätschen und Blut hätten solche Demonstrationen in Europa gekostet?

Am andern Tage kam das KnowNothingBlatt des berüchtigten Grassus Brooks mit einer satirischen, mit Illustrationen versehenen Beschreibung der deutschen Versammlung heraus, in welcher es an den üblichen KnowNothing Ausdrücken und Schimpfwörtern nicht fehlte. Das Ganze mußte indessen schon vor der Versammlung vorbereitet sein, denn man

konnte wohl nicht füglich die Illustrationen u. s. w. in einer Nacht herstellen. Wenn wir nicht irren, waren die deutschen Types, welche hie und da den englischen Text unterbrachen, von ganz demselben Schnitte, wie die der New-Yorker Staatszeitung. Mehr noch wie die Types, glichen die Ansichten und Urtheile der Staatszeitung und des Erpreß sich, und wir hatten hier, wie schon bei manchen andern Gelegenheiten Veranlassung, zu sehen, wie nahe der politische Standpunkt und die Kulturstufe eines deutschen Funkers und eines amerikanischen KnowNothings bei einander liegen.

Wenn diese große republikanische Demonstration auf die deutsche Bevölkerung einen guten Eindruck machte, so war die Wirkung derselben auf die Amerikaner noch viel größer; davon konnten wir uns am andern Tage in manchen Gesprächen überzeugen. Die Amerikaner waren wirklich erstaunt über diese imposante Demonstration, und man kann sagen, daß der deutsche Name dadurch bedeutend im Kurs gestiegen ist.

Ueberhaupt fanden wir die politische Stimmung in New-York sehr günstig; in den politischen Kreisen, mit denen wir bekannt wurden, schien man einen Zweifel an der republikanischen Majorität des Staates New-York, ja selbst an der positiven Erwählung Fremonts fast für Hochverrath zu halten. Uns wunderte diese sichere, zuverlässige Stimmung, und wir wünschten nur, daß der Erfolg sie rechtfertigen möge. Wenn nur nicht, wie es Manche fürchten, die Bewegung schon auf ihrem Höhepunkte angelangt ist, und sich bis zu der Wahl eine Aenderung in der öffentlichen Meinung ergibt, dann ist, unserer Ansicht nach, die Sache zu Gunsten der Freiheit und Fremonts entschieden.

Wenn man nur wenige Tage Zeit hat, in New-York zu bleiben, so wird man fast durch die vielen Eindrücke der verschiedensten Art verwirrt und verstimmt. New-York ist eine seltsame aus Widersprüchen zusammengesetzte Stadt. So viel-europäische Einflüsse und Elemente sich hier auch geltend machen, so ist New-York doch eine spezifisch amerikanische Stadt; das ganze Leben und Treiben ist amerikanisch, und vielleicht dienen die vielen Erinnerungen an Europa, die man hier findet, nur dazu, das Yankeeethum recht hervorzuheben und anschaulich zu machen. Das ist ein ewiges Rennen und Treiben, als müßte eben Alles in Einem Tage fertig gemacht werden; selbst der Genuß, — und New-York ist eine der genußsüchtigsten Städte der Welt, — wird mit einer Hast und Unruhe betrieben, die jede eigentliche Behaglichkeit hinwegnimmt. In anderen großen Städten wogen die Leute auch durcheinander, und es ist ein lebhaftes Treiben auf den Straßen: aber die Bewegungen der Volksmassen haben z. B. in London, in Paris etwas Regelmäßiges; auf den Pariser Boulevards cirkulirt die Menge zu gewissen Stunden; in London ist eine regelmäßige Bewegung nach und von dem Herzen der Stadt, der City, zu bemerken: die Be-

völkerung von New-York scheint aber wie von einer fieberhaften Unruhe ergriffen zu sein, und ohne bestimmtes Ziel hin- und herzuschweifen. Und doch hat jeder der tausend durcheinander wimmelnden Menschen seinen bestimmten Zweck, wenn es auch nur der Zweck der Zerstreung und des Vergnügens ist.

Wood, der Napoleon New-Yorks, scheint auch in Bezug auf die Verschönerung der Stadt seinem Pariser Vorbilde nachzueifern zu wollen. Es werden Straßen-Erweiterungen, Verbindungen, Durchstiche gemacht, welche der Stadt ein regelmäßigeres Ansehen und bequemere Communicationen geben werden. So ist die Canalstreet durchgebrochen bis zur Walkerstreet und mit dieser vereinigt worden. Die Bowery wird bis an den East River in derselben Breite, wie bisher, verlängert, und dadurch eine der schönsten Straßen New-Yorks. Es ist allerdings auch an der Zeit, daß für diese städtischen Verbesserungen etwas gethan wird, denn New York konnte sich, einzelne wenige glänzende Straßen ausgenommen, bisher mit keiner größeren Stadt in Europa, was die Baukunst und die öffentlichen Anlagen betrifft, messen.

Und doch sollte New York eigentlich die schönste Stadt der Welt sein. Einmal ist ihre landschaftliche Umgebung so großartig und anmuthig zugleich, daß man für eine große Weltstadt nichts mehr und Besseres verlangen kann. Dann ist New York die größte republikanische Stadt der Welt, und sollte dem Reisenden gleich bei seiner Ankunft in Amerika den großartigen Charakter dieser Riesenrepublik zeigen. Wir glauben aber nicht, daß in den Gebäuden und Straßen dieser Stadt ein republikanisches Gepräge niedergelegt ist. New York ist vorzugsweise aristokratisch gebaut; einzelne große, prächtige Straßen sind mit einer Unmasse von Elend und Armuth umgeben, und man merkt bei jedem Gange durch die Stadt, daß von republikanischer Einfachheit eben so wenig, wie vom nationalen Kunstsinne die Rede ist.

Wir fahren von New York nach Boston, — verm'ttelt des Dampfbootes auf dem Long Island Sound und der Stonington Eisenbahn. Die Veranlassung, beide Städte mit einander zu vergleichen, liegt jedem Reisenden nahe. Während New York uns den Anblick eines ungeheuren, aber unfertigen und erst im Werden begriffenen Kolosses zeigt, bietet Boston uns den wohlthuenden Eindruck eines fertigen, behäbigen, zufriedenen Gemeinwesens dar, welches ebenso, wie die Straßen der Stadt, vollständig und in allen seinen Theilen ausgebaut ist. Da finden wir nicht das Gewirre der five Points neben dem Lurus des Broadway, wie in New York; auch die kleineren und Nebenstraßen in Boston zeigen uns reinliche, wohlhabige Häuser, denen fast nie der ländliche Blumen- und Blätterschmuck fehlt. Wenn wir auch an den prachtvollen Häusern der oberen Stadt sehen, daß Boston die reich-

ste Stadt der Welt ist, so fällt uns dieser Luxus nicht so bestrebend, wie in andern Städten, auf, weil die Umgebung weniger davon absticht. Boston bietet uns den Anblick einer bequemen, behaglichen Wohlhabenheit, und erinnert mehr, wie irgend eine andere amerikanische Stadt, an den Sitz, die Blüthe und den Reichthum der deutschen Reichstädte des Mittelalters.

Wenn die landschaftliche Umgebung Boston's auch mit der von New-York nicht vergleichbar ist, so ist doch die Aussicht von dem Bunkerhill-Monumente ein so angenehmes Panorama, wie das menschliche Auge auf dieser Erde sehen kann. Eine große, imposante Stadt mit vielen langen Brücken, bedeutende Wasserpartien, viel Grün, ein anmuthiger Kranz von Hügeln rings umher: Alles dies bietet ein höchst erfreuliches Panorama, und kann nicht verfehlen, den Beschauer in eine günstige Stimmung zu versetzen.

Und diese günstige Stimmung wird gewiß noch erhöht, wenn man mit der Bevölkerung selbst verkehrt, und den verhältnißmäßig hohen Grad von Bildung bemerkt, der alle Klassen der Gesellschaft durchdringt. In Boston herrscht mehr europäische Luft, wie in allen andern amerikanischen Städten, dies merkt man auch an der Gesellschaft. Wir hatten, wegen der Kürze unseres Aufenthaltes leider nur Zeit, wenige, schätzenswerthe Bekanntschaften zu machen, aber was wir in diesen Kreisen hörten, stimmte ganz zu den äußeren Eindrücken, die Boston auf uns hinterließ. Was die deutsche Bevölkerung anbetrifft, die allerdings in numerischer Beziehung nicht nur weit hinter New-York, sondern hinter jeder größeren westlichen Stadt zurückbleibt, so zeichnet sie sich durch Freisinnigkeit und Streben nach Bildung aus; die Deutschen sind deshalb vielleicht in keiner amerikanischen Stadt so geachtet wie in Boston, eine Thatsache, die mit dem Knownothingthum, dessen Anfang und Blüthe man in Boston sucht, in argem Widerspruche steht. Ueberhaupt scheint das Knownothingthum mehr in der Land- und namentlich der Landfabrikbevölkerung New-Englands vertreten zu sein, wie in Boston selbst, wo der Nativismus weniger die Deutschen, als die Irländer trifft, weil eben die Deutschen durch ihre Freisinnigkeit und Bildung jede Veranlassung zum Nativismus hinwegnehmen.

Wir besuchten dort zwei deutsche Vereine, den Gesang- und Fortschrittsverein, und hatten Gelegenheit, uns von dem guten, echt deutschen Tone, der in diesen Gesellschaften herrschte, zu überzeugen. Wir sind gewiß, daß in diese Kreise sich niemals rohe und unverträgliche Elemente einschleichen werden, und wünschen beiden Vereinen ein nützlichcs Gedeihen.

Als wir die Stadt verließen, nahmen wir einen neuen Beweis für unsere Ansicht mit, daß dem deutschen Elemente in Amerika alle Mittel gege-

ben sind, ein nützlichcs Leben mit gedeihlicher Thätigkeit zu leben, wenn man nur immer echt deutsches Streben und Denken bewahrt. Denn der eigentliche Grundzug des deutschen Charakters ist univcrsell und kosmopolitisch.

A u s z ü g e
a u s M e i ß n e r ' s E r i n n e r u n g e n
a n
H e i n r i c h H e i n e .

— — Zwei Jahre später — im Januar 1849 — kam ich wieder nach Paris. Wahrlich, ich erschrak, das Herz schnürte es mir zusammen, als ich Heine wieder sah und er mir die blasse abgemagerte Hand zum Gruße entgegenstreckte.

In Montmorency hatte ich ihn zuletzt gesehen, sehr leidend zwar, aber doch noch aufrecht, seiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn auch traurig blickend; jetzt, in der neuen Wohnung, in der Rue d'Amsterdam, fand ich ihn bleich, abgezehrt, beinahe blind, kurz als Einen wieder, der das Bett seit Jahr und Tag nicht verlassen.

Es war Abend als ich eintrat; auf dem Sims des Kamins brannte eine Lampe, eine kleine Tapetenwand schied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der verdüsterten Abtheilung stand das Bett. "Qui est la?" hatte es gerufen — ich nannte meinen Namen, ein Ausruf erfolgte, und da ich näher trat, streckte sich mir eine hagere Hand entgegen, die sich vergeblich bemühte, die meine zu drücken. Diese Hand war fast durchsichtig und von einer Blässe und Weichheit, wie ich eine ähnliche vielleicht noch nie gefühlt.

Im tiefsten Gemüthe ergriffen, suchte ich vergebens nach Worten, und eine lange Pause erfolgte. Nur der Pendel der Uhr auf dem Kamin ging wie immer hin und wieder, drüben, über den Hof herüber erklang das gedämpfte Saitengeklimper eines Claviers.

"Sehen Sie, lieber Freund", sagte Heine endlich — schmerzlich, aber mit jenem ironischen Lächeln, das er auch später nicht verlor, um die Lippen — „da haben Sie vor Zeiten in Ihrem Ziska die Adamiten besungen, und ahnten wohl schwerlich, daß auch einmal Ihr Freund sich zu dieser

Secte bekennen werde. Doch es ist so! Nun sind es schon mehr als zwei Jahre her, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Sehen Sie, beinahe zwei Jahre sind es, daß ich keine Hosen angezogen habe!“

Er erhob sich auf seinem Kissen und sprach von der Art, wie er die Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht gesprochen. Er erzählte von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hülflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lang dauere. Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgeschiedener und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz wieder Alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herankriche, bis er Kraft gefunden, ihn wegzuschleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und manches Werk, das er hier doch noch zu vollenden habe, — und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglückseligen Lenau! — Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!“ —

Man hat viel von diesem Fluch gesprochen, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt; er hat seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt der Phantasie, welche Glück wie Unglück, Freude wie Schmerz, Entzückung wie Trauer steigert, alles ins Größere, ja bei vielen Gemüthern ins Ungeheuerere malt und dadurch das Leben bis in seine Wurzeln hinab aufwühlt. Die Phantasie ist im vollen Sinne des Wortes eine Art von Feuer, und wie rasch und erbarmungslos gefräßig sie das wunderbare Knochengehäuse, das ein Mensch genannt wird, schmilzt, das haben uns von den ältesten Zeiten her unzählige Beispiele gelehrt. Der Geist ist, wie der Güter, so der Uebel größtes. Unruhe und Sorge, Schmerz um's Ideal sind sein Erbtheil, und die Ertafen, die er schafft, sind mit der Diätetik schwer vereinbar. So sind auch nur die Dichter alt geworden, denen wie Tietz, Calderon oder Ariost die Poesie nur ein ästhetisches Spiel war, oder die, wie Göthe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen. „Ich kenne mich nicht selbst genug“, schreibt dieser Letztere an Schiller, „um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.“ Andere wagen den Griff in's Herz, selbst auf die Gefahr des Untergangs hin, und fallen als Opfer.

Ein solches Opfer war Schiller; nach seinem Tode fand man seine Organe in so furchtbarer Zerstörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch hatte leben können; nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden erhalten. Sogar Herder, gewiß am wenigsten eine excentrische, im Gegentheil eine harmonische Seele, ist in späterer Zeit in tiefe Melancholie verfallen. Er soll oft im Zimmer auf- und abgerannt sein und schmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!“

Warum dieser Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er besaß ihn im Uebermaße. Waren seine häuslichen Verhältnisse zerrüttet? Im Gegentheil. War er krank und unfähig geworden, weiter zu produziren? Keinesfalls. Also woher diese Klagen? Sie waren Stimmen aus dem Abgrund eines Poetengemüths.

Wenn man die verzehrende Macht der Poesie recht bedenkt, so muß es Einem fast unerklärbar scheinen, wie ein Mensch, der, um sie darstellen zu können, wenigstens geistig alle Leidenschaften in sich aufnehmen mußte, und sie mit der erschütterndsten Macht aussprach, wie kein Anderer vor ihm, und keiner seitdem, wie ein Dichter, der doch auch nur ein menschlich geartetes Wesen war, wie Shakespeare mit einem Worte, ein höheres Alter erreichen konnte. Gebär er doch fünfzig Gestalten aus sich heraus, von denen man glauben sollte, daß sie die Brust, die sie getragen und großgezogen, zersprengen müßten! Doch man irrt gar sehr, wenn man glaubt; daß nicht auch diese ungeheure Natur, einzig in ihrer Art, pathologisch ergriffen wurde von den Stoffen, mit denen sie sich abgab und ungestraft wieder und wieder in den Tartarus aller Leidenschaften hinabflieg. Nur mit der tiefsten Ergriffenheit, mit einem Muth und einem Schauer, der sich wie zu einem Gang durch die Hölle wappnet, geht der echte Darsteller an die Vorführung mancher shakespeareischen Rolle. Es war eine Clausel im Contract Garricks, daß er nicht gezwungen werden könne, öfter als dreimal im Jahre den Richard zu spielen und diese Bedingung erklärt sich aus der Alles aufwühlenden Erschütterung, die die Darstellung dieses Parts im Schauspieler zurückläßt. Wie noch ganz anders aufreibend mußten die Geistesprozesse sein, die zur Schöpfung eines solchen Drama's führten! Im Phlegma und in der Ruhe schreibt selbst der Pflücker nichts; wie mußte erst die große Seele vibriren und klingen, sich ausdehnen und rauschen, die einen Hamlet, einen Lear, eine Lady Macbeth aus sich hervorsteigen ließ! Ja, Shakespeare sogar litt pathologisch unter den Werken, die er schrieb. Sein Scheitel wurde frühzeitig kahl und ich weiß nicht mehr, welcher Zeitgenosse von ihm schreibt, daß seine Kniee oft unter ihm schwankten. Wem ist es nicht aufgefallen, wie die Farben dieses Dichters auch immer düsterer werden, bis sie im „Timon von Athen“ und im „Maß für Maß“, den ganz späten Dramen des Dichters, eine brennende Glut, aber

auch eine beinahe unheimliche Tiefe erlangen? Welch ein fürchterlicher Weg von der Comödie der Irrungen und der sonnigen Liebestragödie Romeo's zu den ebengenannten Werken! Wer wagt hier noch vom heitern, vom süßen William zu reden?

Ja, so ist es; Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muse ertragen zu können, welche erschöpfender sind, als die von zehn irdischen Frauen. Was sag' ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben. „Siehe den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er frisset Heu wie ein Ochse! Siehe, seine Kraft ist in den Lenden, seine Knochen sind fest, wie Erz, und seine Gebeine wie eiserne Stäbe! Er schlucket den Strom in sich und achtet es nicht; er lästet sich dünken, er könne den Jordan mit seinem Munde erschöpfen.“ So heißt es im Buche Hiob von diesem Wesen, und wenn einem Dichter erlaubt sein dürfte, bei dem hohen Geschenk, das ihm zu Theil geworden, ein anderes Wesen zu beneiden, ich glaubte, es müßte dieser Behemoth mit den Knochen von Eisen sein.

Was Heine anbetrifft, so war dieser von jeher eine der unruhe- und sehnsuchtvollsten Seelen, die je, in einem zarten, beinahe schwächlichen Organismus eingeschlossen, Dual und Entzückung des Lebens mit steigender Phantasie gekostet. Die fast ununterbrochenen literarischen Kriege, die er, wie selten ein Poet, geführt, um die Zwingburgen seiner Feinde einzuschern, weit öfter aber, um nur sein eigenes Gebiet vor Invasionen zu schützen, mußten überdies sein Gemüth in bedenklicher Weise spannen und reizen. Die kleinste ungünstige Recension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, war schon im Stande, dem lorbeergekrönten Manne eine schlaflose Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch sein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zartesten Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire gesagt: „Dieser Mensch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sous mehr haben.“

Und während ihn seine Polemik aufrieb, seine Produktionen anstrengten und sein Ehrgeiz verzehrte, arbeitete noch ein besonderer Zug seiner Natur an der Zerstörung seines Leibes. Er hatte die Mission empfangen, die Liebe zu besingen und war gleichsam prädestinirt, dem Cultus der Frauenschönheit sein Leben zu widmen. Man hat viel über diesen Punkt hin- und hergestritten. Es ist kein Zweifel, daß ihm diese Leidenschaft verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es sich gleichsam um sein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menschen.

Heine war der Dichter der Liebe, er besang sie vom Platonismus bis zum Herensabbath, er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen, als besäße er das Herz der Elfen, und kannte ihre lascivsten Ausdrücke, als

hätte er an den Festen der Faune theilgenommen. Er war schön und liebenswürdig, er verstand Herzen zu erobern und zu fesseln und verbrachte den größten Theil seines Lebens im modernen Babylon.

Dies Alles bestimmte sein Schicksal. Bei seinem enthusiastischen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, sich nicht einfach an ihr in bloß platonischem Genuße weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten, und hielt es mit glühenden Armen fest.

Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe die grausame Göttin, *diva mater Cupidinum*. Grausam gegen Alle, ist sie um so grausamer, wenn sie ein Wesen von so erregbarer und heißer Phantasie wie das eines Dichters erfaßt. Für Heine war sie ein Element des Lebens, kein Taumel, kein zeitweiliger Sprung in die Lieberlichkeit, sondern eine unermessliche Leidenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen und schön lodernnden Brand steckte. Wenn er in seinem Wintermärchen sagt, seine Seele sei rein und keusch wie das Feuer, wenn er abermals in seinem Buche über Börne behauptet, die Liebe sei stets die große Passion seines Gemüthes gewesen, die er nie in seinem ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, so ist es ihm zu glauben. Seine Seele war gaaz bei dem, was er liebte. In dieser sein ganzes Leben durchklingenden Leidenschaft, in der Liebe fühlte er sich hinausgehoben über den Zwiespalt der Welt, der Menschen, wie der Staatsformen; in ihr schwang er sich auch über sich selbst hinaus und über den inneren sich ewig mit elektrischer Gewalt reibenden Dualismus seiner Natur. Aber die Flammen, in denen er so gerne athmete, fraßen an seinem Leben, verzehrten ihn selbst. Nicht eben materielle, geistige Erregungen arbeiteten an seiner zarten Organisation und warfen ihn nieder. Er ging in dem unter, in dem er gelebt. Das Pathos seines Lebens war auch sein Tod. Er selbst gestand es nie ein; unwillkürlich aber verrieth er sich oft. Mit Behmuth und einem gewissen Ingrimme sagte er einmal: „Sehen Sie hin! Wie blühen diese Frauen! Es sind Blumen, denen weder der Sonnensich noch der kalte Nachthau schadet. In ihren Kelchen berauschen sich tausend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöschen. Es ist Herbst — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends sieht man einen Schmetterling mehr!“

Diese Worte sagten ein für alle Mal genug, sie sagten dasselbe nur anders, was ich in irgend einem Buche von Mery gelesen habe: „Les femmes ont tue beaucoup d'artistes. et les artistes n'ont jamais tue des femmes.“

Wäre überhaupt an einer, wie mir scheint, so prädestinirten Organisation zu mäkeln, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es klug war, als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts einem Cultus wieder einen Altar zu bauen, welcher zwei tausend Jahre lang todt gewesen und gegen

welchen sich der Unwille und der Fluch der neuen Götter gefehrt? Der Arme! ihm wäre besser gewesen, ein Spiritualist zu bleiben! Es ist ein System, in welches wir Alle hineingeboren werden, das unserem Geiste wie unserem Körper angemessen ist, und bei dem wir uns wohl befinden.

Es war im Mai des Jahres 1848, ungefähr zwei Jahre nachdem ihn die furchtbare Krankheit überfallen, als Heine seine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volksaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halbblind, halbgelähmt, am Stode sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen, und flüchtete sich in den nahen Louvre.

Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Palastes ein, und befand sich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen.

Möglich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekanntes Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter.

Die schönen Lippen der Göttin, die zu athmen schienen, lächelten wie immer und unten stand ihr unseliges Opfer.

Dieser einzige Moment enthält eine ganze Welt voll Jammer

Meißner schreibt nach Heine's Tod folgenden Nachruf:

Ja, er ist todt, der kranke Schwan hat sein Sterbelied endlich zu Ende gesungen! Die Muse der deutschen Poesie ringt unter Thränen die Hände, zerreißt ihr Gewand und läßt die Haare wehklagend flattern. Einer ihrer größten Lieblinge ist dahingegangen. In diesem Jahrhundert hat sie vielleicht nur zwei- oder dreimal einen gleich großen Schmerz erlitten, und ein Verlust, wie diese, steht ihr nicht bald wieder bevor.

Derjenige, der seit seiner Jugend nur den süß bezaubernden Liedern des Sängers gelauscht, ohne gewohnt zu sein, ihn seinen geliebten Freund zu nennen und ihm die Hand zu schütteln, der hat nichts verloren. Heine's Leier ist durch seinen Tod nicht zerschmettert, sie liegt neben der Urne wohl erhalten, mit unverstimmten Saiten. Die Menschenhand, die bisher die entzückenden Accorde auf dieser Leier gegriffen, wird als Geisterhand noch immer, und um so reiner und mächtiger hineingreifen und das Grabes-schweigen durchklingen. Ueber den Berewigten wird der Mond der romantischen Poesie in ruhiger Lichtfülle stehen und mit seinen Silberstrahlen wie erst die blühenden Lindenbäume verklären. Auch die Elfen und Wald

frauen werden unter Glockengeläut allnächtlich herangeritten kommen und ihren Geisterreigen vor den Augen der Eingeweihten fortführen. Geisterhafte Jungfrauen und Bräute werden aus ihren einsamen Waldseen wie zuvor emportauchen, und Gesänge der Liebe, schmerzlicher Sehnsucht und süßer Schwermuth ertönen lassen. Für den, der ihn nicht gekannt, lebt Heine noch immer. Nur die schöne menschliche Illusion, daß eine seltene Existenz aufgehört hat, deren Leuchtkraft immer und immer fortdauern sollte, senkt hier und dort ein Haupt und läßt eine schmerzliche Klage emporsteigen.

Wahrlich, wenn wir dies Ende betrachten, wir werden an den Glauben der Alten gemahnt, daß die Auserwählten der Musen nicht wie alle übrigen Menschenkinder sterben, für welche das irdische Dasein der Umfang alles Lebens ist, sondern daß sie den Söhnen der alten Götter gleichen, die ihre kampfs- und thatenvolle Laufbahn nicht selten mit einem entfesselichen Tode beschließen, um den Ruhm ihres göttlichen Ursprungs anerkannt zu sehen, und als Halbgötter, über jeden Schicksalswechsel erhaben, fortzuleben.

Ein griechischer Tragiker sagt, es sei den Göttern nicht genug, für das Loos zu danken, zur rechten Zeit für seinen Ruhm zu sterben.

Ward Heine eines solchen Looses theilhaftig?

Auf den ersten Blick sollte man es schlechtweg verneinen. Eine so martervolle, lange Krankheit hängt sich an ein Leben, das wir in genialer Kriegs- und Liebeslust hinbrausen sahen, und welches wünschen ließ, daß es eines Tages wie Merkurio's Leben auf einen Hieb ende, und daß der letzte Witz der letzte Seufzer sei.

Dennoch aber ist diese martervolle achtjährige Krankheit kein unglücklich abstechender, disharmonirender Lebensanhang, sondern sie ist ein ergänzendes Stück und zwar das Ende.

Wäre Heine wie Merkurio gestorben, so hätte wohl Niemand seinem Leben die Torsoform ansehn; eben nur darum, weil das, was nicht zum Vorschein kommt, wie nicht vorhanden, wie nicht geschehen und daher auch nicht zu suchen ist. Doch wäre es ein Torso gewesen, denn Heine hätte das, was in ihm war, nicht vollständig ausgelebt und die Nachwelt hätte nimmermehr seine volle Bedeutung abwiegen können.

Eben durch sein Leiden erst sollten seiner Lyra Töne entquellen, wie sie die deutsche Lyrik noch nicht gehört, es sollte die freie, auf sich selbst beruhende Macht des in ihm wohnenden Geistes siegreich entfaltet und der ihm gemachte Vorwurf der Frivolität, die auch an dem Heiligsten zurst und für nichts einsteht, zu Schanden gemacht werden. Sein sonst ewig heiteres Wesen, eine natürliche Folge seines Glückes und Lebensmuthes, hatte zu der Verklümmung geführt, daß es ihm an Ernst und Charakter mangle. Ein so schreckliches Verhängniß mußte leider erst kommen, um ihn

vor der Welt, die sonst den renophontischen Ernst des hohlen Charlatans so oft gläubig hinzunehmen pflegt, von diesem Schein oder dieser Lüge zu reinigen!

Faßt man aber die Zeitperiode, in welche Heine's Tod fällt, in's Auge, so muß man gestehen, daß das Schicksal keinen ungünstigeren Augenblick als den gegenwärtigen wählen konnte, um uns den Dichter aus der Welt zu führen. Einestheils fehlt eben jetzt unserer Zeit die literarische Stimmung mehr als jemals; anderntheils lenken dem Todten feindselige Gewalten die Organe, durch welche allein sich Herz und Gedanken der Nation kundgeben können.

Die Presse des Tages hat den Tod des größten modernen Dichters in ihren Spalten kurz und bündig, wie jedes andere Vorkommniß eingetragen.

Dieses Stillschweigen ist aber nicht Gleichgiltigkeit, sondern nur augenblickliches Verstummen.

Auf Heine's Grabe ist, seiner eigenen Verordnung gemäß, kein Wort gesprochen worden, ebensowenig durfte für ihn eine Messe gesungen oder ein Kadosch gesagt werden. Er sang lange vorher:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird in meinen Sterbetagen.

In einem seltsamen Einklang damit ist auch jede literarische Grabrede unterblieben. Was gewiß im Herzen von Hunderttausenden lebte, ist nicht über die Lippen gebracht worden.

Wie seinem leblosen Körper ist es symbolisch auch seinem Dichtergenius ergangen. Aber dies wird nicht so bleiben. Die flüchtigen Wolken an seinem Ruhme werden vorübergehen, und sein Name wird bald mit allen seinen Strahlen die deutsche Literatur schmücken.

Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein.

Die Kategorie des Glückes.

Die „Atlantis“ hat schon vor mehreren Jahren die Frage aufgeworfen: „Ist das Maas menschlicher Glückseligkeit bei allen Menschen dasselbe?“ und glaubte, diese Frage bejahen zu müssen. Bei unserer neulichen

Anwesenheit in Boston wurde diese Frage von Neuem angeregt, und wir glauben, daß dieses Thema weit und bedeutend genug sei, um eine nochmalige Besprechung zu rechtfertigen. Die Folgerungen, welche man aus unserer Behauptung, daß das Maas menschlicher Glückseligkeit bei allen Menschen dasselbe sei, scheinen den Thatsachen des Lebens und den täglichen Erfahrungen zu widersprechen; man wirft uns vor, daß wir durch eine solche Theorie die Triebfeder alles menschlichen Strebens hinwegnehmen und das menschliche Leben zu einem trostlosen Pessimismus oder einem noch trostloseren Optimismus verurtheilen. Denn das tägliche Leben überzeugt uns, daß das Streben nach Glück und Glückseligkeit, so verschiedene Motive und Objekte es haben mag, doch immer dieselbe Wirkung hat, nämlich, die bewegende Kraft im Leben des Menschen zu sein, der Motor, der diese vielfach complizirte moralische Maschine regulirt, die Unruhe, welche das Räderwerk menschlicher Thätigkeit in Gang hält. Von den höchsten Bedürfnissen des denkenden Geistes bis zu den unbedeutendsten Spielereien eines kindischen Volkes oder zu den bloß thierischen Genüssen herunter ist es das Streben nach Glück, was uns im Handeln und Streben bewegt; es ist der Angelpunkt unseres Daseins. Während der Denker in seinem einsamen Gemache den großen Prinzipien des Rechtes und der Freiheit nachsinnt, oder die Geseze der Natur zu erforschen sucht, und in den Resultaten seiner Forschung sein höchstes Glück findet, lispelt das junge Mädchen, wenn es das erste Mal vom Hauche der Liebe durchglüht wird: Ich bin glücklich. Das Glück Louis Napoleons, der auf einer Stufenleiter von Meineiden, Morden und anderen Verbrechen sich zum Beherrscher Europa's aufgeworfen hat, ist vielleicht ebenso sprüchwörtlich, wie das Glück jenes Kröfus, dem Sokrates zurief: Niemand ist vor dem Tode glücklich. Der Spieler, wie der Kaufmann wagt und gewinnt; er hat Glück; und wenn der Schiffer auf dem weiten Meere guten Wind hat, rühmt er seine glückliche Fahrt. Ab. r auch der Mörder ist „glücklich“, wenn er dem Galgen entrinnt, und der Dieb hat „Glück“, wenn er einen reichen Fang macht. Das Glück, wir sehen es, ist ein immer bewegliches, veränderliches Ding, ein Spiegel der ewig wechselnden, menschlichen Individualität, ein Ding, das nur in der Einbildung besteht und vielleicht nur den Werth hat, daß es uns den Schlüssel zu der jedesmaligen Beschaffenheit und Kulturstufe der Individuen gibt. Was Jemand als Glück betrachtet und anstrebt, das ist das Maas seines eigenen Werthes, das ist seine eigene Schätzung, und der Preis, den er für sich selbst bietet.

Je höher eine Individualität daher steht, je mehr Ansprüche sie an sich selbst macht, desto höher und größer wird daher die Summe von Glückseligkeit sein, welche sie für sich in Anspruch nimmt; desto bedeutendere Anstrengungen sind erforderlich, um diese Wünsche zu errreichen; desto schmerzhafter sind die Verluste, welche mit diesem Glücke verbunden sind;

desto bemerkenswerther ist die Differenz zwischen dem Ideale und der Wirklichkeit. Auf den Gipfel folgt der Abgrund, und wenn die eine Schaafe der Waage steigt, so sinkt die andere. Der Mensch mit engem Herzen und kleinen Wünschen steht seinem Glücke viel näher, als der großherzige und weitstrebende Mann. Das Glück ist bloß eine Reflexionsbestimmung, in welcher der Mensch seine eigene Individualität spiegelt, und diesem relativen Charakter des Glückes ist es zuzuschreiben, daß wir demselben keinen objektiven Werth zuerkennen können.

Man wird uns widersprechen, wenn wir das Glück als eine bloße Reflexionsbestimmung erklären. Den meisten Menschen scheint es nichts Positiveres und Thatfählicheres zu geben, wie das Glück, und namentlich diejenigen, welche sich von dem Glücke verlassen fühlen, glauben unbedenklich an die Existenz desselben. Sie suchen das Glück in den äußeren Umständen und Verhältnissen des Lebens. Glück in dieser Beziehung ist die Uebereinstimmung der menschlichen Natur und Organisation mit den äußeren Verhältnissen und Zuständen, in denen diese Organisation sich entwickelt. Da aber die Verhältnisse und Zustände, in denen der Mensch existirt, größtentheils direkt oder indirekt von ihm selbst abhängen, — nach dem alten Satze: Jeder ist der Schmied seines Schicksals, — so zeigt auch diese Definition uns wieder, daß das Glück nur eine Reflexionsbestimmung, ein Verhältniß zwischen zwei Zuständen, nicht aber selbst ein positiver Zustand ist. Dies Verhältniß ist aber immer ein constantes, das sich nach der Individualität und Persönlichkeit selbst richtet; gerade wie die beiden Winkel auf einer geraden Linie immer zwei Rechte bilden, der eine Winkel mag noch so spitz, der andere noch so stumpf sein, so bildet der Mensch mit seinem Glücke und Unglücke immer ein Ganzes, das unter allen Verhältnissen dieselbe Gleichung bildet.

Bei der unendlichen Verschiedenheit der Individualitäten ist es natürlich, daß der moralische Werth des Menschen und sein Gehalt, daß seine Glückseligkeit, d. h. die Art und Weise, in welcher er zu seiner Umgebung und seinen äußeren Verhältnissen steht, unendlich verschieden ist; und in der That, kann man die Skala des Glückes von der niedersten bis zur höchsten Stufe durchlaufen; überall findet man eine entsprechende Klasse von Menschen dafür. Das Glück als solches ist nicht dasselbe, aber das Verhältniß, in welchem der Mensch zu seinem Glücke steht, ist dasselbe. Jedem Plus entspricht ein Minus; jede Erfüllung eines Wunsches ist von einer Verweigerung desselben begleitet; jede Fähigkeit zur Glückseligkeit enthält eine große Verdamniß in sich. Das „Himmelhochjauchzen, zum Tode betrübt“, kommt nicht nur bei jungen verliebten Mädchen vor, sondern begleitet den Denker bis in die tiefsten Gründe seiner Forschungen, und den Feldherrn bis auf die höchste Staffel seines Ruhmes. Je fähiger

Jemand ist für das wahre Glück, für geistige Genüsse und humane Bestrebungen, desto mehr wird er verlegt durch manche barbarische Seiten unserer Zustände; je mehr aber Jemand sich mit manchen rohen und vernünftigen Eigenschaften der politischen und sozialen Zustände vertraut machen kann, desto weniger ist er im Stande, an den wirklichen Genüssen der Humanität Theil zu nehmen. Mit der Bildung und der dadurch erlangten Fähigkeit, in humanem Sinne zu genießen, steigen auch die Ansprüche an den Genuß, und die Entbehrungen, welche den zu hoch gestellten Ansprüchen folgen.

Hier kommen wir auf ein schon vielbesprochenes Thema, nämlich, ob die Menschheit mit der steigenden Civilisation besser und glücklicher geworden sei, oder nicht. Aus dem Obengesagten geht schon hervor, daß wir diese Frage nicht unbedingt mit Ja oder Nein beantworten können. Durch die Fortschritte der Cultur und Civilisation ist jedenfalls eine Veränderung mit den Geschichten der Menschheit zum Vortheil derselben verbunden, aber ob man diesen Vortheil mit dem Namen Glück oder Glückseligkeit bezeichnen könne, dies müssen wir dahingestellt sein lassen. Die Civilisation macht das Leben der Menschen inhaltvoller, gehaltvoller, reicher an Weidem, an Freud und Leid; sie eröffnet die Widersprüche im menschlichen Leben, die Kluft im Leben der Individuen und der Gesellschaft. Sehr bezeichnend ist daher die biblische Fabel, nach welcher der Anfang der Civilisation von der Schlange und dem Engel mit flammendem Schwerte begleitet ist, der die Menschheit aus dem Paradiese hinausstößt.

Es ergeben sich allerdings im Laufe der Weltgeschichte Verbesserungen der menschlichen Zustände, welche in ihrer weiteren Entwicklung die alte Fabel vom tausendjährigen Reiche wahr zu machen scheinen. Der Mensch wird aus seiner natürlichen Abhängigkeit von der Scholle, auf der er geboren ist, herausgerissen; die Verkehrsmittel und Erfindungen befreien den Menschen von manchen socialen Unterdrückungen, denen er früher unterworfen war; die politischen Verhältnisse werden freier und zweckmäßiger, und die Summe derjenigen, welche zu den Genüssen des Lebens berufen werden, wird täglich größer. Vergleichen wir die Nachrichten, welche uns von dem Alterthum und dessen politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen hinterlassen sind, mit den heutigen Zuständen, so finden wir eine bedeutende Verbesserung aller Verhältnisse des Lebens; wir haben heute keinen Attila zu befürchten, der die Gottesgeißel über zwei Erdtheile schwingt; die Leibeigenschaft ist von dem größten Theile der Erde verschwunden; die Pest und andere Epidemien wüthen nicht mehr wie früher in Athen und Florenz, und jene ausgedehnten Hungerperioden, die im Mittelalter ganze Länder verwüsteten, sind heute, Dank den modernen Verkehrsmitteln, nicht mehr möglich. Dies und andere sind wesentliche Verbesserungen im Zustande der Menschheit; alle unsere Hoffnungen auf die Zukunft stü-

zen sich auf das Gesetz von der unendlichen Bervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes. Aber ob damit eine größere Summe von Glückseligkeit genommen wird, dies müssen wir bezweifeln.

Es handelt sich hierbei überhaupt um ganz andere Dinge, als um das Glück. Das Glück ist eine schlechte Kategorie, rings von Zufälligkeiten und Täuschungen umgeben; es ist eine Laune, eine Illusion, nicht werth, der Zielpunkt des menschlichen Lebens zu sein. Das menschliche Leben hat einen bleibenderen Werth und Preis, als das Glück. Lösen wir das, was wir im gewöhnlichen Leben Glück nennen, in seine einzelnen Bestandtheile auf, so finden wir ganz andere und viel deutlichere Bestimmungen und Begriffe. Wir kommen zunächst zu dem Begriffe Zufriedenheit, und dann zu dem Begriffe der Sittlichkeit, zwei Begriffe, die unendlich höher stehen, wie der Begriff Glück. Wenn wir sagten, daß der Begriff Glück in der Uebereinstimmung unserer äußeren Lage und Verhältnisse mit unserer eigenen Natur und Organisation bestehe, so kommen wir, wenn wir diese Uebereinstimmung nicht von den zufälligen äußeren Umständen, sondern von unserer eigenen Natur abhängig machen, zu dem Begriffe der Zufriedenheit, einem Begriffe, dem das Zufällige und Launenhafte des Begriffes Glück fehlt. Glück ist in den äußeren Umständen begründet, Zufriedenheit in uns selbst; dies ist der Unterschied zwischen beiden Kategorien. Zufriedenheit können wir uns selbst verschaffen; das Glück müssen wir vom Zufall erwarten. Zufriedenheit ist das Maas und die Schranke unserer eigenen Persönlichkeit den äußeren Verhältnissen gegenüber; je strenger wir gegen uns selbst sind, und je mehr wir uns in unsere eigene Sphäre zurückziehen, d. h. je mehr Persönlichkeit und Individualität wir sind, je reiner und selbstständiger wir uns aus uns heraus entwickeln, desto leichter werden wir uns jene Zufriedenheit verschaffen, in welcher die ganze Harmonie unseres Lebens liegt. Hier kommen wir also wieder zu einem neuen Begriffe, dem der Sittlichkeit. Sittlichkeit ist Treue des Menschen gegen sich selbst. Sie ist die Basis der Persönlichkeit und Individualität und die erste Bedingung zur Zufriedenheit. Wenn die Zufriedenheit darin besteht, daß wir unsere Ansprüche an die äußeren Verhältnisse nach dem Maasstabe der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit reguliren, so finden wir diesen Maasstab in unserer eigenen Organisation und den Bedürfnissen derselben; unsere eigene Natur ist unser Gesetz, unser Maas, unser Recht, und dieses Gesetz zu erfüllen, dieses Recht zu gebrauchen, das ist Sittlichkeit. Der Unterschied zwischen einem freien und unfreien, zwischen einem sittlichen und unsittlichen Menschen besteht nur darin, daß der erste die Vorschriften für sein Leben seiner eigenen Ueberzeugung, seiner eigenen innersten Natur, entnimmt, während der letztere sich von außen her die Gesetze seines Daseins diktiret läßt. Freiheit ist die innere Nothwendigkeit, Unfreiheit der von

Außen gegebene Zwang. Die Sittlichkeit, wie die Freiheit sind daher auf Selbsterkenntniß und Selbstbewußtsein begründet; wir müssen unsere eigene Natur verstehen und erkennen, die Geheimnisse unserer Individualität ergründen, um diejenigen Folgen für das praktische Leben ziehen zu können, welche unserer Individualität angemessen sind, und uns Freiheit und Zufriedenheit sichern.

Wir haben hier eine Reihe von Begriffen, nämlich Zufriedenheit, Sittlichkeit, Freiheit, Selbstbewußtsein, welche einer viel höheren Sphäre angehören, als die Kategorie des Glückes. Was denkende und edle Naturen unter Glück verstehen, dies ist viel besser mit den Worten Zufriedenheit, Sittlichkeit, Freiheit ausgedrückt. Das Glück ist, wie gesagt, eine schlechte Kategorie, und wer sich auf sein Glück verläßt, ist ein schlechter Mensch. Aber ein Mann, der consequent und treu gegen sich selbst, mit einem stolzen, festen Selbstbewußtsein die Bedingungen seines Daseins in sich selbst sucht, der steht allen Wechselfällen des Lebens gewaffnet gegenüber, und ist nicht von dem zufälligen Spiel zwischen Glück und Unglück abhängig. Solchen Leuten gegenüber gilt das alte Wort des Römers:

Si fractus illabatur orbis
Impavidum serient ruinae. *)

Diese wenigen Worte sind nur zu dem Zwecke gesagt, um die Frage von der menschlichen Glückseligkeit aus dem Wege zu räumen. Für den denkenden Menschen ist das Glück nirgends, als in seiner eigenen Brust, vorhanden, und selbst wenn äußere Verhältnisse ihn, wie man sagt, glücklich machen, ist er nicht durch diese äußeren Verhältnisse, sondern nur durch die Wirkung derselben auf sein Selbstbewußtsein und durch dieses Selbstbewußtsein glücklich. Dieser anscheinend unbedeutende Unterschied zwischen beiden Arten von Glück ist in der Praxis sehr wichtig, indem durch unsere Auffassung des Glückes es jedem Menschen selbst überlassen ist, und von seinem eigenen Entschlusse abhängt, ob er glücklich sein will oder nicht, während nach der gewöhnlichen Auffassung Fortuna eine launenhafte, trügerische Göttin ist, die ihre Gunst dem Einen übermäßig schenkt, während sie dieselbe dem Andern unbarmherzig verweigert. Nach unserer Auffassung ist der Mensch Herr über sein Glück; nach der gewöhnlichen Auffassung ist der Mensch abhängig vom Glück.

Nach dem, was wir jetzt gesagt, und nachdem wir den Begriff des Glückes durch die höheren Kategorien der Freiheit und Sittlichkeit erklärt haben, können wir wohl die oben aufgestellte Frage beantworten: Macht die Civilisation die Menschen glücklicher? Allerdings, indem die Civilisation dem Menschen die Mittel zur Selbsterkenntniß, indem sie ihm wenig-

*) Wenn der Erdbreis zerschmettert zusammenstürzt,
Treffen die Ruinen ihn unerschüttert.

stens eine bedingte Herrschaft über die Natur gibt und ihn von vielerlei Zufälligkeiten unabhängig macht. In dieser Beziehung ist auch das Wort „Glückseligkeit“ in der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten verstanden, an deren Spitze es heißt: „Jeder Mann ist frei und gleich, und zum Streben nach Glückseligkeit berechtigt“. Schon die Verbindung, in welcher hier das Wort Glück oder Glückseligkeit mit Freiheit und Gleichheit gebraucht ist, beweist, wie man hier das Wort Glück versteht. Wie denn überhaupt das moderne freie Bewußtsein sich von dem alten religiösen Bewußtsein dadurch unterscheidet, daß alle transzendentalen Elemente in immanente verwandelt werden, d. h. daß man die Gesetze des menschlichen Lebens und Denkens nicht mehr, wie auf dem Sinai, von den Wolken herunter donnern läßt, sondern sie aus der Natur und der natürlichen und geistigen Organisation des Menschen selbst entwickelt: so ist auch die Kategorie des Glückes, sonst eine verwerfliche und schlechte Kategorie, vom Standpunkte des modernen Bewußtseins aus, als eine Eigenschaft des Subjektes selbst, als eine innere Nothwendigkeit, nicht als eine Summe zufällig zusammenfallender äußerer Umstände betrachtet, eine der höchsten Kategorien der Philosophie. Dieses Glück ist die aus der inneren Harmonie unseres Daseins entspringende Befriedigung und Beseeligung, die dem wahren Philosophen ziemt, und die uns ruhig den Ereignissen des äußeren Lebens zuschauen lehrt. Dieses Glück ist die Blume und Frucht, in der die ganze Schönheit und Poesie, in der der Reichthum eines ganzen denkenden Menschenlebens zur Erscheinung kommt; es ist die Aeußerung eines Ebenmaaßes und einer Harmonie, in der alle Thätigkeiten zu Einem Zwecke zusammenwirken. Dieses Glück der inneren Befriedigung und Beseeligung, der Selbsterkenntniß und des Selbstbewußtseins zu erstreben, das ist das höchste Ziel unseres Lebens; das Glück, das aus dem zufälligen Zusammentreffen äußerer Umstände entspringt, läßt uns immer arm.

Es mag sein, daß wir die Sorte von Glück, deren sich die meisten Menschen rühmen, und die in dem günstigen Zusammentreffen verschiedener äußerer Zufälligkeiten liegt, deshalb nicht gehörig würdigen, weil wir noch keine Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen. Uns ging es und geht es, wie wohl den meisten anderen Menschen, nämlich die günstigen und ungünstigen Zufälligkeiten mischen sich immer durch einander; kein Glück ist rein und kein Unglück kommt allein. Ueberhaupt ist das vorliegende Thema ein sehr gefährliches für den, der noch immer die Wahrheit des Goethischen Wortes empfunden hat:

„Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Ruß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren,
Noch enger d'ran, als wir im Anfang waren.“

Materialismus und Kommunismus.

Der Kommunismus ist die Praxis des Materialismus. Der Materialismus ist die wissenschaftliche, — wenn man anders hier von Wissenschaft sprechen kann, — Grundlage des socialen Systemes des Kommunismus. Niemals in der Welt vielleicht haben zwei Theorien so deutlich aufeinander gepaßt und waren so congruent einander, wie Materialismus und Kommunismus. Die eine Theorie ist entweder eine Rechtfertigung oder eine Verurtheilung der andern; beide fallen und stehen miteinander, und es gibt keine größere Inconsequenz, als die eine Theorie zu bekämpfen und die andere zu vertheidigen.

Der Materialismus, wie er nach den falsch verstandenen Doktrinen eines Vogt und Moleschott von der Masse seiner Anhänger aufgefaßt wird, betrachtet die geistige Thätigkeit des Menschen als das Resultat der natürlichen Organisation und als das Produkt körperlicher Funktionen. Das Gehirn und das Nervensystem sind zunächst die Vermittler des Denkens, aber wie die Substanz des Gehirnes bedingt wird durch den Prozeß der Ernährung und Verdauung, so ist auch am Ende hier, im Magen, die letzte Ursache der geistigen Thätigkeit zu suchen. Die Materialisten machen darauf aufmerksam, wie von der Verschiedenheit der Nahrungsmittel die Verschiedenheit der Volkscharaktere, ja selbst der geistige Typus der Individuen abhängt; sie machen die chemische Analyse der Gehirnschubstanz, und schließen von dort aus auf die der geistigen Thätigkeit zuträglichsten Nahrungstoffe. So kommen die Materialisten auf einem langen, mühsamen Umwege, dem allerorten die Beweise, Erklärungen und Uebergänge fehlen, zu der längstvergeffenen und längstverspotteten Magentheorie der Kommunisten, welche ja auch das Centrum aller menschlichen Thätigkeit im Magen fanden, und in der Regulirung der sogenannten thierischen Bedürfnisse des Menschen den höchsten Ersatz für politische und sociale Freiheit erblickten. Die vollständige Unfreiheit, die in dem System des Kommunismus liegt, welches den Menschen zu einem Arbeitssclaven macht, ohne Selbstbestimmung und eigene Wahl, wird wissenschaftlich begründet durch den Materialismus, welcher die Möglichkeit menschlicher Freiheit, Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit überhaupt läugnet, und den Menschen nur als das Produkt äußerer Umstände und natürlicher Verhältnisse betrachtet. Die Gleichgültigkeit, mit welcher die Kommunisten gegen Veränderungen in der Politik und Wissenschaft sich verhalten, mit der sie sich von den politischen Revolutionen ebenso, wie von den wissenschaftlichen Fortschritten zurückziehen, die Indifferenz, mit der sie Staatsstreich und andere reaktionäre Pläne geschehen lassen, die Gemeinheit, mit der sie selbst in Amerika die Sklaverei entschuldigen, ja sogar vertheidigen: paßt Alles das nicht vortrefflich zu der Abneigung der Materialisten gegen allen Idealismus und alle Ideen,

zu der Verachtung, mit der sie die Philosophie und die Resultate derselben behandeln, zu dem Egoismus, mit dem sie ausschließlich dem Nützlichkeitstrieb huldigen?

In der That, beide Systeme wachsen auf demselben Boden und sind das Resultat derselben Weltanschauung, und da der Kommunismus schon jetzt durch die Kritik, wie die Praxis gerichtet ist, so weiß auch der Materialismus, wie weit er gekommen ist.

Wir geben die relative Wahrheit und die historische Nothwendigkeit beider Theorien, des Kommunismus wie des Materialismus indessen gern zu. Der Kommunismus ist ein indirektes Produkt jener eiteln, oberflächlichen Politik, welche glaubte, durch geschriebene Constitutionen und parlamentarische Phrasen das Volk glücklich machen zu können, welche sich nur mit der Form, nicht mit der Substanz der Politik, dem Volke und seinen socialen Bedürfnissen, beschäftigte, und die Opfer des Volkes an Geld und Blut zu dem persönlichen Ehrgeize der Politiker verwendete. Einer Politik gegenüber, welche sich nicht auf die socialen Verhältnisse richtete, sondern sich damit begnügte, Namen und Formen zu ändern, war eine Uebertreibung nach der andern Seite hin erklärlich, und so kam es, daß die republikanischen Ideen in den kommunistischen und socialen Doktrinen untergingen. Denn das ist doch offenbar, daß die letzten Revolutionen eben am Socialismus zu Grunde gegangen sind.

Ebenso ist auch der Materialismus in der Geschichte der Philosophie begründet. Die Philosophie wandte sich von den wahren Bedürfnissen und Interessen der Menschen hinweg und wurde zu einer abstracten scholastischen Wissenschaft. Anstatt daß die Philosophie sich mit den Thatsachen der wirklichen Welt beschäftigt hätte, gab sie sich nur mit den Formen der Wissenschaft selbst ab; sie verarbeitete immer nur ihr eigenes Material; sie construirte und reconstruirte; Hunderte von verschiedenen Systemen tauchten auf, von denen freilich manches nur für seinen Verfasser Werth und Verständlichkeit hatte. Nachdem der große Hegel gestorben war, tauchten aus seinem Nachlasse tausend mißverständene und halbverständene Systeme wie die Pilze auf; der große Wortstreit fing an; eine Kritik schlug die andere nieder; dieß war die Periode der Selbstnegation und Selbstzerstörung der Philosophie. Kein Wunder, daß man diesem Treiben endlich den Rücken wandte, und den Erfahrungswissenschaften alle Aufmerksamkeit schenkte; kein Wunder aber auch, daß die Erfahrungswissenschaften, die Naturwissenschaften, durch besondere äußere Umstände begünstigt, und durch einen unermesslichen Reichthum von Resultaten unterstützt, auch in eine ähnliche Einseitigkeit, in einen absolutistisch dogmatischen Ton verfielen, der uns um die wahrsten und höchsten Resultate ihrer Forschungen zu bringen droht.

Wenn wir uns über diese Einseitigkeit, sowohl der Kommunisten wie

der Materialisten beschwerten, so haben wir durchaus keine Sehnsucht, zu dem alten vorrevolutionären Zustande zurückzukehren; der Berg, der vor uns liegt, muß überstiegen werden; das Thal unter uns lockt uns nicht. Wir erkennen an, daß diese neuen Theorien, sowohl die des Materialismus, wie die des Kommunismus, wenigstens den Werth gehabt haben, uns von der Nutzlosigkeit der formalen, scholastischen Philosophie, wie der formalen, constitutionellen Politik zu überzeugen. Aber so nützlich, wie diese Theorien als Kritiken der Vergangenheit sind, so unbrauchbar und gefährlich sind sie als selbstständige und absolute Systeme.

Es ist dies wohl die interessanteste Seite an der Geschichte der Wissenschaften, daß kein Irrthum, keine Uebertreibung, keine Einseitigkeit vergeblich ist, sondern einen Beitrag zur Erkenntniß der Wahrheit liefert. Was man von jenem großen Ausleger der Alten sagte: „er behrt, selbst wenn er irrt,“ das kann man von jedem wissenschaftlichen Irrthume sagen. In den Naturwissenschaften, wie in der Philosophie, haben wir kaum eine einzige Wahrheit und Erkenntniß von Bedeutung, die nicht eine ganze Geschichte fast wahrwüthiger Uebertreibungen und Irrthümer hinter sich, und welche nicht diesen Irrthümern ihre Existenz zu verdanken hätte. Wir können jedes Gebiet der Wissenschaften, namentlich das der sich so positiv und unfehlbar dünkenden Naturwissenschaften durchgehen, um den Beweis für diese Behauptung zu finden. In der Wissenschaft treten diese Irrthümer und Uebertreibungen nicht so bedenklich und gefährlich auf, wie im praktischen Leben der Politik, wo sie eine Menge von Opfern verschlingen, die man für vergeblich und nutzlos halten müßte, sähe man nicht das endliche Ziel der Wahrheit und Freiheit dahinter. So ist auch die Unmasse von socialen und kommunistischen Theorien, so unverständig und unausführbar sie in der Gegenwart sind, und so gefährliche Wirkungen sie erzeugen, ein Wegweiser in die sociale Politik der Zukunft, eine Aufforderung, endlich einmal eine politische Wissenschaft, d. h. eine Lehre von der vernünftigen Organisation der menschlichen Gesellschaft auszuarbeiten. Ebenso ist auch der Materialismus das Kegefeuer, in dem die Philosophie und ihre Ideen sich läutern und weiß brennen müssen, um das lautere Gold der Wahrheit zu zeigen; er ist ein Wegweiser in eine Wissenschaft der Zukunft, welche auch zu gleicher Zeit die Befreiung der Zukunft ist.

Wir haben niemals die Theorie des Kommunismus und Materialismus, welche wir als ein und dasselbe System betrachten, als vollständig unwahr und gemeinschädlich angesehen; noch haben wir uns zu der bequemen denkfaulen Ansicht verstehen können, als sei im Kommunismus das ganze Heil der Menschheit und im Materialismus die einzige Rettung für die Wissenschaft zu finden. Wir nennen diese Ansicht bequem und denkfaul, weil sie dem Menschen eine dogmatische Gewißheit und Beruhigung gibt, und ihn über alles weitere Zweifeln und Forschen hinweghebt. Der

Kommunist ist mit seinem ikarischen oder fourieristischen oder saintsimonistischen Systeme fertig; er hat das einzig mögliche sociale und politische System in der Tasche; dieses System paßt ihm für alle Zeiten, Menschen und Verhältnisse. Er ist nicht zu der genauen und mühsamen Vergleichung zwischen den allgemeinen Ideen und speziellen Zuständen, zwischen dem, was man erreichen muß und was man erreichen kann, gezwungen; er hat nicht nothwendig, die Möglichkeit mit der strengen, unerbittlichen Nothwendigkeit zu vergleichen, und den langwierigen Weg von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe zurückzulegen, zu welchem selbst der entschiedenste Politiker sich bequemen muß. Das Studium der verschiedensten socialen und politischen Systeme, das Studium der Geschichte als einer praktischen Schule der Politik, das Studium der Menschen, ihrer Temperamente, Leidenschaften, Vorurtheile u. s. w., alles dies reiche Material in den Händen eines denkenden Politikers, ist dem Kommunisten überflüssig Zeug, gelehrter Kram u. dgl. Er hat nur sein Dogma nothwendig, ebenso wie der Katholik, und die ganze Weltgeschichte mit den Produkten und Resultaten einer viel tausendjährigen geistigen Entwidlung wird in ein Prokrustesbett geschraubt, in welches alle Verhältnisse wohl oder übel hineinpaffen müssen. Der Hochmuth, mit welchem diese Leute nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die aus der Vergangenheit noch jetzt vorhandenen Resultate derselben herabsehen, ist nur ihrer geistigen Armuth zu vergleichen, mit der sie sich aus diesem vollen, reichen Leben, in das jeder Mensch nur hineinzugreifen braucht, um es interessant zu finden, in die Einöde ihrer Colonie oder in die Einsamkeit ihrer Phalanstere zurückziehen.

Auch den Materialisten, trifft dieser Vorwurf der Denkfaulheit und Geistesarmuth. Schon indem er das ganze Reich der Ideen regiert und dem Menschen alle Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit abspricht, hat er das größte und reichste Gebiet des Denkens, auf dem von den großen Denkern der Vergangenheit die bedeutendsten und glorreichsten Triumphe erröchten sind, von sich abgelehnt und seiner Erkenntniß verschlossen. Indem der Materialismus ferner alles Erkennen auf die Sinnesindrücke beschränkt, hat er eine enge, bescheidene Gränze um die Sphäre seiner Erkenntniß gezogen; was drüber hinausliegt, wird mit Phrasen abgefertigt. Wenn er die Erscheinungen des Geistes und der Natur nicht erklären kann, verschiebt er entweder die Untersuchung auf unbestimmte Zeit, oder behilft sich mit Hypothesen und allgemeinen Naturkräften, deren Wesen selbst durch die Sinnesindrücke nicht einmal gehörig erkannt ist. Die höchsten und bedeutendsten Fragen für das Wohl der Menschheit, die Fragen von Recht, Freiheit, Tugend, Sittlichkeit, die socialen und politischen Fragen kümmern den Materialisten nicht, weil er keine Mittel hat, sie zu lösen. Man entgegnet mir hier, daß die Materialisten, mit Vogt, Moleschott, Buchner

u. s. w. an der Spitze, gerade die revolutionäre Sekte bilden, und daß wegen seines freisinnigen radikalen Charakters der Materialismus gerade von den deutschen Universitäten verbannt sei. Wir geben dies in einer Beziehung vollständig zu, begreifen die Befürchtungen, welche die Reaktion von dem Materialismus hegt, und stimmen in das Lob ein, welches man von radikaler Seite dem Materialismus gibt. Der Materialismus hat der religiösen Weltanschauung ein definitives Ende gemacht; vor den Entdeckungen und Thatsachen der modernen Naturwissenschaften, speziell der Geologie und Astronomie, verschwindet jede Möglichkeit der Religion. Wenn dies das einzige Verdienst wäre, das sich der Materialismus erworben hätte, so würde dies allein schon zu seiner Rechtfertigung genügen. Freilich muß man hier nicht vergessen, daß die religiöse Weltanschauung schon früher heftige Angriffe zu leiden gehabt hat; die Angriffe Diderot's, d'Alembert's, Voltaire's waren am Ende der Religion nicht weniger gefährlich, als die Spöttereien eines Vogt, oder die Beweise eines Moleschott; die Hegel'sche Philosophie, namentlich in der jüngeren Schule bis zu Feuerbach hinauf, hat der Religion in allen Arten und Formen den Todesstoß gegeben, und wir können am Ende den Naturwissenschaften nur den Ruhm lassen, daß sie mit dem schweren Geschütz der Thatsachen und Beweise in die Bresche hineinrücken, welche die Philosophie vorher schon in das Bollwerk der Religion hineingesprengt hat. Sei dem, wie ihm wolle, wir wollen des negativen Verdienst gern ungeschmälert den Naturwissenschaften überlassen, können jedoch denselben ein positives Verdienst zur Befreiung und Humanisirung des Menschengeschlechtes nicht in demselben Maaße zusprechen. Auf den Gebieten des socialen und politischen Lebens haben die Naturwissenschaften wohl keine andere unmittelbare Wirkung hervorgebracht, als daß sie die Centralisation und damit die allgemeine Unfreiheit vermehren helfen. Vergebens suchen wir hier eine befreiende, belebende Wirkung derselben. Vergebens auch suchen wir den bildenden veredelnden Einfluß, den die Philosophie und andere Zweige der Literatur namentlich auf die deutsche Literatur gemacht haben. Allen Respekt vor Humboldt, Liebig und den anderen Heroen der Naturwissenschaften, — aber können sie ihren Einfluß auf die Civilisation und Weltanschauung ihres Jahrhunderts mit den Wirkungen vergleichen, welche ein Kant, Fichte, Hegel, Feuerbach oder ein Herder, Lessing, Schiller, Göthe auf die Menschheit hervorgebracht haben! Was war das für eine andere Zeit, als Kant das Bewußtsein der Menschheit reformirte, als Fichte in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation ganz Deutschland zum Kriege entflamnte, als Hegel und seine Schüler, Strauß, die Bauer, Feuerbach das Messer der Kritik an die Bibel und an das Christenthum legten, — was war dies für eine andere Zeit, als heute, wo der größte Theil aller naturwissenschaftlichen Werke sich noch damit abmüht, die „Güte des Schöpfers aus seinen Werken“ und die „Zweck-

mäßigkeit der Natur“ zu beweisen? Wir ziehen nicht deshalb den Vergleich zwischen unserer philosophischen und poetischen Literatur mit den Naturwissenschaften, um die letzteren in Verachtung zu bringen, oder auch nur ihren wohlverdienten Ruhm zu schmälern, sondern nur deshalb, um darauf aufmerksam zu machen, daß es auch außerhalb der Naturwissenschaften noch Sphären menschlicher Thätigkeit gibt, die von der höchsten bildenden Bedeutung für das Menschengeschlecht sind, und der Aufmerksamkeit und Theilnahme jedes denkenden Menschen werth sind.

Wir leben in einem demokratischen Zeitalter, und erlauben keiner Wissenschaft und keinem Zweige der Literatur eine Alleinherrschaft oder eine dogmatische Unfehlbarkeit. Am allerwenigsten erlauben wir diesen Absolutismus einer Wissenschaft, die sich nur mit der natürlichen Nothwendigkeit, nicht mit der menschlichen Freiheit beschäftigt. Die erste ist nur die Vorbereitung und Grundlage für die zweite; die Naturwissenschaften sind nur eine Propädeutik für die Wissenschaften der modernen Philosophie, die aus dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Kampfe nothwendig hervorgehen müssen. Wir profetisieren, daß wir schon in wenigen Jahren über die Einseitigkeiten hinaus sein werden, welche sich jetzt als absolute Wahrheiten und als die Grenzen des menschlichen Wissens ankündigen. Bei dem ersten Erwachen der Naturwissenschaften im Mittelalter legte Epinoza den Grund zu dem Gebäude der modernen Philosophie; die großen Fortschritte der modernen Naturwissenschaften werden eine ähnliche Wirkung auf die Wiederbelebung der philosophischen Studien haben. Die Nothwendigkeit einer in Uebereinstimmung mit dem modernen Bewußtsein stehenden Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Codificationslehre u. s. w., die Wiederbelebung der psychologischen und ästhetischen Wissenschaften ist keinem denkenden Menschen mehr verborgen; wenn wir aus dem unbehaglichen, unfreien Zustande herauskommen wollen, in welchem wir uns gegenwärtig befinden, können wir dies nur an der Hand der allgemein menschlichen Ideen, die so alt, wie das Menschengeschlecht selbst sind, und in deren Entwicklung, Offenbarung und Realisirung die ganze Geschichte der Menschheit besteht.

Dann kommen wir auch aus dem Dualismus zwischen Politik und Socialismus heraus, der bisher und gerade in den letzten Revolutionen die Kämpfe so verwirrt hat. Der Kommunismus als das einzige consequente System unter allen socialen Systemen, hat als eine Kritik der formalen, abstrakten Politik unleugbar ähnliche Verdienste, wie der Materialismus als die Kritik der formalen, abstrakten Philosophie, und wie das Fundament beider Theorien dasselbe ist, so werden auch die Resultate derselben Uebereinstimmung. Die Politik der Zukunft, auf der befreiten Wissenschaft ruhend, wird nicht mehr eine mechanische Konstruktion sein, welcher das Volk als willenlose Masse untergeordnet ist, und deren Pressen und

Schrauben dem Volke die beste Kraft ausquetschen, sondern eine organische Wissenschaft von dem Leben der Völker und Staaten, welche mit der Wissenschaft vom lebendigen Menschen, mit der Physiologie und Psychologie, Hand in Hand geht. Diese Politik wird sich nicht nur mit den Formen der Staatsverwaltung, sondern mit dem Materiale, mit dem Volke selbst, seiner Erziehung und Beredelung, seinem Wohlstande und seiner Freiheit beschäftigen müssen, und in dieser Beziehung wird sie allerdings viele kommunistische Elemente und Tendenzen enthalten. Der abstrakte Staat wird dann erst aufhören, wenn die abstrakte Wissenschaft aufhört; die praktische politische Freiheit der Völker wird dann eine Möglichkeit werden, wenn die die Freiheit in der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange wiederhergestellt ist. Daran zu arbeiten, ist zunächst die Pflicht der Wissenschaft selbst, die durch den dialektischen Gang, den sie nimmt, von einem Widerspruche zu andern schreitet, und auch den Widerspruch, in welchem sie jetzt befangen ist, überwinden wird. Je schroffer die Widersprüche sich einander gegenüber treten, je mehr die Geister auf einander pläzen, je schneller die Veränderungen im wissenschaftlichen, wie im politischen Leben sich folgen: desto größer werden die Resultate sein, welche wir auf wissenschaftlichem, wie auf politischem Gebiete erndten.

Gerade in dieser Beziehung stehen wir jetzt in einer wichtigen und interessanten Uebergangsperiode, in welcher sich größere Veränderungen vorbereiten, als vielleicht in den Zeiten der bedeutendsten geistigen Revolutionen. Denn das ist das Geheimniß unseres Jahrhunderts, daß jede Veränderung, welche sich in den Ideen ereignet, eine universelle ist, und alle Zustände und Verhältnisse durchdringt. Früher folgten sich die Veränderungen in Literatur, Religion, Staat; eine Katastrophe ging aus dem andern hervor, aber jede Bewegung war isolirt für sich. Nehmen wir ein Beispiel; die Restauration der Wissenschaften durch Erasmus, Reuchlin u. s. w., die Reformation, und der Bauernkrieg: diese drei Ereignisse hatten einen innern Zusammenhang, aber wirkten äußerlich nicht zusammen. So gingen auch die großen Bewegungen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts nach verschiedenen Richtungen auseinander. Dies wird voraussichtlich bei den Revolutionen der Zukunft nicht der Fall sein; sie werden den ganzen Menschen und die ganze Menschheit erfassen, alle menschlichen Verhältnisse berühren und überall durchgreifende Veränderungen bewirken.

Die positive Seite des Wahlkampfes.

„Ich kann mich nicht recht begeistern für die politische Bewegung“, so hören wir von Manchem. In der That, die Bewegung hat für uns Deutsche nicht das unmittelbar praktische Interesse, wie z. B. die revolutionäre Bewegung von 1848; die Frage der Sklaverei, um die es sich handelt, berührt uns nicht direkt, und wir müssen erst eine Kette von Schlüssen und Folgerungen ziehen, um unseren persönlichen Antheil an den allgemeinen Tagesfragen herauszufinden. Dann auch hat die Bewegung Vieles, was uns befremdet, ja selbst verlegt und zurückstößt; die republikanische Bewegung ist in vieler Beziehung abgeschwächt und abgestumpft, und zeigt nicht die kühne, fecke Stirn, die von vorn herein von dem Vertrauen des Sieges und dem Bewußtsein der gerechten Sache zeugt; die Politik der Prinzipien ist ein Wahlmanöver geworden und leidet an allen Extravaganzen und Uebertreibungen eines solchen. Die Gründe, welche uns bestimmen, mit der republikanischen Partei zu handeln, sind daher mehr negativ, wie positiv, und Schreiber dieser Zeilen persönlich, wie gewiß mancher Andere, hat sich aus dem doppelten Grunde für die Sache Fremonts entschieden, einmal weil die moralische Unmöglichkeit vorlag, mit einer andern Partei zu gehen, zweitens weil in der Philadelphier Plattform und Nomination kein Wort und kein Punkt enthalten war, welcher prinzipiellen und radikalen Ansichten zuwider gewesen wäre. Diese Gründe sind von vornherein genügend, um uns zu entscheiden; sind wir aber einmal für die republikanische Sache entschieden, dann finden wir noch eine Menge anderer Gründe im Hintergrunde der Wahlbewegung liegen, die wohl eine ernsthafte, ja leidenschaftliche Theilnahme an der Bewegung zu erregen im Stande sind.

Wir haben übrigens oft Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß gerade diejenigen Leute am meisten Ansprüche an die Partei machen, die höchsten Forderungen an sie stellen, am freigebigsten mit ihrem Tadel sind, die es am wenigsten gut mit der Partei meinen, und derselben von geringem Nutzen sind. Leute, die vielleicht noch gestern das allein seligmachende demokratische Prosklavereiticket stimmten, verbinden heute mit ihrem Eintritt in die republikanische Partei die übertriebensten Anforderungen, und möchten gerne eine Plattform apart für sich allein haben. Dieses finden wir namentlich unter den Deutschen. Man kann im Durchschnitt sich immer darauf verlassen, daß wer am meisten sich vor dem Verlust des Bürgerrechtes fürchtet, Garantien verlangt, und KnowNothings - Gespenster sieht, daß der am wenigsten im Stande ist, sein Stimmrecht selbstständig und nach eigenem Urtheile anzuwenden. Das Gefühl der Unsicherheit und Unselbstständigkeit, welches diese Leute überall begleitet, läßt sie überall Gespenster sehen; sie trauen keinem Menschen, weil sie sich selbst nicht trauen können; sie fürchten für ihre politischen Rechte, weil dieselben nicht in ihrem eigenen Bewußtsein tief genug begründet sind.

Man hätte viel zu thun, wollte man diese ewigen Befürchtungen, die tausendmal widerlegt, zum tausend und einten Male wieder auftreten, zum Gegenstande einer permanenten Debatte machen. Es gibt Leute, welche einmal keiner Entschiedenheit und noch weniger einer Begeisterung fähig sind, nasses Stroh, das nicht brennen will. Die Anhänger der mündlichen Versprechungen und papiernen Garantien sind, namentlich unter den Deutschen, nicht auszurotten; diese Leute schwanken zwischen Zweifeln und Vertrauensbuseh, und halten sich an alles Andere, nur nicht an die Sache.

Begeisterung ist bei der ganzen Sache auch durchaus nicht nöthig, sondern nur Einsicht, Urtheil und Logik. Es eröffnet sich bei der Diskussion der vorliegenden Frage ein weites Feld der Folgerungen und Resultate, welche uns zeigen, daß die republikanische Bewegung durchaus nicht so abstrakt, einseitig, oberflächlich und arm an Ideen und Thatsachen ist, wie sie gegenwärtig Manchem erscheint, daß sie vielmehr eine Fülle der großartigsten Projekte in sich birgt, deren Realisirung das Interesse und das Glück der Menschheit verlangt. Die gegenwärtige Wahlbewegung ist der Schlüssel zu einem Systeme der Social-Politik, welches in seinen allgemeinen Grundlagen in der Unabhängigkeitserklärung und der Ver. Staaten Constitution niedergelegt ist, in den Schriften und Handlungen Jefferson's und seiner Zeitgenossen deutlicher hervortritt, dann eine Zeit lang verdunkelt und vergessen wurde, bis daß es jetzt durch eine Reihe von herausfordernden Ereignissen wieder auf dem Kampfplatze gerufen wird. Wenn auch die gegenwärtige Wahlbewegung nur einzelne Maaßregeln verfolgt, so führen doch diese Maaßregeln durch ihr eigenes politisches Gewicht und durch ihre natürlichen Folgen zu einer systematischen Politik, in welcher eine Maaßregel die andere unterstützt, und alle Bestrebungen zu einem gemeinschaftlichen Ziele hinwirken. Wir glauben nicht, daß die republikanische Bewegung, falls sie wirklich siegreich ist, in den Grenzen festgehalten werden kann, welche die Philadelphia Platform bestimmt; Niemand wird dies können, noch weniger wollen. Jede Partei wird durch das Gewicht ihrer materiellen und politischen Interessen fortgerissen über das festgesteckte Ziel hinaus; dies sehen wir überall in der Weltgeschichte. Die erste französische Revolution fing mit einzelnen parlamentarischen Reformen an, und war im Anfang nur gegen einzelne Mißbräuche der privilegirten Stände gerichtet, aber die revolutionäre Idee vergrößerte sich mit ihrer Entwicklung und wurde zu einer weltherrschenden Macht. In ähnlicher Weise war das erste Programm der Reformation ein sehr bescheidenes, auf die Abstellung des Ablasskrames und ähnlicher priesterlicher Mißbräuche gerichtet, wurde aber im Laufe der Ereignisse ein Todesurtheil für die Weltherrschaft der römischen Hierarchie. Dieselbe Bemerkung kann man bei allen großen politischen Ereignissen bemerken; gerade die kleinen, bescheidenen Anfänge enthalten den Keim zu den größten Entwicklungen und Ver-

Änderungen. Amerika folgt, trotz der großen Verschiedenheit seiner politischen Entwicklung, denselben Gesetzen, die in Europa gelten; jede Partei wird durch ihr eigenes Gewicht, durch die Konsequenzen ihrer Prinzipien vorangebracht, immer voran, bis daß sie die Herrschaft wieder an eine andere Partei abgeben muß. Gerade in einem demokratischen Staate, in welchem die Massen des Volkes regieren, wird jede Partei, welche sich auf diese Massen stützt, durch den Ungestüm und die Leidenschaftlichkeit derselben vorwärts getrieben, oft weiter, wie es die vorsichtigen und ehrgeizigen Führer wünschen. Diese Bemerkung konnte man schon oft in Bezug auf die Geschichte der amerikanischen Parteien machen, besonders aber in den verflossenen sechs Jahren, nach den letzten zum Vortheile des Südens abgeschlossenen Kompromissen. In diesen Kompromissen, namentlich in dem berüchtigten Sklavenauslieferungsgesetz, lag ein direkter Sieg der Sklavokratie und des Südens über den Norden, ein Sieg, welcher durch die massenhaften Majoritäten für Herrn Pierce im Jahre 1852 vom Volke ratifizirt wurde. Wie wurde dieser Sieg ausgebeutet? Die herrschende Partei, die Sklavokratie, drängte die demokratische Administration mit ihrem ganzen Anhang vorwärts und vorwärts, weit über die bestehenden Kompromisse und die Baltimore Plattform hinaus, zur Nebraska Bill und allen den aus dieser Bill nothwendig hervorgehenden Konsequenzen. So sehr wir dies Benehmen in Bezug auf die dabei theilhaftigen Personen einen Verrath und Betrug nennen, so natürlich und selbstverständlich finden wir dasselbe, wenn wir auf die Sache selbst eingehen, und die innern Triebfedern der Politik verfolgen. Die demokratische Partei war bei der Wahl von Pierce schon in den Händen der Sklavhalter, von denen man, ihrer natürlichen und politischen Interessen wegen, kein Stillestehen auf halbem Wege erwarten konnte; sie mußte mit den Interessen der Sklavhalter bis zum letzten Rest gehen, bis zu den wahnwitzigen Ausgeburten der Kansas Blutgesetze und des Ostende Congresses, welche in der letzten demokratischen Plattform von Cincinnati genehmigt sind.

Wird die republikanische Partei, — die wir sonst gewiß in keiner Beziehung mit der demokratischen Partei vergleichen wollen, — nicht in der nämlichen Lage sein, wie die demokratische, falls sie zum Siege gelangt? Wird sie nicht diesen Sieg bis zu den letzten Konsequenzen verfolgen müssen? Wird sie nicht durch das Gewicht der eigenen politischen und materiellen Interessen, und durch den Ungestüm der hinter ihr stehenden entrüsteten und erbitterten Massen im Sturmschritt vorangehen müssen? Glaubt man, daß eine solche Partei ihrem Programme, welches nur die Grundsätze, nicht die Maaßregeln bestimmt, und der Politik eine weite Perspektive eröffnet, nicht die allerweiteste Ausdehnung geben werde? Und glaubt man, daß der kühne, energische Fremont nicht der Mann sein werde, diese seine politische Stellung zu erkennen und zu lösen?

Fragen wir weiter: Wird nicht also aus der Erwählung Fremont's eine neue, der bisherigen demokratischen Politik direct entgegengesetzte, freie, nördliche, wirklich republikanische Politik hervorgehen? Können wir von ihr nicht eine ebenso entschiedene nördliche Politik verlangen, wie die bisherige Politik die südliche war? Und in diesem Falle, sehen wir nicht eine große, weite Bahn des Fortschrittes und der Reformen vor uns, deren Resultate alle unsere Erwartungen und ganz gewiß die gegenwärtige republikanische Plattform übertreffen werden?

Wir kommen hier zu dem Punkte, auf dem wir keine negativen Gründe mehr nothwendig haben, um uns der republikanischen Bewegung anzuschließen, sondern wo wir die positive Bedeutung des Wahlkampfes verstehen, und uns dafür interessieren, ja sogar „begeistern“ können. Wir haben oft schon unsere Meinung dahin ausgedrückt, daß wir den Schwerpunkt der amerikanischen Geschichte und die Hoffnung für die freie Entwicklung der Union im amerikanischen Westen finden. Während der Sünden der Barbarei der Sklaverei überantwortet ist, und jedenfalls eine Reihe gewaltsamer Katastrophen vor sich sieht, ehe er an den raschen Fortschritten der übrigen Unionsstaaten Theil nehmen kann; während der Osten, mit den Abfällen europäischer Cultur überdeckt, von südlichen Einflüssen abhängig, von nativistischen Tendenzen durchkreuzt, das moderne Karthago darstellt: ist der Westen das eigentliche moderne Rom, die große Ackerbaurepublik, welche in materieller Beziehung jedem Fleiße und jeder Thätigkeit große Resultate verspricht, die in socialer Beziehung eine glückliche Vermischung der Rationalitäten enthält und dadurch eine Gleichberechtigung derselben garantirt, welche also auch in politischer Beziehung am meisten zur Realisirung wirklich republikanischer Institutionen fähig ist. An der freien Entwicklung des Westens arbeiten, das heißt, an der freien Entwicklung der Union und einer großen Zukunft der Menschheit arbeiten. Nun ist aber gerade die Philadelphia Plattform und die Nomination Fremont's dem Westen und seiner Entwicklung sehr günstig. Nehmen wir aus der Philadelphia Plattform nur den einzigen Paragraphen über die Pacificbahn heraus, so finden wir allein hier Gründe genug, um die Nomination zu ratifiziren. Der Bau der Pacificbahn, eine der Maaßregeln, welche die demokratische Partei von ihrer Plattform hinweggestrichen hat, die aber von der republikanischen Partei als Testfrage aufgestellt ist, und die jedenfalls von dem Pfadfinder Californicus mit aller Energie durchgesetzt wird, ist ein Unternehmen von so großem Umfange und solch bedeutenden Resultaten, wie noch niemals früher in den Kreis menschlicher Thätigkeit trat, und schon allein die Ausführung dieses Unternehmens wird die amerikanische Politik nach Innen wie nach Außen hin bedeutend verändern. Amerika wird durch den Bau dieser Bahn in die Mitte des Weltverkehrs und Welthandels gerückt, der nach Erbauung der Bahn

seinen Weg mitten durch den nordamerikanischen Continent nimmt; es bemächtigt sich des Handels mit China, Japan, Ostindien; es ruft die seit Tausenden von Jahren in Schlaf versunkenen Völker Ostasiens zu neuer Thätigkeit und Civilisation; es raubt Albion den Seehandel und die Meerherrschast, und stemmt sich dem Vorbringen des russischen Kolosses in Ostasien entgegen. Mit dem Momente, wo diese Bahn in Operation tritt, ist die Suprematie Nordamerika's in Bezug auf den Welthandel entschieden, und die Folgen dieser Suprematie auf die Weltpolitik werden auch nicht ausbleiben. Die ungeheuren Länderstrecken zwischen dem Mississippi und dem pazifischen Ocean zu beiden Seiten der Felsengebirge, diese großen Reservfonds für die Weiterentwicklung der Union, werden durch diese Bahn der Cultur, der Civilisation, der freien Arbeit und Ansiedelung geöffnet, und die letzte Hoffnung des Südens auf die Versklavung der Territorien wird verschwinden. Die freie Einwanderung ist der natürliche Bundesgenosse der nördlichen Antislavereipolitik; es ist im Interesse der republikanischen Partei, durch eine schnelle Besiedelung der Territorien durch freie Ansiedler sich ein für alle mal die Freiheit der Territorien und die unzerstörbare Majorität in der Bundesgesetzgebung und Verwaltung zu sichern. Die Freiheit der Arbeit und des Bodens, freie Einwanderung und freie Grundsätze werden der Bahn bis in die Wildniß folgen und dieselbe der Civilisation überliefern. Deshalb schon, abgesehen von allen andern Gründen, fürchten wir von der republikanischen Partei keinen Nativismus und direkte oder indirekte Beschränkung der Einwanderung durch sociale oder politische Rechtsverweigerungen, weil die republikanische Partei dadurch gegen ihre wesentlichsten Interessen verstößen und einen politischen Selbstmord an sich selbst begehen würde. Hier in Amerika kennt Jedermann und jede Partei ihr Interesse, und handelt demgemäß. So gut es im Interesse der südlichen Aristokratie liegt, das nativistische Scholtenritterthum zu vertheidigen, aus ähnlichen Gründen muß die republikanische Partei die Partei der freien Einwanderung sein. Unter der Verwaltung Fremonts würden die vier Jahre genügen, die Bahn zu bauen, und ein halbes Duzend freier Staaten längs derselben zu gründen; damit wäre die Politik der Union für ewige Zeiten festgestellt. Von Trennung der Union würde dann nicht mehr die Rede sein; ein eisernes Band hielte dann die Union zusammen. Wenn man indessen befürchtet, daß der Bau der Pacifkbahn das Signal zu ungeheuren Landverschleuderungen sein würde, ähnlich wie die Eisenbahnprojekte in Illinois, Iowa, durchgeführt sind, so glauben wir, daß die republikanische Partei nicht zu Maßregeln schreiten wird, welche ein stehendes Kapitel in der demokratischen Politik bildeten. Schon aus Haß gegen die Freesoilprinzipien und Reformen und im wohlverstandenen Interesse der Sklavenhalter war es demokratisches System, die Länderreien des Westens auf eine fast wahnsinnige Weise zu verschleudern, damit

die freie Zukunft des Westens verschleudert würde. Daher die verschiedenen Militair - Landbills, die Eisenbahnlandschenkungen u. s. w. Von der republikanischen Partei ist wohl nicht zu erwarten, daß sie gerade diesen gefährlichsten Punkt der demokratischen Politik beibehält; wie in andern Dingen, wird sie auch hier die demokratische Politik verlassen.

Welche Aussichten für Amerika knüpfen sich an diesen Plan? Die demokratische Partei erschrickt natürlich vor einer solchen Aussicht, die mit Einem Male die politischen Einflüsse des Südens auf die Bundespolitik auf Null reduciren würde. Aber die republikanische Partei findet gerade in diesem industriellen Unternehmen einen mächtigen politischen Bundesgenossen, den sie zum Siege nothwendig braucht.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die amerikanische Politik mehr materiell, wie ideell ist, daß sie nicht so sehr ein philosophisches System, wie eine Reihe praktischer Maaßregeln ist. Selbst die Fragen, welche wir Deutsche bloß vom Standpunkte der Humanität zu betrachten pflegen, z. B. die Sklavenfrage, werden in Amerika vom materiellen Gesichtspunkte aus betrachtet, und man rechnet mehr darüber, wie daß man philosophirt. Deshalb sind auch die großen materiellen Vortheile, welche die Union sich von einem Siege der republikanischen Partei versprechen kann, die besten Garantien für das Gelingen der republikanischen Sache. Aber noch größer, wie die materiellen Vortheile, werden die moralischen sein. Durch das Institut der Sklaverei, durch die tägliche Gewöhnung an dasselbe, durch das damit verbundene Auslieferungsgesetz, durch die daraus hervorgehenden Folgen für das häusliche Leben u. s. w. ist die Moralität des amerikanischen Volkes so tief gesunken, daß wir hier oft die Spuren der Civilisation ganz verloren zu haben glauben. Es ist natürlich, daß ein Volk, welches eine zahlreiche Klasse von Menschen als Vieh behandelt, durch die tägliche Gewöhnung an die mit der Sklaverei verbundenen Rohheiten und Gewaltthätigkeiten selbst demoralisirt werden muß; die Anerkennung der Menschenwürde, die allgemeinste Basis des gesellschaftlichen Zusammenlebens, welche eine gebildete, humane Gesellschaft auch den niedrigsten Wesen gegenüber erzeigt, wird hier in der Wurzel vernichtet; man gewöhnt sich an das Recht des Stärkeren, an das Recht der brutalen Gewalt, und zeigt sich zuletzt nicht nur dem Sklaven, sondern jedem schwächeren Menschen und Volke gegenüber als Tyrann. Wenn wir die demoralisirenden Wirkungen der Sklaverei im Süden selbst überall, in den Gesetzen des Staates, wie in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, ja sogar im Familienleben finden, wenn wir sehen, wie Richter Lynch dort wüthet, wie Scheiterhaufen dort errichtet werden, wenn wir uns nach dem Zustande des Volksunterrichts u. s. w. erkundigen, und überall die brutalen Resultate des brutalen Institutes sehen: — dann können wir auch die Quellen verfolgen, aus denen

viele Uebelstände und Spuren von Rohheit in den nördlichen Staaten entspringen, Uebelstände, welche bald direkt, bald indirekt auf die Sklaverei zurückzuführen sind. Wir geben zu, daß es noch manche andere Ursachen der herrschenden Demoralisation und Corruption gibt, welche sich zu der Hauptursache hinzugesellen, aber die Hauptursache aller der zahlreichen Schlechtigkeiten, welche wir in Amerika finden, ist in der Sklaverei zu suchen. In der That, man merkt im Norden in vielen Fällen die bösen Folgen der Sklaverei mehr, als im Süden; die infame Servilität, mit welcher man im freien Norden das Sklavenauslieferungsgesetz praktizirt, ist schon allein ein genügender Beweis dafür. Die Hauptursache der politischen Corruption ist in der Sklaverei zu suchen; sie vergiftet und ruiniert die Parteien, — wie wir dies bei den Whigs unter Fillmore und Webster, wie wir dies bei den Demokraten unter Pierce und Douglas gesehen haben, — und macht das Kapitol der Ver. Staaten zum Schauplatz gemeiner Intriguen und roher Gewaltthätigkeiten. Die Einflüsse der Sklaverei bekämpfen, dies heißt, die Quellen der öffentlichen Corruption verstopfen.

Wenn man daher die Einsicht gewonnen hat, daß es genug der öffentlichen und privaten Corruption sei, und daß man die Politik wie die socialen Verhältnisse Amerika's einer Reform unterbreiten müsse, dann wird man wohl direkt an die Quelle aller Corruption selbst, an die Sklaverei, gehen, und durch die Wiederbelebung des Rechtsgefühls und des alten republikanischen Sinnes die politische Atmosphäre reinigen müssen. Dies ist eine zweite bedeutende Seite an der gegenwärtigen Wahlbewegung, von noch größerem Interesse vielleicht, wie die materielle Seite. Es war in der That ein beschämender und schimpflicher Anblick, zu sehen, wie der Norden bisher stumpf und gleichgültig alle Uebergriffe des Südens und alle Folgerungen der Sklaverei ertrug, und wie die großen Ideen der Unabhängigkeitserklärung in Bezug auf die ewigen Menschenrechte immer mehr und mehr aus der Praxis des amerikanischen Lebens verschwanden. Diese Ideen müssen wieder neu belebt, sie müssen in ihrer ganzen revolutionären Kraft und Frische wieder dem socialen Leben mitgetheilt werden. Es liegt eine große moralische Kraft in diesen Ideen; sie sind ein Mittel, die dunkeln und trüben Leidenschaften der Menschen zu reinigen und den Bestrebungen derselben einen hohen, freien Aufschwung zu geben. In diesem Zeitalter des wissenschaftlichen und praktischen Materialismus hat man vor allen Dingen Ideen und Ideale nothwendig, um die sittliche, humane Grundlage der menschlichen Gesellschaft zu bewahren. Die Begeisterung für Freiheit und Recht muß sich zu den einseitigen Nützlichkeitsbestrebungen gesellen; der Mensch muß sich als Mensch fühlen, das Bewußtsein seiner ewigen und unveräußerlichen Rechte haben; erst dann ist er wahrhaft ein Republikaner.

Dieses moralische, ethische, sittliche Element der Wahlbewegung kann

nicht genug hervorgehoben und gepflegt werden. Wir müssen dieselbe als eine moralische Kur betrachten, die einen kranken Staat und eine kranke Gesellschaft wieder zu neuem Leben ruft. Wie in der alten Fabel Antäus durch die Berührung mit der Erde immer wieder neue Kraft bekam, so auch gewinnt ein Volk immer wieder neue Kraft durch die Berührung mit jenen allgemeinen Ideen der Menschlichkeit und Sittlichkeit, welche die einzig mögliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft bilden. Die amerikanische Union ruht auf dieser Grundlage; die Väter der Republik haben derselben die Grundsätze der Menschenrechte eingeimpft; philosophische Gedanken schwebten über der Wiege der jungen amerikanischen Freiheit: es ist nothwendig, daß von Zeit zu Zeit das Bewußtsein dieser Ideen im Volk wieder lebendig werde, um die tägliche Gewohnheit des Daseins, welche den Leidenschaften ihren Adel und den Gedanken ihre Frische nimmt, zu unterbrechen. Im Leben der Nationen, wie im Leben der Individuen sind von Zeit zu Zeit Erschütterungen nothwendig, große, leidenschaftliche Erschütterungen, welche das Gleichmaß der Tage unterbrechen, und eine raschere Circulation des Blutes bewirken. Eine solche Erschütterung der Gemüther ist auch mit dem gegenwärtigen Wahlkampfe verbunden; Erinnerungen an die Vergangenheit, Hoffnungen für die Zukunft kreuzen sich, und das Volk prüft und erkennt seine Lage.

Sollten diese Hoffnungen von der gegenwärtigen Wahlbewegung übertrieben sein? Wir glauben es nicht. Es ist nicht bloß die erkünstelte Agitation der Neterjägererei, welche die Massen bewegt, sondern eine tiefe Sympathie, eine leidenschaftliche Erregtheit des Volkes. Es kommt nur darauf an, die momentane Empfänglichkeit der Massen zu benutzen, die Sympathien zu verstärken, um den Ideen Eingang zu verschaffen. Aus dieser Wahlbewegung muß ein bleibender Werth für das amerikanische Volk, wie für die ganze Menschheit hervorgehen, eine Wiederbelebung der alten Religionsprinzipien, die mit unvergänglichen Zügen in der Brust jedes Republikaners niedergeschrieben sind.

Wir haben im Vorstehenden bloß zwei Seiten aus der vielseitigen und umfassenden Wahlbewegung herausgenommen, eine materielle und eine ideelle, um den positiven Gehalt der Wahlbewegung zu zeigen, und die Theilnahme und Sympathie dafür zu verstärken. Es ist ein Kampf, „des Strebens der Edlen werth“, und zu hoffen, daß nicht nur Amerika's Freiheit, nicht nur eine große Hoffnung der Menschheit, sondern auch der deutsche Name siegreich daraus hervorgehen werde.

Polemishes.

Herr Heinzen hat in einer der letzten Nummern seines „Pionier“ einen Artikel gegen uns, „Ernst und Spaß“ betitelt, den wir beantworten müssen, nicht so sehr um unserer selbst willen, als wegen Herrn Heinzen, der ja bei der Redaktion seines Blattes auf die Sphäre der Persönlichkeiten und des Skandalos angewiesen ist. Wir verhehlen nicht, daß unsere Abneigung, uns in eine derartige Polemik einzulassen, vielleicht eben so groß ist, wie das Vergnügen, mit welchem Herr Heinzen sich in persönlichen Angriffen ergeht. Es ist allerdings für jeden Publizisten, namentlich in Amerika, nothwendig, hier einmal einen Fußtritt, dort einen Faustschlag zu applizieren, weil gewissen Leuten gegenüber die Höflichkeit nichts hilft; aber, was uns anbetrifft, machen wir solche Sachen gern so kurz, wie möglich ab, eingedenk des Göthe'schen Wortes: „Man mag den Dr. . . . noch so breit treten, es wird kein Creme daraus“. Wir werden daher auch das Behagen an persönlichem Skandal, welches aus dem sieben-spaltigen Artikel des Herrn Heinzen hervorleuchtet, nicht nachahmen, sondern der Polemik nur die nothwendigsten Worte gönnen.

Herrn Heinzen scheint das Verison der Schimpfworte, welches die deutsche Presse in Amerika so bedeutend vermehrt hat, noch nicht zu genügen, indem er in der Auffindung neuer Ausdrücke eine Originalität entwickelt, welche dem stereotypen Nachdrucker seiner eigenen Arbeiten wohl auf anderem Gebiete zu gönnen wäre. So nennt er den Verfasser dieser Zeilen einen „wipsterzigen Fink“, einen „butterbemmigen Jüngling“ u. dergl. Obgleich derselbe nicht so alt ist wie Herr Heinzen, hat er doch schon seit zwanzig Jahren die Zeit hinter sich, wo er durch solche kindische Worte, wie Herr Heinzen gebraucht, die Ruthe verdient hätte, die jetzt hinter dem Spiegel hervorgeholt werden muß. Es liegt in solchen Ausdrücken eine Albernheit, die schwer auf den Verfasser selbst zurückfällt, zumal wenn solche Ausdrücke den ganzen Charakter der Polemik charakterisiren. Welch eine Vorstellung muß sich Herr Heinzen von seinem Publikum machen, daß er ihm solche Sachen zu bieten wagt?

Der Redakteur des „Pionier“ sagt, daß er nur dann polemisch werde, wenn man ihn angreife. Aber was versteht er unter Angreifen? Irgend eine seiner Ansicht entgegengesetzte Meinung äußern, an die Thatsachen und an die Menschen andere Forderungen stellen, als er selbst, dies ist für ihn ein persönlicher Angriff. Wir haben selten einen Menschen gesehen, der gegen Andere so verlegend, und für sich selbst so empfindlich ist, wie Herr Heinzen.

So verlangten und verlangen wir von den Vertretern des Radikalis-

mus, daß sie die allgemeinen Ideen, die im Radikalismus enthalten sind, für höher halten sollen, als ihre persönlichen Marotten; wir wandten diese Forderung so gut auf Herrn Heitzen, wie auf hundert andere Menschen an, die in den allgemeinen Bestrebungen nur die Befriedigung ihrer persönlichen Launen, ihres Ehrgeizes, ihrer Rachsucht u. s. w. suchen. Wir nannten bei der Aufstellung dieses Satzes keinen Namen. Aber, wie schon bei anderen Gelegenheiten, haben wir gesehen, daß Herr Heitzen solche allgemeine Aeußerungen als einen heimlichen Angriff auf sich betrachtet, und sie als eine willkommene Veranlassung zu persönlichem Skandal benützt, der weit über die vorhergegangene Veranlassung hinauschießt.

Wir bleiben bei unserer Forderung stehen, daß die Sache des Radikalismus von persönlichen Neigungen und Abneigungen nicht beherrscht werden darf, und glauben, daß es etwas viel Besseres für einen Mann von Verstand und Herz gibt, als die Freude am Skandal.

Wie Herr Heitzen die persönliche Polemik, die, wir gestehen es, oft in seinen Händen eine scharfe Waffe war und Nützliches geleistet hat, gegen Freund und Feind anwendet, in der nicht mißzuverstehenden Absicht, den Skandal um des Skandals willen zu erregen, so kann er wirklich auf keinen Erfolg und kein Resultat seiner Polemik mehr rechnen. Der Stachel seiner Satyre ist stumpf geworden, und die ganze Polemik eine harmlose Stilübung. Die Deutschen wissen nun einmal, daß Herr Heitzen Alles in der deutschen Presse angreift, was sich nicht unter seine Autorität stellen will, und wenn sie von neuen Skandalartikeln Heitzen's hören, so meinen sie: „Run, das ist einmal so seine Gewohnheit.“

Hinter dieser permanenten Eucht, Skandal zu erregen, liegt übrigens ein großer Verstandesfehler, nämlich — die Meinung, der eigentliche legitime Vertreter des Radikalismus zu sein. Herr Heitzen, als der „Pionier“ des Radikalismus, betrachtet das ganze Gebiet desselben als seine Domäne, auf welcher Niemand jagen darf, der sich nicht bei ihm den Jagdschein gelöst hat. Wehe dem Wilddieb, den er dort findet!

Ueberhaupt ist die Großmannsucht des Pudels Kern. Herr Heitzen hat Vieles und Richtiges über die „großen Männer“ geschrieben; es ist, als wenn er vor dem Spiegel gestanden und sich Zug für Zug abconterfeit hätte. Herr Heitzen gehört zu den „verkannten Genies“, welche die ganze Welt auf den Kopf stellen könnten, wenn sie nur von den dummen Menschen nicht „verkannt“ würden. Jede Beleidigung, welche ihm jemals widerfahren, prägt sich unauslöschlich seinem Gedächtnisse ein, und wenn man eine Nummer seines „Pionier“ liest, so kann man die ganze Geschichte seiner journalistischen Laufbahn überblicken. Daher die Gereiztheit, die Rücksichtslosigkeit, die Bitterkeit, die sich in den meisten seiner Artikel ausspricht; er will Rache nehmen für jede Beleidigung, die ihm jemals in seinem Leben zugefügt ist.

Herr Heitzen ist die personifizierte Consequenz, sagen seine Anhänger. Es kommt darauf an, was man unter Consequenz versteht. Besteht Consequenz in dem eigensinnigen Festhalten an bestimmten Ansichten, in dem Erhaltenbleiben auf demselben Punkte, in dem Wiederholen des einmal Gesagten, in dem Fertigsein, in der moralischen Unmöglichkeit, sich zu verändern, so sind diese Eigenschaften gewiß vollständig bei Herrn Heitzen zu finden; er gefällt sich selbst darin, zu bemerken, daß er das, was er heute sagt, schon vor fünf oder zehn Jahren gesagt habe, und hat wohl keine größere Arbeit geliefert, die er nicht zwei bis drei Mal hat nachdrucken lassen. Aber wenn Consequenz in einem systematischen Fortschritt und einer normalen, mit der Veränderung der übrigen Verhältnisse in Einverständnis stehenden inneren Entwicklung besteht, dann kann man ihm dies Prädikat wohl nicht vollständig zusprechen. Besteht Consequenz ferner darin, daß die Ansichten eines Menschen über die verschiedensten Verhältnisse sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppieren, gewissen logischen Regeln folgen, auf demselben Boden wachsen und zu demselben Resultate führen, mit einem Worte, daß ein System in den Ansichten des Menschen sei, so müssen wir erst in den Schriften Herrn Heitzen's nachsuchen, ob wir in dieser Beziehung Consequenz finden oder nicht.

Zunächst verlangt die Consequenz, daß, wenn man der Vertreter einer Idee sein will, daß man dann dieser Idee rücksichtslos und voller Aufopferung folge, nicht aber persönlichen Neigungen und Abneigungen, Gehässigkeiten und Vorurtheilen den Vorrang gebe. *U n t e r o r d n u n g u n t e r d i e I d e e*, ist das erste Zeichen des Radikalismus, und wer dazu nicht fähig ist, begeht eine große Inconsequenz, wenn er sich radikal nennt.

Gehen wir auf die einzelnen Objekte der literarischen und politischen Thätigkeit des Herrn Heitzen über, so finden wir, daß derselbe sich mit der größten Vorliebe einen Anhänger der materialistischen Weltanschauung nennt, ja selbst prätendirt, der Vorkämpfer derselben zu sein. Die praktische Seite des Materialismus aber ist, wie wir in einem früheren Artikel gesehen haben, der *K o m m u n i s m u s*; beide Systeme sind Entwicklungen desselben Grundgedankens und stehen auf demselben Boden, ergänzen sich einander und kommen zu demselben Resultate. In Bezug auf den Kommunismus verhält sich nun Herr Heitzen in ganz anderer Weise, wie in Bezug auf den Materialismus; er ist der größte Feind jeder kommunistischen Doktrine, und läßt derselben nicht einmal den relativen historischen Werth, den sie doch unzweifelhaft für die Entwicklung der politischen und socialen Ideen gehabt hat. Ist ein solcher Widerspruch mit der vielgerühmten Consequenz des Herrn Heitzen in Einklang zu bringen?

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Heitzen's politische Richtung neigt sich bekanntlich dem Terrorismus *a la Robespierre* zu, mit dem er sich selbst

gern zu vergleichen pflegt. Wir erinnern an seine Londoner Broschüren und Zeitungsartikel, die im reinsten Guillotinenstyl abgefaßt sind, und mit denen er solch allgemeinen Skandal erregte, daß sogar die „London Times“ von ihm Notiz nahm. Heitzen ist in seiner politischen Haltung für Zwangsmaßregeln jeder Art, und kennt gewiß in keiner Beziehung Toleranz und Rücksicht gegen menschliche Schwächen und Unvollkommenheiten. Wie kommt es, daß Herr Heitzen, der sonst in jeder Beziehung für die Omnipotenz des Staates und für den Terrorismus ist, nur in Bezug auf den Schulzwang, [gewiß die Sphäre, in welcher der Terrorismus am ehesten gerechtfertigt ist] eine abweichende Meinung vertritt? Wie kommt es, daß er den Schulzwang mit derselben Hefigkeit bekämpft, mit welcher er überall sonst den Zwang, die Gewalt und den Terrorismus vertheidigt? Erinnert Herr Heitzen sich nicht daran, daß sein Vorbild Robespierre noch kurz vor seinem Sturze dem Convente den Lepelletier'schen Entwurf einer nationalen Volkserziehung in einer brillanten Rede vorlegte, den vollständigsten Entwurf eines nationalen Schulsystems, welcher jemals einer gesetzgebenden Versammlung unterbreitet wurde, und der natürlicherweise auch die Forderung des Schulzwanges enthielt? Wie kommt es, daß Herr Heitzen in diesem wichtigen Punkte von seinem historischen Vorbilde und seinem eigenen politischen Systeme abweicht?

Eine der besten Seiten des Herrn Heitzen ist offenbar sein Vertrauen zur europäischen Revolution und die permanente Hoffnung auf den Ausbruch derselben; obgleich er auch manchmal in dieser Beziehung sich zu sonderbaren Illusionen hinreißen läßt, wie z. B. bei Gelegenheit des letzten Aufstandes in Spanien. Herr Heitzen ist einer von denen, welche am liebsten ihre politischen Artikel mit den Worten anfangen: Wenn's wieder losgeht. — Aber trotz dieser permanenten revolutionären Stimmung sahen wir in einem neuerlichen Artikel des „Pionier“ vollständige Verzweiflung an der revolutionären Sache, und den Voratz, „künftig nur sich selbst und seinen Freundinnen zu leben“; Ob dies „Ernst oder Spaß“ war, wissen wir nicht; Consequenz war es keinesfalls.

Im Verhältniß zu seinem Publikum und überhaupt zu dem deutschen Elemente in den Ver. Staaten hat Heitzen sich immer als der schroffste Tadler gezeigt, und die politische Trägheit, Servilität und Unfähigkeit der Deutschen in Amerika behauptet; leider fand er für diese Behauptung eine Menge Thatsachen als Beleg. Kein Mensch hat das Deutschtum in Amerika so scharf kritisiert, als Herr Heitzen; dieses Verdienst wollen wir ihm nicht abstreiten. Aber wie verträgt es sich mit dieser pessimistischen Anschauung der deutsch-amerikanischen Verhältnisse, daß gerade Herr Heitzen es war, welcher die Bildung besonderer deutscher Staaten in Amerika befürwortete, ein Unternehmen, für welches selbst ein wohlwollender vertrauensseliger Beurtheiler das deutsche Element nicht für fähig halten kann?

Die Rücksichtslosigkeit, welche Herr Heinzen jeder politischen Partei und Bewegung bisher gezeigt hat, scheint der gegenwärtigen republikanischen Bewegung gegenüber wenigstens theilweise verschwunden zu sein; wenigstens tabelt Herr Heinzen auf das Bitterste Herrn Hecker darüber, daß er wagte, ein gewisses Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit und Entschiedenheit der Fremontbewegung zu äußern. In der ganzen Polemik über diesen Gegenstand zeigt Heinzen auf das Deutlichste, daß er es nicht versteht, die Sachen von den Personen zu trennen.

Wir haben einige Beispiele aufgesucht, um die „Consequenz“ des Herrn Heinzen in das rechte Licht zu stellen. Er scheint uns allerdings darin consequent zu sein, daß er alle Thatsachen der Geschichte und Veränderungen in der Politik von dem Standpunkte seiner persönlichen Vorurtheile und Marotten ansieht, daß er immer subjektive, niemals objektive Urtheile zu fällen vermag. Man kann wohl nicht leicht einen abstrakteren Menschen, wie Heinzen finden; selbst, wie wir gesehen haben, voller Widersprüche, ist er nicht im Stande, den Widerspruch zu denken, und rennt sich in lauter Einseitigkeiten fest. Nun darin ist er immer consequent, daß er keine Appellation von seinem eigenen Urtheile gestattet, und daß er seinen getreuen Anhängern darin beistimmt, daß er der infallibele Prophet und Hohepriester der radikalen Kirche ist.

Nun, wir haben diese Infallibilität untersucht, und werden, falls es verlangt wird, mit der Untersuchung fortfahren, welche, wie wir hoffen, sich mehr um die Thatsachen der Wissenschaft und Politik, wie um Persönlichkeiten drehen wird. In Bezug auf persönlichen Skandal können wir, dieß geben wir Herrn Heinzen gern zu, ihm nicht das Wasser reichen, und werden immer den Kürzeren ziehen. Dies kümmert uns aber nicht. Wir überlassen die Leute, die am „Hecht im Karpfenteich“ und an „den buffalotelegraphischen Dialogen“ des Herrn Heinzen Gefallen finden, gern ihrer Laune und ihrem Behagen; es gibt eine Menge Leute, die gern etwas „Pikantes“ lesen; es gibt Andere, die ihre wohlbegründete Freude an dem Skandal im radikalen Lager haben; es gibt sogar Hunker, (wie der hiesige „Demokrat“, welcher den Heinzen'schen Artikel dreimal, in dem täglichen und wöchentlichen Blatte, wie in der Choktav Weise, hat abdrucken lassen,) die mit wahrer Wollust die Kraftphrasen Herrn Heinzen's verschlucken. Wir überlassen es Herrn Heinzen selbst zu entscheiden, ob er mit seinen Persönlichkeiten nicht gerade an den verdorbensten Geschmack des Publikums appellirt; wir fragen ihn, wie er selbst von einem Publikum denkt, das er Jahr aus Jahr ein mit einer solchen Speise zu füttern wagt? Wir wissen, daß das Publikum Herrn Heinzen viel verzeiht, mehr, wie jedem andern deutschen Schriftsteller in Amerika — aber ziemt es Herrn Heinzen, auf Schonung und Geduld Anspruch zu machen?

Ueber die eigentliche Veranlassung des Streites, die Betheiligung He-

cker's an der republikanischen Partei, können wir stillschweigend hinweggehen, da wir uns in der vorigen Nummer darüber genügend erklärt haben, falls überhaupt eine Erklärung über eine Sache, die sich so sehr von selbst versteht, nothwendig war. Es wäre in der That mehr, wie wahnstinnig, wollten die Republikaner, und namentlich die deutschen Republikaner, die Betheiligung eines Mannes, wie Hecker, an der gegenwärtigen Wahlbewegung ablehnen. Herr Heinzen weiß es selbst, daß Hecker wenigstens zwanzigfach mehr für den nächsten Wahlkampf nützen kann, als er selbst, und diese Einsicht mag die Erbitterung hervorgerufen haben, welche die betreffenden Artikel dictirt hat. Von „Abgötterei“ Herrn Hecker gegenüber, ist keine Rede, wenigstens bei dem Schreiber dieser Zeilen nicht, dies weiß Herr Heinzen. Aber erst müssen die Thatsachen entstellt werden, ehe die Persönlichkeiten verunglimpft werden können.

Wir haben Herrn Heinzen gegenüber keine *Verteidigung* nothwendig, sondern machen einen *Angriff* auf ihn, zu welchem wir noch mehr sachliche wie persönliche Veranlassungen haben. Es ist vielleicht kein Journalist in Amerika, der Herrn Heinzen persönlich so wenig gram ist, wie der Redakteur der „Atlantis“, aber die fortwährenden, dem Inhalte wie der Form nach *gemeinen* Angriffe müssen wenigstens von Zeit zu Zeit zurückgewiesen werden, damit Herr Heinzen oder sein Publikum nicht zu dem lächerlichen Glauben verleitet wird, als fürchte man sich vor ihm.

Uebrigens, wenn irgend ein Mensch einen Kritiker nothwendig hat, ist es Herr Heinzen; in dieser Erwägung bedauern wir, daß die vorstehende Kritik wohl nicht ausführlich und gründlich genug ist. Wie wäre es, wenn Herr Heinzen, der ja doch auf dem Felde der persönlichen Kritik und Polemik sich so gern aufhält, selbst dies Amt übernehme, und die Fortsetzung und Ergänzung dieser von uns gelieferten Kritik brächte?

Vermischtes.

Wir machen wiederholt aufmerksam auf eine Brochüre, welche in dem Wüste der Literatur, die durch die gegenwärtige Wahlbewegung hervorgerufen wird, eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. „Die Sklavenfrage in den Ver. Staaten, geschichtlich entwickelt

von Friedrich Kapp", [Göttingen bei Wiegand] ist eine Arbeit, für Deutschland und vom europäischen Standpunkt für europäische Leser geschrieben. Dieser Standpunkt, den der Verfasser eingenommen hat, ist vollständig frei von den einseitigen Parteirücksichten, welche in Amerika die ganze wichtige Frage fast bis zur Unkenntniß verstümmeln. Der Verfasser gibt in seiner Vorrede mit wenigen Worten den Gesichtspunkt an, von welchem er die Sache aufgefaßt hat. „Diese Arbeit“ sagt er, stützt sich nur auf die That-sachen und Verhältnisse der Wirklichkeit und tritt dadurch entschieden jenem subjektiven Idealismus entgegen, der namentlich im deutschen Urtheil über Amerika eine unbefangene Anschauung der Realität nicht aufkommen läßt und sich hiesiges Leben und Geschichte mit der lahmen Tendenzscheere zu-rechtschneidet.“ Kapp unterscheidet drei Perioden in der Geschichte der Sklaverei; der Repräsentant der ersten Periode ist Jefferson; Cal-hone ist der Uebergang zu der zweiten Periode, die Webster repräsen-tirt; Douglass ist der Repräsentant der dritten Periode, der Gegen-wart. Wir machen unsere Leser besonders aufmerksam auf die meisterhaften Characterschilderungen dieser Männer. Die früheste Geschichte der Skla-verei, die Bedeutung der Baumwollencultur, die Erwerbung Louisiana's, das Missouri Kompromiß, das Kompromiß von 1850, Geschichte der Cha-rakteristik der politischen Parteien, die Nebraskabill, Wechselverhältniß zwischen Europa und Amerika: diese Kapitel sind mit Sachkenntniß und Logik ausgearbeitet, und es wird Jeder noch etwas daraus lernen.

Die „Revue“ von Sigel ist eine Monatschrift für Milizen und Tur-ner, Sängler u. s. w. Wir denken, wenn Herr Sigel diese Schrift blos für Milizen geschrieben hätte, daß dann der Charakter der Monatschrift deut-licher bestimmt wäre. Herr Sigel ist Soldat und nichts, wie Soldat; in dieser Stellung ist er ganz in seinem Elemente. Ueberhaupt scheint es uns sehr bedenklich, für Turner u. n. d. Milizen zu schreiben. Man weiß, wie es unter den deutschen Milizen Ameri'a's im Allgemeinen aussieht, welche politische und sociale Atmosphäre dort herrscht. Nicht leicht wird es mög-lich sein, in einem für Milizen geschriebenen Blatte eine entschiedene Politik und radikale Ideen zu verfolgen, was in einem für Turner geschriebenen Blatte unbedingt nothwendig ist. Ueberhaupt geht der Kreis der Bestre-bungen, welche die Turner verfolgen mü sse n, soll überhaupt die ganze Turnerei etwas nütze sein, weiter, als Ererzier-Reglements und Dienst-Vorschriften; Politik, Aesthetik, Literatur, Naturwissenschaften und Philo-sophie fallen in diesen Kreis. Wir glauben, daß Soldatenspiel, wie es in Amerika getrieben wird, und Turnerei, wie sie in Amerika getrieben wer-den sollte, vollständige Gegensätze sind, und denken, daß Turner gerade das vermeiden müssen, was Soldaten am meisten ziemt, nämlich willenlose

Werkzeuge zu sein. Uebrigens kam es uns sonderbar vor, daß in einer Zeit, wie die jetzige, ein „General der Revolution“ nicht einmal ein Wort über die großen politischen Fragen der Zeit zu sagen weiß, welche die allgemeinste Theilnahme des Volkes erregen. Sollte Herr Sigel nur für die geistigen Bedürfnisse seiner uniformirten Groceriekeeper schreiben wollen?

Für den in Amerika jedenfalls beschiedenen Zweck, bloß eine soldatische Zeitschrift zu schreiben, ist übrigens die „Revue“ ausreichend, und wir sind von den eminenten Kenntnissen, die sich der Herausgeber in seinem Fache erworben hat, berechtigt, in dieser Branche bedeutende Leistungen zu erwarten. Wir empfehlen deshalb die „Revue“ namentlich den Militärcompagnieen.

In Betreff der „Atlantis“ ersuchen wir unsere Herren Agenten, uns doch endlich einmal die Listen einzusenden. Wir machen unsere Abonnenten namentlich in folgenden Städten darauf aufmerksam, daß ihr Abonnement mit dem Juni dieses Jahres oder noch früher abgelaufen ist, und daß wir ersuchen, mir sofort den Abonnementspreis einzusenden, widrigenfalls wir die Zusendung der Hefte einstellen müssen. In Cleveland, Ohio ist Herr Schröder Agent. In Sandusky Herr Ruemele; in Toledo Herr Marr. In Cincinnati Theobold und Theurkauff, in Indianapolis Herr Henninger, in Lafayette, Indiana, Dr. Isler, in Terre Haute Herr Eschmann, in Lawrenceburg, Mattheus, in Evansville M. Mielsch, in Louisville Ky. M. Wölflin und Janssen, in Covington Ky. Dr. Schwarz, in Burlington, Iowa, [freie Presse, in Baltimore (Md.) Chr. Schmidt. Alle Abonnenten in den genannten Städten, mit wenigen Ausnahmen, restiren noch für das laufende Halbjahr von Juni bis Dezember, und werden hiermit höflichst aufgefordert, die kleine Summe an den Agenten zu bezahlen oder direkt per Post einzuschicken. Illinois, St. Louis, Wisconsin wirn der reisende Agent Herr Ringenan besuchen.

Wir fordern nochmals alle Abonnenten auf, jetzt ihre Pflicht zu thun; wir sind positiv nicht mehr im Stande, die Ausstände noch weiter anwachsen zu lassen.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 3. Heft 4.

Oktober, 1856.

Alte Folge,
Bd. 7., Nr. 138 - 161

Die zwei Wege und Systeme in der Politik.

Wir betrachten die gegenwärtige Wahlbewegung als ein wichtiges Mittel und eine treffliche Gelegenheit, um politische Aufklärung zu verbreiten, und wenn auch kein anderes Resultat aus derselben hervorgehen sollte, als daß eine allgemeine Erkenntniß und Würdigung der großen politischen Fragen, um welche es sich handelt, erzielt würde, so wäre dies schon ein genügender Erfolg der gemachten Anstrengungen. Es ist gewiß der beste Weg, Politik zu treiben, daß man von positiven praktischen Fragen und Bedürfnissen ausgeht und von dort zu allgemeinen Systemen und Prinzipien kommt; namentlich in Amerika nützt keine theoretische Diskussion, wenn sie keine praktische Veranlassung und Rußanwendung hat. Vom Einzelnen ausgehen, um zum Allgemeinen zu kommen, dies ist überhaupt die Methode der modernen Wissenschaft, und auch die Politik muß diese Methode befolgen. Und, wie es im alten Sprichworte heißt: alle Wege führen nach Rom, so werden wir auch an der Hand dieser Methode, von den verschiedensten thatsächlichen Veranlassungen und Voraussetzungen ausgehend, zu einem und demselben allgemeinen Resultate kommen. Dieses allgemeine Resultat, der kulturhistorische Kern der ganzen Politik, ist im Prinzip in Amerika derselbe, wie in Europa. Hier, wie drüben stehen sich zwei politische Systeme gegenüber, welche in socialen Verhältnissen wurzeln; man kann sagen, das eine System ist auf die Ausbeutung der eigenen, das andere auf die Ausbeutung fremder Arbeit gerichtet. Das System der freien oder der unfreien Arbeit liegt in letzter Instanz jeder politischen Verfassung zu Grunde, und der Widerspruch zwischen beiden ist die niemals rastende Triebfeder der politischen Bewegungen.

Damit stimmen wir nun freilich nicht ganz der Theorie der Kommunisten bei, welche die ganze Weltgeschichte auf einen sogenannten „Klassen-Kampf“ zurückführen. Die verschiedenen „Klassen“ der menschlichen Gesellschaft sind nicht die Motive, sondern die Produkte der socialen und politi-

schen Verhältnisse; daß sie sich bilden können, setzt schon eine gewisse Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft voraus. Jede Periode der Geschichte hat ihre besonderen Klassen, und man würde zu den wahnsinnigsten Anschauungen kommen, wollte man z. B. den Krieg der Griechen gegen die Perser oder den dreißigjährigen Krieg als einen „Klassenkampf“ im Sinne unserer modernen Kommunisten auffassen.

Die Geschichte und die Politik sind überhaupt sehr complizirte aus mannigfachen Elementen bestehende und von den verschiedenartigsten Bedingungen abhängige Resultate vieler zusammenwirkender Ursachen. Man darf die Geschichte, wie die Politik nicht über den Reisten einer bestimmten Theorie spannen. Religion, Nationalität, Literatur, Handel, Industrie u. s. w. wirkt auf die Politik zurück; zu einer Zeit ist diese, zu einer andern Zeit jene Ursache vorwiegend thätig, aber die andern Motive wirken, wenigstens in zweiter Reihe, mit. Die Politik ist daher die complizirteste und ausgebehnteste aller Wissenschaften, und dies ist auch wohl der Grund, weshalb es noch keine eigentliche Wissenschaft der Politik gibt.

Wenn man daher den rothen Faden sucht, der die Ereignisse der Weltgeschichte und die Veränderungen der Politik mit einander verbindet, so muß man nicht den Standpunkt des heutigen Bewußtseins, oder vielmehr wohl gar einen bestimmten Parteistandpunkt einnehmen, sondern von dem Bewußtsein der jedesmaligen Zeitperiode ausgehen. Deshalb ist es ganz richtig, daß man in unseren deutschen Schulen die Werke der Alten und ihre Sprache studirt, und dann erst ihre Geschichte. Die Literaturgeschichte ist die beste Propädeutik für die politische Geschichte. Man muß wissen, von welchem Standpunkte aus die Leute früherer Jahrhunderte ihre Zeit betrachteten; dann erst kann man der Vergangenheit diejenige relative Beurtheilung widmen, die mit den Thatfachen selbst übereinstimmt.

Dann erst verstehen wir die verschiedenen Färbungen und Nuancen, in denen dieselben Ideen und Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte auftreten, und können die „Dauer im Wechsel“ erkennen, welche den verschiedensten Ereignissen der Geschichte den Charakter der Stetigkeit und des Zusammenhanges gibt. Wir bemerken in den großen Begebenheiten der Geschichte allerdings immer dieselbe Idee, aber in den verschiedensten Stadien der Entwicklung, oft in einem raschen Anlaufe begriffen, oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, oft mit fremden Elementen vermischt; aber wir können aus den verschiedenartigsten Perioden der Geschichte den gemeinsamen Grundkern herauschälen, aus dem der Baum der Menschheit mit seinen Blüthen und Blumen hervorsproßt.

Diese Idee, welche der Weltgeschichte zu Grunde liegt, wird mit einem unbestimmten, vielsagenden, und im Laufe der Zeiten veränderlichen Worte ausgedrückt; sie ist die Idee der *F r e i h e i t*. In diesem Worte

liegt der ganze Widerspruch, der in der Welt selbst liegt; Bleibendes und Veränderliches, Objectives und Subjectives, Allgemeines und Individuelles, Prinzipielles und Zufälliges liegt hier neben einander, und „die Freiheit, die ich meine“ ist für jeden Menschen etwas Anderes und doch für alle Menschen Dasselbe. Man muß sich sehr hüten, diesen Begriff als einen bloß relativen zu verflüchtigen, und ihn bloß als eine Reflexionsbestimmung aufzufassen; er hat eine objektive, auf der Natur des Menschen selbst beruhende Grundlage, die unzerstörbar, wie die Natur selbst ist. Mag auch durch die Wolken der Zeiten diese Idee oft verdunkelt werden, mag ein unglückliches Jahrhundert den Glauben daran verloren haben: die Idee selbst dringt immer wieder hindurch, und die ganze Weltgeschichte ist nur eine Offenbarung derselben.

Die ganze Weltgeschichte besteht in einer allmählichen, stufenweisen Entwicklung der Freiheit. Wenn wir den Lauf der Geschichte verfolgen, so sehen wir Anfangs nur wenige, seltene Spuren und Andeutungen der Freiheit; später treten einzelne freie Völker im Gegensatz zur allgemeinen Barbarei hervor; dann wird — durch das Christenthum — die Freiheit theoretisch proclamirt; die Weltgeschichte hinkt aber langsam der Theorie nach, und wir müssen noch ein langes, dunkles Jahrtausend durchmachen, ehe der Morgen der Geistesfreiheit durchbricht. Dann treten die materiellen Verhältnisse in den Vordergrund; der Dampf und die große Industrie lösen alte Probleme und bringen neue Widersprüche; die Centralisation droht die aufkeimende Freiheit zu vernichten, und die Menschheit steht endlich auf dem Punkte, wo der Gegensatz zwischen Freiheit und Sklaverei eine definitive Lösung verlangt. Die beiden entgegengesetzten Systeme der Politik rücken in ihrer extremsten Fassung und Form gegen einander, und man kommt endlich zu einer entscheidenden Lösung des Problems, an dem die Menschheit Jahrtausende gearbeitet hat.

Die beiden äußerlich verschiedenen aber dem Wesen nach zusammenhängenden Bewegungen in Europa und Amerika bilden die Ausgänge einer langen Kette von historischen Ereignissen, und die Anfangspunkte einer neuen Entwicklungsperiode der Menschheit. In Europa tritt der Gegensatz der beiden politischen Systeme schroff und gewaltsam auf, die Demokratie und die Monarchie, die neue Zeit und das Mittelalter treten sich mit Kanonen gegen einander über, und in den letzten 8 Jahren sind große Schlachten zwischen diesen beiden politischen Systemen geschlagen. Aber trotzdem, daß der Kampf in Amerika mit friedlichen Waffen durchgeföhrt wird, — freilich schon jetzt in Kansas nicht mehr — ist der Gegensatz hier größer, die Katastrophe entscheidender, der Kampf prinzipieller, als selbst in Europa.

Wir sind in Amerika trotz der verhältnißmäßigen Unreise und Unser-

tigkeit des Landes den großen entscheidenden Fragen der Civilisation näher gerückt, wie in Europa; der große Gegensatz zwischen Freiheit und Sklaverei, in Europa durch eine Menge Zwischenstufen und Uebergangspunkte vermittelt und an den beiden Extremen abgestumpft, tritt hier nackt und einfach in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit, ohne historische Vermittelungen auf, und verlangt eine Lösung, die man nicht mehr der Zukunft überlassen darf. Um dies einzusehen, muß man nur nach dem Süden blicken, das „göttliche Institut“ des Südens betrachten, und die Sprache der südlichen Zeitungen lesen. Wie es denn überhaupt das Verdienst des Südens ist, in politischer Beziehung viel entschiedener, consequenter und rücksichtsloser zu sein, und die Streitfrage viel prinzipieller aufzufassen, wie im Norden, so erklärt auch der Süden durch seine offiziellen Organe in Legislaturen und Gouverneursbotschaften, durch seine Presse u. s. w., daß es ihm nicht nur um einzelne Garantien für die Sklaverei, um Eroberungen im Westen und Süden u. s. w. zu thun ist, sondern um die Vernichtung des Systemes der freien Arbeit überhaupt. Dinge, vor denen der ärgste Aristokrat in Europa zurückschauern würde, werden von den südlichen Organen mit einer Offenheit verlangt, die um so dankenswerther ist, je gefährlicher eine Verzögerung der Entscheidung ist. Die dem Süden entgegenstehende Partei hat alle Veranlassung, die Sache ebenso einfach, direkt und prinzipiell aufzufassen, wie der Süden selbst; sie hat in der Verfassung, der Geschichte und den Institutionen dieses Landes, in der Civilisation dieses Jahrhunderts, in den socialen und industriellen Verhältnissen, in den praktischen politischen Bedürfnissen Anhaltspunkte genug zu einer consequenten nördlichen und freien Politik, und es ist nur nothwendig, im Norden die Sache mit derselben Entschiedenheit aufzufassen und zu einer Lösung zu drängen, wie im Süden, um des endlichen Erfolges gewiß zu sein. Auf der einen Seite die allgemeinen und unveräußerlichen Menschenrechte, auf der andern Seite die Versclavung der Arbeit überhaupt, — wohlbemerkt nicht nur der Regearbeit, — dies ist der einfache und verständliche Ausdruck der ganzen politischen Situation, welche hier viel deutlicher und unmittelbarer auftritt, wie in Europa.

Man wird uns der Uebertreibung beschuldigen, wenn wir diesen Gegensatz so direkt auffassen. Aber drängen die Thatsachen uns nicht selbst dazu? Ist die Arbeit im Süden jetzt nicht schon selbst bei den weißen Menschen ähnlich der Sklavenarbeit? Ist der Nativismus, der im Norden wüthet, nicht auch das Produkt einer Verachtung der freien Arbeit und Arbeiter? Würde es den Nativisten gelingen, ihr Programm durchzusetzen, die Naturalisationsgesetze abzuschaffen, die eingewanderten Arbeiter ihrer politischen Rechte zu berauben, so wäre dies ein großer Triumph für den Süden und ein entscheidender Schritt zur Erfüllung der Lieblingswünsche des „Richmond Inquirer“ und anderer südlicher Blätter, welche die Freiheit

der Arbeit überhaupt für den Fluch der modernen Gesellschaft halten. Denn ein Arbeiter ohne politische Rechte würde auch bald ohne sociale Rechte sein, namentlich in Amerika, wo das Recht des Stärkeren in der ausge dehntesten Weise gilt. Der Nativismus und die Versclavung der Territorien: dies ist ein und dieselbe Politik, welche mit der Vernichtung der freien Arbeit überhaupt endigen muß.

Die ungünstigen socialen Verhältnisse, unter denen im Zeitalter des Dampfes und der Centralisation die Arbeiter überhaupt leben, die Unmöglichkeit, gegen das große Kapital anzukämpfen, und sich eine selbstständige sociale Stellung zu verschaffen, die maschinenmäßige Ausbreitung menschlicher Arbeitskraft, welche wir heute überall und nicht nur in den Fabriken finden: alle diese Resultate der modernen Industrie wirken den entschiedensten Proslavereibestrebungen indirekt in die Hände. Es ist der größte Wahnsinn, wenn die demokratischen Blätter einen Gegensatz zwischen der Negerclaverei und der nördlichen Fabriksclaverei suchen; die erstere ist bloß die letzte Consequenz der zweiten. Jeder freie Arbeiter, der für die Negerclaverei und deren Ausbreitung stimmt, arbeitet an seiner eigenen Versclavung; Jeder, dem es gleichgültig ist, ob in Kansas Slaverei ist oder nicht, zeigt sich gegen seine eigenen politischen und socialen Rechte gleichgültig. Es ist schon tausendmal gesagt, daß die Slaverei sich nicht allein auf die Neger bezieht, sondern besonders auf die weißen Arbeiter; der Zusammenhang zwischen der Ausbreitung der Slaverei, ihrer politischen und socialen Macht, und der Unterdrückung des weißen Arbeiters vermittelt nativistischer und anderer Gesetze muß auch dem blödesten Auge deutlich sein. Zwei verschiedene Systeme der Arbeit können nicht neben einander bestehen; siegt das Prinzip der Sklavenarbeit, so wird auch die Arbeit der weißen Arbeiter, namentlich der Hand- und Fabrikarbeiter, versclavt; sie ist jetzt schon zur Hälfte versclavt, und droht, durch die Fortschritte der Centralisation in der Industrie es jeden Tag mehr zu werden; siegt das Prinzip der freien Arbeit, so wird die Slaverei von Tag zu Tag mehr an Terrain verlieren, und der weiße Arbeiter, in seinen politischen Rechten geschützt, sich auch in seiner socialen Stellung verbessern und befestigen. Aus den großen Fortschritten der Industrie können gerade so gut Vortheile, wie Nachtheile für den Arbeiter hervorgehen, je nach der Richtung, welche man in politischer und socialer Beziehung einschlägt; die Massenarbeit, welche durch die moderne Industrie nothwendig gemacht wird, ist ein sehr geeignetes Mittel der Versclavung der Arbeiter, wenn die allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse derselben nicht widerstehen. Wir verhehlen die Gefahr durchaus nicht, welche in der gegenwärtigen Situation für die Arbeiter liegt; es scheint möglich, daß wir für eine Zeit lang direkt in die Barbarei des Mittelalters zurückfallen; die Menge der in materieller und socialer Beziehung unfreien Arbeiter ist ent-

selblich groß und wird jeden Tag größer; wie lange werden die politischen Gesetze, an denen schon heftig gerüttelt wird, im Stande sein, die allgemeine Freiheit zu erhalten, welche thatsächlich nur noch in seltenen Spuren existirt?

Die Reaction hier, wie drüben, kennt nur ein einziges Wort: Unterdrückung und Ausbeutung der freien Arbeit. So lange wie die Welt steht, hat es trotz aller verschiedenen Stände, Kasten und Zünfte, immer nur zwei Klassen von Menschen gegeben, diejenigen, welche für Andere arbeiten, und diejenigen, welche von der Arbeit Anderer leben. Vom orientalischen Despoten bis zum heutigen Sklavenhalter ist es dieselbe Klasse von Menschen, dieselbe Aristokratie, dasselbe Bestreben, die Arbeit Anderer auszubreiten, dasselbe sociale und politische System. Gerade in der gegenwärtigen Zeit erringt die Klasse der menschlichen Drohnen Borthelle über Borthelle über die Massen der Arbeitsbienen; die Politik geht Hand in Hand mit dem Centralisationsysteme der großen Industrie, und während in Europa der Feudalismus auf den Ruinen besiegter Revolutionen seine Orgien feiert, streckt der südliche Sklavenhalter seine Hand nach den freien Territorien und der freien Zukunft Amerika's aus. Drüben sucht man die Institute des Mittelalters wieder hervor; Klöster und Zünfte, Adel und Feudalismus, Monarchie und Hierarchie floriren, wie früher; man sucht mit Gewalt die Weltgeschichte um ein halbes Jahrtausend zurückzuschieben. Rußland mit seinen Millionen Leibeigenen ist das Ideal der europäischen Regierungen, wie der amerikanischen Demokraten; überall hört man Berwünschungen gegen die freie Arbeit und die freie Gesellschaft, in den jesuitischen Kreisen Münchens und Wiens gerade so, wie in den Redaktionszimmern der südlichen Sklavenhalterzeitungen. Es ist ein System in dem ganzen reaktionären Treiben, das, wenn es durchgeführt werden könnte, die Menschheit in einen Zustand der Sklaverei versetzen würde, der jeden früheren Despotismus überböte. Früher, selbst in den finstersten Zeiten des Mittelalters, waren die ungeheuren Mittel des Despotismus nicht vorhanden, mit denen jetzt die Völker geknechtet werden. Ruhig lebte der Bauer in seinem Thal, der Städter hinter seinen Mauern, und wenn er auch Manches von den Junkern zu leiden hatte, so lastete doch nicht der allwissende und allmächtige Despotismus über ihm, der jetzt alle Regungen des Volksgeistes controlirt, der alles individuelle Leben zerstört und alle Keime des Volksglückes schon im Entstehen vernichtet. Früher gab es keine Telegraphen, die den Despotismus allgegenwärtig machen, keine Eisenbahnen, auf denen die Armeen zur Unterdrückung der Völker herbeifliegen, keine Heere von Beamten, welche jede Regung des Volksgeistes bevormunden, keine großen Fabriken, in denen die Arbeitskraft der Menschen als Theil der Maschine verwendet wird, u. s. w. u. s. w. Gengt es dem Despotismus, die Erfindungen der Wissenschaften, die Fort-

Schritte der Industrie, die Centralisation des Kapitals, ja selbst die internationalen Beziehungen der einzelnen Nationen, den Welthandel und die Solidarität aller Interessen der Völker, zu seinen egoistischen Zwecken zu benutzen, dann wird ein Zustand der Unfreiheit eintreten, der die orientalische Barbarei überbietet. Und dieser Zustand wird um so unerträglicher sein, da ein großer Theil der Menschheit die Unvernünftigkeit desselben einsehen muß, da die für diesen Zustand schon zu weit fortgeschrittene Civilisation dagegen revoltirt, da freie Geister sich unter die Knute des Despoten beugen müssen, der selbst die Errungenschaften dieser freien Geister, der selbst die Resultate der Wissenschaft zu seinen brutalen Zwecken mißbraucht. Früher lebten die Leute in ihrer natürlichen Befangenheit dahin; sie vermiften die Freiheit und die Civilisation nicht, weil sie dieselbe nicht kannten; sie waren mehr durch ihre eigenen Vorurtheile, wie durch äußeren Zwang geknechtet. Außerdem war der Despotismus nicht gleichmäßig über die ganze Welt verbreitet; der freie Mann konnte sich in der Schweiz, in Holland, in den deutschen Reichsstädten u. s. w. ein Asyl aussuchen; es gab damals noch keine europäische Centralpolizei, die ihre Netze über alle Länder breitet. Merkwürdig, daß das System der Solidarität aller Völker, welche das letzte Ziel der Revolution ist, sich in dem jetzigen polizeilichen Centralisationssystem schon vorbereitet; es ist der Despotismus nach einem gleichförmigen Plan über ganz Europa organisirt, und selbst England, das freie, stolze England, wagt nur noch, mit Worten dagegen zu protestiren. Ein Schritt weiter auf der betretenen Bahn, und auch die Union ist dem europäischen Systeme verfallen. Schon ist in Amerika mehr russische Politik, wie amerikanische; die „Demokratie“ arbeitet gegen Pressfreiheit, gegen Freiheit des Bodens, gegen Freiheit der Arbeit, gegen eine friedliche Entwicklung der Union mit großen Kräften und Resultaten, und es ist am Ende nur Ein Sieg dieser Partei noch nothwendig, um die Blut- und Zwangsgesetze des Südens über die ganze Union zu verbreiten. Wir müssen es im Angesichte dieser Thatfachen einsehen, daß die Menschheit ein Ganzes bildet mit übereinstimmenden Interessen und Zwecken, und daß, wenn das Licht der Freiheit an einem Ende der Welt ausgelöscht wird, der ganze Erdfreis dunkler wird.

Jede neue Fähigkeit, welche die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte erringt, enthält Gefahren für die Freiheit derselben. Je stärker, größer, mächtiger die Menschheit wird, desto näher tritt die Gefahr der Civilisation und Unterjochung. Ein Attila konnte mit seinen rohen Horden nicht so viel ausrichten, als jetzt ein Napoleon mit seinen civilisirten Franzosen. Es versammelt sich die Macht eines großen intelligenten Volkes an einzelnen Brennpunkten, welche dadurch ein solches Uebergewicht erhalten, daß alle Anstrengungen der Peripherie nicht das Gleichgewicht und Ebenmaaß herstellen können. In Amerika scheint die Gefahr allerdings ferner zu liegen,

weil die politische Gewalt im ganzen Volke verbreitet ist, und kluge Vorkehrungen in der Verfassung getroffen sind, daß sich die politische Macht nicht an einem Punkte anhäufen kann. Aber hier folgt aus dem entgegengesetzten Systeme fast dasselbe Resultat, wie drüben. Wir haben in den letzten Jahren gesehen, welcher Mißbrauch mit dem Namen Volkssouverainität getrieben wurde. Eine aristokratische Regierung, welche sich auf die rohen, uncultivirten Massen stützt, ist am Ende noch gefährlicher und despotischer als eine legitime Monarchie. Diese Regierung haben wir jetzt in Amerika. Die Clavenhalter beherrschen mittelst ihrer corrumpirten Partei die Union, und unter dem Deckmantel der Volkssouverainität gelang es ihnen, die Sklaverei aus der historischen Stellung eines geduldeten und lokalen Uebels zu einem allgemein rechtlichen und nationalen Institute zu machen.

Wir sehen, wie trotz der Verschiedenheit der politischen Institutionen und der Kulturverhältnisse die Union die europäischen Staaten in ihrem reaktionären Laufe begleitet, und wir werden in diesem Jahrhundert noch Gelegenheit genug haben, diese Wechselwirkung zwischen hier und drüben an großen historischen Ereignissen zu erkennen. Jeder Menschenfreund muß wünschen, daß der Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung nimmt, sowohl für Europa, wie für Amerika. Wir haben uns begnügt, im Vorstehenden bloß Andeutungen zu geben, welche Gefahren der Civilisation überhaupt drohen, — dies sind andere und ernstere Gefahren, als welche wir von den KnowNothings zu befürchten haben. Sollte die Einsicht in diese Gefahren nicht im Stande sein, uns vor dem Untergange zu retten? Sollte die jetzige politische Bewegung in Amerika nicht mächtig genug sein, den Anfang einer neuen historischen Periode zu bilden, welche auch für Europa längst gewünschte Veränderungen hervorbringt, einer Periode, welche mit der steigenden Civilisation auch die steigende Völkerfreiheit verbindet, und die das sociale System der freien Arbeit zugleich mit dem politischen Systeme der Selbstregierung für ewige Zeiten sicher stellt?

Kurze Bemerkung über das „Recht auf Arbeit“

von F. A. West.

Der Ausdruck „Recht auf Arbeit“ spielt in der sozialistischen Terminologie eine bedeutende Rolle. Gedanken, welche durch eine gewisse Richtung der Zeit in den Vordergrund gedrängt werden, sollte man vor

Allem richtig auszudrücken suchen, theils um nicht gegen Sprache und Logik zu verstoßen, theils um eine falsche Auffassung zu verhüten. Das Wort „Arbeit“ wird in subjektivem und objektivem Sinne gebraucht; in ersterem Sinne heißt Arbeit: Anstrengung der Kräfte zur Hervorbringung des Nützlichen, im Gegensatz zum Nichtsthun, dem Ruhen aller Kräfte, oder auch zum Spiele, bei welchem zwar die Kräfte in Bewegung sind, aber für keinen nützlichen Zweck, d. h. für keinen Zweck, der über der Bewegung und Uebung der Kraft hinaus liegt; im objektiven Sinne bedeutet Arbeit das durch Anstrengung der Kräfte Hervorgebrachte.

Kann man nun eigentlich von einem „Recht auf Arbeit“ reden, d. h. von einem Rechte, das Nützliche zu thun? So wenig wie von einem Recht auf Mäßigung, Wohlthätigkeit, Ehrlichkeit u. s. w.; was Pflicht ist, muß man nicht Recht nennen, obwohl jedem Rechte Pflichten entsprechen; das Recht, die Pflicht zu erfüllen, versteht sich von selbst.

Die Natur setzt ihre mannigfachen Kräfte in Bewegung, oder läßt sie auch zeitweilig ruhen [wenigstens dem Anscheine nach] nach einer verketteten Nothwendigkeit, welche wir Naturordnung nennen. Allen empfindlichen Geschöpfen gewährt die Regung ihrer Kräfte innerhalb gewisser Grenzen theils ein behagliches Gefühl, und gehört also zum Lebensglück, theils ist sie das Mittel der Stärkung und Vervollkommnung der Kräfte selbst und erfüllt so einen Naturzweck. Darum hüpfst das Lamm, darum spielen und tanzen Kinder, und irgend eine Art von Spiel verlangt der Alte wie der Junge, der Gebildete wie der Naturmensch; man kann sagen: der Mensch hat ein „Recht auf Spiel“ bis zu einer gewissen Grenze. Diese Grenze ergibt sich dadurch, daß nicht die Natur ohne unser Zuthun, d. h. nicht ohne die freie und bewusste Uebung unserer eigenen Kräfte, uns das gewährt, was wir zum Leben und Wohlsein bedürfen. Im Natur-Zustande ist die erforderliche Anstrengung noch ganz gering, noch einfach, d. h. mit der Anstrengung Anderer nicht verkettet, und dabei ist Einer dem Andern nicht im Wege, so daß Alles von selbst sich regelt: Jeder strengt sich an gerade so weit, als sein Bedürfniß reicht, von Zwang ist nicht die Rede. Dieses ist der Zustand, welcher einem Rousseau als Ideal vorschwebte.

Im weiter fortgeschrittenen Gesellschaftszustande ändert sich dieses Verhältniß bedeutend; die rege Thätigkeit von Tausenden greift beständig in einander, um das Bedürfniß Aller zu befriedigen, und jetzt kommen Rechte sowohl als Pflichten nothwendig zur Sprache. Die Gaben der Natur, ausgebeutet und vervollkommnet durch menschlichen Fleiß, bilden die Summe der vorhandenen Güter zur Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses; dazu kommen noch die Erzeugnisse des menschlichen Kunstsinnes, sowie die vom denkenden und forschenden Geiste hervorgebrachten Schätze des Wissens. Nun würde die strikte Gerechtigkeit erfordern, daß zu den vorhandenen Objekten des niederen und höheren Genusses sowie zu

den vorhandenen Bildungsmitteln Jeder gleichen Zutritt hätte, unter der Voraussetzung jedoch, daß zur Erhaltung und Vermehrung der Lebensgüter auch Alle zu gleicher Kraftanstrengung bereitwillig sind, daß Alle gleich arbeiten.

Schon aus dem Grunde, weil die Menschen in Genuß-, Bildungs- und Leistungsfähigkeit durchaus weder gleich sind, noch gleich gemacht werden können, ja weil der gesunde Individualismus geradezu gegen den Versuch einer solchen Nivelirung sich empört, wird dieß für immer ein idealer, nicht zu verwirklichender Zustand sein, und wir müssen uns mit einer gewissen Annäherung an denselben begnügen.

So kommen wir zu einem Minimum von Lebensgütern, welche die Gesellschaft jedem Einzelnen garantiren muß, und dazu gehören: Nahrung, Kleidung, Obdach und so weit als thunlich Erziehung. Ganz natürlich macht dagegen die Gesellschaft die entsprechende Forderung, daß der Einzelne eine seinen Kräften gemäße nutzbringende Thätigkeit beweise. Dies nun nennt man „Recht auf Arbeit“, es ist aber vielmehr ein Recht an gewisse unentbehrliche Lebensgüter unter der Verpflichtung zur Arbeit.

Das Verhältniß einer Gemeinschaft ist um so glücklicher zu nennen, je weniger sie in diesem Betrachte einzuschreiten nöthig hat, je mehr sie, ohne daß irgend Jemand Noth leidet, Alles dem freien Bestreben der Einzelnen überlassen kann; denn jedes Einschreiten ist für die Gesellschaft eine Last und für Die, welchen es zu gut kommen soll, eine Bevormundung und ein Zwang. Findet Jeder leicht einen seiner Neigung und seinen Anlagen entsprechenden Kreis der Thätigkeit, und ist diese hinreichend belohnend für ihn nach der Art seines Bedürfnisses, so bleibt gewiß nichts zu wünschen übrig. Auch ist es besser und natürlicher, daß das hilfbedürftige Kind, der schwache Alte, der Kranke u. s. w. in der theilnehmenden Familie als außerhalb derselben gepflegt werde. Irrenhäuser sind nicht zu entbehren; Hospitäler mögen in großen Städten nöthig sein; Institute für Blinde und Taubstumme sind gewiß als Schulanstalten, doch weniger zur Versorgung für's ganze Leben zu empfehlen; Arbeitshäuser und gar Findelhäuser zeugen bereits von einem unnatürlich, ja entartet gewordenen Zustande der Gesellschaft; selbst Waisenhäuser bewähren sich nicht, indem das verwaiste Kind besser und glücklicher in einer braven Familie als in einer öffentlichen Anstalt aufwächst, wie die Erfahrung überall lehrt. Die auf das Familienleben hinweisende Natur läßt sich keinen Zwang an-
thun.

Wenn bei völliger Gewerbefreiheit und Abschaffung aller Privilegien, bei Beschränkung des Bodenbesitzes und der Anhäufung des Kapitals durch progressive Steuer oder andere Mittel, bei der freisten Concurrenz Aller doch in einem Lande Brod- und Verdienstlosigkeit eintreten, so ist

dies ein sicheres Zeichen der eingetretenen Uebervölkerung, ein Zeichen, daß für die Menge der Bedürfnisse die natürlichen Hilfsquellen nicht mehr zureichen, und das natürliche Mittel der Abhülfe besteht in Auswanderung und Colonisirung. Solange dazu noch Gelegenheit und Raum vorhanden ist, sollte man nicht zu Mitteln greifen, durch welche die ganze Gesellschaft gedrückt und die Lage der Einzelnen zu einem Abhängigkeitsverhältniß gemacht wird.

In unserem Westen hat es zum Glücke mit dem „Recht auf Arbeit“ noch keine Noth; die Noth besteht vielmehr darin, daß die „Arbeit“ fast zu vornehm geworden ist, daß der, welcher seinen Arm dem Andern leiht, für diese zeitweilige und sehr geringe Abhängigkeit sich unmäßig belohnen läßt. Dies ist ein beneidenswerther Zustand, grell abstechend gegen das europäische Arbeiter-Proletariat, ein Zustand, bei welchem manche Mißstände, welche auch hier noch bestehen, sich leicht übersehen lassen.

Gibt es gar kein anderes Mittel mehr, der Armuth abzuhelfen, dann muß man eben die Unglücklichen, welche für sich selbst keinen Rath wissen, unter strikter Aufsicht zu gewissen öffentlichen Arbeiten verwenden, oder sonst beschäftigen, wie man kann, und ihnen dagegen die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens in solchem Maaße reichen, daß sie ihr Elend vergessen. Jedoch bleibt dies immer ein extremes Mittel.

Was ist der Geist?

Von Far West.

Alle Welt befaßt sich in unseren Tagen mit Erklärungsversuchen über das Wesen des Geistes, ein Beweis, daß man Interesse an der Sache nimmt, ein Beweis zugleich, daß man die Nothwendigkeit erkennt, in die Ergebnisse der modernen Wissenschaft Einheit zu bringen.

Einige definiren so: „Geist -- 0“. Diese Erklärung hat vor allen andern den Vorzug sowohl der Kürze als der Verständlichkeit, und erspart alle weitere Mühe. Man braucht den Knoten nicht zu lösen, wenn man ihn durchhaut; man braucht ihn nicht einmal zu durchhauen, wenn man ihn weghaut und fortwirft.

Nach einer andern Definition ist „der Geist der Blüthendust des stofflichen Organismus“. Das Poetische in dieser Erklärung mag anziehend sein, aber dem Verständnisse hilft sie nicht auf. Die Naturwissenschaft belehrt uns auf die interessanteste Art, wie beständig die zahllosen Eindrücke der Außenwelt mittelst der wunderbarsten Organe aufgenommen werden und sodann an dünnen Nervenfäden in das Gehirncentrum fortlaufen,

um hier zur Vorstellung zu werden. Aber hier ist auch der Sprung, den der Naturforscher machen muß; er verläßt mit einem Male den Weg der strengen physikalischen Nachweisung, und hüpfst zu einer Thatsache über, über welche keine Forschung ihn jemals hätte belehren können, wenn sie ihm nicht bereits zurickend bekannt wäre, bekannt allein und unmittelbar durch sein und in seinem Selbstbewußtsein. Wie aus den zahllosen Sinnesindrücken das einheitliche Bewußtsein wird, wie die mechanische Anregung der Empfindungsnerven, bis zum Gehirne fortgepflanzt, dort übergeht in freie Thätigkeit (der unfreie Theil der Thätigkeit ist physiologisch nachweisbar), das bleibt unerklärt; die Lücke zwischen dem Ende der vibrirenden oder elektrisch erregten Gehirnsfaser und dem wachen Selbstbewußtsein scheint auch durch das Bild des Blumenduftes nicht ausgefüllt zu werden.

Ein neuer Erklärungsversuch findet sich im Novemberhefte 1855 der „Atlantis“ S. 328. „Geist ist der Ausdruck der Totalität der menschlichen Organisation. Und was ist die Totalität der menschlichen Organisation? Dieselbe wird so erklärt; sie ist Das, was die unabänderliche, ursprüngliche Natur-Anlage („die Naturbestimmtheit“), sodann der Einfluß der äußeren Lebensumstände [„die Erziehung“] und endlich „die Individuation“ aus dem Menschen gemacht haben [ist deren „Produkt“]. Was ist diese „Individualität?“ Nichts Anderes kann damit gemeint sein, als die bewußte und freie Selbstthätigkeit des Menschen, mit welcher er an seiner eigenen Bildung arbeitet; denn diese ist der einzige weitere Faktor, welcher möglicher Weise noch angenommen werden kann neben der Naturbestimmtheit und der Erziehung (im weitesten Sinne des Wortes) zur Erklärung des Gesamtproduktes, welches Totalität der menschlichen Organisation genannt wird, und deren Ausdruck der Geist; die Seele, der Gedanke ist.

Wir scheint mit dieser Definition wenig erklärt. Vorerst ist „Ausdruck“ ein figürlicher Ausdruck, und durch Bilder kann man nicht definiren. Dann ist die Definition eine sog. definitio in orbem. Es gibt — heißt es — drei Faktoren des Produktes, dessen Ausdruck der Geist ist: einen physikalischen, einen historischen und [man kann ihn nicht richtiger bezeichnen] einen geistigen [denn die bewußte Selbstthätigkeit ist eben das Geistige im Menschen]. Wie kann nun der Geist der Ausdruck einer Totalität, d. h. eines Produktes sein, dessen einer Faktor er zugleich ist? Man würde wohl richtiger sagen: Die Individualität des Menschen ist das Produkt seiner Natur-Anlage, seiner Erziehung und seines eigenen geistigen Bestrebens.

Eine ähnliche demonstratio in orbem finde ich auf der folgenden Seite, wo gesagt wird: „die Freiheit ist keine theoretische Voraussetzung, sondern muß in jedem Augenblicke durch die menschliche Thätigkeit producirt wer-

den". Wenn die menschliche Thätigkeit etwas produziren soll, ist die Meinung doch wohl, daß sie es bewußt und mit Freiheit thut, weil sie nur so eine menschliche ist, eine nicht bloß animalische oder auch mechanische. Ist es nun nicht überflüssig zu sagen: die freie Thätigkeit produziert die Freiheit? produziert Das, was sie ihrem Wesen nach bereits ist? In einem etwas anderen Sinne ist die Sache dennoch wahr, nämlich: Ein lange fortgesetzter, richtiger Gebrauch der uns angeborenen Freiheit erhebt uns immer mehr auf die Stufe jener höheren Freiheit, wo die Macht der Begierde gegen die wachsende Macht des Vernunftbewußtseins immer mehr zurücktritt. Nach einer alten Lehre, welche noch keine moderne Theorie hat beseitigen können, ist unser Leben von der Zeit des erwachten Vernunftbewußtseins an ein Kampf zwischen entgegengesetzten Motiven; je länger und öfter das Eine oder das Andere den Sieg gewinnt, desto leichter und gewisser wird fernerhin dieser Sieg.

Man kann eine genügende Definition von Allem geben, was der Geist hervorbringt; von Philosophie, Mathematik, Ethik u. s. w., nicht aber vom Geiste selbst, und zwar darum nicht, weil die Definition hervorgebracht werden muß durch das, was definiert werden soll; das Produzierte (die Definition) kann aber unmöglich das Produzirende (den Geist) gleichsam enthalten, oder erschöpfen, oder zur vollen Erscheinung bringen.

Ebenso kann man ein Ding, oder eine Klasse von Dingen, welche die Natur erzeugt, man kann die Erscheinungen, welche aus dem Leben hervorgehen, bestimmt definiren, nicht aber Natur und Leben selbst, weil man sich bei einem solchen Versuche in einem Zirkel bewegt. Die Beschreibung des Produktes ist verständlich unter der Voraussetzung, daß man das Wesen der produzierenden Kraft bereits versteht, dieses letztere aber soll begreiflich gemacht werden aus der Natur des Produktes oder der Wirkung. Die Behauptung, daß Kraft und Wirkung identisch seien, verwirrt das Denken mehr, als daß sie das Verständniß fördert.

Das Wort „Geist“ wird wohl am richtigsten [obwohl nicht erschöpfend] definiert als: „selbstbewußte, frei wirkende Kraft.“ Aber was ist Kraft? Was die Wirkung hervorbringt. Was ist die Wirkung? Das durch die Kraft Hervorgebrachte. Hier ist der unvermeidliche Zirkel.

Das Unerklärbare, Undefinirbare ist dennoch die unerschütterlichste aller Thatsachen, nämlich die Thatsache des Selbstbewußtseins. Alle Bemühungen, den Geist wegzuanalysiren, sind nur ein ohnmächtiger Versuch, an jener Thatsache zu rütteln. Der Geist ist die ihrer selbst und ihres freien Waltens sich bewußte Kraft, — das Ich; ihn weiter definiren zu wollen, ist so erfolglos, wie nutzlos; sein eigenes Ich läugnen, hieße sich selbst für wahnsinnig erklären. Wer Geist hat, also sich dessen bewußt ist, weiß im Allgemeinen, was Geist ist, und zweifelt nicht an dessen Existenz.

Das Merkmal des Lebenwollen, sich Bewegenden, Thätigen hängt dem Worte Geist in allen Sprachen an (man denke an die hebräischen, griechischen und lateinischen Ausdrücke: ruach, pneuma, spiritus), und das Merkmal der sinnlichen Unfaßbarkeit seines Wesens gab ihm die allgemeine Vorstellung von jeher.

Reden wir vom Geiste eines Buches, eines Kunstwerkes, oder auch eines Volkes, oder der Zeit u. s. w., so wird der Ausdruck in figürlichem Sinne gebraucht, und ist nur Dem verständlich, der bereits weiß, was Geist im eigentlichen Sinne zu bedeuten hat. Moderne Schriftsteller, welche den Geist läugnen, sind ubel daran, weil sie des Ausdruckes „Geist“ nicht entbehren können, und doch immer „soge nannt“ davor setzen müssen, um nicht ihre Orthodorie, welche den „Gespensterglauben“ nicht duldet, in Verdacht zu bringen. Sie sollen z. B. eigentlich nicht (kezerisch) reden von „geistiger Bornirtheit“, sondern von: „organisch mangelhafter Vorstellungs- Absonderungs-Fähigkeit“ des einen oder andern Menschen u. s. w.



Ist die Philosophie der Zukunft eine Erfahrungs- Wissenschaft?

Die Philosophie als die Lehre vom denkenden Menschen, hat noch eine Zukunft, falls die denkende Menschheit selbst noch eine Zukunft hat. Wir profetieren der Philosophie der Zukunft eine eben so große Tragweite und Bedeutung, wie dem Kunstwerke der Zukunft oder der Politik der Zukunft. Hinter dem Berge, vor welchem die Wissenschaft heutiger Zeit stille zu stehen scheint, gibt es noch ein anderes Land, eine „neue Welt“ des Geistes, welche unsere Zeit ebenso verändern wird, wie die Entdeckung von Amerika das Mittelalter verändert hat. Der Materialismus ist der weite und wüste Ozean, der durchschiffet werden muß, um zu der neuen Welt zu gelangen. Als ein Moment in der neuen Bewegung, als ein Element der modernen Weltanschauung wird der Materialismus dereinst seine Stellung richtig ausfüllen und seinen Beitrag zur Civilisation des Menschengeschlechtes in vollem Maaße abgeben, aber nicht als eine absolute Wahrheit, jenseits deren kein Heil und keine Rettung ist. Die Wirkungen, welche der Materialismus um die Kritik, Reinigung und Wiedergeburt der Philosophie haben wird, sind gewiß viel nützlicher und wohlthätiger, als alle seine Anstrengungen, die Welt des Geistes auf sein eigenes Gebiet zu zie-

hen und einer rein materialistischen Beurtheilung zu unterwerfen. Aus diesen in der Hauptsache nutzlosen Anstrengungen werden große Probleme und Aufgaben für die Philosophie der Zukunft hervorgehen, und niemals wird der Materialismus so sehr am Platze gewesen sein, als wenn er sich am Schlusse seiner unfruchtbaren Untersuchungen über die Thätigkeit des Geistes befindet und die Fortsetzung derselben einer anderen Wissenschaft überläßt. Dieser Tag wird nicht mehr ferne sein; schon macht sich überall eine Reaktion gegen den einseitigen Materialismus geltend, welche gewiß nichts mit dem Wagner'schen Supranaturalismus zu thun hat. Man muß überhaupt sehr unterscheiden zwischen den Angriffen, welche der Materialismus von Seiten einer veralteten religiösen Weltanschauung erfährt, und zwischen den Angriffen, zu denen sich der freie Geist und das philosophische Selbstbewußtsein der Zeit veranlaßt sieht; die religiöse Weltanschauung kämpft gegen den Materialismus wie gegen einen Riesen an, der sie zerschmettern will; ihr ist das System des Materialismus zu weit, zu kühn und zu groß, während dem philosophischen Selbstbewußtsein die Sphäre des Materialismus zu eng und klein erscheint; die erste Anschauung hat den Materialismus als seine Grenze und seine Kritik vor sich, die zweite als ihre Propädeutik und Grundlage hinter sich; die erste fürchtet ihn, die zweite benützt ihn.

Ja, die Philosophie der Zukunft wird großen Nutzen von den Leistungen des Materialismus ziehen, und dadurch wieder zu sich selbst und zu ihrem eigentlichen Inhalte zurückgeführt werden. Es wird von dieser Philosophie heißen, wie von der des Sokrates, welcher die Philosophie vom Himmel herunterholte und auf die Erde brachte. Das Objekt der Philosophie ist der Mensch in seiner Eigenschaft als denkendes Wesen, während das Objekt der—materialistischen—Physiologie der Mensch in seiner Eigenschaft als natürlicher Organismus ist. Beide Wissenschaften liegen einander sehr nahe; die erste ruht auf der zweiten, während die zweite von der ersten die Lösung der Probleme, welche sie selbst nicht finden kann, erhält. Auch die Methode ist dieselbe; die Physiologie beobachtet, sammelt die Thatsachen und entwickelt aus diesen Thatsachen die allgemeinen Gesetze für den menschlichen Organismus; die Philosophie muß die Erscheinungen des geistigen Lebens, die Resultate und die Methoden des Denkprozesses beobachten, ein großes Material von Thatsachen und Erfahrungen sammeln, und daraus die allgemeinen Gesetze des menschlichen Denkens herleiten.

Wir beantworten also die obige Frage; Wird die Philosophie der Zukunft eine Erfahrungswissenschaft sein? einfach und unbedingt mit Ja. Es ist der erste Satz der modernen Philosophie, daß die Erscheinungen und Kräfte, die Thatsachen und die Gesetze identisch sind, und daß man nur aus den Erscheinungen irgend einer Sache das Wesen derselben entwickeln

kann. Diesen Satz hat die [Hegel'sche] Philosophie — im zweiten Theile der Logik, bei der Kritik der Reflexionsbestimmungen — auf das Schärffte und Schlagendste nachgewiesen, aber die Naturwissenschaften haben eher und größeren Vortheil daraus gezogen, wie die Philosophie selbst. Früher bestanden die Naturwissenschaften, einzelne hell: Partien abgerechnet, nur aus einer mechanischen und geistlosen Aufhäufung und Klassifizierung der Naturerscheinungen und Produkte; durch diese neue Methode aber fand man den „Geist in der Natur“, d. h. das der Natur inwohnende Gesetz. Sofort wurden alle früher so todte und langweilige Thatsachen lebendig, und erzählten dem denkenden Forscher die verborgensten Gesetze der Natur. Die Fortschritte der Naturwissenschaften gingen mit außerordentlicher Schnelligkeit in die Tiefe und in die Breite; das Material der Beobachtungen vergrößerte sich unendlich, und doch wurde die Methode und die Wissenschaft selbst einfacher; die Resultate waren in intellektueller und materieller Beziehung gleich groß; der materielle Zustand der Gesellschaft wurde durch sie verändert in derselben Weise, wie das ganze Bewußtsein der Zeit.

Liegt es nicht sehr nahe, eine Methode, welche man mit so großem Erfolge in Bezug auf die Gegenstände der natürlichen Welt angewendet hat, auch auf die Erforschung der sittlichen und geistigen Welt anzuwenden? Besonders wenn das Material, welches dieser Methode unterbreitet wird, noch viel reicher, mannigfaltiger, geist- und gedankenvoller ist, als das Material, welches der Naturforschung zu Grunde liegt. Wir staunen über den Reichthum der natürlichen Thatsachen, die der Beobachtung des Physikers und Chemikers, des Geologen und Astronomen unterliegen; wir bewundern die Einheit und Harmonie des Weltalls, jenes „Kosmos“, dessen Namen schon bedeutet, daß Welt und Ordnung identisch sind; wir sehen mit Ehrerbietung, wie der Geologe ein graues Alterthum von hunderttausend Jahren vor unsren Augen aufrollt und der Astronom zum Maasstabe seiner Berechnungen die Sonnenfernen nimmt. Aber betreten wir das Reich des Geistes, durchforschen wir die Schätze der Literatur und Geschichte, beobachten wir die Erscheinungen der sittlichen Welt, studiren wir mit einem Worte das große Reich der Freiheit, so finden wir ein noch größeres und dankbareres Material als in der Natur, und was wir durch ein solches Studium lernen, wird unmittelbar Bestandtheil unseres Bewußtseins, unseres eigenen Ichs. Der Blick in des Menschen Herz und in sein Streben und Sehnen reicht oft weiter, wie der Blick des Astronomen zu den fernsten Fixsternen hin, und es gibt für den Menschen kein größeres Studium, als das Studium der Menschlichkeit selbst. Die Beschäftigung mit der Natur, ihren Kräften und Erscheinungen ist gewiß interessant und spannend, und bringt vortreffliche Resultate auch für die Sittlichkeit und Civilisation des Menschengeschlechtes hervor; aber die eigentliche Beruhigung und Befriedigung des Gemüthes, die Ruhe und Klarheit des Geistes

geht doch nur aus dem Studium der Philosophie hervor. Wenn wir die Philosophie, die Wissenschaft des Denkens, aus den Resultaten, den Erscheinungen des Denkens, ableiten, so kann man uns den Vorwurf machen, den „Far West“ in einem vorhergegangenen Artikel jeglichem Versuche, den „Geist“ zu definiren, macht, indem er sagt, daß man aus den Produkten nie die produzierende Kraft in vollem Umfange erkennen könne, weil diese natürlich weiter und umfangreicher wäre, wie das Produkt selbst, und man durch den Theil nicht das Ganze erklären könne. Wir denken übrigens, daß es keinen Geist gibt, der sich nicht äußert, — daß die Wissenschaft des Geistes wenigstens sich nicht um den Geist, der sich nicht äußert, zu kümmern hat. Es ist immerhin ein sonderbares Ding mit dem nicht zur Erscheinung kommenden und sich in keinem sichtbaren und faßbaren Produkte darstellenden Geiste; in der Bibel freilich steht, „Gott siehet das Herz an“, aber, fügt Hegel boshaft hinzu, es wäre gut, wenn die Menschen auch Etwas sehen würden. Es ist die Natur des Geistes, wie die jeder andern Kraft, zur Erscheinung zu kommen, und von einem „Geiste an sich“ kann man wohl ebenso wenig reden, wie von einer Kraft an-sich. Das Verhältniß zwischen den Produkten des Geistes und dem Wesen desselben ist jedenfalls congruent genug, daß wir mit Sicherheit vom ersten auf das zweite schließen können, namentlich, wenn uns jeder andere Maaßstab und jede andere Methode, das Wesen des Geistes finden, fehlt. Wir sind in der unbestreitbaren Unmöglichkeit, auf irgend einem anderen Wege uns Aufschluß über den Geist zu verschaffen, als indem wir seine Wirkungen, Erscheinungen und Produkte studiren; mit andern Worten, wir begreifen nur dann den Geist, wenn wir ihn selbst denkend zur Erscheinung bringen. Hier ist die Identität zwischen Subjekt und Objekt, welche die Philosophie verlangt, wieder vorhanden; der Gegenstand unseres Denkens, der Geist, wird in uns zur denkenden Kraft; indem wir die Resultate früherer Denker in uns reproduziren, machen wir einen ähnlichen Denkprozeß durch, wie jene Denker, und aus dieser Wiederholung desselben Processes entsteht die Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der Denkoperationen, welche wir mit dem Namen Logik bezeichnen. Uns scheint die Logik keine Primitive, ursprüngliche Wissenschaft zu sein, sondern vielmehr eine der abgeleiteten und abstraktesten, welche aus einer ungemein großen Zahl von Beobachtungen und Erfahrungen zusammengesetzt ist, und die jeden Tag mit neuem Materiale neue Gestalt gewinnt. Wir können deshalb von einer Geschichte der Logik sprechen, eine Geschichte, die am Ende nur die allgemeinste Abstraktion der Weltgeschichte ist. Die Geschichte der Logik ist deshalb auch eine Logik der Geschichte, indem sich hier die stufenweisen Veränderungen des öffentlichen Bewußtseins, des Denkprocesses, in den allgemeinsten Zügen darstellen, und das Systematische der Gesamt-Entwicklung der Menschheit zu Tage tritt.

Wenn wir also selbst die Logik eine aus Thatsachen und Beobachtungen abgeleitete Wissenschaft nennen, — ganz im Gegensatz zu dem Hegel'schen Systeme, das die ganze Wissenschaft und die ganze Welt aus der logischen Idee hervorgehen läßt, — räumen wir vollständig den Unterschied hinweg, der zwischen dieser und anderen Erfahrungswissenschaften künstlich gezogen wurde. Wir brauchen übrigens nur das erste beste Handbuch der Logik in die Hand zu nehmen, um zu sehen, daß die Logik nichts weniger, als eine apriorische Wissenschaft ist, denn überall wimmelt es von Beispielen, die zur Erläuterung der logischen Sätze bestimmt sind, die eben nur aus jenen Beispielen selbst abstrahirt sind. Die Kritik der Schlüsse und Urtheile z. B. ist nur aus einer Vergleichung der richtigen und unrichtigen Schlüsse hervorgegangen, es ist ein reiches Material von Erfahrungen diesem Theile der Logik zu Grunde gelegt, ohne welches wir gar keine Wissenschaft von Schlüssen und Urtheilen überhaupt haben würden.

Die Frage, gibt es a p r i o r i s c h e, d. h. eingeborene, nicht aus der Erfahrung abgeleitete Wahrheiten, ist vielleicht deshalb noch nicht definitiv beantwortet worden, weil sie unrichtig gestellt ist. Es ist dem Menschen der menschliche Typus, der Gattungsorganismus, die Menschlichkeit und die Humanität angeboren, und diese allgemeinste Gleichförmigkeit der menschlichen Organisation bedingt auch die allgemeinste Gleichförmigkeit der Ideen, wodurch hauptsächlich der Glaube an apriorische Ideen hervorgerufen wurde. Neben der Gemeinsamkeit der Organisation bedingt auch das allgemeine Zeitbewußtsein eine Gemeinsamkeit der Ideen. Wenn der Mensch zu denken anfängt, — und das Denken kommt eher, wie die Sprache, — so ist die ganze Welt schon fertig, und wirkt in jedem Momente des Lebens durch tausend kleine in den meisten Fällen unmerkliche Veranlassungen auf die Bildung des Menschen und seines Geistes ein, welche Wirkungen in den seltensten Fällen deutlich nachzuweisen, aber für jeden Menschen ziemlich dieselben sind. Man kann sagen, daß jedem Menschen seine Muttersprache und der Grad der Civilisation, der in seiner Umgebung herrscht, „angeboren“ sei, und damit sind ihm eine Menge Ideen, Vorstellungen, Begriffe angeboren, die zu einer Zeit in das Bewußtsein treten, wo der werdende Mensch sich noch keine Rechenschaft darüber geben kann. Allerdings kann man uns hier entgegenen, daß der Mensch höhere, erhabeneren Ideen hat, als im Bewußtsein der Zeit und in der Wirklichkeit enthalten sind, aber dies kommt daher, weil der Typus der Menschlichkeit, welcher jedem Menschen angeboren ist, höher und allgemeiner ist, als die Wirklichkeit, und in derselben nur nach und nach, erst dunkler, dann heller, zur Erscheinung kommt. Trotzdem sind alle diese allgemeinen Ideen doch in der Wirklichkeit und in der wirklichen Natur des Menschen begründet. Der Widerspruch zwischen der Gattung und dem Individuum, zwischen den allgemeinen Ideen der Menschlichkeit und der individuellen Erscheinung

derselben, wird gemildert und vermittelt durch die Bervollkommungsfähigkeit des Menschen, eine Eigenschaft, welche den Menschen immer über sich selbst hinausstreift zu der Idee der Menschlichkeit, die ihn über die Schranken seiner Individualität hinausführt in das Reich der allgemeinen Ideen. Aber diese allgemeinen Ideen, wie Freiheit, Eittlichkeit, Recht, sind deshalb doch nichts Anderes, wie Abstraktionen, aus den Thatsachen abgeleitete und durch Beobachtung und Erfahrung bekannte Begriffe, deren letzter Grund doch immer in der Naturnothwendigkeit und in den praktischen Bedürfnissen des Menschengeschlechtes liegt.

Wir mögen die Geschichte der Philosophie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durchgehen, wir finden überall, daß die Philosophie den Thatsachen nach folgt, welche sie zu ihrem Objecte macht. Man hat der Philosophie oft den lächerlichen Vorwurf gemacht, daß sie nur das Geschehene begreifen könne. Ihre Aufgabe ist, die Nothwendigkeit in den geschehenen Thatsachen und in den bestehenden Zuständen nachzuweisen. Diese Thatsachen, diese Zustände sind die Voraussetzungen der Philosophie. Wir sehen an allen philosophischen Systemen früherer Zeit, daß dieselben immer rückwärts, in die Vergangenheit zurückblickten, ja leider nur zu viel zurück, bis zu dem letzten Grunde der Dinge. Schon daraus geht hervor, daß die Philosophie in sich selbst den Stoff, den sie behandeln soll, nicht findet, daß sie ein schon vorhandenes Material bearbeitet, ordnet und sichtet. Je reicher das Material ist, desto großartiger wird das philosophische System sein. Aber ohne dies Material ist die Philosophie eine Chimäre, ein „Wolkenkuckucksburg“.

Man wird uns entgegen, daß wir durch eine solche Auffassung der Philosophie alle Philosophie zerstören, daß wir ihr den Charakter einer reinen, rationalen Wissenschaft rauben, daß wir sie von ihrer absoluten Vernunftshöhe herunterstoßen u. s. w. Allerdings, wir nehmen der Philosophie die eingebildete Bürde, aber geben ihr dafür den realen praktischen Werth. Wir geben ihr ein ungeheuer reiches Material, welches sie beherrschen, sichten und ordnen kann. Wir geben ihr einen veredelnden bildenden Einfluß auf das Leben der Menschen, einen Einfluß, wie ihn die sokratische Schule auf ihr Zeitalter ausübte. Wir geben ihr den eigentlichen Charakter einer Wissenschaft, als einer auf Thatsachen gegründeten und mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Theorie. Wir stellen sie an der Spitze aller übrigen Wissenschaften, mit welchen sie auf einem und demselben Boden wurzelt, indem wir die andern Wissenschaften als eine Vorbedingung und Vorschule derselben ansehen.

In der That, wir können die schönsten Hoffnungen von einer derartigen Wiedergeburt der Philosophie hegen. Ein übergroßes Material von Erscheinungen des sittlichen und geistigen Lebens ist vor uns aufgehäuft; es gilt Ordnung und Klarheit, es gilt, ein System hineinzubringen. Die

wichtigsten Probleme des socialen und politischen Lebens bieten sich dem Denker dar ; es gilt, dieselben im Einverständniß mit den Thatsachen und Zuständen zu lösen. Große historische Ereignisse und Erfahrungen liegen vor unsern Augen ; es gilt, sie zu benutzen. Es gilt, aus den vorhandenen Thatsachen der geistigen Welt die allgemeinen Gesetze derselben abzuleiten, und diese allgemeinen Gesetze bei dem Weiterbau der Zukunft anzuwenden. So auch kann man in der Philosophie, wie in der Mathematik von einer reinen und angewandten Wissenschaft sprechen. Die Wissenschaft der reinen Philosophie entreckt die allgemeinen Gesetze der sittlichen Welt, die Gesetze des Denkens, die Gesetze der menschlichen Entwicklung, die Gesetze der Humanität überhaupt ; die angewandte Philosophie wendet diese allgemeinen Gesetze auf das politische und sociale Leben, auf die Sphäre der Kunst, der Ethik und Aesthetik u. s. w. an. Die reine Philosophie ist eine bloß rückwärts schauende, reflektirende und abstrahirende Wissenschaft ; die angewandte Wissenschaft ist die voranleitende, bewegende und treibende Kraft der sittlichen Welt. Die erste ist die eigentlich conservative Wissenschaft, welche alles Geschehene aus philosophischen Gründen rechtfertigt, die den berühmten Satz vertheidigt: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig ;“ die zweite ist die revolutionäre Wissenschaft, der rechte, eigentliche Radikalismus, der unaufhörlich und bei jeder Gelegenheit die allgemeinen Gesetze des Rechtes und der Freiheit in den menschlichen Zuständen verwirklichen will. Jene, die reine Philosophie, ist der Optimismus, welcher sagt: „Alles begreifen, heißt Alles verzeihen ;“ diese, die angewandte Wissenschaft, ist der Pessimismus, dem nichts in der Welt recht ist, der an allen Zuständen rüttelt, der überall nach Neuerungen strebt. Die erste Wissenschaft ist negativ, eine Kritik des Geschehenen, eine Auflösung d. s. historischen Processes ; die zweite ist positiv, ein Wegweiser für die Zukunft, eine Weiterleitung der historischen Entwicklung. Man könnte die erste mit einem allgemeinen Worte *Logik*, die zweite *Ethik* benennen. So fallen die Gegensätze, welche bisher in jedem philosophischen Systeme enthalten waren, *) aus einander ; die Philosophie zeigt, wie Janus, zwei Köpfe, den einen der Vergangenheit, den andern der Zukunft zugerichtet, hier die Miene eines alten, strengen Richters, dort die Miene eines jugendmuthigen, vorwärts strebenden, vor Nichts zurückbeugenden Mannes. — Aber beide Wissenschaften, die reine Philosophie, wie deren angewandten Theorien gehen aus der Beobachtung der Thatsachen hervor, und hängen mit den Thatsachen unzertrennlich zusammen ; die erste ist das Resultat und Produkt, die zweite das Motiv und die Triebkraft der menschlichen Entwicklung.

*) Man vergleiche die Junghegelianer und Althegelianer mit einander, um diese Gegensätze an einem deutlichen Beispiele zu sehen.

Ueber die Massen der Kometen.

[Aus Franz Arago's populärer Astronomie.]

Sehr helle Kometen, bei welchen sich der Kern mit den Kernen der Planeten vergleichen ließe, sind ziemlich selten; auch folgt aus den teleskopischen Beobachtungen, daß die Masse der Kometen in der Regel sehr gering ist. Zu demselben Schlusse führt uns eine sorgfältige Untersuchung der Bewegung derjenigen Planeten, in deren Nähe die Kometen bisweilen vorübergehen.

Der Verell'sche Komet vom Jahre 1770 [No. 85 unseres Verzeichnisses) ist einer von denen, welche uns bisher am nächsten gekommen sind, denn sein kleinster Abstand von der Erde betrug nicht mehr als 300,000 geographische Meilen. In seiner größten Nähe stand er noch sechs Mal entfernter von uns, als der Mond, und Laplace hat berechnet, daß seine Umlaufszeit damals durch die bloße Einwirkung der Erde um mehr als zwei Tage vergrößert wurde. Aber auch die Zeit, welche die Erde braucht, um zu demselben Punkte in ihrer Bahn zurückzukehren, mußte infolge der Gegenwirkung der Kometen [um diesen Ausdruck zu gebrauchen], eine Verlängerung erleiden. Setzt man die Kometenmasse der Erdmasse gleich, so ergeben sich für diese Aenderung 2 Stunden 53 Minuten; durch Beobachtungen ist aber erwiesen, daß die Jahreslänge im Jahre 1770 sich nicht um eine Secunde änderte, folglich ist die Annahme, von der wir ausgingen, als wir die Masse des Kometen von 1770 der Erdmasse gleich setzten, beträchtlich zu groß gewesen. Eine einfache Proportion genügt, um aus den vorstehenden Zahlen die Folgerung herzuleiten, daß die Kometenmasse nicht einmal den fünftausendsten Theil von der Erdmasse betrug. Durch dies Ergebniß wird zugleich erklärlich, wie jener Komet von 1770 zweimal das System der Jupiterstrapanten durchschreiten konnte, ohne darin die geringste Aenderung hervorzubringen.

Dufajour hat durch Rechnung gefunden, daß, wenn ein der Erde an Masse gleicher Komet in einer Entfernung von nur 7500 geographischen Meilen bei uns vorüberginge, dadurch die Jahreslänge bis auf 367 Tage 16 Stunden 5 Minuten zunehmen und die Schiefe der Ekliptik sich um zwei Grade ändern würde. Hiernach würde ein solches Gestirn, trotz einer so bedeutenden Masse und des geringen Abstandes, auf unserer Erde nur eine einzige (?) Revolution, die des Kalenders nämlich, hervorzubringen im Stande sein.

Aus nachfolgender Tafel kann man ersehen, wie stark die am günstigsten belegenen Kometen sich der Erdbahn nähern können:

	Kürzeste Entfernung von der Erdbahn
Biela'scher Komet [Erscheinung vom J. 1832]	3½ Tausend Meil.n
Komet von 1680 [No. 49 im Verz.]	96 " "
Komet von 1684 [No. 51 im Verz.]	175 " "
Komet von 1742 [No. 67 im Verz.]	269 " "
Komet von 1779 [No. 90 im Verz.]	282 " "

Will man aber die Entfernungen von unserer Erde berechnen, in denen sich die Kometen wirklich in dem Augenblicke befinden, wo sie der Erdbahn so nahe als überhaupt möglich kommen, so hat man außer obiger Tafel noch diejenige Stellung zu berechnen, welche die Erde an dem Tage einnimmt, wo j-der Komet die Ebene dieser Bahn durchschneidet, in derselben Weise wie ich dies bei Gelegenheit des Biela'schen Kometen gezeigt habe (8. Kap. S. 261).

Kann ein Komet mit der Erde oder irgend einem andern Planeten zusammenstoßen?

Infolge gewisser anfänglichen Ursachen, deren Natur uns unbekannt ist, und die nichtsdestoweniger schon verschiedenen, mehr oder weniger annehmbaren kosmogonischen Theorien zu Ausgangspunkten gedient haben, beschreiben alle Planeten in unserem Sonnensysteme ihre Umläufe um die Sonne in derselben Richtung, und in nahezu kreisförmigen Bahnen. Die Kometen hingegen bewegen sich in äußerst langgestreckten Laufbahnen, und verfolgen dabei alle möglichen Richtungen. Auf dem Wege von ihren Sonnenfernern her durchschneiden sie fortwährend unser Sonnensystem und dringen ein in die innerhalb der Planetenbahnen belegenen Räume; nicht selten durchschreiten sie sogar den Raum zwischen Merkur und Sonne. Unmöglich ist es also nicht, daß ein Komet mit der Erde zusammenstoße.

Aber wenn wir auch die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zugestehen müssen, ist doch die Wahrheit eines solchen, wie ich sogleich bemerklich mache, außerordentlich gering. Dieß wird sogleich einleuchtend, wenn man die Unermesslichkeit des Raumes, in welchem sich unsere Erde und die Kometen bewegen, mit der geringen Größe dieser Körper vergleicht. Von der Rechnung unterstützt, kann man indessen hierin viel weiter gehen; die in Frage stehende Wahrscheinlichkeit läßt sich nämlich numerisch berechnen, sobald man über den Durchmesser des Kometen im Vergleich mit dem Erddurchmesser eine bestimmte Voraussetzung macht.

Denken wir uns den Fall eines Kometen, von welchem Nichts weiter bekannt wäre, als daß er in seinem Perihelie näher bei der Sonne steht, als

wir selbst, und daß sein Durchmesser den vierten Theil vom Erddurchmesser beträgt: die Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrt alsdann, daß unter 281 Millionen möglicher Fälle nur ein einziger ungünstiger für uns ist, d. h. daß nur ein einziger Fall den Zusammenstoß beider Körper herbeiführt.

Ohne fürchten zu müssen, daß dadurch die Geistesruhe gestört werden könne, welche auch die ängstlichen Gemüther aus der vorstehenden Zahl schöpfen müssen, will ich hinzufügen, daß, wenn wir bei Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Zusammenstoßes der Erde und eines Kometenernes von einer entsprechenden Annahme für den Durchmesser des Kernes ausgehen, indem wir denselben gleich dem vierten Theile des Erddurchmessers setzen, wir in vielen Fällen beträchtlich hinter der Wahrheit zurückbleiben würden. Die durch Rechnung gefundene Wahrscheinlichkeit des Zusammenstoßes würde viel zu gering sein, sobald es sich nicht mehr um den eigentlichen Kern handelte, sondern um die denselben von allen Seiten umgebende Nebelhülle. Ohne Uebertreibung ließe sich obige Wahrscheinlichkeit in diesem Falle aber verzehnfachen.

Richtige Begriffe von der Wahrscheinlichkeitsrechnung sind noch so wenig verbreitet, und über den Sinn der numerischen Resultate, welche diese Rechnung ergibt, täuscht man sich im Publikum bisweilen auf so seltsame Weise, daß ich einen Augenblick daran denken konnte, das gegenwärtige kurze Kapitel ausfallen zu lassen; es scheint mir indessen von Wichtigkeit hier, darauf hinzuweisen, daß sich zwei wesentlich verschiedene Fragen darbieten.

Bei den periodischen Kometen, wo die Bahn bekannt ist, und wo man sehr nahe richtig die Zeit der nächsten Wiederkehr bestimmen kann, also bei den Kometen von Halley, Ende, Biela und Faye, kennt man den kleinsten Abstand von der Erde oder kann denselben mit Sicherheit berechnen. Hier ist also keine Veranlassung gegeben, von obigen Betrachtungen aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung Anwendung zu machen.

Ganz anders hingegen, dies muß man sich klar machen, stellt sich die Aufgabe in den Rechnungen, von welchen ich die Ergebnisse mitgetheilt habe. Hier handelt es sich nämlich darum, ohne Kenntniß von Gestalt und Lage der Kometenbahn zu ermitteln, wie groß für die Erde die Wahrscheinlichkeit ist, mit dem Kometen zusammenzustößen. Von dieser Fassung der Frage ausgehend, haben wir für den eigentlichen Kern gefunden, daß ein einziger Fall des Zusammenstoßes, also ein einziger ungünstiger Fall auf 280,999,999 günstige Fälle kommt. Für die Nebelhülle in ihrer am häufigsten vorkommenden Größe würden etwa 10 oder 20 ungünstige Fälle derselben Anzahl von 281 Millionen entsprechen. Wollte man für den Augenblick zugeben, daß die Kometen, wenn sie mit ihrem Kerne gegen die Erde stießen, das ganze menschliche Geschlecht vernichten würden; so wür-

de die Todesgefahr, in der jeder Einzelne beim Erscheinen eines unbekannt-ten Kometen schwebte, genau der Gefahr gleich sein, die er liefe, wenn in einer Urne unter 281 Millionen Kugeln nur eine einzige weiße Kugel befindlich wäre, und das Herausziehen dieser weißen Kugel beim ersten Griffe unausbleiblich ein Todesurtheil für ihn wäre.

Wer nicht auf den Gebrauch seiner Vernunft von vornherein verzichtet, der wird, wie starke Bande ihn immerhin an das Leben fesseln mögen, eine so geringe Gefahr sicherlich belächeln; nun wohl, jeder neue Komet, dessen Entdeckung gemeldet wird, ist, bevor er noch beobachtet und sein Lauf berechnet wurde, für den einzelnen Bewohner der Erde in der soeben erwähnten weißen Kugel in der Urne vergleichbar.

Die Rechnungen, welche wir für die Gefahr des Zusammentreffens eines Kometen mit der Erde angestellt haben, würden durchaus dieselben bleiben, wollten wir die anderen Planeten in Betracht ziehen; es findet keine andere Auflösung des Problems statt. Unmöglich ist es demnach nicht, daß ein Komet irgend einmal mit Merkur, Venus, Jupiter oder einem andern Gliede des Sonnensystems zusammenstoße.

Findet sich unter den gesammten astronomischen Erscheinungen Grund zu der Annahme, daß jemals Kometen in die Sonne gestürzt seien?

Als der Komet von 1680 in seiner Sonnennähe stand, war er von der Oberfläche der Sonne nur 26000 Meilen entfernt, d. h. etwa um den sechsten Theil des Durchmessers dieses Gestirnes *). In so großer Nähe bei dieser ungeheuren Kugel hat möglicher Weise die Atmosphäre, welche die Sonne umgibt, eine merkliche Dichte, und wird in diesem Falle auf die hindurchgehenden Körper Wirkungen ausüben, welche keineswegs zu vernachlässigen sind. Ganz besonders muß dies von den Kometen gelten, deren Geschwindigkeit in der Sonnennähe beträchtlich ist, und welche im Allgemeinen eine sehr geringe Dichtigkeit besitzen. Infolge dieses atmosphärischen Widerstandes mußte kein Komet von 1680 nothwendig die Tangential-

*) Im Augenblicke des Perihel-Durchganges jenes Kometen mußte die Sonne da selbst 74 Grade groß erscheinen, so daß zwei und ein halber ihrer Durchmesser hinreichten, um den Raum zwischen einem Punkte am Horizonte und dem gegenüberliegenden Punkte ganz auszufüllen. Besitzt dieser Komet, wie man angenommen hat, eine Umlaufzeit von 575 Jahren, so muß die Sonne, von seinem Aphel aus gesehen, unter einem Winkel von nur 14 Sekunden erscheinen: aber ein Winkel von 14 Sekunden ist sogar kleiner als derjenige Winkel, unter dem uns der Halbmesser des Mars zur Zeit seiner Opposition erscheint, wenn der Planet um Mitternacht durch den Meridian geht.

geschwindigkeit abnehmen. Verlangsamte sich aber ein Himmelskörper in seinem Laufe aus irgend welcher Ursache, so nimmt die Centrifugalkraft ab, und sofort gewinnt die Centripetalkraft, der jene bisher das Gleichgewicht hielt, die Oberhand; der Körper verläßt alsdann seine bisherige Bahn, um sich dem Mittelpunkte der Anziehung zu nähern. Aus diesem Grunde mußte der in Rede stehende Komet im Jahre 1680 näher, als bei seiner vorigen Erscheinung, an der Sonnenoberfläche vorbeigehen, und diese Abnahme in den Dimensionen der Bahn wird sich bei jedem neuen Perihel-Durchgange fortsetzen, dergestalt daß der Komet von 1680 zuletzt in die Sonne fallen muß. Analoge Schlüsse würden sich Punkt für Punkt auf den Kometen von 1843 anwenden lassen, der in noch größerer Nähe bei der Sonne vorüberging, als der Komet von 1680.

Diese Betrachtungen stützen sich auf unbestreitbare Grundsätze der Mechanik, und derselbe Grad der Sicherheit gebührt also der daraus hergeleiteten Folgerung. Eingestehen müssen wir freilich, daß bei der vollständigen Unkenntniß, in welcher wir uns über die Dichtigkeit der über einander liegenden Schichten der Sonnenatmosphäre befinden, sowie über die Dichtigkeit der Kometen von 1680 und 1843 und über ihre Umlaufszeit, es unmöglich wäre zu berechnen, nach wie vielen Jahrhunderten jenes seit-same Ereigniß eintreten muß, das ich soeben angedeutet habe. Im Uebrigen bieten uns die Geschichtschreiber der Astronomie nichts dar, was uns zu der Annahme eines solchen Ereignisses in den historischen Zeiten veranlassen könnte.

Wenden wir uns daher zu älteren Epochen, die in dem Dunkel der Zeiten vergraben liegen, und untersuchen wir, ob sich unter den gegenwärtigen Zuständen unseres Planetensystems einige darbieten, deren Erklärung uns zu der Annahme nöthigen könnte, daß jemals ein Komet auf den Sonnenkörper gefallen sei.

Die sämtlichen Planeten umkreisen die Sonne von West nach Ost, und zwar in Ebenen, die untereinander wenig geneigt sind.

So wie die Planeten um die Sonne, bewegen sich ihrerseits auch die Monde um ihre Hauptplaneten, d. h. in der Richtung von West nach Ost. Endlich drehen sich auch diejenigen Planeten und Monde, deren Rotationsbewegungen bisher beobachtet werden konnten, um ihre Axe von West nach Ost, und dies geschieht größtentheils auch in der Ebene ihrer fortschreitenden Bewegung. Wie außerordentlich merkwürdig ein solches Zusammentreffen sei, wird man besser einsehen, sobald ich die soeben erwähnten Bewegungen im Einzelnen aufzähle.

Umdrehungsbewegungen haben die Astronomen beobachtet bei der Sonne, bei Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn; ferner beim Monde, bei den vier Jupitersmonden, beim Ringe des Saturn und

beim äußersten Monde dieses Planeten: also zusammen bei 14 Himmelskörpern. Zählen wir hierzu zunächst die fortschreitenden Bewegungen der genannten Gestirne, ferner die analogen Bewegungen derjenigen Planeten und Monde, welche wegen ihrer geringen Größe und aus andern Gründen bisher eine Beobachtung der Rotation nicht gestatteten; so ergeben sich schließlich 72 Bewegungen, welche sämmtlich in der Richtung übereinstimmen. Bis jetzt machen allein die Monde des Uranus eine Ausnahme von diesem Gesetze. Nun lehrt aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß man mehrere Milliarden gegen Eins wetten kann, diese Einrichtung in unserm Sonnensysteme sei keine zufällige, und es bleibt also Nichts übrig als anzunehmen, daß eine physische Grundursache auf die Bewegungen der Planeten zur Zeit des Entstehens eingewirkt habe.

Von diesem hohen Gesichtspunkte aus hat zuerst Buffon unser Sonnensystem betrachtet; er versuchte es, bis zum Ursprunge der Planeten und der Monde zurückzugehen, und den Grund der vorhandenen Gemeinschaft der Bewegungen bei allen diesen Gestirnen aufzusuchen.

Er nimmt an, ein Komet sei in schiefer Richtung in die Sonne gefallen, und habe deren Oberfläche gestreift, oder sie wenigstens nur bis zu geringer Tiefe gefurcht. Von dem Strome flüssiger Masse, bemerkte er ferner, den der Komet vor sich her trieb, seien diejenigen Theile, welche bei gleichem Volumen die leichtesten waren, am stärksten fortgeschleudert worden, und hätten sich am weitesten von der Sonne entfernt. Er nimmt nun ferner an, daß diese Theile nach ihrer Concentration ungemein große Planeten, wie Saturn und Jupiter bildeten, die in der That von sehr geringer Dichtigkeit sind; daß die dichtesten Theile dagegen sich in größerer Nähe beim Ausgangspunkte zusammenballten, und hier Merkur, Erde und Mars bildeten; und daß die Planeten mithin anfänglich glühend und in vollkommen geschmolzenem Zustande waren. Hierbei nahmen dieselben, wie Buffon meint, sämmtlich regelmäßige Gestalten an, und kühlten sich nach und nach dergestalt ab, daß sie das Ansehen gewannen, in welchem wir sie heutzutage beobachten.

Man hat gegen das Buffon'sche System Einwürfe gemacht aus der Größe, aus der Masse und der beträchtlichen Geschwindigkeit, welche ein Komet besitzen müsse, um von der Sonne so viel Materie abzureißen, als die Gesammtheit der Planeten und Monde in unserem Systeme besitzt; doch derartige Einwürfe finden stets eine Erwiderung, indem in der Natur der Sache kein Hinderniß vorhanden ist, dem gegen die Sonne stoßenden Kometen so viel Masse beizulegen, als irgend eine Theorie erfordern möchte. Uebrigens ist es von Nutzen, sogleich an dieser Stelle die Bemerkung einzufügen, daß alle Planeten und Monde in einer Summe vereinigt, nur ei-

nen sehr geringen Theil der Sonnenmasse ausmachen, wie wir dies später berechnen wollen.;

Zweifelsohne würden Himmelskörper, welche nach dieser Buffon'schen Hypothese entstanden wären, in ihren fortschreitenden Bewegungen jene Uebereinstimmung in den Richtungen besitzen, die man in unserem Planetensysteme wahrnimmt; doch würde das bei den Rotationsbewegungen nicht der Fall sein, denn diese könnten in einer der fortschreitenden Bewegung entgegengesetzten Richtung vor sich gehen. So könnte sich z. B. die Erde, während sie ihre jährliche Bahn, wie in der That geschieht, von West nach Ost durchläuft, um ihren Mittelpunkt von Ost nach West drehen. Derselbe Einwand muß auch für die Bewegungen der Monde gelten, denn bei diesen brauchte die Richtung nicht nothwendig mit der Richtung der fortschreitenden Bewegung des Hauptplaneten übereinzustimmen. Die Buffon'sche Hypothese erklärt also nicht alle Umstände des Phänomens; und durch sie ist also das Geheimniß der Entstehung der Planeten nicht entschieden. Aus dieser Theorie lassen sich demnach keine Schlüsse für die Behauptung ziehen, daß zur Zeit, als unser System entstand, ein Komet auf die Sonne gestürzt sei.

Zu diesem soeben angeführten Einwande kann ich einen zweiten hinzu fügen, der sich auf Betrachtungen gründet, welche uns die neueren Beobachtungen, von denen Buffon keine Kenntniß besaß, darbieten.

Würde irgend ein fester Körper, z. B. eine Kanonenkugel in der gehörigen Richtung und mit der hierzu erforderlichen Geschwindigkeit in den Raum geschleudert, damit daraus ein Mond der Erde hervorginge, so müßte derselbe bei jedem neuen Umlaufe wiederum durch den Ausgangspunkt hindurchgehen, wenigstens wenn man dabei vom Widerstande der Luft absähe. Dies ist eine ganz sichere Folge aus den ersten Grundsätzen der Mechanik.

Hätte nun der Buffon'sche Komet, als er auf die Sonne fiel, feste Stücke von derselben losgerissen, und wären die Planeten unseres Systems ursprünglich dergleichen Bruchstücke gewesen, so hätten sie bei jedem Umlaufe die Sonnenoberfläche in derselben Weise gestreift; wie sehr dies aber von der Wahrheit entfernt ist, weiß Jedermann. Auch glaubte unser großer Naturforscher in der That nicht, daß die Materie, aus der unsere Planeten bestehen, in gesonderten und bereits gebildeten Massen ausgeschleudert worden sei, sondern er nahm an, wie ich schon erwähnte, daß der Komet einen wahren Strom flüssiger Materie hervorgetrieben habe, in welchem ebensowohl die gegenseitigen Stöße der verschiedenen Theile aufeinander als auch die Wirkungen der gegenseitigen Anziehungen jede Ähnlichkeit mit der Bewegung fester Körper verhinderte. Stillschweigend

setzt also das Buffon'sche System voraus, daß die Sonnenmaterie, wenigstens an der Oberfläche, sich in flüssigem Zustande befindet. Widersprechen aber nicht die neueren Beobachtungen einer derartigen physischen Constitution ?

Die schnellen Formenänderungen, welche die dunkeln und hellen Sonnenflecken fortwährend erleiden, die ungemein großen Räume, über welche sich diese Aenderungen in äußerst kurzer Zeit erstrecken, hatten schon seit einigen Jahren zu der sehr wahrscheinlichen Annahme veranlaßt, daß Erscheinungen dieser Art nothwendig in einem gasförmigen Medium vor sich gehen müssen. Gegenwärtig ist dies durch Versuche ganz anderer Art, durch Lichtpolarisationsversuche, die man auf der pariser Sternwarte angestellt hat, auf ganz unzweideutige Weise erwiesen. Ist aber der äußere, glühende Theil der Sonne ein Gas, so leuchtet ein, daß Buffon's System in seiner eigentlichen Grundlage irrig ist und sich nicht länger vertheidigen läßt.

Allerdings ließe sich anführen, daß der dunkle Körper, dem diese Licht-Atmosphäre nur als Hülle dient, daß der Centalkörper, den diese Hülle, wo sie stellenweise zerreißt, durchblicken läßt, möglicherweise flüssig sei, aber dies wäre eine durchaus willkürliche Annahme, welche sich auf keine genaue Beobachtung stütze.

Trotz dieser gewichtigen Einwände würde es dennoch rathsam erscheinen, die Entscheidung über diese Hypothese noch auszusetzen, besäßen wir zur Erklärung jener merkwürdigen Uebereinstimmung aller fortschreitenden und rotatorischen Bewegungen der Planeten in unserem Systeme keine andere Theorie, als die Buffon'sche. Aber in diesem Falle befinden wir uns nicht mehr: die so sinureichen Hypothesen von Laplace [obgleich auch sie noch einige Zweifel zurücklassen müssen], liefern wenigstens den Beweis dafür, daß sich das große kosmogonische System, um welches es sich hier handelt, auch auf Grundursachen zurückführen läßt, die durchaus verschieden sind von denen, welche der französische Plinius in Thätigkeit gesetzt hatte.

Zum Schlusse der Betrachtungen, denen Vorstehendes gewidmet war, kommen wir also, was auch Buffon darüber sagen mag, zu dem Ergebnisse, daß Nichts den Beweis liefert, „die Planeten hätten ursprünglich zur Sonne gehört, von welcher sie eine allen gemeinschaftliche antreibende Kraft losgerissen haben soll, die ihnen noch gegenwärtig innewohnt.“ Ist dieser Schluß richtig, so nöthigt uns Nichts zu der Annahme, daß ein Komet zum Entstehen unseres Planetensystems mitgewirkt habe, und ebenso wenig weist irgend etwas darauf hin, daß eines dieser Gestirne jemals in die Sonne gestürzt sei. Viel wahrscheinlicher ist, wie auch Laplace sich vorstellte, daß die Kometen ursprünglich nicht zum Planetensysteme gehörten,

und ebenso wenig aus dem großen Sonnennebel entstanden sind; man kann sie nur für kleine, umherziehende Nebelklümpchen halten, die durch die Anziehungskraft der Sonne von ihrer Bahn abgelenkt wurden.

Haben sich Kometen auf Fixsterne gestürzt?

An einer früheren Stelle habe ich der Erzählung des Plinius erwähnt, wonach zu Hipparch's Zeiten [also vor etwa 2,000 Jahren] plötzlich im Norden ein Stern sichtbar wurde, der jenen großen Astronomen zuerst auf den Gedanken brachte, das Fixsternverzeichnis aufzustellen, welches ihm die Wissenschaft verdankt, und das uns Ptolemäus aufbewahrt hat.

Auch haben wir erfahren, daß sich diese Erscheinung in den Jahren 1572 und 1604 wiederholte.

Den neuen Stern vom Jahre 1572 erblickte Tycho-Brahe am 11. November am nördlichen Himmel, im Sternengebilde der Cassiopeia; er übertraf an Glanz den hellsten Stern am Himmel, den Sirius, und verbreitete fast ebenso viel Licht als der Planet Venus. Als Keppler's Schüler am 10. Oktober im Süden, im Sterngebilde des Schlangenträgers, den Stern von 1601 beobachteten, übertraf er Jupiter an Glanz, obgleich er noch in der vorhergehenden Nacht sehr klein erschienen war. Nach fünfzehn Monaten war jede Spur von ihm verschwunden. Auch der neue Stern in Cassiopeia war fast anderthalb Jahre lang sichtbar gewesen.

Ich habe von mehreren andern kurzzeitigen Sternen berichtet, und habe mitgetheilt, daß sich im Jahre 1848 ein ähnliches Phänomen unter unsern Augen zutrug. Im Ganzen könnte man gegenwärtig zehn Sterne aufführen, deren Vorhandensein nur eine bestimmte Zeit lang nachgewiesen werden kann.

Die Fixsterne sind wirkliche Sonnen, um welche sich höchst wahrscheinliche Planeten und Kometen bewegen. Jene Thatsachen, an welche ich soeben erinnerte, liefern nun den Beweis, daß außer der Zahl der hellen Sterne noch andere Sterne am Himmel vorhanden sind, solche, die gewissermaßen erschöpft und erloschen sind, ganz dunkle Sterne. Newton war der Ansicht, Sterne dieser Gattung könnten sich wieder entzünden und plötzlich in ihrem alten Glanze erscheinen, wenn Kometen auf sie stürzten, und ihnen dadurch neuer Brennstoff zugeführt würde.

Ließe man diese Erklärung gelten, so würde daraus folgen, daß Kometen zehn Mal im Laufe der historischen Zeiten, wenn auch nicht in die noch hellleuchtende Sonne unseres Planetensystems, doch wenigstens in jene schon verkrusteten Sonnen gestürzt seien, um welche andere Planeten, andere Kometen ihre Umläufe vollendeten.

Newton's großer Name darf mich nicht verhindern, darauf aufmerksam zu machen, daß die Gleichstellung des Glühens der Himmelskörper mit unsern gewöhnlichen Feuern, und die Vergleichung der Kometen mit den Holscheiten, die wir fortwährend in unsere Kamine werfen müssen, um das Feuer darin zu erhalten, sich auf keine sehr scheinbare Analogie stützen. Heutzutage ist allgemein bekannt, daß fast alle Körper unter gewissen besondern Verhältnissen, besonders in gewissen elektrischen Zuständen, leuchtend gemacht werden können, ohne daß irgend Etwas sich mit ihrer Substanz verbinde oder von ihr trenne. Dies ist beispielsweise der Fall mit zwei Kohlen im leeren Raume, von denen die eine mit dem Draht vom einen Pole einer etwas starken Volta'schen Säule verbunden ist, während die andere mit dem entgegenaesetzten Pole derselben Säule in Verbindung steht; denn sobald man die Oberflächen dieser Kohlen einander beträchtlich nähert, entwickeln sie ein helleres Licht, als alle bekannten irdischen Feuer. Dieser Glanz wird sogar so groß, daß man in diesem Falle das ausströmende Licht mit dem Namen Solarlicht zu belegen übereingekommen ist.

Der erwähnte Versuch ist von äußerster Wichtigkeit; dennoch will ich nicht behaupten, daß sich daraus mit einiger Sicherheit die Folgerung ziehen lasse: das Licht der Sonne und der Fixsterne sei elektrisches Licht; zugeben wird man wenigstens, daß das Gegentheil hiervon nicht bewiesen ist, und dies genügt, um in das Bereich bleßer Hypothesen jene Schlüsse zu verweisen, auf welche sich Newton stützte, um nachzuweisen, daß Kometen auf Fixsterne gestürzt seien.

Die Meinung, nach welcher die Kometen der Sonne und den Fixsternen als Brennmaterial dienen, ist nicht nur in Newton's berühmter Schrift *Principia* ausgesprochen, sondern ich finde sie auch wieder in einer andern Schrift, die erst nach Newton's Tode erschien, nämlich in der Darstellung eines Gespräches zwischen diesem großen Manne, in seinem dreiundachtzigsten Jahre, und seinem Neffen Conduit. Einige Stellen daraus mögen hier folgen.

„Wann der Komet von 1680 in die Sonne stürzen wird, vermag ich allerdings nicht anzugeben; vielleicht macht er vorher noch fünf oder sechs Umläufe: aber gleichviel zu welcher Zeit dies Ereigniß eintreten wird, jedenfalls muß der Komet die Sonnenwärme dann in solchem Grade erhöhen, daß unsere Erde verbrennen wird und alle Thiere den Untergang finden. Aehnlich muß es sich mit jenen neuen Sternen verhalten haben, die Hipparch, Tycho und Kepler beobachteten, denn auf andere Weise ließe sich das helle Licht jener Sterne nicht erklären.“

Hierauf richtete Conduit an Newton die Frage, warum er in seinem unsterblichen Werke, obgleich darin von der Möglichkeit eines Niederfallens der Kometen auf die Sonne die Rede ist, von den unermesslichen Feuer-

brünsten, welche die Kometen veranlassen müssen, nur in Bezug auf die Fixsterne gesprochen habe. „Aus dem Grunde“, erwiderte der hochgefeierte Greis, „weil das Verbrennen unserer Sonne uns etwas unmittelbarer beträfe. Uebrigens“, fugte er lächelnd hinzu, „hatte ich mich wohl deutlich genug ausgesprochen, damit die Welt meine Ansicht kannte.“

Ob die Erde in einen Kometenschweif gerathen könne, und welches auf unserer Erde die Folge eines solchen Ereignisses sein möchte?

Newton war der Ansicht, die Stoffe oder die Dünste, aus denen die Kometenschweife bestehen, könnten durch ihre Gravitation in die Atmosphären der Planeten überhaupt und also auch im Besondern in die Erdatmosphäre gerathen, daselbst sich verdichten und allerlei chemische Reactionen sowohl, als tausend neue Verbindungen herbeiführen.

Es läßt sich in Kürze zeigen, daß nicht nur die diffuse Kometenmaterie in der That in unsre Atmosphäre fallen könne, sondern auch daß sich diese Erscheinung nothwendig ziemlich häufig wiederholen muß.

Im Allgemeinen scheinen die Kometen nur Anhäufungen von Dünsten zu sein; und da es nun unzweifelhaft feststeht, daß die Anziehung den Massen proportional ist, so wird jedes Theilchen eines Kometenschweifes nur sehr schwach von dem eigentlichen Körper des Gestirnes angezogen werden.

Mit wachsendem Abstände nimmt die Anziehung ab, und zwar nicht im einfachen, sondern im quadratischen Verhältnisse der Entfernung, so daß die von einem bestimmten Körper in den Entfernungen 2, 3, 4 . . . 10 ausgeübte Anziehung 4, 9, 16 . . . 100 Mal schwächer ist, als in der Entfernung 1.

Aus Mangel an Masse übt also ein Komet selbst in großer Nähe nur eine geringe Anziehung aus; ist das angezogene Theilchen in etwas beträchtlicher Entfernung vom Kopfe des Kometen, so kann nur eine kaum merkliche Anziehung vorhanden sein. Hat man aber nicht in der That Kometen mit sehr langen Schweifen gesehen? Lagen nicht beim Kometen von 1680 die letzten sichtbaren Theilchen etwa 20 Millionen Meilen in gerader Linie vom Kerne entfernt?

Hiernach wird man zugeben, daß die Erde z. B., deren Masse fast immer sehr viel beträchtlicher ist, als die der Kometen, im Stande sein muß, die äußersten Theilchen der Kometenschweife an sich zu ziehen, sie gewissermaßen aufzusaugen und sich vollständig anzueignen, selbst in dem Falle,

wo die Erde bei ihrem jährlichen Umlaufe immer ziemlich entfernt vom Kometen bliebe.

Das Eintreten eines neuen gasförmigen Elementes in die Erdatmosphäre könnte aber, je nach der Menge des eindringenden Stoffes, entweder den Tod alles Lebenden herbeiführen oder doch, wenigstens ansteckende Krankheiten hervorrufen, und dies ist wirklich, wenn man einigen Schriftstellern Glauben schenkt, der Ursprung und die eigentliche Quelle der meisten Plagen gewesen, deren Andenken in der Geschichte fortlebt.

In einem sehr schätzbaren astronomischen Werke, das im Jahre 1752 zu Oxford erschien, äußerte sich Gregory folgendermaßen, nachdem er erwähnt hat, daß man bei allen Völkern und zu allen Zeiten großes Unglück auf Kometenerscheinungen habe folgen sehen: „Philosophen dürfen dergleichen Dinge nicht allzu leicht für Fabeln halten.“

Eine Fabel ist es nun nicht, daß sich die Erde, wie ich soeben bewiesen habe, häufig die Schweifmaterie eines Kometen aneignen kann; aber Gregory hat sich nicht strenge innerhalb der Gränzen der Wahrheit gehalten, wenn er die mehr oder weniger zweideutigen Bemerkungen der Geschichtschreiber über die Kometenerscheinungen und ihren angeblichen Zusammenhang mit gleichzeitigen Ereignissen für glaubwürdige Beobachtungen ausgibt.

Ein englischer Arzt, dessen Name bei den Physikern nicht unbekannt ist, Herr L. Forster, hat diesen Gegenstand ausführlich behandelt. Ihm zufolge „ist es ausgemacht, daß (seit Beginn der christlichen Zeitrechnung) diejenigen Zeiten die ungesundesten gewesen sind, in denen irgend ein Komet sichtbar war; daß ferner die Erscheinungen der Kometen von Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen und atmosphärischen Erschütterungen begleitet waren, während man keinen Kometen in gesunden Zeiträumen beobachtet hat.“

Wer mit irgend kritischem Blicke Forster's langes Verzeichniß durchgeht, wird in demselben, wage ich zu behaupten, nicht Grund zu den Schlüssen finden, welche der Verfasser daraus gezogen hat.

Die Gesamtzahl aller bei den Geschichtschreibern erwähnten eigentlichen Kometen beträgt seit Anfang der christlichen Zeitrechnung etwa 600. In gegenwärtiger Zeit, wo der Himmel im Interesse der Wissenschaft aufmerksam durchforscht wird und sich die teleskopischen Kometen nicht mehr den Blicken der Astronomen entziehen, erscheinen durchschnittlich alljährlich etwa zwei Kometen. Gibt man nun mit Forster zu, die Einwirkung eines Kometen beginne etwas vor seinem Erscheinen, und währe noch fu zu Zeit nach demselben fort, so wird es offenbar zu keiner Zeit an einem Kometen fehlen, gleichviel von welcher merkwürdigen Erscheinung, von welchem Unglücke oder welcher ansteckenden Krankheit man ihn als Ursache betrach-

ten will. Diese Bemerkung gilt in derselben Weise gegen die Abhandlungen des berühmten Sydenham, der gleichfalls die kometarischen Einflüsse vertheidigte, ferner gegen die Schriften von Lubieniecki u. A. Uebrigens hat Herr Forster, wie ich schließlich bemerke, in seinem gelehrten Verzeichnisse den Kreis der angeblichen kometarischen Einflüsse dergestalt ausgedehnt, daß es nach ihm fast keine Art von Erscheinung gibt, welche nicht in das Bereich dieser Einflüsse gehörte.

Kalte und warme Jahreszeiten, Unwetter und Stürme, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, starke Hagelfälle und Schneefälle, heftige Regen, Austritte von Flüssen, Dürre, Hungersnoth, dichte Schwärme von Mücken oder Heuschrecken, Pest, Dysenterie u. s. w. Alles dies wird von Forster registrirt und jeder Kometenerscheinung gegenübergestellt, ohne Rücksicht auf den Erdtheil, das Königreich, die Stadt oder das Dorf, wo Hunger, Pest oder Lusterscheinungen ihre Verwüstungen angerichtet hatten. Wenn man in dieser Weise alljährlich ein vollständiges Verzeichniß aller Unglücksfälle in dieser leidensvollen Welt anlegt, wer würde da nicht im Voraus wissen, daß sich kein einziger Komet der Erde nähern konnte, ohne die Menschen auf derselben unter irgend einer Plage seufzend zu finden; wer würde da nicht ohne Weiteres Lubieniecki zugeben, auch ohne sein umfangreiches Werk gelesen zu haben, daß niemals weder ein Unglück ohne Kometen eintrat, noch Kometen ohne Unglücksfälle erschienen?

Durch einen seltsamen und recht beachtenswerthen Umstand fügt es sich, daß das Jahr 1680, in welchem einer der glänzendsten Kometen der neueren Zeiten erschien, dasselbe Jahr, in welchem dieser Komet sehr nahe bei der Erde vorüberging, vielleicht dasjenige ist, das Herrn Forster die wenigsten Ereignisse lieferte. Denn in der That, was finden wir unter jener Jahreszahl? ein kalter Winter, auf den ein trockener und heißer Sommer folgte; Lusterscheinungen in Deutschland. Von Krankheiten in diesem Jahre ist keine Rede. Wie vermöchte man, einer solchen Thatsache gegenüber, dem zufälligen Zusammentreffen, welches andere Theile der Tafel aufweisen, irgend einen Werth beizulegen? Was soll man überhaupt von dem berühmten Kometen von 1690 sagen, der bald heiße, bald kalte Winde herbeiführte, und bald die Kälte des Winters, bald die Hitze des Sommers vermehrte!

Im Jahre 1665 wurde die Stadt London durch eine fürchterliche Pest heimgesucht. Will man darin mit Herrn Forster die Einwirkung des ziemlich merkwürdigen Kometen sehen, der im April jenes Jahres erschien, so möge man uns doch erklären, warum jener Komet keine Krankheit zu Paris, oder in Holland oder nur in einer der zahlreichen Städte Englands in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt veranlaßte. Dies ist ein ganz directer Einwurf, und so lange man denselben nicht wegschafft, würde man

sich, meiner Meinung nach, dem Gelächter aller Verständigen aussetzen, wollte man die Kometen in Vorboten von ansteckenden Krankheiten verwandeln. Man stelle darüber eine Untersuchung an, welche unter den Kometen diejenigen sind, deren Schweife in die Erdatmosphäre haben eindringen können; dann forsche man in den Geschichtsbüchern und in den Chroniken nach, ob etwa in derselben Zeit überall auf der Erde gleichzeitig ungewöhnliche Erscheinungen eingetreten sind; dergleichen Untersuchungen wird die Wissenschaft anerkennen, obgleich allerdings die äußerst geringe Dichtigkeit der die Schweife bildenden Materie kaum andere als negative Ergebnisse erwarten läßt. Wenn aber ein Schriftsteller an die Beobachtungszeit eines Kometen (z. B. des im Jahre 1668 erschienenen) die Bemerkung knüpft, daß in Westphalen alle Rassen krank wurden; an die Erscheinung eines zweiten [des Kometen von 1746] den, dem vorigen allerdings wenig analogen Umstand, daß ein Erdbeben in Peru die Städte Lima und Callao zerstörte; wenn er ferner hinzufügt, daß während der Beobachtung eines dritten Kometen in Schottland ein Aerolith in einen hohen Thurm eindrang, und darin den Mechanismus eines Uhrwerks zertrümmerte, oder daß in Amerika sich die wilden Tauben in großen Zügen zeigten, oder endlich daß der Aetna und der Vesuv Lavaströme auswarfen; so macht jener Schriftsteller ganz unnützer Weise einen großen Aufwand von Gelehrsamkeit. Wenn er auf diese Weise durch fortwährendes Aufzeichnen gleichzeitiger Ereignisse angeblich neue Beziehungen aufstellte, so würde seine Selbsttäuschung nicht geringer sein, als die jener Frau war, von der Bayle erzählt, welche, nachdem sie niemals aus dem Fenster gesehen hatte, ohne in der Straße St. Honore Wagen erblickt zu haben, sich zuletzt einbildete, sie sei die einzige Ursache des Vorüberfahrens.

Zur Ehre der Wissenschaften und der neueren Philosophie würde ich lebhaft wünschen, die so überaus seltsamen Vorstellungen, welche ich im Vorhergehenden abzuweisen hatte, nicht ernstlich nehmen zu müssen; aber ich habe selbst Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß Origny, Eydenham, Lubieniecky u. A. unter uns zahlreiche Anhänger besitzen. Aus Cairo schrieb der berühmte Reisende Kuppel unterm 8. Oktober 1825: „Die Aegyptier sind der Ansicht, der jetzt sichtbare Komet sei die Ursache der heftigen Erdbeben, die wir hier am 21. Juni verspürten, und er habe seinen übeln Einfluß auch auf das Sterben der Pferde und Esel geäußert. In Wahrheit aber sterben diese Thiere vor Hunger, weil es wegen der unvollkommenen Nilüberschwemmung an Futter fehlt.“ Müßte ich hier nicht einige Discretion bewahren, so würde ich den Leser leicht überzeugen können, daß in Betreff der Kometen nicht alle Aegyptier an den Nilufern wohnen.

Dieses Eine nur mag ich hier nicht unterdrücken: Man höre in einer jener glänzenden Versammlungen, wo Alles zusammenströmt, was man

gemeinlich als die Notabilitäten der Gesellschaft bezeichnet, nur einen Augenblick auf die langen Reden über einen nächsterscheinenden Kometen, und dann urtheile man selbst, ob wirklich Veranlassung da sei, sich wegen der angeblichen Verbreitung von Aufklärung Glück zu wünschen, welche zahlreiche Optimisten als charakteristischen Zug unseres gegenwärtigen Jahrhunderts wohlgefällig bezeichnen. Ich meinerseits bin seit lange von dieser Täuschung zurückgekommen. Unter jenem schimmernden, oberflächlichen Firniß, mit dem die rein literarischen Studien an unsern Gymnasien ziemlich gleichförmig die Gesellschaft aller Klassen überkleiden, findet man (um es ohne Weiteres auszusprechen) fast immer eine vollständige Unkenntniß jener schönen Erscheinungen, jener großen Gesetze der Natur, welche unsere stärkste Schutzwehr gegen alle Vorurtheile bilden.

Als im Jahre 1456 jener helle Komet erschien, dessen Periodicität Halley nachwies, und der in den Jahren 1531, 1607, 1682, 1759 und 1835 wiederkehrte, und im Jahre 1911 abermals zurückkehren wird, wurde der Pabst Calixtus, wie ich oben bereits berichtete, dergestalt davon erschreckt, daß er öffentliche Gebete anordnete, in denen er den Kometen und die Türken gleichzeitig beschwor.

Und damit Niemand jene Art von Angelus zu beten versäumte, ordnete der Pabst an, daß um Mittag in allen Städten mit den Glocken geläutet würde; so kommt es, daß wir diese Sitte, welche seitdem beibehalten wurde, dem Kometen von 1456 verdanken. Ein anderer Komet, der vom Jahre 1590, soll nach der Ansicht einiger Schriftsteller Veranlassung zu einer seltsamen Gewohnheit geworden sein, die seitdem bei allen Völkern der Christenheit ebenso große Verbreitung genießt. Im Erscheinungsjahre jenes Kometen, und zwar durch seinen Einfluß entstand eine schreckliche Pest. Als die Krankheit am heftigsten wüthete, war Niesen häufig ein Anzeichen des Todes: daher das *Zur Gesundheit!* mit dem seitdem jeder Niesende begrüßt wird.

Kaiser Karl der Fünfte sah im Kometen von 1556 ein Zeichen des Himmels, das ihn zur Vorbereitung auf den Tod ermahnen sollte. Eine Vorstellung wie diese kann Entschuldigung und Erklärung finden in der Unvollkommenheit, in welcher sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die astronomischen Kenntnisse befanden, sowie in den Vorurtheilen, welche damals alle Welt umfingen hielten, endlich auch in der geringen Aufmerksamkeit, die der Beherrscher so vieler Königreiche im Laufe eines bewegten Lebens wissenschaftlichen Fragen zuwenden kann; aber schwer wird man ein lebhaftes Erstaunen unterdrücken, wenn man bei Baco liest, „daß die Kometen merklich auf den allgemeinen Lauf der Dinge einwirken.“ Ich gebe gern zu, daß wir heutzutage nicht mehr auf diesem Punkte stehen; und mit seltenen Ausnahmen, zu denen ich den großen Mann zählen könn-

te, der die Welt nicht weniger durch sein Genie, als durch seinen unzählbaren Charakter in Erstaunen setzte, würde seit einem halben Jahrhundert nicht leicht Jemand die Behauptung aufstellen, daß man die Kometen für Anzeichen oder Vorläufer moralischer Revolutionen oder persönlicher Ereignisse zu halten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Schutz des geistigen Eigenthums.

Aus Deutschland wird gemeldet, daß die Bundesversammlung auf Antrag des preussischen Gesandten ein neues Gesetz zur Beschützung dramatischer und musikalischer Werke in Arbeit habe, welches als Ergänzung der Gesetze und Verträge über den Nachdruck und als Nachahmung eines französischen Gesetzes aus der Zeit der ersten französischen Revolution, von 1791, die dramatischen Dichter und die Komponisten in der ausschließlichen Benutzung ihres geistigen Eigenthums schützt. Wir kommen bei dieser Veranlassung wieder auf eine höchst interessante Rechtsfrage zurück, welche vor Jahren die deutschen und französischen Juristen sehr beschäftigte, und die namentlich bei dem Paulus Schelling'schen Streite eine ausführliche Auseinandersetzung, bei der sich besonders der Criminalist Hitzig betheiligte, nach sich zog. Es handelt sich um die Frage: gibt es ein geistiges Eigenthum im juridischen Sinne? Wird diese Frage bejaht, so gehen daraus wieder neue und schwierigere Fragen hervor, wie z. B.: welches sind die rechtlichen Folgen des geistigen Eigenthums? Welches ist die Grenze, innerhalb welcher der Verfasser oder Komponist oder der Entdecker ein ausschließliches Recht auf sein „geistiges Eigenthum“ hat? u. s. w. Da in diesem Jahrhunderte sich Tausende von Menschen als Schriftsteller, Erfinder u. s. w. mit der Hervorbringung geistiger Produkte beschäftigen, so ist diese Frage vom höchsten und allgemeinsten Interesse, nicht nur in juridischer, sondern auch in kulturhistorischer Beziehung.

Wir müssen vorerst die Frage beantworten: Gibt es überhaupt ein geistiges „Eigenthum?“ Wir definiren Eigenthum als das ausschließliche Verfügungsrecht über irgend einen Gegenstand, vorausgesetzt, daß die Verfügung darüber nicht die Rechte Anderer oder die Gesetze des Staates verletzt. Ich eigne ein Haus; ich kann dasselbe niederreißen lassen, umändern, wegschenken, abbrennen, wenn ich dadurch nur keine andern Häuser in Ge-

fahr bringe und nicht gegen polizeiliche oder andere Vorschriften des Staates verfehle. Die einzige Schranke, welche meinem ausschließlichen, unbedingten Verfügungsrecht gegenübersteht, besteht also in den Rechten Anderer, resp. des Staates, und wo diese Rechte nicht in's Spiel kommen, ist mein Verfügungsrecht absolut.

Wir sehen gleich, daß diese Definition auf „geistiges Eigenthum“ nicht vollständig paßt. Es gibt kein geistiges Produkt in der Welt, über das, wenn es einmal produziert ist, der Produzent ein ausschließliches Verfügungsrecht hätte. Wollte man die strengen juristischen Regeln des Eigenthums darauf anwenden, so würde man die ganze Wirkung und Bedeutung des geistigen Produktes vernichten. Jede Erfindung, für welche der Erfinder sein Patent heraus nimmt, macht, wenn sie wirklich eine wichtige Erfindung ist, eine Revolution in den betreffenden Gebieten der Mechanik, Technik, oder Industrie, und gibt zu neuen Erfindungen und Verbesserungen Anlaß, die weit über das Eigenthumsrecht des ersten Erfinders hinausgehen. Jedes Buch, welches wissenschaftlichen oder literarischen Werth hat, macht trotz aller Nachdrucksverbote eine Wirkung auf das Publikum, über welche dem Schriftsteller durchaus kein Verfügungsrecht zusteht. Wenn der Dramatiker sich auch die Lantime für die Aufführung seiner Stücke sichern läßt, so kann er doch die Wirkungen derselben nicht kontrolliren, und die moralischen Resultate derselben fallen nicht in den Kreis seines Beliebens. Ein ausschließliches Verfügungsrecht im juristischen Sinne, blos in gesetzlichen Schranken eingeschlossen, ist hier nicht zu finden.

Wenn ich mir ein Buch kaufe, so gehört der geistige Gehalt des Buches ebenso gut mir, wie dem Verfasser, vorausgesetzt, daß ich das Buch verstehen kann. Der Verfasser hat durch das Nachdruckgesetz einzig und allein den Vortheil vor mir voraus, daß er das Buch wiederholt drucken lassen kann. Alle anderen Benützungarten des Buches stehen mir so gut frei, wie dem Verfasser. Ich kann den geistigen Gehalt des Buches zu meinem eigenen Nutzen verarbeiten; ich habe ein vollständiges Verfügungsrecht über das fremde Buch, — nur darf ich es nicht nachdrucken. Aber dies Verbot des Nachdruckes ist nicht in den Eigenthumsrechten, welche der Verfasser an sein Buch hat, begründet, sondern in ziemlich willkürlichen Polizeigesetzen, die sich ebenso gut auf irgend etwas Anderes erstrecken könnten, als auf den Nachdruck.

Der dramatische Dichter läßt ein neues Drama drucken. Ich bin ein Schauspieler, und eine Rolle in dem Stücke ist ganz, wie für mich geschrieben. Ich studire die Rolle, lebe mich ganz in sie hinein, mache sie zu meinem geistigen Eigenthum. Aber dem Dichter gehört die Rolle und das Stück, und ich darf darin nicht auftreten, ohne mit dem Dichter mich abzufinden. Wo ist hier die Gerechtigkeit und die Gleichberechtigung des Eigenthums?

Nach denselben Gesetzen, nach denen man dem Schauspieler die freie Benutzung einer von ihm einstudirten Rolle verbietet, könnte man dem Mechaniker verbieten, die Vorschriften und Anweisungen eines mechanischen Lehrbuches praktisch anzuwenden; man könnte dem Arzte verbieten, die neuesten Entdeckungen in der Physiologie für seinen praktischen Beruf zu benutzen, wenn er sich nicht mit dem Entdecker vorher geldlich abgefunden hat. Wo ist hier die Grenze, wo der Unterschied?

Der Begriff des Eigenthums ist ein enger, exclusiver Begriff, der sich auf geistigem Gebiete nicht anwenden läßt. Auf geistigem Gebiete gibt es nichts Erklusives. Der Dichter hat nur so lange ein alleiniges Verfügungsrecht über sein Drama, als er dasselbe in seinem Pulte liegen hat; ist es in Druck gegeben oder aufgeführt, so ist es das geistige Eigenthum aller der Leute, welche es verstehen können. So lange es aber im Pulte liegt, bildet das Werk keinen Theil der Literatur, der Dichter selbst hat kein anderes Verfügungsrecht darüber, als entweder es zu vernichten, oder es zum Eigenthum des Publikums zu machen. Für sich selbst allein es behalten und verwenden kann er nicht, denn das Werk hat nur dann Werth, wenn es ein Publikum gefunden hat.

Die Publizität widerspricht dem Begriffe des geistigen Eigenthums. In dem Momente, in welchem Jemand seine Gedanken „äußert“, werden sie ent und veräußert und das Eigenthum eines Jeden, welcher diese Gedanken verstehen und benutzen kann. Das Verhältniß, in welchem der Verfasser zu seinem Werke nach der Veröffentlichung desselben steht, läßt sich nicht mehr als ein Eigenthumsverhältniß auffassen; es unterliegt anderen Bedingungen und Gesetzen, als das Eigenthumsverhältniß, und der Schutz, welcher dem Verfasser gewährt ist, ist kein Recht, sondern ein Privilegium.

Daher war auch noch vor Kurzem in Deutschland der Schutz, welcher dem Schriftsteller oder Buchhändler vom Kaiser oder dem Bunde oder einzelnen Souverainen ertheilt wurde, mit dem Namen Privilegium bezeichnet, wie aus den Urkunden, welche unsern Klassikern und anderen Büchern vorgedruckt wurden, zu sehen ist. Als sich die Nothwendigkeit herausstellte, den Buchhandel, die Erfindungen u. s. w. gegen Nachdruck und Nachahmung zu sichern, ging man zwar einen Schritt weiter, und machte allgemeine Gesetze gegen den Nachdruck, errichtete Patentofficen u. s. w. Aber daß man auch hierbei nicht von dem Begriffe des Eigenthums ausging, geht schon daraus hervor, daß man nicht die rechtlichen Konsequenzen, welche mit dem Eigenthumsbegriff verbunden sind, daraus zog. Eigenthum gehört dem Eigenthümer und dessen legalen Erben für ewige Zeiten, wenn sie es nicht selbst veräußern; der gesetzliche Schutz, welcher dem Eigenthum gegeben ist, hört nicht nach einer gewissen Frist von Jahren auf, wie ein Patentrecht oder ein Nachdruckverbot. Wenn man die Werke eines Schiller oder Göthe als das Eigenthum der betreffenden Familie aner-

kennen wollte, so würde man den Nachdruck dieser Werke für ewige Zeiten verbieten müssen. Die Bestimmungen für den Nachdruck lauten dahin, daß zehn Jahre nach dem Tode das Verbot aufhört, und der Druck Jedem erlaubt wird; die Verordnungen über das Patentwesen setzen noch eine kürzere Frist, gewöhnlich nur sieben oder zehn Jahre überhaupt. Man sieht daran, daß man nicht die absoluten Gesetze über das Eigenthum befolgt, sondern nur gewisse willkürliche und veränderliche Maaßregeln zum Schutze gewisser Personen trifft.

Wir müssen uns also nach anderen Bestimmungen, als nach juridischen, umsehen, um das Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und seinen Werken beurtheilen zu können. Offenbar ist es nicht nur im Interesse der Wissenschaft und der Literatur, sondern auch im Interesse einer höhern Gerechtigkeit, daß der Schriftsteller, der Entdecker und Erfinder einen entsprechenden materiellen Lohn für seine Arbeit finde, einen Lohn, der zwar nicht der geleisteten Arbeit selbst entspricht, denn der Preis der meisten solcher Arbeiten läßt sich nicht nach Geld abschätzen, — aber der doch wenigstens die materielle Unabhängigkeit des Erfinders u. s. w. sichert, und ihm erlaubt, sein Leben seinem Berufe zu widmen. Es ist gewissermaßen ein egoistisches Interesse, welches die menschliche Gesellschaft an geistigen Arbeiten nimmt, verbunden mit einer Pflicht der Dankbarkeit gegen Leistungen, welche zum allgemeinen Besten geschehen sind. Allerdings wirkt jede Arbeit zum allgemeinen Besten, aber bei den mechanischen, industriellen und commerziellen Arbeiten ist nicht das allgemeine Beste, sondern der persönliche Vortheil der direkte Zweck, und das allgemeine Beste ist nur eine indirekte Folge; bei den geistigen Arbeiten, den Arbeiten auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete, ist das Verhältniß der Regel nach umgekehrt; der für die Wissenschaft und Kunst hervorgehende Nutzen ist die direkte Triebfeder der Arbeit, und der etwaige pekuniäre Vortheil nur ein untergeordnetes Motiv. Je höher die Wissenschaft und Kunst steht, desto mehr wird der persönliche Vortheil in den Hintergrund treten; desto mehr muß also auch der einzelne Schriftsteller und Künstler von der Gesamtheit beschützt werden, die ja selbst ein allgemeines Interesse an den Leistungen desselben hat. Es ist daher nicht ein striktes Eigenthumsverhältniß, sondern ein Verhältniß der Wechselwirkung, der Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, welches den Schriftsteller, Dramatiker, Künstler und Erfinder mit besonderen Privilegien umgibt, und je civilisirter und humaner ein Gemeinwesen ist, desto sorgsamer wird sie diese Privilegien bewahren, desto aufmerksamer in Vollzug setzen.

Dies ist also immer ein privilegirter, ausnahmeweiser Zustand, der von der Achtung, welche die Gesellschaft der Wissenschaft und Kunst zollt, abhängig ist. Das consequenteste Verfahren allerdings wäre es, wenn man die Wissenschaft und Kunst bis in ihre höchsten Spitzen zum nationalen Erzie

hungswesen rechnete, wenn man sie als den Schlußstein an dem großen Gebäude des Freischulsystems betrachtete, das bis jetzt nur im Fundamente, in den Primärschulen, angelegt ist, aber in Folge der steigenden Civilisation auch bis zum Theater und akademischen Hörsäle reichen wird. Damit würde man die Privilegien der Patentofficen, Nachdruckverbote wenigstens theilweise unnöthig machen etc.; der Staat, oder vielmehr das nationale Erziehungssystem betrachtet die Produkte der Kunst und Wissenschaft als das Eigenthum der Gesammtheit, und erkennt die Verpflichtung der Gesammtheit an, den Produzenten für seine Leistungen zu entschädigen. Viele Pläne solcher Anstalten sind schon in den Büchern der Philosophen aufgetaucht, Pläne von Gelehrtenrepubliken, von akademischen Corporationen, die an der Spitze des ganzen Staatswesens stehen sollten, von gelehrten Schutzgenossenschaften von oft klösterlichem Anstrich u. s. w., aber all diese Pläne tragen den Stempel praktischer Unmöglichkeit an sich, wenn wir auch zugeben, daß im Prinzip die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten mit zum nationalen Erziehungssystem und damit zum Ressort des Staates gehören. Aber diese höchsten Stufen der menschlichen Entwicklung und der geistigen Thätigkeit darf der Staat nur dann in den Bereich seiner Thätigkeit ziehen, wenn er wirklich ein Staat der Civilisation und Humanität ist, von dem keine Gefährdung der Geistesfreiheit zu erwarten ist.

Wir sehen in den monarchischen Staaten Europa's, daß der Staat den Wissenschaften und Künsten gegenüber ein gemischtes System befolgt; er unterdrückt sie hier, und dort beschützt er sie; er erklärt sie in einem Augenblick für vogelfrei und privilegirt und patronisirt sie im andern. In den europäischen Ländern herrscht ein gemischtes System zwischen freier Konkurrenz und Staatsunterstützung in Bezug auf Kunst und Wissenschaft. Die großen Theater der Residenzen unterstützt der Staat; die kleineren Privattheater überläßt er der Bettelei und Prostitution; die Universitäten und Akademien stehen als Staatsanstalten da, während die eigentliche wissenschaftliche und literarische Produktion, der Verlagsbuchhandel, der freien Konkurrenz und der Willkühr des Marktes überlassen ist, und keinen andern Zusammenhang mit dem Staate hat, als vermittelt der Censur, der Strafgesetze und Confiskationen. Im Ganzen genommen kann man sagen, daß der despotische Staat nur dann sich in das Gebiet der Wissenschaft und Kunst einmischt, wenn er hindern, unterdrücken, verstümmeln kann; daß er aber die wahre Wissenschaft und Kunst entweder sich selbst überläßt, oder in die Verbannung und den Kerker schiebt.

In Amerika ist das Verhältniß zwischen Wissenschaft, Kunst, Literatur u. s. w. auf der einen Seite, und staatlicher Gemeinschaft in ihren verschiedenen Stufen, als Congreß, Staat, County, Gemeinde auf der andern Seite, noch äußerlicher und lockerer als in Europa. Eigentliche na-

tionale wissenschaftliche Anstalten gibt es in Amerika nicht, man möchte denn Westpoint nennen, eine mehr militärische, als wissenschaftliche Anstalt, oder das Smithsonian Institut, das zwar unter Aufsicht der Bundesbehörden steht dessen Kosten aber von einem privaten Fonds bestritten werden. Die geistige Produktion steht nicht unter der Controle und der Leitung des Staates, bloß unter dem Schutze desselben. Dieser Schutz besteht in einer Kongressakte, welcher unter gewissen Bestimmungen den Nachdruck von Druckschriften untersagt, und in der Patentoffice, welche die Erfindungen prüft und, wenn sie nützlich und originell befunden werden, für eine gewisse Anzahl Jahren gegen Nachahmungen schützt. Selten und nur als Ausnahme greifen die Bundesregierung oder die Regierungen der einzelnen Staaten direkt in das Gebiet der geistigen Produktion ein, indem wissenschaftliche Expeditionen unternommen, Bücher auf öffentliche Kosten gedruckt werden, u. s. w. Die Wissenschaft ist fast ganz, die Kunst aber vollständig privaten Anstrengungen und dem Belieben des Publikums überlassen, und Amerika hat weder eine nationale Schaubühne, auf welcher sich der Genius dieser großen Republik darstellen könnte, noch ein Pantheon, in welchem, gleich Westminster Abbey in London oder dem Pantheon in Paris, die großen Männer des Landes verewigt werden, noch eine Nationalgalerie, gleich den europäischen Museen; das ganze Gebiet der Kunst ist der Privatwillkühr und dem Geschmacke des Publikums überlassen.

Daß dies nicht das Rechte ist, daß Kunst und Wissenschaft Gemeingüter des ganzen Volkes sind, welche unter der nationalen Pflege und Kontrolle stehen müssen, haben wir im Vorstehenden schon angedeutet. Aber es ist sehr schwer, das richtige Maaß des Schutzes und der Kontrolle zu finden, auf welches Kunst und Wissenschaft Anspruch machen kann. Daß man mit Nachdruckverboten und Patentofficen nicht auskommen kann, ist leicht einzusehen, obgleich für den Augenblick und in der thatsächlichen Unmöglichkeit, die Kunst und Wissenschaft selbst zu fördern, in welcher sich der Staat auf seinem jetzigen Standpunkte befindet, diese unzulänglichen Mittel nicht entbehrt werden können. Wie es denn überhaupt die größte Schwierigkeit in der Politik ist, die Freiheit für jeden Einzelnen und den Schutz für Alle mit einander zu verbinden, so ist dies auf dem geistigen Gebiete, wo unbedingte Geistesfreiheit mit dem Schutze und der Pflege des Staates verbunden sein muß, am allerschwierigsten, weil die Einmischung des Staates in dieses Gebiet ebenso nothwendig, wie gefährlich ist. Wir kommen auf dieses wichtige Thema, auf das Recht auf Erziehung, das der Staat jedem einzelnen Menschen garantiren muß, und auf dessen Umfang und Consequenzen, später noch einmal in einem besonderen Artikel zurück.

Bemerkungen über antike und moderne Kunst.

von J a r W e s t.

Dreierlei Bestrebungen sind in dem menschlichen Wesen die vorherrschenden, wenn wir diejenigen, welche wir mit den Thieren gemein haben, außer Betracht lassen, und sie fließen beständig in einander. Der Mensch verlangt, das Wahre, das Richtige zu erkennen, seine Einsicht zu erhöhen, seinen Schatz des Wissens zu bereichern; er verlangt Befriedigung des Sinnes für die Eindrücke des Schönen; er verlangt zu handeln, theils um das erkannte Recht und Zweckmäßige durch Thaten zu verwirklichen, theils um schöpferisch das Schöne selbst hervorzubringen. Die Ausprägung der eigenen Geistes Schönheit (Menschenwürde) durch Handlungen ist das sittliche Gute, worin das höchste Wahre, das höchste Schöne und die freie Handlung eins werden.

Was an sich, um seiner selbst willen, abgesehen von Nutzen und ohne einem sinnlichen Bedürfnisse zu dienen, wohlgefällt, ist das Schöne; es ist dem innern Sinne, was den äußeren Sinnen Nahrung, Wärme und anderes Wohlbehagen sind. Wer keinen Sinn für's Schöne hätte, dem könnte man dasselbe ebenso wenig beschreiben, als man den Geschmack des Süßen oder Sauren für den, welcher es niemals gekostet, definiren kann. Das Schöne läuft dem sinnlich Angenehmen parallel, scheidet sich aber von ihm so bestimmt, daß es niemals damit verwechselt werden kann, ja, daß vorzugsweise gerade durch die Eindrücke des Schönen der sinnlich empfindende Mensch zugleich zum Bewußtsein seines geistigen Wesens gelangt. Sobald das Kind nach dem rothen Bande greift, hat das geistige Leben in ihm begonnen; aber von diesem ersten schwachen Anfang an bis zur höchsten ästhetischen Befriedigung durch die vollendetsten Muster von Kunstgebilden, welche Stufenleiter! Mit der geistigen Ausbildung und innern Veredlung des Menschen wächst und erhöht sich seine Befähigung für den Genuß des Schönen; der Geschmack vervollkommnet sich, wie jede andere Geistesanlage.

Die Natur gab und gibt dem Menschen die ersten Eindrücke des Schönen; aber auf keiner Entwicklungsstufe befriedigt sich der Mensch mit dem Naturschönen, welches er vielmehr selbstthätig nachbildet, theils um es sich selbst näher zu rücken, theils um es der schnellen Vergänglichkeit zu entreißen, theils um der bildenden Phantasie Beschäftigung zu geben. Ja, er versucht, das Naturschöne zu überbieten, indem er die zerstreuten Züge des Schönen, welche dem äußeren Sinne erscheinen, oft zugleich mit ihrem Contraste, in ein ideales Bild zusammenstellt. Dies ist's, was wir Kunst nennen; sie ist nicht bloße Nachahmung der Natur, obgleich sie de-

ren Regeln nicht verletzen darf, sondern Wetteifer mit ihr. Bei Weitem nicht alles Natürliche ist schön, und die Kunst würde sich erniedrigen durch Nachbildung des Unschönen, außer sofern es als Contrast wirken soll. So ist alles Todte unschön, und nur das Lebendvolle wirkt als Eindruck des Schönen, indem es das geistige Lebensgefühl anregt und erhöht. Schon die lebendige, grelle Farbe ohne ein anderes Element des Schönen wirkt in dieser Art bei dem Kinde und dem Wilden. Die Wirkung wird erhöht durch die Mannigfaltigkeit, zur Einsicht gebracht und abgerundet (Symmetrie), durch die Verbindung des Milden, Friedlichen, Heiteren (des Anmuthigen) mit dem Ausdruck der gewaltigen Kraftäußerung (dem Erhabenen). Die höhere Kunst muß das Gefühl bis zu seiner innersten Tiefe aufregen, ohne, wie es die Wirklichkeit so oft thut, einen Zwiespalt und Riß in der Seele zurückzulassen; in der erhöhten Stimmung muß die Versöhnung der Gegensätze empfunden werden, ein erhöhtes Wohlgefallen, Friede und Harmonie müssen das Innere erfüllen. Schönheit der Formen hat für den Menschen eine Kraft der Anziehung, welches auch immer sein sittlicher Standpunkt sei; des höchsten ästhetischen Genusses ist nur der Mensch von edler Gesinnung fähig. Außerdem muß das Schöne nur zu oft dienen, dem bloßen gemeinen Genuße Verfeinerung und Würze zu verleihen [an sich nicht verwerflich, wenn man seine Wirkung darauf nicht beschränkt], oder die Mittel zur Befriedigung roher Prachtliebe und kleinlicher Eitelkeit abzugeben.

Der Schönheits Sinn der Menschen alter Zeit erreichte seinen Gipfel-punkt in den Kunstleistungen des griechischen Volkes; was uns davon übrig geblieben ist, wird in manchem Betrachte Muster der Nachemulung für alle künftigen Zeiten bleiben. Indessen erfolgte ein mächtiger Umschwung in der ganzen Anschauungsweise, in der Lebensansicht, Stimmung und Geistesrichtung der Menschen, und die Wirkung dieses Umschwungs auf den Sinn für das Schöne konnte nicht ausbleiben. So stellt man denn in Kunst und Geschmack das Antike dem Modernen, manchmal auch das Romantische gegenüber, während in der allerneuesten Zeit, welche keinen eigenthümlichen Charakter mehr trägt, beide Richtungen verschiedentlich in einander fließen. Man hat das Antike charakterisirt als den Versuch, das Innere, Geistige zu verkörpern, das Moderne als das Bestreben, das Äußere, Sinnliche zu vergeistigen. In jenem herrscht die edle Einfachheit und Formvollendung vor, in diesem ist das Gefühl ein tieferes, ein schwärmerischer, aufgeregtes [man nennt dies das sentimentale Element, im Gegensatz zum Naiven oder Naturgetreuen], die Phantasie bewegt sich in weiterem Spielraum und will keine Schranke anerkennen, Ebenmaaß und Vollendung der Form werden mitunter dem höheren Ide-
enfluge geopfert.

Die griechische Kunst konnte sich auf ihrer Höhe nicht halten, sie sank

im eignen Lande der Griechen nach Perikles Zeiten immer mehr, in den Römern fand sie keine gleich begabten Nachahmer, und sie war todt und vergessen, bis die neuere Zeit sie wieder würdigen lernte, ihre herrlichen Ueberreste wieder an's Licht zog und sie als Muster zur Nachahmung hinstellte.

Der Ursprung der modernen Geistesrichtung und Kunst ist wesentlich in der Stiftung des Christenthums zu suchen, in dem Gedankenumschwung, deren Ursache sie war, verbunden mit dem volksthümlichen Charakter, welchen die germanischen Stämme, welche nun auf den Weltchauplatz traten, mit sich in das Christenthum heruber brachten, selbst nicht ohne einigen Einfluß desjenigen morgenländischen Elementes, welches während der Kraft und Blüthezeit des Arabervolkes von diesem aus in das europäische Leben einströmte.

Erst, nachdem die Stürme der Völkerwanderung sich gelegt hatten, fing das neue geistige Leben an, zu keimen, und auch die ersten Blüthen des neuen Kunstsinnes herauszutreiben. Es bedurfte vieler Jahrhunderte, bis die neuen Schöpfungen sich den Alten einigermaßen sich als ebenbürtig an die Seite stellen konnten; in manchem Betrachte sind die letzteren noch immer nicht erreicht, im anderen weit überboten.

Es ist völlig nutzlos, die griechische Kunst in ihrer eigenthümlichen Herrlichkeit wiederherstellen zu wollen; es ist unmöglich, weil wir in unsern Ideen, in unserer Weltanschauung, in unserer Gemüthsrichtung, ja in unsern alltäglichen Lebenseinrichtungen nicht wieder Griechen werden können. Das Christenthum hat die wesentliche Grundlage der antiken Kunst, die griechischen Mythen und das Fatum, unwiederbringlich zerstört; wir können die Todten nicht wieder erwecken, und die Weltgeschichte bringt dasselbe nicht zweimal. Das Schrofne, was das Christenthum von der Zeit an, da es herrschend wurde, für Jahrhunderte behielt, zum Theil noch hat, schleift sich unter unserer modernen Bildung immer mehr ab, aber seine Grundideen werden nicht wieder untergehen, sie verklären sich immer mehr, wie das zufällige äußere Gewand, in welches sie ursprünglich eingekleidet waren, allmählig sich abträgt, in die Idee der reinen, veredelten Menschlichkeit. Den höheren sittlichen Ernst aber, welchen das Christenthum von Anfang und lange ebenfalls in schroffer Weise der Menschheit aufprägte, mit den höheren Anforderungen, welche es an die menschlichen Leistungen stellt, können wir nie wieder aufgeben, ohne rückwärts zu schreiten. Kunstleistungen haben nur Werth, wenn sie aus dem vorhandenen Bewußtsein der Menschheit hervorgehen, und so werden bloße Nachahmungen des Griechenthums höchstens noch ein Mittel der Geschmacksbildung und der technischen Vervollkommnung sein können. Kann die Neuzeit bei ihrer Geistesrichtung, welche in der Art niemals zuvor in der Welt da war, keine eigenthümlichen Kunstwerke, ohne von dem Erstorbenen zu borgen, mehr

hervorbrtngen, so wäre dieß ein Zeichen, daß wir mit der Kunst am Ende sind; denn auch die christliche Kunstperiode ist bereits als eine abgeschlossene zu betrachten, die Begeisterung, welche die Dome schuf, ist längst verfühlt. Doch wird die Menschheit alle Versuche zu Kunstleistungen niemals aufgeben.

Bei Vergleichung der antiken und modernen Weltanschauung und Geistesrichtung, woraus die entsprechenden Kunstschöpfungen zu erklären sind, fällt uns unter Anderem auf, daß das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander sich wesentlich verändert hat. Die Frauen und die Liebe zu ihnen stehen in der alten Kunst eben so sehr im Hintergrunde, wie sie in der neueren der Hauptangelpunkt sind, um welchen fast Alles sich dreht. Was war dem Griechen das Weib? Theils die unentbehrliche Haushälterin, theils die Mutter seiner Kinder. Aber neben der sehr kühlen Frauenliebe, durch kein begeistertes Lied verherrlicht, und durch Cupido mit dem Pfeil und Bogen nur in ihrer gemeinsten Erscheinung versinnlicht, bestand die bekannte „griechische Liebe“, welche eine höhere Würdigung des weiblichen Wesens, wie sie in dem Christenthum sich heranbildete, gar nicht aufkommen ließ. Man vergleiche Anakreon's Lieder mit dem deutschen Minnegesang, mit Petrarca's Sonetten, mit den feurigen Ergüssen unserer neuesten Dichter. Welche Kühle dort! welche oft aller Grenzen spottende Ueberschwenglichkeit des Gefühles hier, die sogar in den Schöpfungen des „antiken“ Göthe bis zum Wahnsinne führt! Man denke an Tasso, Werther, die Wahlverwandtschaften, — kein griechischer Geist konnte ihren Inhalt denken. — Allerdings macht die Erfindung solcher idealen weiblichen Charaktere, wie der königlichen Juno, der Heldin Pallas, der keuschen Diana etc. der griechischen Phantasie alle Ehre; doch erschöpften die Griechen die Tiefen des weiblichen Wesens nicht, und selbst Göthe bekennt, daß sie den Dichtern der späteren Zeit nur noch die Zeichnung weiblicher Charakterbilder übrig gelassen haben.

Unsere Minnelieder sind wenig bekannt. Ich will zwei derselben hier mittheilen nach Uhland's Uebearbeitung; sie zeigen die ächt germanische Frauenliebe im Gegensatz zur antiken, freilich auch zu derjenigen, welche das „hohe Lied“ von Heine und zum Theil die Göthe'sche Poesie schildert.

„Nehmet, Frauen, diesen Kranz!“

Also sprach ich zu der wohlgethanen Magd —

So zieret Ihr den Tanz

Mit den schönen Blumen, so Ihr auf Euch tragt.

Hätt ich viel edel Westene,

Das müß' auf Euer Haupt; —

Ob Ihr mir es glaubt,

Seht meine Treue, wie ich es meine!“

„Frau'a ihr seid so wohlgethan,

Daß ich Euch mein Schapel [d. i. Kopfschmuck] gern geben will,

Das aller Beste, das ich kann.
Besser und rother Blumen weiß ich viel ;
Die steh'n so ferne in jener Haide,
Da sie schön entsprangen,
Und die kleinen Vögel sangen, —
Da soll'n wir sie kretchen beide."

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel gleich, dem Ehr' geschickt.
Ihre Wangen wurden roth,
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht ;
Dess' mußten die lichten Augen sich schämen.
Da neigte sie mir viel schöne (schöne),
Das ward mir zum Lehne ;
Wird mir noch mehr, das will ich schweigend nehmen.

Daß ich Dich so selten grüße,
Das ist ohn' alle arge Mißthat,
Ich will wohl, daß zürnen müsse
Lieb' mit Liebe, wo es von Freundes Herzen geht,
Trauern und werten froh,
Sanfte zürnen, sehnre sünnen :
Das ist der Minne Recht, die Herzliebe will also.

Es ist jedoch die Poesie nicht allein, es ist die Kunst in allen Zweigen, welche wir von dieser wesentlichen Verschiedenheit der Stimmung und Ansicht durchdrungen finden. Könnte es uns im Ernste einfallen, den antiken „Venusdienst“ etwa zur Veredelung unserer sittlichen Zustände wieder herstellen zu wollen ?

Der Jüngling schwärmt für das Mädchen seiner Wahl und würde sein Theuerstes ihr opfern ; sie wird seine Gattin und bleibt für's Leben die ihm innigst verbundene Freundin, er wird ein gleiches oder ähnliches Interesse wie für sie nie für ein anderes Wesen haben. Das ist die moderne Richtung in ihrer edelsten Gestalt [von der gemeinen kann hier keine Rede sein], gegen welche die antike jedenfalls weit zurücksteht. Seine Penelope zeichnete meisterhaft der Verfasser der Odyssee ; Mar und Thekla konnte er schwerlich erfinden.

Sodann hat die moderne Richtung eine Art von Geistesblüthe hervorgebracht, welche der antiken Welt völlig fremd war, welche aller der Gemessenheit, worin die antike Kunst sich bewegte, völlig spottet, für welche ein Aristoteles keine Regel gefunden hätte : es ist der moderne Humor, dieses stete Ineinanderschmelzen des höchsten Ernstes und des heitersten Scherzes, so mannigfaltig in seiner Erscheinung, daß es dafür keine Grenzen des Maaßes oder der Form geben kann.

In diesem doppelten Betrachte erscheint es mir ganz verkehrt, wenn man den Dramen von Shakespeare, oder von Schiller und Göthe, wenn

man den werthvollsten dichterischen Erzeugnissen der Neuzeit, wenn man der Malerei der verschiedenen neueren Schulen den Charakter des Romantischen absprechen und sie an die Seite der antiken Schöpfungen stellen will. Selbst der „Faust“ ist für ein Gedicht im antiken Geiste erklärt worden, während ihn die moderne Geistesrichtung, die ernst philosophirende und zugleich heiter scherzende, ja sogar das ihr eigenthümliche Phantastische in jeder Zeile durchdringen. Bei aller Mannigfaltigkeit der Stufen der Kunstausbildung und bei der verschiedensten Art, darin der Genius der Künstler sich offenbarte, scheint mir die gesammte Kunst der Neuzeit von ihrem Wiedererwachen an im Mittelalter bis jetzt in so kenntlichem Gegensatz zur antiken Kunst zu stehen, daß wir zwar vielfach und neuerdings immer mehr auf moderne Nachahmung der letzteren treffen, den verschiedenen Geist aber, welcher aus dem Antiken und aus dem Modernen uns anweht, schwerlich verkennen werden.

Was die Form der Poesie betrifft, so ist, gewiß nicht zu ihrem Nachtheil, aber hervorgehend aus völlig verändertem Geschmacke, an die Stelle des schön und streng geregelten Maasses oder Taktes die Melodie und Harmonie mit viel freierem Spiele getreten, der Reim, welchem wir das Lied und den Gesang verdanken in einer Ausbildung, welche die antiken Menschen nicht ahnen konnten. Neben dem Christlich = Germanischen, dessen trefflichste durch nichts in der antiken und modernen Poesie überbotene Dichtungsblüthe das Nibelungenlied ist, steht mit staunenswerther Eigenthümlichkeit, doch dem genannten Elemente viel näher als dem Antiken verwandt, das Saledonische: Ossian's wundervolle Gesänge, eine Welt uns aufschließend von solchem Licht und solchem Schatten, daß durch jenes das Auge fast geblendet wird und von diesem entsezt sich abwendet, während dennoch jeder Miston in Sehnsucht und Friede sich auflöst. Man stelle solchen Schöpfungen, wie auch denen von Ariost, Tasso, oder auch Göthe's Wahlverwandschaften u. A. die Iliade gegenüber, welche Verschiedenheit des Gemüthslebens erscheint hier und dort! Und doch ist es ein ideales Bild des Menschlichen, was jene und diese uns vor Augen stellen.

Welcher antiken Poesie könnte die von Heine, könnten Jean Paul's Meisterwerke, oder die Erzeugnisse des britischen Humors, oder auch unsere besseren Volkslieder auch selbst nur entfernt verglichen werden? Wir können uns bestreben, der griechischen sogenannten Klassizität (Formvollendung) uns zu nähern, soweit die modernen Sprachen es möglich machen; aber die griechische Poesie ihrem Wesen nach weckt Niemand wieder aus ihrem Grabe. Der griechische Geist war nur einmal in der Welt, es gibt für ihn keine Auferstehung.

Ähnlich verhält es sich mit andern Zweigen der antiken Kunst, z. B. ihrem Hauptzweige, d. r. Skulptur oder Bildhauerkunst. Die moderne Gei-

stetrichtung begünstigt diese Kunst nicht mehr in dem Maaße wie die antike, und es ist ein lächerlicher Wahn zu erwarten, daß wenn wir unsere öffentlichen Orte wieder mit Bildern der medizinischen Venus und des Apollo von Belvedern füllen, die modernen Menschen auch wieder Griechen in Geist und Leben werden würden. Der veredeltere Sinn verschmäht offenbar die öffentliche Darstellung der nackten Menschengestalt, namentlich der Erwachsenen, welche doch, wenn in Marmor oder Erz auch noch so korrekt nachgebildet, die Natur nicht erreicht, zu sehr an das Todte uns erinnert, und das, was uns am Menschen am meisten anspricht, das freie Mienenspiel und das lebenvolle Auge als etwas Verzerrtes vor Augen stellt. Das gewadene Haar, das farb- und glanzlose starre Auge ohne Wimpern und Brauen erweckt, wenn auch in Stirne, Nase, Mund und Kinn die höchste Vollendung der Formen sich ausdrückt, doch eben nur den Eindruck eines Marmorbildes. Es sind fast bei jeder Festlichkeit, an jedem Turnplatze u. s. w. Frauen- und Männergestalten zu sehen, welche, wenn sittlich und geschmackvoll gekleidet, in lebenvoller Bewegung und im freien Gedanken-Austausche auch als bloße Bilder angeschaut, einen ästhetischeren Eindruck machen, als die beste Statue von cararischem Marmor. Man wandle still beobachtend durch unsere Museen und Antikensammlungen: wirklich sitzsame Frauen sehen die nackten Apollobilder nicht an, aber lüsterne Jünglinge scheinen die nackte Venus mit ihren Blicken verschlingen zu wollen. Kunstgenuß finden jene nicht, suchen diese nicht, und Einer ist es unter Hunderten kaum, der, mit einem Zuge von Winkelmann's Geiste begabt, frei von der lüsternten Regung, das Schöne in der steinernen Form, in der Gliederstellung, in der Muskelbildung, in der eisigen aber edlen Miene sich zu deuten, gleichsam Leben aus dem Todten zu lesen versteht. Doch zu solcher ästhetischen Befriedigung steht namentlich zu unserer Zeit die unsägliche Mühe, welche die Erschaffung eines vollendeten Marmorbildes erfordert, kaum in richtigem Verhältniß. Wenn ich Abends meine Knaben am nahen Bache bade, habe ich im Anblick dieser lebendig bewegten Glieder mit einer Frische der Hautfärbung, welche kein Marmor wieder gibt, dabei ohne Fehl, wie des Künstlers Bild, ohne allen Mühauwand einen ästhetischen Genuß, welchen ich vielleicht im Vatikan umsonst suchen würde. Weil die Skulptur gerade im Wesentlichsten, im Lebensausdrucke, soweit hinter der Natur zurückbleibt, hat sie dieß mitunter ersetzen wollen durch die Vergrößerung des Maaßstabes und hat Menschengestalten von riesenhaften und mehr als riesenhaften Dimensionen geschaffen. Doch, ohne das Urtheil Anderer bestimmen zu wollen, muß ich für mich bekennen, daß gerade dieß für mich allen ästhetischen Eindruck zerstört. Verkleinern mag man das menschliche Bild nach Belieben, besonders im Gemälde; aber die Vergrößerung wirkt erdrückend, nicht wohlthuend. Man beschau' sein eigenes Bild im Hohlspiegel, und man schaudert davor zurück! Wollten wir

nun das Bild der bedeutenden Menschen unserer Zeit durch den Meißel verewigen, so spräche doch wohl Niemand dafür, daß wir Washington, Jefferson, Göthe, Louise Meyen u. s. w. nackt oder selbst halbnackt im Marmor oder Erzgusse wiedergeben sollen. Was aber dann? Wollt ihr die griechische Tracht ihnen umhängen? Welche Unnatur und welches Bekenntniß unserer eigenen Armuth zugleich! Oder soll der erstere im Miltzfrack, der zweite im Philisterrock, der vor einem halben Jahrhundert in Mode war, der dritte in der Weimar'schen Minister - Uniform, und die letzte in dem Zerrbilde der letzten nie über einen Monat alt werdenden Pariser Mode, im Reifrock u. s. w. ausgemeißelt werden? Das würde der Nachwelt gewiß keine solche Bewunderung abnöthigen, wie wir den griechischen Statuen widmen, wir machen uns lächerlich, ob wir dieses oder jenes thun. Den künstlerischen Vortheil der griechischen Tracht haben wir eben nicht mehr, werden ihn nie wieder haben. Ich betrachte die Plastik, wie sie von den Griechen geübt wurde, beinahe als eine begrabene Kunst, obwohl in ihrer Anwendung auf Verschönerung unserer Umgebung im Großen wie im Kleinsten wir noch täglich von dem griechischen Künstler lernen können.

Anders ist es mit der Malerei. Unsere viel ausgedehnteren technologischen Kenntnisse, wichtig für Farbenbereitung etc., die Auffindung der Gesetze der Perspektive und Beleuchtung, dazu alle die wichtigen Hilfsmittel, welche allmählig dem Pinsel und Griffel beigelegt worden sind, stellen den modernen Maler und Zeichner in entschiedenem Vortheil über den antiken. Eine 3,000jährige, immer reicher werdende Geschichte, die immer mannigfaltiger werdende Charakterentwicklung der Völker und Individuen, die immer ausgebreiteter werdende Kenntniß der Natur und der Naturprodukte in allen Theilen des Erdballes bieten der Malerei eine Fülle von Objekten dar, welche man früher nicht ahnen konnte, und so ist die Malerei recht eigentlich die Kunst des freieren Fluges der Phantasie, auch des Humors [man denke an die niederländischen Bilder], welche die moderne Zeit charakterisiren. Man irrt, wenn man in den besten christlichen Bildern den veränderten Geschmack verkennt, wenn man etwa in den Raphael'schen Madonnen dieselbe „gesunde Sinnlichkeit“ findet, welche die Bilder der Aphrodite darstellen; die äußere Form, wie korrekt und einnehmend sie auch immer sei, tritt darin zurück gegen die in Haltung, Miene und Blick sich verkündende Idealität. Die schöne Form ist nicht Zweck an sich, sondern Mittel des geistigen Ausdruckes. Die Wahrheit ist, daß eine Raphael'sche Madonna [das germanisch-christlich idealisirte Weib], ob nun ihr Blick auf dem Kinde an ihrer Brust ruht, oder ob dieser verklärte Blick aufwärts gerichtet ist, einen Eindruck macht, welcher von dem „sinnlichen“ Eindrucke des Venusbildes himmelweit verschieden ist. Daß dabei viel Ungeßmack mit unterlaufen ist, wird wohl Niemand läugnen. Wir würden auch geschmacklose Künstlerzeugnisse der Griechen besitzen, wenn

Alles sich erhalten hätte, was von jenem Volke von Anfang hervorgebracht wurde, obwohl die Geschmacksverirrung bei der modernen Richtung im Ganzen schwerer zu vermeiden ist. Vielleicht sind die staunenswerthen Mittel der neuesten Zeit, um die allertreuesten Naturbilder ohne Kunstaufwand gleichsam nur aufzufangen, der ferneren Entwicklung dieser Kunst einigermaßen im Wege.

Zunächst wäre von der Baukunst zu reden. Die Grotte und der Baum waren für den Menschen die natürlichen Vorbilder für das Gebäude. Es geht aber nächst der Musik die Baukunst weiter als jede andere über die Natur hinaus. Und hier treffen wir abermals auf die stärksten Gegensätze. Man stelle den Minervatempel neben den vollendtesten Dom des Mittelalters, welcher Abstand! Und dabei nöthigt uns nicht die Bewunderung des Einen oder des Andern, das Geringsste wegzunehmen. Alle übrigen sog. Baustile, vielleicht mit Ausnahme des chinesischen; scheinen entweder Anfänge zu sein, welche in ihrer Fortbildung entweder zu dem antiken oder dem romantischen hinführen mußten, oder eine Art von Mischung der beiden. Die Baukunst ist indessen keine ganz reine Kunst; weil ihre Schöpfungen immer noch einen besondern Zweck haben außer dem in dem Kunstwerke selbst liegenden. So erklärt sich die große Umwandlung im Geschmacke und Stile der Architektur theils durch den veränderten Gebrauch, welchem sie dienen sollten, theils aus der Verschiedenheit des Klima's, theils durch die veränderte Gemüthsrichtung. Die griechischen Tempel, große Säulenhallen vorstellend, paßten nicht für einen nordischen Winter, nicht für die andächtige religiöse Feier, gehoben durch Rede und Gesang, nicht für die religiöse Begeisterung, welcher das gegen die riesenhafte Wölbung, getragen von mächtigen Pfeilern, das zauberhafte Halbdunkel, die himmelanstrebenden Thüren, die die Phantasie beschäfigenden zahllosen Auszierungen etc. so trefflich dienten. Man nimmt an der Kreuzesform dieser Dome Anstoß, nicht bedenkend, daß ja das Kreuz an sich, wenn man dabei nur nicht an eine Kreuzigung denkt, nichts Widerliches hat. Diese Form, mit der Kuppel über der, durch den Hochaltar bezeichneten Stelle, wie die Linien sich kreuzen, scheint gerade der Idee des Domes zu entsprechen und hat wohl selten den erhabenen Eindruck des Ganzen gestört. Mit dem Erlöschen der religiösen Begeisterung ist auch die gothische Baukunst als eine nimmer wieder zu erweckende zu betrachten, was indessen den unbefangenen Kritiker und Kunstfreund nicht hindern kann, gerade diesen Schöpfungen der Kunst, als der vollendetsten Verkörperung der erhabensten Ideen jener Zeit, den höchsten Preis zuerkennen. In unserer Zeit hört die Architektur immer mehr auf, eine reine Kunst zu sein; wir haben keine idealen Zwecke mehr, welchen sie dienen könnte. Der heitere griechische Götterdienst rief die antiken Tempel in's Dasein, die ernste christliche Andachtsfeier erschuf die Dome und Münster; selbst das Königthum hatte bis vor Kurzem in den

Augen des Volkes eine Art von göttlicher Weihe, so daß für die Gottbegnadeten die Kunst Paläste baute. Das Alles schwindet vor den immer mehr ernüchternden, dem Nutzen huldigenden und zugleich nivellirenden Geiste der Zeit. Wir mögen in Zukunft Volkshallen haben und öffentliche Bauten aller Art, großartig und kunstreich ausgeschmückt; aber die Kunst selbst ist dabei im Dienste des Bedürfnisses, die Zweckmäßigkeit diktiert die Regel, die Begeisterung ist verflogen.

Die griechischen Schauspieler mögen in naturgetreuem Ausdruck, in Versinnlichung der mächtigsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften durch Gebärden, Miene und Stimme das Höchste geleitet haben. Außer Anderem jedoch hat die neuere Schauspielkunst vor der ariechischen jedenfalls Das voraus, daß sie in Folge der veränderten Ansicht über die Stellung des Weibes die Frauenrollen zu gleicher Bedeutung mit den männlichen erhob und von Frauen selbst darstellen läßt. Außerdem haben wir einen fast sinnenbetäubenden Schmuck und äußeren Reiz jeder Art hinzugefügt, was die griechische Einfachheit theils verschmähte, theils nicht kannte, was aber die weniger kunstsinrige als nach sinnlicher Anregung verlangende Richtung der allerneuesten Zeit schwerlich wieder aufzugeben bereit sein wird. Wir können auch in diesem Betrachte nicht wieder zum Griechenthume zurückkehren. Der Griechen vorzeitliche Helden waren mythisch umhüllt, dagegen ist das Leben der großen Menschen der jüngeren Vorzeit, welche man etwa auf der Bühne möchte erscheinen lassen, so genau verzeichnet und für uns so vollkommen verständlich, daß die Phantasie vergebens sich abmüht, sie zu einem dramatischen Obiecte zu machen. Sollen wir Luther, Spinoza, den alten Fritz, Washington über die Bühne gehen lassen? Man kennt die Geschichte zu genau, und das Interesse der historischen Wahrheit ist zu vorherrschend, als daß ihr Wiedererscheinen in der Gestalt eines andern Schauspielers die Wirkung hervorbringen könnte, welche dem „Oedipus“ und „Ajax“ auf der griechischen Szene nicht fehlen konnte. So gewinnt denn im Geischnacke der Neuzeit die sinnlich hinreißende Oper und selbst die geistreiche Posse über das reine Schauspiel ein immer größeres Uebergewicht. Wenn, was man vorschlägt, hinfort alle Städte und Dörfer mit Theatern und Bildsäulen übersät werden, wir werden darin für die Neuzeit dasselbe mächtige Bildungsmittel, was dieses Alles den Griechen sein mochte, nicht wieder herstellen. Wir haben aufgehört gleichsam von der Aesthetik zu leben. Wissenschaft, Politik und Genuß sind die Hebel unserer Zeit.

Diesem letzteren, dem Genuße, steht unter allen Künsten die Musik am nächsten, indem sie ohne Vermittlung des Gedankens das Gefühl unmittelbar und gewaltig aufregt, jeder Art von Stimmung sich anfügend, das Gemüth emportragend über die Leere des Augenblickes, über das Frost-

gefühl der Gegenwart. Der Mangel an Klarheit ihres Eindrucks begünstigt gerade den ungehemmtesten Flug der Phantasie, und Jeder legt den Tönen den Text unter, welcher seiner individuellen Seelenstimmung gemäß ist. So ist Musik mehr als jede andere Kunst die der Neuzeit; ihrer vervollkommnung und Verallgemeinerung werden die besten Kräfte gewidmet, und so haben Gesang und Instrumentalmusik in unsern Tagen einen Grad der Vollendung erreicht, von welchem die Alten nicht träumten. Musik und Gesang werden mehr und mehr in alle Lebensbedürfnisse eindringen, das gesellige Leben verschönern, die Jugend begeistern, das Edle und Erhabene feiern und die künftige Menschheit auf ihrer Bahn zu weiterem Fortschritt begleiten.

Dabei soll nicht geleugnet werden, daß gerade in unserer Zeit Musik und Gesang zum Theil einen verweichlichten Charakter angenommen haben und mehr zur Verweichlichung stimmen, als zur männlichen That, ein Beweis, daß es unserer Zeit an großen Ideen und Bestrebungen, an wahrer Begeisterung fehlt; denn die Kunst eines Volkes ist immer der Ausdruck des geistigen Lebens: Man darf überhaupt von der Kunst, selbst von der besten Tragödie und der vollkommensten Dramatik, keinen unmittelbaren moralischen Effekt erwarten oder fordern; vielmehr ginge aller Kunstgenuß sozgleich verloren, wenn der Zweck des Künstlers, einen solchen hervorzubringen, zu deutlich an's Licht träte. Die Kunst erweitert das Reich der Ideen und Gefühle und regt geistig an, so macht sie den Menschen menschlicher; aber das Leben vieler, vieler Künstler und Kunstfreunde zeigt deutlich genug, daß die höhere Sittlichkeit, deren Wesen die Selbstbeherrschung ist, nicht nothwendig im Gefolge der Kunst sein muß.

Wie wir auch klagen möchten über das unrettbar Verlorene, und viele wohlgemeinten Vorschläge und Hoffnungen unserer Zeit sind nichts Anders als solche Klagen.

„Die Klage, sie wecket die Todten nicht auf!“

Aber noch sind nicht alle Mittel eingebüßt, und noch ist unsere Zeit nicht unfähig, eigenthümliche Mittel zu schaffen, um zu neuer und noch nie da gewesener geistiger Entwicklung uns zu führen.

Seit vielen Jahrhunderten hat man die Menschheit, namentlich die große Masse, geistig abgefüttert, d. h. ihr ganzes geistiges oder ideales Bedürfnis, das ästhetische mitgerechnet, zu befriedigen gesucht mit nichts als Kirchenthum. Der Geschmack dafür scheint mehr und mehr sich zu verlieren; aber der Geschmack will nicht, wie die tägliche Erfahrung lehrt, in Griechenthum überschlagen, sondern vor Allem und überall, wo das Kirchenthum lockerer wird, in das Verlangen theils nach Einsicht, theils mehr noch nach Nutzen und Genuß. Auch dieses Verlangen wird einst sich selbst übersättigt haben, und was dann kommen wird, vermag Keiner vorauszu-

sagen. In keinem Falle ist Gefahr vorhanden, daß wir der Barbarei vergangener Jahrtausende abermals in die Arme rennen. Mit unserer Zeit scheint jedoch eine neue Aera der Weltgeschichte zu beginnen, sie ist eine Zeit des Ueberganges und hat noch keinen bestimmten Charakter ausgebildet: daher die grassen Widersprüche überall und fast in Allem.

Kurze Bemerkungen über „Gott, Religion, Kunst, Zeitgeist u. s. w.“

[Von Jar West.

G o t t.

Es ergeht den Theologen (ich meine den besseren, und deren gab und gibt es doch einige) ähnlich wie Fremont. Es ist protestantisch getauft, geht mit den Protestanten zu Kirche und Abendmahl und hat nie etwas Anderes als Protestant sein wollen; aber die halbe Union besteht trotzdem darauf, daß er katholisch ist. Die Theologen mögen noch so bestimmt und feierlich erklären, daß ihr Gott nichts Anderes ist, als „die der Welt immanente Gottheit“, sie nennen ihn ja deshalb den Allgegenwärtigen, hilft Alles nichts! Die Antitheologen, die immanente Gottheit für sich allein vindizirend, bestehen darauf und lassen es sich nicht nehmen und verkündigen es jede Woche wenigstens zweimal, daß die Theologen an einen außerweltlichen Gott glauben, d. h. an einen, der als „Gespenst“ irgendwo über, unter, jenseit, neb u, vor oder hinter der Welt in nichts schwimmt nud nichts ist. Man muß doch Etwas haben, worauf sich loskanoniren läßt.

R e l i g i o n.

Im Novemberhefte der „Atlantis“ 1855 Seite 354 wird gesagt: „die Kunst ist der radikale Gegensatz zu der Religion, und nur an der Kunst findet die Religion ihre letzte Schranke. Die Religion leugnet die Natur etc. Es ist und gab von jeher eine ganz andere Ansicht über das Wesen der Religion als die hier vorgetragene. Die Religion erscheint in mangelhaften und rohen Formen gerade wie die Kunst bei mangelhafter Geistesbildung eines Volkes oder eines Menschen; man darf deshalb die eine nicht mehr als die andere anklagen. Die Religion ist vielfach entartet durch den Mißverstand der Menschen, und die Selbstsucht hat sie mißbraucht bis zum Grauenhaften; aber ist nicht ganz natürlich gerade das Erhabenste und Edelste, wenn es in gemeine Hände fällt, am Meisten dem Mißbrauche un-

terworfen? Kann nicht die reinste Unschuld vergiftet werden? Der Mißbrauch der Religion ist eben keine Religion, wie die vergiftete Unschuld keine Unschuld mehr ist, wer auch immer sie dafür ausgeben mag.

Religion ist die dem Vernunftbewußtsein inwohnende Ahnung Dessen, was über der sinnlichen Erfahrung liegt. Sie prägt in drei Richtungen sich aus: 1) sie will den Inhalt dieser Ahnung sich klar machen, und so entstehen die Ideen (im Gegensatze zu den Begriffen) und die Ideale [im Gegensatze zu dem Wirklichen], kurz diejenigen Vorstellungen, deren der Mensch nicht entbehren kann, um eine Weltanschauung zu gewinnen und Einheit in dieselbe zu bringen, und diese Vorstellungen sind um so klarer und geläuterter, je höher die Stufe der geistigen Entwicklung ist, und umgekehrt; 2) sie will sich wahrnehmbare Bilder dieser Ideen (Symbole, symbolische Handlungen, Cultus) und dieser Ideale schaffen; die Symbolik tritt zurück mit dem Klarerwerden der Idee, die Kunst aber hebt sich mit dem Klarerwerden des Ideals; doch ist das, was allein den Namen Religion verdient, die Quelle der Idee wie des Ideales; in ihrem Dienste ist die Kunst überall, es gibt keine Kunst ohne sie, aus dem tiefsten und reinsten religiösen Gefühle geht sie allein hervor, die Vernichtung der Religion wäre auch ihr Untergang; und sie will ihre Ideen durch die That verwirklichen: so entsteht das sittliche oder geistig schöne Leben und Handeln. In allem Diesem bewegt sich der Mensch über dem Natürlichen, Wirklichen, Naturnothwendigen, Erfahrungsmäßigen, ohne daß man jedoch sagen könnte, die Religion leugne die Natur, sie setzt sie vielmehr voraus, indem sie uns über sie erhebt. Der Fehler besteht darin, daß man Religion mit dem untergeordneten und schwankenden Cultus verwechselt. Unsere Zeit verirrt im wilden Kampfe gegen den Irrthum alle Begriffe, und man hat sich beständig zu wehren, daß nicht in diesem an sich lobenswerthen Kampfe Alles auf den Kopf gestellt wird, oder daß wir nicht bei der wilden Jagd nach Wahrheit in eine pfadlose Wüste gerathen.

Wenn ihr wollt, daß das menschliche Innere von Ideen belebt und durch Ideen erleuchtet sei, statt an der bloßen Erfahrung zu zehren, wenn ihr an die weltregierende Kraft der Idee glaubt; wenn ihr verlangt, daß der Geist an Kunstgebilden sich erfreue und durch Kunstgenuß emporgehoben werde; wenn ihr fordert, daß eine edle Gesinnung die Brust der Menschen fülle und in Ehre, in Gerechtigkeit und in Wohlwollen gegen Alle sich handelnd bewähre, dann wollt ihr mit Einem Worte Religion in jenem reinsten und edelsten Sinne, welchen aller Mißbrauch und aller Mißverstand dem Worte niemals werden nehmen können. Kennt es, wie ihr wollt, wenn euch das Wort nicht mehr gefällig ist, ich selbst weiß kein besseres, keines, das verständlicher wäre.

Bei allen Angriffen, welche von Seite der Aufklärung wie der Roh-

heit auf die „Religion“ gemacht werden, gibt es doch nur eine einzige Lebensansicht, mit welcher sie nicht besteht, von welcher sie aufgehoben wird, nämlich diejenige, welche den Zweck des menschlichen Daseins auf den thierischen Genuß beschränkt.

K u n s t.

Gegen den Satz [Novemberheft der „Atlantis“ 1855 S. 34^o]: „Der beste, ja der einzige Weg ist, die Gesetze der Kunst aus den Meisterwerken der Kunst selbst abzuleiten“, lassen sich wohl gegründete Einwendungen erheben. Ist die Existenz der Kunstgesetze etwa abhängig von wirklich zu Stande gebrachten Kunstwerken? Und wenn nun der Zufall gewollt hätte, daß uns alle Meisterwerke der griechischen Künstler verloren gegangen wären, oder wenn das griechische Volk niemals existirt hätte, würde die Welt für immer außer Stand sein, Kunstregeln aufzustellen? Waren die Griechen selbst keiner Kunstgesetze sich bewußt, als sie ihre unsterblichen Werke schufen? Es vermag vielmehr Niemand ein Kunstwerk hervorzubringen, der nicht die Gesetze der Kunst mit mehr oder minder klarem Bewußtsein in sich trägt; ist er mit künstlerischem und mit philosophischem Sinne zugleich begabt, so wird er diese Kunstgesetze auch systematisch ordnen und logisch richtig aussprechen können. Die Gesetze der Kunst liegen ja nicht außerhalb dem Menschen, wie etwa die durch Naturbeobachtung erst zu entdeckenden Gesetze der Schwere, der Anziehung etc., sondern bilden einen Theil des Inhaltes seines Vernunftbewußtseins, worin sie zur Klarheit gebracht werden müssen. Es stände schlimm um die Menschheit und würde uns zu geistigen Knechten für immer machen, wenn die Form auch selbst des vollendetsten griechischen Kunstwerkes uns als einzige und höchste Autorität gälte, woraus alle Regeln der Kunst abzuleiten wären, es wäre ein anderer Bib. l. glaube, wenn auch nicht ganz so gefährlich. Man vergesse nicht, daß das trefflichste Kunstwerk, schon aus dem Grunde, weil es aus widerstrebendem Stoffe geschaffen werden muß, doch nicht vollkommen das Ideal des Künstlers, welches er in der Seele trug, verwirklicht. Sein Ideal, wenn wir es anschauen könnten, würde mehr als sein Werk die gewünschte Regel uns an die Hand geben.

Der Unterschied zwischen dem Naturschönen und Kunstschönen besteht darin, daß die Natur den Stoff immer ganz beherrscht, die Kunst nur mehr oder minder; daß die Natur das wirkliche Leben uns vor Augen stellt, die Kunst nur das illusorische, den Schein des Lebens; daß der Künstler, indem er zwar den Winken der Natur folgt, doch, statt sie bloß zu copiren, beständig mit ihr wetzefert und sie zu überbieten bemüht ist, weil nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des Geistes die Wahrnehmung jeder Art von Naturschönheit in ihm eine ideale Vorstellung weckt, welche noch ü b e r

das Naturschöne hinaus geht und welche er durch Stein, Farbe, Ton, Wort u. s. w. zu verwirklichen sich bestrebt. So ist die Kunst zwar an die Regeln der Natur gebunden und verschmäht das Unnatürliche, so lange der Geschmack unverdorben bleibt; aber sie ist das freie Werk des idealisirenden Menschen, während die Natur nach dem Gesetze der ewigen Nothwendigkeit arbeitet.

Zeitgeist, — Sympathie.

Alle, welche dieselbe — entweder gesunde oder verdorbene — Atmosphäre athmen, werden ähnliche Einwirkungen derselben auf Leben und Wohlfahrt empfinden. So gibt es auch eine geistige Atmosphäre, worin die denkenden Wesen sich bewegen, wir nennen sie Zeitgeist, Volksgeist, oder bei der Beschränkung auf einen engeren Kreis Klassengeist, Familiengeist u. s. w. und auch diesem Einfluß entzieht sich Niemand ganz. Wer den Zeitgeist macht, sagt uns Keiner, er ist ein in beständiger Fortentwicklung begriffenes Etwas, dem also das Merkmal des Lebendigen inwohnt, beständig sich erzeugend aus dem Dagewesenen und doch durchaus nicht dessen bloße Wiederholung, wie etwa die Pflanzen und Blätter in dem einen Sommer die Wiederholung der vorjährigen sind. Es ist unmöglich, den einmal erstorbenen Zeitgeist wieder zu erwecken, z. B. das Griechenthum oder das mittelalterliche Christenthum, oder vorauszusehen, welcher Art er nach Jahrhunderten sein wird, obgleich allerdings immer Einige dem Geiste der Zeit vorausstrahlen, Andere hinter ihm her hinken. Die Wirkungen des Zeitgeistes scheinen sich nicht zu beschränken auf die erkennbarsten Mittel der Gedankenverbreitung — Rede und Schrift, vielmehr ergreift er die Menschen durch eben so unsichtbare Medien der Ansteckung, wie das weder wägbare, noch chemisch analysirbare, noch überhaupt sinnlich wahrnehmbare, der Lebenslust beigemischte Contagium. Ist die Zeit reif für neue Ideen und Bestrebungen, so zündet ein Funke und setzet die Masse in eine Bewegung, welche vordem keine Macht der Erde hervorgebracht hätte. Man denke an die Stiftung des Christenthums, die Reformation, die französische Revolution.

Man braucht nicht die Thatsachen des thierischen Magnetismus zu Hülfe zu nehmen, um die wunderbare Macht der Sympathie anschaulich zu machen. Daß das Gähnen, daβ Furcht, Ruth, Freude u. s. w. ansteckend sind, ist allgemein bekannt. Wir begegnet öfter, was gewiß auch Andern schon begegnet ist, daβ ich in Gesellschaft Anderer gehe oder reite, weil im Augenblicke das Gespräch stockt, lasse ich im Inneren, von Keinem bemerkt, eine gewisse Melodie durch meine Phantasie gehen. Ich höre sie, kein Anderer; aber im Augenblicke stimmt mein Begleiter gerade dasselbe Lied an, oder pfeift dieselbe Polka, meine eignen stummen Töne werden

laut in seinem Munde, es ist ein unbegreifliches Zusammentreffen. Oder eine gewisse Betrachtung, ein neuer Gedanke drängen sich mir auf, ich zögere aber noch, den Gedanken auszusprechen, weil ich ihn erst ganz klar erfassen will; jetzt öffnet sich der Mund zum Aussprechen, aber eben macht der Begleiter dieselbe Bemerkung.

Es ist in der That ein geheimnißvolles, mächtiges Band, welches die Menschheit umschlingt und den Einzelnen an die andern Wesen seiner Art fesselt, obwohl in einzelnen Fällen die Antipathie fast so stark ist als das hinziehende Mitgefühl.

Leidenschaft.

Wir dürfen die Leidenschaft weder mit dem Affekte, noch mit der bloß sinnlichen Begierde verwechseln. Der Affekt ist die rasch erfolgende Aufregung des Gemüthes, durch welche die Klarheit der Besinnung aufgehoben wird, so daß wir die Dinge mit falschem Maasse messen, wie es der von Zorn, Furcht, Entzücken etc. Ergriffene immer thut. Ist der Zauberbann vorüber, so erscheint uns Alles wieder im richtigen Verhältniß, und Scham und Reue ergreifen uns oft wegen der unter falschen Eindrücken verübten That. Die Begierden sind rein animalischer Natur; sie können sich steigern bis zur Unwiderstehlichkeit, z. B. der nicht selten zum Wahnsinn führende furor utrinus u. A. Der Mensch von klarem Bewußtsein weiß immer genau die laut werdende animalische Forderung von allem Andern, wodurch sein Inneres bewegt wird, zu scheiden. So lange das Bewußtsein klar bleibt, vermag der Mensch jede Begierde zu bemeistern; denn was der Mensch gezwungen thun oder lassen kann, kann er auch durch freiwilligen Entschluß. Die Leidenschaft scheint mir von Affekt und Begierde besonders darin verschieden, daß sie erst durch das Arbeiten der Phantasie ihre Macht erlangt. Der erhöhte Geschlechtstrieb ist eine Begierde, welche auf irgend eine Weise befriedigt werden mag; die Macht aber, mit welcher ein besonderes Weib allein von allen uns anzieht, kann zur wahnsinnig machenden Leidenschaft werden, nicht es aber gewiß nur dadurch, daß der Phantasie eine überwiegende Thätigkeit gestattet wurde, so daß man richtiger sagt: die Liebe ist von Anfang des Jünglings und des Mädchens freie Wahl; aber mit der Lust, welche beide in dem Spiele ihrer Phantasie finden, indem diese beständig zu dem geliebten Gegenstande sich hinwendet, wird die Liebe zur Leidenschaft, was sie nicht geworden wäre, hätte die Phantasie auf einen andern Gegenstand mit noch größerer Macht hingezogen werden können. Die Liebe als eine blind waltende, unwiderstehliche Naturmacht zu betrachten, scheint mir eine ebenso unwürdige wie unwahre Auffassung. Nur mit Phantasie begabte Wesen können Leidenschaften haben; Affekte hat zum Theil das Thier auch.

D e n k e n .

Selbst Hume, der große Vorkämpfer der Materialisten gibt zu: „Was ausgedehnt ist, besteht aus Theilen, was aus Theilen besteht, ist trennbar, entweder in der Wirklichkeit, oder doch in der Vorstellung; Gedanke, Wahrnehmung, Bewußtsein sind aber etwas durchaus Untheilbares. Man kann sie so wenig als eine Leidenschaft mit der Elle messen oder nach Zollen bestimmen.“ Gedanken also sind Erzeugniß des Geistes; denn das Körperliche kann nicht Unkörperliches erzeugen oder „absondern“, und „an der Frucht erkennen wir den Baum.“

So wissen wir auch von Stoff, Kraft, Leben, Seele, Geist, Gott nichts als nur durch ihre Wirkungen. Der Umstand, daß ihr Wesen uns unbekannt ist, daß wir die Art ihrer Wechsele Wirkung und Verbindung nicht ganz verstehen, hebt die Richtigkeit des Schlusses von der Wirkung auf die Ursache nicht auf.

R e a k t i o n .

Die Sieger über Vernunft, Recht und Wahrheit gehen aus dem Kampfe doch beschämt und mit Pyrrhus ausrufend: Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren!

D e r M e n s c h .

Wie leichte Kühne, wild von Fluth geschlagen,
Wie Flammen, von dem Sturme hingerafft,
So wird der Mensch von Wahn und Leidenschaft,
Entzweit im eig'nen Busen, hingehagen.

Ein wechselnd Spiel der Schwäche und der Kraft
Ist all sein Schenken, Wünschen, all sein Wagen;
Es flammt der Wuth, das Höchste zu erjagen,
Vollendet's halb und — lieget schon erschlaft.

Doch Augenblicke zählt unser Leben,
Da reißt mit Jauermacht Begeisterung
Zum kühnsten Flug im freien Adler-schwung.

Der Wuth, er kennt kein Wanken, kein Erbeben, —
Er will und wird die hohe That vollenden.

Du warst ein M e n s c h , nun mag dein Leben enden.

(F a r W e s t).

Geben und Nehmen.

Er brach die rothe Rose,
Die schönste, die ich sah,
Und blickte auf so freundlich
Und trat zu mir so nah
Und reichte mir zur Gabe
Die holde Blume hin:
„Die Abklatin des Gartens
Der Herzogekönigin.“

So sprach er leise, brückte
Mir noch so warm die Hand.
Er ging, mein Auge blickte,
So lange es ihn fand,
Ihm nach. Du trautes Leben,
Kann ich es danken Dir?
Was hast Du mir gegeben?
Und wie viel n a h m st Du mir!

Far West.

Materialismus vers. Far West.

Obgleich ich befürchten muß, daß Far West's verspätete Angriffe auf meinen Aufsatz über „Verbrechen und Strafe“ in den Mai- und Juniheften der „Atlantis“ von 1855 und deren Abwehr, von geringem Interesse für Ihre Leser sind, da ihnen der Gegenstand der Angriffe nicht mehr gegenwärtig sein kann, so müssen Sie mir doch — nicht in meinem Interesse — sondern für die gute Sache des Materialismus, einigen Raum zur Erwiderung von F. W. gestatten. Aus den Bemerkungen F. W.'s geht soviel unzweifelhaft hervor, daß demselben das richtige Verständniß des Materialismus unserer Tage nicht aufgegangen ist. Wenn F. W. die Summe des Materialismus in dem Satze: der Geist ist gleich Null in der Negation des Geistes zu finden scheint, so ist er durchaus im Irrthum. Sollte F. W. der von ihm „geistreich“ genannten Bemerkung: „der Geist ist gleich Null“ irgend wo begegnet sein, so hat er sie sicherlich aus einem Zusammenhange gerissen, durch welchen sie dort motivirt und gerechtfertigt war. Die Existenz dessen, was wir kurzweg Geist nennen, verneinen zu wollen, wäre gerade so lächerlich, wie es das abgethane philosophische System war, nach welchem die Materie nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Vorstellung existirte. Die Existenz des Geistes oder Geistigen zu leugnen ist unseres Wissens noch keinem Materialisten in den Sinn gefom-

men, und kann keinem in den Sinn kömmen, da seine Lehre eben ganz und gar auf dem mittelst der menschlichen Sinnenwerkzeuge Wahrnehmbaren beruht, in diese Kategorie aber, bei näherer vorkurtheilsfreier Betrachtung auch alles Geistige ohne Ausnahme gehört. Die Ideen eines Autors, die wir durch Buchstaben wiedergegeben lesen, oder eines Künstlers, die wir in Farben oder Stein ausgedrückt betrachten, die Gefühle und Gedanken eines Musikers, eines Redners, die wir hören, sie gelangen nur durch eine Thätigkeit unserer Sinne zu unserer Wahrnehmung, und dadurch zur Wirkung auf unser Gehirn, welches sie dessen Organisation und Ausbildung entsprechend afficiren. Der Materialist kann also schon seiner Methode nach, deren Grundlage die Sinne und ihre Wahrnehmungen sind, nicht zu dem Schlusse gelangen, daß der Geist gleich Null ist, daß nichts Geistiges existirt, weil es sich in jedem Momente seinen Sinnen aufdrängt. Da aber auf die Sinne nichts wirkt, als das Sinnliche d. h. der Stoff, da ferner das Gehirn unzweifelhaft Stoff ist, so muß auch Das, was auf das Gehirn wirkt, stofflich sein und die Wirkung selbst in stofflichen Eindrücken bestehen, und auch das, was erweislich vom Gehirn ausgeht, selbst stofflicher Natur, und activer stofflicher Wirkung fähig sein. Dies sind consequente Folgerungen, wenn auch deren Beweis noch nicht handgreiflich durch Messer, Wage oder Reagentien geliefert werden kann. Da es ferner, wie F. W. wohl selbst zugestehen wird, keinen Geist und nichts Geistiges geben würde, wenn es niemals ein menschliches Gehirn gegeben hätte, so schließt daraus der Materialist weiter, daß Gehirnmasse unerläßliche Vorbedingung *conditio sine qua non* alles dessen, was wir Geist oder Geistiges nennen, ist. Wir kennen nichts Geistiges ohne Gehirn, und darum nehmen wir an, daß das Gehirn nicht nur das *Instrument*, sondern die *Quelle* alles Geistigen ist. Ganz irrig ist es demnach zu behaupten, daß der Materialist den Geist negire, sondern er erklärt ihn nur, er weist ihn nach als Ergebnis des Stoffes, er läugnet ihn nicht in seiner Existenz an sich, sondern nur in seiner selbstständigen Existenz, in seiner Unabhängigkeit vom Stoff, in welcher ihn der Spiritualist erblickt, in welcher er nach der Bibel über den Wassern [dem Stoffe] schwebt. Nach dem Materialismus fährt nicht, wie nach dem Glauben sein Gegner der Geist, in die todtte Materie, um sie zu beleben und nach Belieben wieder zu verlassen, sondern der Geist entwickelt sich in und aus dem Stoffe, ist ein Ergebnis der unendlichen Verbindungen des Stoffes, deßhalb aber stets unzertrennbar und abhängig von ihm. Was ist, beispielsweise, der Geist der klassischen Antike anders, als der Eindruck, den die Formen der antiken Bildwerke auf unsere Sinne und unser Gehirn machen? und würde es einen Geist der Antike geben ohne solche Bildwerke? In dasselbe Gebiet aber gehören consequenter Weise die geistigen Operationen im engeren Sinne: die Schlüsse, Urtheile Ideen.

Auch sie sind einestheils ohne stoffliche Vorgänge und Veränderungen im Gehirn nicht möglich, so wie anderntheils nur eine Fortsetzung erster sinnlicher Eindrücke in engerer Bedeutung, wie Szolbe in seiner trefflichen Darstellung des Sensualismus unlängst zuerst näher begründet hat. Dies genüge in der Kürze zur Rechtfertigung des von F. W. mißverstandenen Materialismus. Es gibt, wenn man sich nur einmal damit vertraut gemacht, keine konsequenterere, logisch strengere Lehre als den Materialismus, der aber um deswillen eben, durchaus keine Halbheit du bet, deren F. W. den Herausgeber der Atlantis, S. 182, mit Recht bezichtigt, und die wir diesem schon selbst in einer vor einiger Zeit an ihn erlassenen Epistel, der er leider die Aufnahme in die Atlantis versagt hat, nachzuweisen versuchten.

Nun zu einer kurzen Erwiderung von F. W.'s Angriffe gegen meinen Aufsatz speciell, den er, natürlich in Folge seiner wie gezeigt irrigen Auffassung des Materialismus, der Inconsequenz und logischen Folgewidrigkeit beschuldigt. Daß ich in meinem Aufsatz die gewöhnliche Auffassung der moralischen Freiheit und die darauf gebaute Lehre criminalrechtlicher Zurechnung als falsch bezeichnen, daß ich die Handlungen der Menschen als durch ihre stoffliche Organisation nothwendig bedingt darstellen und doch meine Ausführung mit den Worten: „die Idee regiert die Welt“ schließen konnte, — darüber konnte sich eben nur eine unvollständige Kenntniß und irrige Auffassung des Materialismus wundern. Meine Begründung hebt weder die moralische Selbstbestimmung an sich auf, noch leugnet sie die Möglichkeit der Erziehung, noch verneint sie die Existenz und Wirksamkeit der Idee. Ich habe nicht, wie F. W. mir in die Schuhe schiebt, die absolute Unfreiheit aller Handlungen behauptet, sondern nur die absolute Freiheit derselben [die von den Anhängern der moralischen und rechtlichen Zurechnungslehre als Regel angenommen wird] verneint und darzuthun unternommen, daß die Selbstbestimmung des Menschen von seiner stofflichen Organisation abhängig und darum nur *r e l a t i v f r e i* ist, daß der Grad dieser Freiheit je nach der Verschiedenheit dieser Organisation ein so verschiedener ist, daß er bei Einigen allerdings zur absoluten Unfreiheit, sowohl nach der Seite des sogenannten Bösen, wie nach der des sogenannten Guten hin wird; daß einige Menschen in Folge ihrer angeborenen Beschaffenheit nur gut und edel, andere nur schlecht und unedel, andere bald gut, bald schlecht handeln werden und müssen. Ich habe als Ausgangspunkt meiner Betrachtungen aufgestellt, daß uns die meisten Handlungen der Menschen in einem durchaus anderen Lichte erscheinen würden, wenn uns deren gesammte stoffliche Begründung und Entwicklung klar vor Augen läge; ich habe auf den Ausspruch einer geistreichen Schriftstellerin Bezug genommen, daß „Alles Erkennen zum Alles Verzeihen“ führen würde. Der edle Mensch, der sich nach der regelrechten Organisation

seines Gehirns für das Gute und Edle bestimmt, handelt eben auch nur in Folge dieser Organisation und würde anders handeln, wenn diese anders wäre; vernünftiger Weise können wir ihn daher eigentlich nur lieben und bewundern, aber nicht loben und rühmen. Ebenso handelt derjenige, den wir nach gewöhnlichem Begriff und Sprachgebrauch als böse zu bezeichnen uns berechtigt glauben, ebenfalls nur, wie er eben muß und kann: nach dem Maaße des mangelhaften Gleichgewichts seiner natürlichen Antriebe, und würde anders handeln, wenn entweder die Proportionen seiner stofflichen Anlage andere wären, oder zur Zeit der Handlung andere Kräfte auf andere Organe gewirkt hätten, wie z. B. der Zerstörungstrieb nicht selten durch eine plötzliche und unerwartete Anregung des Wohlwollens, der Verehrung, niedergehalten oder auch gänzlich überwältigt worden ist. Folgerichtiger Weise könnten wir daher den sogenannten Bösen von rechts wegen nur ledauern und nach Befinden unschädlich machen, aber nicht richten und strafen, d. h. uns an ihm rächen. Daß diese Lehre die gewöhnliche moralische und rechtliche Zurechnung über den Haufen wirft, versteht sich von selbst; ich glaube aber auch gezeigt zu haben, daß an dieser nicht viel verloren ist, weder für den Einzelnen noch für die Gesamtheit.

Aber im Irrthum ist F. W. wieder, wenn er S. 183 anzunehmen scheint, daß die materialistische Anthropologie die Erziehung aufhebe. Zu einer radicalen Reform derselben würde sie freilich führen, bei der allerdings auch der richtigen Anwendung der physischen Einflüsse eine wichtigere Rolle angewiesen werden würde, als bei der jetzigen Erziehung. Schlagen wir ja die physischen Einflüsse bei der Erziehung nicht zu gering an! Wie mächtig sie sind, wie sehr ihre Macht die Abhängigkeit des ganzen Menschen vom Stoffe zeigt, das lehrt nicht nur ein Blick auf die sogenannten socialen Krebschäden der Menschheit, sondern sogar die Geschichte der Thiere predigt es mit lauter Zunge. In dem merkwürdigen Staate der Bienen ist bekanntlich die Königin in buchstäblichem Sinne die Mutter ihres Volkes. Sie allein besorgt die Fortpflanzung desselben, sie allein legt Eier, deren Zahl sich in ein Paar Monaten oft auf 10,000 beläuft. Diese ihre zahlreichen Kinder, obgleich sie späterhin inkönigliche Prinzessinnen, nichtsthuerischen Hofadel und unermüdbliche Arbeiter zerfallen, sind von Geburt alle gleich, nach der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung: *born free and equal*. An den Eiern, denen sie entstammen, entdeckt auch das stärkste Mikroskop in der Hand des genauesten Untersuchers nicht die geringste Verschiedenheit, und auch die kleinen Würmer, welche zunächst aus den Eiern austriechen, sind während der ersten drei Tage in Nichts von einander verschieden. Und doch werden aus diesen gleichgeborenen Würmerchen theils Königinnen, theils Drohnen, theils Arbeitsbienen. Sehen wir, wie dies zugeht. Die Eier der königlichen Familie werden in weite wohl ausgeführte Gemächer gebracht, sie werden mit der fettesten

und auserlesensten Speise genährt, mit unermüdblicher Sorgfalt gepflegt, und ihre hohen lustigen Zellen ohne Aufhören gereinigt und geglättet. Die Eier der armen Unterthanen aber werden in dunkle enge Zellen gesperrt, die ihre armen kleinen Leiber von allen Seiten einengen; die Wurmer werden höchst karg genährt, wenig gepflegt und nie gereinigt. Was Wunder, wenn dort Königianen und hier niedrige Sklaven gezogen werden? Und doch — und dies ist für uns das wichtigste — wenn das gemeine Ei eines Heloten in Zeiten aus seiner armen Zelle herausgenommen und in ein königliches Gemach gebracht wird, um dort gleich den Königskindern genährt und gepflegt zu werden, so bringt dies eine Königin zu Tage, aber die Veränderung muß in den ersten drei Tagen vorgenommen werden; denn nach dieser Zeit hat das Gift der Vernachlässigung sein verderbliches Wort vollbracht und alle edleren Züge des Keimes zerstört. Die Wurmer der Arbeitsbienen werden 5 Tage, die der Drohnen 4 Tage länger gesättelt, und das genügt, um den späteren merklichen äußeren und inneren Unterschied zwischen der faulen Aristokratie und den arbeitenden Sklaven des Bienenstaates zu begründen. Wenn das Oberhaupt dieser merkwürdigen Monarchie, ohne Kinder stirbt, so geht die Wahl eines neuen an die Urwahl des Volkes zurück, eine ungewöhnliche Thätigkeit erwacht in dem Staate, einige wenige Eier, gelegt um gemeine Arbeiter zu gebären, aber nicht über einen Tag alt, werden auserlesen, alle anstoßenden Zellen werden eingerissen und die ausgesuchten Zimmer schnell erweitert und verbessert. Alles ist geschäftig; Einige bringen Wachs herzu, Andere königlichen Honig. Die kleinen Wurmer werden das Unterste zu oberst gefehrt und in wenig Tagen haben das weitere Gemach, die größere Pflege und die ausgesuchtere Nahrung die gemeinen Wurmer in königliche Sprößlinge verwandelt! *)

Wie viel könnten uns diese Thatsachen aus dem Leben eines Insectes lehren! Sollten sie uns nicht ein Fingerzeig sein, was eine finstere schmutzige Wohnung, beschränkte Verhältnisse, karge Nahrung, mangelhafte oder gar keine Pflege, kurz die fluchbeladenen Folgen der Armuth auch aus dem Menschen zu machen vermögen; sollten sie uns nicht hinweisen auf die wichtige Rolle, welche der von Vielen verachtete Stoff selbst in seiner materiellen Verwendung als Nahrung in der Erziehung zu spielen bestimmt sein mag? Sicherlich ist die weltregierende Idee weder Fett noch Phosphor, kein mit common sense ausgestatteter Materialist wird dies je behauptet haben; aber wenn die Idee, die die Welt regiert, menschlichen Gehirnen entsprungen ist und in ihnen allein lebt, — oder wo ist sie nach F. W.

*) Für diese Darstellung aus dem Leben der Biene sind wir einen Aufsatz in Putnam's Monthly Septemberheft d. J. verschuldet.

sonst hergekommen oder wo sonst zu suchen, — und wenn die Wissenschaft lehrt, daß ein menschliches Gehirn ohne Fett und ohne einen bestimmten Gehalt von Phosphor nicht bestehen könnte, d. h. eben nicht Gehirn sein würde, folglich auch nicht als solches fungiren könnte, so ist's doch wohl nur logisch zu behaupten, daß ohne eine der Masse in unsern Schädeln neben den übrigen Bestandtheilen den nöthigen Gehalt von Fett und Phosphor zuführende Nahrung, auch die Idee nicht vorhanden sein würde. Ob daraus folgt, daß, wie F. W. behauptet, dieser Theorie noch die ganze Erziehung auf die richtige Anwendung der physischen Einflüsse sich beschränken müsse, um dem Gehirn die möglichst beste Atomenmischung, Gestalt und Ausdehnung zu geben, überlassen wir den Unparteiischen zu beurtheilen. Unserer Ansicht nach liegt nicht nur der physische Theil der Erziehung im weiteren Sinne noch gänzlich im Argen, sondern der Mensch wird überhaupt zu ausschließlich als geistiges Wesen betrachtet und behandelt, und sein stofflicher Theil unverantwortlich vernachlässigt. Diesen Mangel zu immer klarerer Erkenntniß zu bringen und dadurch seine Abhilfe vorzubereiten, ist nichts geeigneter und wirksamer, als der moderne Materialismus, der den Geist und sein Recht nicht aufhebt, aber ihn, als auf dem Boden des Stoffes erwachsen und von diesem allenthalben abhängig, nachweist und dadurch in derselben Weise reformirend und zum Theil neu schaffend auf die Erziehung einwirken muß und wird, wie die neu gegründete Wissenschaft der Agricultur-Chemie auf den Ackerbau und die Hebung und Veredelung seiner Producte. Daß durch Erziehung, d. h. vernünftige Anwendung von Reizen und Gegenreizen, ursprüngliche Anlagen nicht in's direkte Gegentheil verkehrt, wohl aber mannigfach abgeändert, hier gemildert, dort geschärft, hier beschnitten und niedergehalten, dort angeregt und gehoben werden können, ist nicht zu bezweifeln; ja wir nehmen sogar an, daß die Wirkung dieser Reize und Gegenreize bis zu dem Alter sich ausdehnt, in welchem nach den Forschungen der Physiologie der Stillstand der Entwicklung und allmältige Verfall der Gehirnmasse eintritt; allein die Hauptgrundlage für das gesammte physische und geistige Charakterbild eines Menschen bleibt immer die ursprüngliche Mischung und Anordnung seiner Elemente, ein Produkt in's Unendliche zurückgehender Umstände, das sich nach den noch räthselhaften Gesetzen des Stoffwechsels fortwährend nach denselben Verhältnissen erneuert, so daß das menschliche Individuum — obgleich von der Wiege bis zum Sarge die verschiedenen Phasen durchlaufend — noch immer dasselbe Individuum bleibt und sich selbst als dasselbe fühlt, obgleich der Wechsel und die Erneuerung seines Wesens keine Secunde rastet und ruht.

Zuletzt noch ein Wort der Entgegnung auf die Anmerkung S. 180. Obgleich die geschichtliche Bedeutung des Christenthums nicht verkennend,

hatte ich von meinem Standpunkte aus doch durchaus keine Veranlassung, demselben das von F. W. vermiste Zugeständniß zu machen, schon vor zwei Jahren der Menschlichkeit das Wort geredet zu haben. Wer in meinem Aufsatze dieses Zugeständniß vermessen konnte, der hat ihn eben einfach nicht richtig aufgefaßt. Die Menschlichkeit des Materialismus ist eben nicht die Gefühlsmenschlichkeit des Christenthums, der wir übrigens als menschlicher Erscheinung im Individuum ihren vollen Werth lassen, die aber eben keine Idee ist und deshalb auch wie die Geschichte der christlichen Welt mit ihren Kriegen, ihrer Slaverei, ihren Verbrechen und Strafen seit 2,000 Jahren wohl hinlänglich nachweist, die Welt noch nicht zu regieren vermocht hat. Die Menschlichkeit des Materialismus ist die der Erkenntniß und Erkenntniß allein gebiert die Idee, welche die Welt regiert.

Dr. G. Bloede.

Herbstblätter.

Trotz alles Idealismus sind die Menschen doch von tausend natürlichen Umständen abhängig, unter denen das Wetter und der Wechsel der Jahreszeiten vielleicht nicht den unbedeutendsten Einfluß ausübt. Wenn der erste Novemberwind rauh und unfreundlich an uns heranbraust, und die welken Blätter der Bäume wie Schneeflocken im Sturme umherwirbeln, — wer möchte sich dann noch der aufgeweckten Stimmung und der heiteren Zuversicht erinnern, welche der erste schöne Frühlingstag in uns hervorrief? Die Gedanken werden herbstlich, wie der Wald rings umher, und die Hoffnungen fallen ab, wie die welken Blätter von den Bäumen. Eine rückblickende Stimmung bemächtigt sich unserer; wir quälen uns mit Erinnerungen, und machen einen Gedankenstrich hinter eine verlebte Periode unseres Lebens. Solcher Gedankenstriche gibt es viele; sie theilen das Menschenleben in verschiedene Kapitel, von denen jedes seine eigene Aufschrift und seinen eigenen Inhalt hat. Es ist nothwendig, einmal einen Strich unter die Rechnung zu machen, und mit einer Menge von Lebensereignissen abzurechnen, um Platz für neue Thätigkeiten und Entwicklungsformen zu finden; der Herbst mit seinen trüben, melancholischen Launen ist die passendste Zeit dazu.

Freilich, vom Sommernachtstraum bis zum Wintermärchen ist es nur ein kleiner Schritt, den wir leichtsinnig überhüpfen könnten, ein Zwischenakt in einer sonderbaren Komödie, eine ernste Symphonie, welche das

ustige Stück unterbricht. Und lustig war das Stück allerdings. Wie viel Humbug und Wirrwar wurden gemacht, wie viel Intriguen gesponnen, wie viel Lügen verbraucht, Welch eine Menge von Phrasen verschwendet. Bald ist das Stück zu Ende; müde und abgestumpft gehen die Leute nach Hause, ohne daß sie die Moral des Stückes begriffen hätten.

Wer während der sechs Monate vor einer Präsidentswahl in Amerika seine gute Laune nicht verliert, der hat keine zu verlieren. Je größer und wichtiger die Fragen sind, welche der Wahl zu Grunde liegen, desto widerwärtiger ist der Humbug, mit dem die Agitation betrieben wird, desto gemeiner erscheinen die Mittel. Die Amerikaner sind doch sonst ein nüchternes, verständiges Volk, das seine Interessen kennt, und welches lieber handelt, als redet; aber bei der Präsidentswahl scheint etwas von dem heiligen Geiste des Pfingstfestes in die Leute gefahren zu sein; sie reden in allen Sprachen und in allen Zungen, nur nicht vielleicht in der Sprache der Wahrheit.

Es ist eine seltsame Erscheinung, wenn ein ganzes, großes Volk bis in seine tiefsten Massen hinunter durch eine politische Bewegung aufgewühlt wird. In revolutionären Zeiten ist mit einer solchen Aufregung eine große heroische Leidenschaft, ein idealer Uebermuth verbunden, der den Bewegungen der Massen einen erhabenen Schwung gibt; das Feuer der Revolution brennt die schlechten Leidenschaften nieder, und die Begeisterung reißt die Massen aus ihren ordinären Gewohnheiten und Beschäftigungen hinaus in eine ideale, poetische Sphäre. So war die erste französische Revolution eine Zeit des Idealismus, in welcher vielleicht alle Tugenden, deren das Menschengeschlecht fähig ist, in vollem Glanze erschienen; das Elend der hungernden Proletarier selbst war damals stolzer, als heute ein König auf seinem Throne.

Anders aber ist es, wenn die Massen des Volkes aufgewühlt werden, ohne daß die revolutionäre Begeisterung ein Gegengewicht bildet gegen gewisse Züge des Volkscharakters, die aus den Vorurtheilen und Gewohnheiten des täglichen Lebens entspringen. Wenn wir das Volk als Masse handeln sehen, in derselben Weise wie es als Individuen handelt, mit denselben kleinen Interessen, mit denselben dunkeln Vorurtheilen, mit demselben engen Blick, dann ist der Anblick nicht wohlthätig und erfreulich, sondern beängstigend und erschreckend. Wir sehen statt einer großen weltgeschichtlichen Bewegung, welche wie mit einem gewaltsamen Strome die Massen der Menschen mit sich fortreißt, eine Addition kleiner Kräfte und Bestrebungen, die gerade in ihrer unendlichen Wiederholung uns auf ihre Unbedeutendheit besonders aufmerksam machen. Ebenso, um ein altes Beispiel zu gebrauchen, ebenso wie bewaffnete Menschen noch keine Armee bilden, sind auch stimmfähige Menschen noch kein Volk im politischen Ein-

ne; sie sind nur Ziffern und Atome, die der politische Rechenkünstler auf geschickte Weise hierhin oder dorthin gruppirt. Erst das revolutionäre Feuer bringt die Massen in Guß und Fluß, so daß von einer gemeinsamen Bewegung die Rede sein kann; es ist ein großer Unterschied dazwischen, ob man eine Masse privater Interessen auf geschickte Weise combinirt, oder ob man diese Privatinteressen durch Unterordnung unter ein mächtigeres prinzipielles Interesse vereinigt.

Wie dem auch sei, diese Wahlzeiten zeigen uns das Volk in seinem Alltagsgewande, dasselbe Volk, das Shakespeare uns in seinem Julius Cäsar, Göthe in seinem Egmont darstellt. Wir sehen bis in die tiefsten Massen und in die gemeinsten Leidenschaften herunter; es eröffnet sich uns ein ähnlicher Anblick, wie Virgil uns schildert, während er uns an die Pforten der Hölle führt. Von den höchsten Bestrebungen bis zu den gemeinsten Motiven herunter zeigt sich uns ein Abstand von der Höhe bis zum Abgrunde, der uns fast schwindeln macht. Wir sehen, daß im Menschenherzen Raum für das Höchste wie für das Niedrigste ist.

Es gibt nichts Schöneres und Größeres, wie ein Volk von freien Bürgern, das sich selbst am Wahlplatz seine Gesetze, Richter und Führer gibt. Es gibt aber nichts Traurigeres und Trostloseres, als die Habel und Schrauben zu untersuchen, mit denen die Wahlbewegung zu Stande gebracht wird, und die Interessen zu verfolgen, welche am Stimmkasten sich geltend machen. Das Resultat ist immer ein Additionserempel, bei welchem Tausende von Nullen auf eine Ziffer kommen. In dieser politischen Arithmetik zählen wir die Menschen, sie werden nicht gewogen.

Das Volk ist in Amerika der Souverain und Viele beugen sich vor diesem Souverain auf dieselbe Weise, wie in Europa vor dem gekrönten Herrscher. Uns ist das Eine so unbequem, wie das Andere, und wir gehen diesem so gern aus dem Wege, wie Jenem. Auch das souveraine Volk hat seine Launen, die man nicht ertragen kann, seine Vorurtheile, die es verhindern, zu lernen und zu vergessen, seine Schmeichler, die es betrügen, seine Diener, die vor ihm kriechen. Es ist deshalb eine ganz natürliche Reaktion, daß derjenige, welcher in Europa das Volk suchte, in Amerika demselben gern aus dem Wege geht; es ist ein anderes Gefühl, Sympathie mit dem Unterdrückten zu haben, als sich unter die Laune des Herrschenden zu beugen.

Die Wahlzeit war eine harte, schwere Zeit. Der Lärm der Volksversammlungen und öffentlichen Demonstrationen übertönte jedes tiefere Gefühl, die Politik wurde zum Handwerk und selbst die großen Fragen der Humanität, welche der Bewegung zu Grunde lagen, wurden in den Staub des alltäglichen Lebens hineingezogen und trivialisirt. Wie manchmal kamen wir, müde von dem tausendstimmigen Durcheinanderlärm des Vol-

les, gelangweilt durch die unaufhörliche Wiederholung derselben Scenen, aus dem Lärmen der Volksversammlungen zurück in die stille Nacht, deren tröstliche Ruhe uns den Kontrast mit den erlebten Szenen nur um so schmerzlicher empfinden ließ.

Da war es denn nothwendig, sich aus dem Lärmen des aufgeregten Volkes zurückzuziehen in jene stille trauliche Einsamkeit, in welcher es jedem Menschen, der fühlen und denken kann, heimathlich zu Muthe wird. Wir haben schon von manchen Menschen die Bemerkung aussprechen hören, daß ihnen die Gegend um die Fälle des Niagara so heimathlich vorkommt, als wenn sie Jahre lang dort gewohnt hätten, obwohl sie vielleicht nur einige Stunden verweilten. Es prägt sich uns dort ein Bild in die Seele, das unauslöschbar ist, ebenso wie das Bild von dem Hause, von dem Garten und dem Thale, in dem wir die Jahre der Kindheit verlebten. Das Lied der Wellen rauscht uns in bekannten Tönen entgegen; wir finden in der Stille des Waldes jene Ruhe und Zufriedenheit, welche die alten Griechen dem geheiligten Haine der Pallas Athene zuschrieben; es klingt uns das Wort des Dichters durch die Seele:

„Hinaus, in eure Schatten, hehre Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelebten Haines!“

und alle Märchen des Sommernachtstraumes werden lebendig. Wir haben schon oft in schöner Gegend Alles um uns her und uns selbst fast vergessen, aber noch niemals den wohlthätigen Einfluß der Natur so sehr empfunden, wie grade in der letzten Zeit an den Fällen, an jenen Mondscheinabenden, wo die silberne Fluth das Land umwogte, die Strahlen des Mondes durch den grünen Wald hinirrten, und der Mondregenbogen sich im blassen, geisterhaften Lichte über den Fall hinzog. Alles ist Leben und Bewegung, die Wellen springen und rauschen in tollem Uebermuth; tausend phantastische Gestalten scheinen zwischen den Felsen und hinter den alten Baumstämmen aufzutauchen, — und doch ist Alles so still, daß kein Blatt am Baume sich rührt, und der Wald so regungslos da liegt, als wäre er aus Stein gehauen. Sogar der Dämon, welcher Herrn Heizen so viel Spaß gemacht hat, scheint verschwunden; die ganze Scene kommt uns so vertraut und traulich vor, daß wir in jedem Felsen und in jedem Baume einen alten Bekannten begrüßen.

Wir können in der That kaum begreifen, wie Shakespeare den Sommernachtstraum hat dichten können, ohne daß er den Mond über diesem zauberischen Eilande hat aufgehen sehen; ohne daß er das tausendstimmige Lied der Stromschnellen hörte und zu seinen Füßen den tosenden Wasserfall sah. Dies ist ein Platz für Oberon, Titania, Puck und die Elfen, — ja auch für glückliche Menschenkinder, die hier die ersten Mysterien der Liebe feiern. Wann kommt einmal ein Dichter, der die ganze Poesie die-

fer Gegend in köstliche Worte kleidet! Malen kann man den Fall nicht; eher noch kann man ihn komponiren, aber ein rechter Dichter im Stande, die Eindrücke vollständig wieder zu geben, welche die zaubrische Scene in uns hervorrufft.

Freilich, bald ist es aus mit der Pracht der Mondnächte; schon färbt der Wald sich brauner und brauner und die Kühle der Nacht stört uns in unseren Träumen. Bald werden die Novemberstürme den Wald seines Schmuckes entkleiden, und von seinen tausend Farben vom dunkelsten Roth bis zum hellsten Grün und Gelb hinauf bleibt nur das dunkle Grün den Fichten und Tannen übrig. Und dann kommt der Winter und hüllt die ganze Pracht der Natur in sein schneeiges Leichentuch ein; das Eis baut seine gothischen Verzierungen in und um den Fall, und in neuer seltsamer Pracht steht das Wunderwerk der Natur da. Unter welchen Formen und Farben wir aber auch dieses Schauspiel sehen, jedesmal bietet es neuen Reiz, jedesmal bietet es einen besondern, deutlich ausgeprägten Charakter.

So sollte auch das Leben der Menschen sein. Es ist leicht, gut, wahr und edel zu sein, wenn man in der Fülle jugendlicher Kraft steht, wenn alle Güter des Lebens zu unserer Verfügung bereit liegen, wenn der Drang nach Freiheit und das süße Gefühl der Liebe zum ersten Male unsere Seele füllt, und wir, in Unkenntniß der Welt und unserer selbst, glauben, zu Allem fähig zu sein, und die Unmöglichkeit verspotten. Aber wer die Täuschungen des Lebens durchgemacht, wer in den nimmer endenden Schwierigkeiten eines bewegten Daseins noch die Würde und Schönheit des Geistes, den wahren geistigen Adel bewahrt, wer die Liebe zur Freiheit durch alle Niederlagen und Demüthigungen derselben hindurchgerettet hat; wer mit einem Worte noch im Herbst seines Lebens das hoffnungsvolle, vertrauende, frühlingfrische Herz der Jugend bewahrt hat; der ist ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein Produkt der Civilisation, das mit den schönsten Produkten und Scenen der Natur wetteifern kann. Diese Vergleichung drängte sich uns auf, als wir vor einigen Tagen jenen alten Farmer von Missouri sahen, den unsere Leser unter dem Namen „Far West“ achten und lieben, einen Mann, dessen ganze Erscheinung uns bewies, daß die Liebe zur Freiheit selbst in der Wildniß das Herz des Menschen frisch und jung erhält, daß der Idealismus eines wahren Menschen unter allen Schwierigkeiten der materiellen Verhältnisse unverwundlich ist, und der Zeit und allen lähmenden Einflüssen derselben troßt. Ein solcher Herbst des Lebens, von dem Feuer der Freiheitsliebe erwärmt, und von dem Lichte einer ungetrübten Erkenntniß erleuchtet, ist der würdige Schluß eines thätigen und bewegten Lebens, und der höchste Lohn, den die Tugend dem noch Lebenden bringt. Man empfindet die Bedeutung dieses seltenen Glückes nur so schmerzlicher, je früher man den Muth der Hoffnung und den Glauben an die Ideale verliert.

Doch dies sind Gedanken, die uns den melancholischen Herbst noch melancholischer machen. Das langsame Absterben der Natur und die Aussicht auf einen langen, schweren Winter stimmen eben doch nicht heiter, besonders da wir hier in Amerika die Winterfreuden, die in Europa die schönsten Blüthen der Geselligkeit bilden, nur noch aus der Erinnerung kennen. Hinter uns kein Sommernachtstraum, vor uns kein Wintermärchen; es ist ein ödes, trostloses Leben. Das Gefühl des Alleinseins überfällt uns mit unheimlicher Schwere; man glaubt, heimatlos und freundlos zu sein, und dieser Glaube ist am Ende nicht nur in der trüben herbstlichen Stimmung, sondern auch in der Wirklichkeit begründet.

Wir hatten in den letzten Tagen oft Veranlassung, durch den herbstlichen Wald und über die Steppelfelder zu fahren, um den Theil des Volkes kennen zu lernen, welcher sich der Aufmerksamkeit der Welt und dem Lärmen des täglichen Lebens entzieht, die Farmer des Hinterwaldes, deren enge Gewohnheitssphäre nur selten durch allgemeine Bestrebungen erweitert wird. Der deutsche Farmer unterscheidet sich auf eine auffallende Weise von dem Amerikaner; diesen begleiten alle politische Eigenschaften, welche sein Volk auszeichnen, bis in das Dunkel der Wälder und in die Einsamkeit der Farm, während der deutsche Farmer der Regel nach in der engen Sphäre seines Berufes sich begrenzt, und sich um so mehr an den Pfarrer und die Kirche hängt, je weniger er anderen allgemeinen Bestrebungen zugänglich ist. Die gegenwärtige Wahlbewegung jedoch hat gerade für die ackerbauende Bevölkerung ein so spezielles Interesse, daß man hoffen kann, daß dieser enge Kreis der Ideen und Bestrebungen durchbrochen werde; grade die Leute, denen die Politik eine unbekannte Gegend ist, sind über diese wichtigen Fragen, die dieser Wahl zu Grunde liegen, leichter zu unterrichten, als die permanenten Mitglieder der politischen Versammlungen und die abgenutzten Werkzeuge der Drahtzieher. Wir persönlich wenigstens haben uns oft gefreut, im Kreise dieser Bauern zu sitzen, und ihnen von dem großen Freiheitskampfe zu erzählen, der zunächst allerdings nur den fernen Westen betrifft, aber in seinen Consequenzen und Resultaten bis in die Heimath und Freiheit jedes Mannes reicht.

Es erweckt eine eigenthümliche nachdenkliche Stimmung, durch die herbstlichen Wälder und über die Steppelfelder zu gehen. Hier ist nicht der lustige, weintolle Herbst, den wir auf den Rebhügeln des Rheines feierten. Schwerfällig schleppt sich der hochbeladene Wagen des Bauern über den Weg; langsam schleicht das Boot im Kanale fort; das Waldfeuer glimmt mehr, wie es brennt, am Rande des Waldes, und die einzige Musik ist das Rauschen des Herbstwindes in den welken Blättern der Bäume. Die halbzerstörten Wälder, voller Baumstumpen und halbverbrannten Stämme sehen aus, wie Kirchhöfe voll plumper, kunsiloser Leichen-

steine; ein Bild der Zerstörung prägt sich dort unserer Phantasie ein, wo wir Leben und Produktion aus der ersten, frischesten Quelle der Natur erwarten. Es ist ein sonderbares Bild halber Zerstörung und halber Entwicklung, das zu den poetischen Erwartungen, die man von dem amerikanischen Landleben hat, wenig paßt.

Nun, es ist hier Alles noch im Werden begriffen, und die zerstörenden Kräfte kämpfen mit den aufbauenden einen Wettkampf. Zwei feindliche Gewalten streiten sich um diese Republik, der gute Genius des Landes und sein böser Dämon. In allen Verhältnissen des amerikanischen Lebens bemerkt man den Widerstreit dieser Kräfte; überall ist Dualismus und Antagonie vorhanden, und es ist ein fester, starker Sinn dazu nothwendig, um wenn auch nicht siegreich, so doch unbeschädigt aus dem Kampfe zu gehen. Wir hoffen und glauben für uns das Letztere. Ein großer Kampf mit vielen Verdrießlichkeiten und Widerwärtigkeiten ist vorüber, aber, wie auch die Entscheidung ausfallen mag, wir gehen denselben Weg weiter, von dem wir ausgegangen sind, und haben nicht nöthig, irgend einen Theil unserer Ueberzeugungen zu opfern. Es ist jetzt die Zeit des Herbstes und der Erndte; möge die Saat der Freiheit, welche im letzten Sommer gelegt wurde, jetzt auch eine gute Erndte bringen, eine Erndte an Rechts- und Selbst.wußtsein, welche einigermassen uns für die Armuth an geistigen Genüssen in Amerika entschädigt. Dann wollen wir beruhigt und befriedigt in den freud- und freudlosen Winter hineingehen.

Ein letztes Wort vor der Wahl.

Dies ist die letzte Nummer der „Atlantis“, welche vor der Wahl in das Publikum kommt, und wir glauben, noch ein letztes Wort über diese Angelegenheit sagen zu müssen. Nicht als wenn wir noch nothwendig hätten, den massenhaften Beweisen, Ausführungen und Entwicklungen zu Gunsten der republikanischen Partei, welche während des Wahlkampfes das Land, die Presse und die Versammlungen überschwemmt, noch etwas hinzuzufügen; der Stoff ist gehörig und genügend verarbeitet worden, die ganze Streitfrage ist spruchreif, und wir überlassen sie dem Richterspruche des Volkes. Wir glauben überhaupt, daß wer sich jetzt noch kein festes Urtheil über die Sache gebildet hat, daß der gar keines Urtheils fähig ist, und vermessen uns nicht, in der ersten Stunde noch Propaganda bei der Gegenpartei machen zu wollen. Das Einzige, was wir thun wollen, ist, daß wir die Gegenpartei noch einmal an die Größe des politischen Ver-

brechens, welches sie zu begehen im Begriff stehen, erinnern, daß wir den Republikanern Thätigkeit und Wachsamkeit empfehlen, und namentlich, daß wir die großen Freiheitsideen, welche den innern Kern der ganzen Volksbewegung bilden, nicht wieder nach der Wahl im Laufe des alltäglichen Lebens untergehen lassen. Von welcher Seite man auch die gegenwärtige Bewegung auffassen, und welche dunkle Flecken man auch an derselben entdeckt haben mag, so viel ist sicher, daß der Theil der deutschen Bevölkerung, zu welchem die „Atlantis“ endet, wenigstens keinen Humbug aus der Wahl gemacht, sondern sich mit redlichem Eifer an derselben betheiligt hat. Wenn, wie bei solchen Wahlen, die Massen des Volkes aufgewühlt werden, und alle schlechten Motive, alle gemeinen Vorurtheile und Gewohnheiten, alle Unbildung und Rohheit der Massen an das Tageslicht treten und von gewissenlosen Politikern ausgebeutet werden, dann ist es allerdings leicht, mit Spott und Hohn jede Partei zu mißhandeln und die einzelnen Karrikaturen, die bei solchen Gelegenheiten natürlich mit unterlaufen, zu einem großen komischen Gemälde zusammenzustellen. Das allgemeine Wahlrecht hat allerdings ebenso komische wie gefährliche Seiten, und namentlich die Art und Weise, wie es in Amerika praktiziert wird, möchte der Satire einen allzudankbaren Stoff geben, aber wir haben nicht so sehr mit den Volksmassen und der praktischen Handhabung der Politik, wie mit den objektiven Fragen und prinzipiellen Ideen derselben zu thun. Hier kommen wir, selbst im fremden Lande auf ein bekanntes Terrain; hier stehen wir nicht als „Adoptivbürger“ da, geduldet und geschuht; sondern befinden wir uns in der alten Heimath, im Kreise jener Ideen, Prinzipien und Bestrebungen, welche die Atmosphäre der ganzen gebildeten Menschheit bilden, die uns in Europa und über den Ocean begleitet haben, und die am schönsten, wahrsten und treuesten gerade in den Meisterwerken unserer eigenen Muttersprache geschildert sind. Ebenso wenig, wie die republikanischen Ideen, welche der gegenwärtigen Wahlbewegung zu Grunde liegen, in Amerika neu sind, sondern vielmehr nur in einer Wiederholung und weiteren Ausführung der während der ersten Jahre der Republik befolgten Politik bestehen, ebenso wenig sind diese Ideen und Bestrebungen dem Europäer fremd; ähnliche politische Bewegungen, wie sie jetzt Amerika erschüttern, haben die europäischen Staaten aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergetragen und die Leibeigenschaft von dem ganzen außerrussischen Europa hinweggeschafft. Es wäre höchst thöricht, wollte man die Uebereinstimmung und Wechselwirkung der amerikanischen und europäischen Entwidlung bestreiten; schon bei der Bildung dieser großen Republik walteten die Einflüsse europäischer Cultur vor; die Unabhängigkeitserklärung ist ein Produkt desselben freien, philosophischen Geistes, welcher in Frankreich einen Rousseau, d'Alembert, Diderot beseele, in England einen Hume, einen Junius inspirirte und die Deutschland die Mei-

sterwerke unserer klassischen Literatur hervorri f. Auf der andern Seite hat auch die Bildung der amerikanischen Republik keinen geringen Einfluß auf die erste französische Revolution und die damit zusammenhängenden Erschütterungen in Europa gehabt, und noch in den letzten Revolutionsjahren waren die Constitution der Ver. Staaten und die politischen Zustände dieses Jahres der Leitfaden und Rathgeber für die republikanische Partei in Frankreich und Deutschland. Diese Wechselwirkung der politischen Ideen und Bestrebungen wird sich natürlich von Jahr zu Jahr deutlicher herausstellen, einmal durch die Vermehrung der Verkehrsmittel und des Welthandels, hauptsächlich aber zweitens durch die Universalität der politischen Idee selbst, die immer mehr und mehr kosmopolitischen Charakter gewinnt. Wir stehen gerade heute direkt und unmittelbar den großen Ideen der Unabhängigkeitserklärung gegenüber; feige, halbe Politiker auf der einen, wie auf der andern Seite mögen die Bewegung zu entstellen und ihr die prinzipielle Spitze abzubrechen suchen: es geht nicht; immer und immer kommen wir wieder auf die prinzipiellen Gegensätze zwischen dem System der freien Arbeit und der Sklavenarbeit zurück, ein Gegensatz, welcher seit Jahrtausenden die Weltgeschichte voran bewegt hat, und der mit dem endlichen Triumphe der freien Arbeit endigen wird. Wie innig die Interessen Amerika's u. Europa's in Bezug auf diesen Kampf zwischen freier und Sklavenarbeit zusammenhängen, dies beweist uns schon allein eine zahlreiche, massenhafte Einwanderung, welche jährlich von Europa nach Amerika zieht, und die ein sich unaufhörlich erneuerndes Bindeglied zwischen den beiden Continenten bildet. Die Frage, um welche es sich bei der bevorstehenden Wahl handelt, ist gerade eine Lebensfrage für die Einwanderung; nur unter dem Systeme der freien Arbeit und des freien Bodens kann diese friedliche Völkerwanderung fort und fort ihre historische Mission erfüllen, und die socialen Ungleichheiten zwischen Europa und Amerika ausfüllen. Die Versclavung der Territorien würde für die nördlichen Staaten Amerika's in wenigen Jahren ähnliche sociale Zustände herbeiführen, welche die Einwanderung aus Europa veranlaßt, und es würde sich in diesem kalten, herzlosen Lande, wo in allen Verhältnissen das Sprüchwort gilt: „Hilf dir selbst!“ ein Proletariat bilden, dessen sociale Stellung noch schlimmer wie die der englischen Fabrikarbeiter oder der südlichen Negerclaven sein würde. Dies sind Aussichten, welche für jeden unbefangenen Menschen keiner weiteren Erläuterung bedürfen.

Ja, wenn man nur wüßte, warum es sich bei der nächsten Wahl handelt, dann würde Manches anders und besser sein. Obgleich die Frage klar und deutlich genug ist, so wird sie doch von den wenigsten Leuten, die für Buchanan stimmen, verstanden. Die demokratischen Zeitungen und Redner hüten sich, die Pläne ihrer eigenen Partei zu enthüllen, die eigene Plattform zu erklären und zu vertheidigen, das Lösungswort ihrer Partei auszuspre-

den. Die demokratische Partei ist im Norden die Lüge, im Süden die Sklaverei. Sie ist Sklaverei, und nichts, wie Sklaverei; alle Worte von Volksouverainität, Gleichberechtigung der Staaten, Weichhütung der Rechte der Einwanderung, welche sich in dem Munde der demokratischen Redner vorfinden, sind nur Humbug, den die Sklavenhalter, die Herren der demokratischen Partei, selbst verachten und verspotten. Man lese die südlichen Zeitungen, namentlich die leitenden Organe der demokratischen Partei, den „Charleston Mercury“ und „Richmond Inquirer“: dort kann man sich unterrichten über den wahren Charakter der sogenannten Demokratie; dort wird reiner Wein eingeschenkt, der im Norden von einer wahren Sündfluth von Lügen überschüttet wird. Man vergleiche mit diesen Ausbrüchen des Proslavereifanatismus die Handlungen dieser Partei in Kansas, in Kalifornien, im Kongresse, — man studire die Geschichte der Administration von Pierce und lese die Cincinnati Platform, in welcher die Politik dieser Administration als die wahrhaft demokratische ein unbedingtes Vertrauensvotum enthält; man betrachte die politische Vergangenheit Buchanan's, dem die südlichen Zeitungen nachrühmen, daß er die vierzig Jahre seiner politischen Laufbahn unausgesetzt zu Gunsten der Sklavenhalter verwendet habe; — dann hat man die Materialien zu Beurtheilung einer Partei, die in allen ihren Versprechungen und Gelöbnissen ebenso sehr Lüge ist, wie in ihrem Namen. Seitdem schon früher die demokratische Partei die erhabenen und reinen Grundsätze der Zeiten von Washington und Jefferson verlassen und durch die Billigung des Sklavenauslieferungsgesetzes, durch die Zulassung neuer Sklavenstaaten in die Union u. s. w. sich als eine Proslavereipartei erwiesen hatte, brach dieselbe durch die Erlassung der Nebraskabill vollständig mit ihrer Vergangenheit und ihrer historischen Mission, indem sie das ganze Bundesrecht der Ver. Staaten in Bezug auf Sklaverei veränderte, und durch einen Bruch der bestehenden Verträge den Grund zu einer Reihe von Bürgerkriegen legte, deren erste Scenen wir schon in Kansas gesehen haben, und deren letzter Akt lange noch nicht ausgespielt hat. Die Nebraskabill, anscheinend ein echt demokratisches Gesetz, weil es sich unter dem Deckmantel der Volksouverainität repräsentirt, ist die größte Fälschung des Bundesrechtes, die man sich denken kann. Die Sklaverei, früher ein lokales, geduldetes Uebel, das nur mittelst bestehender Verordnungen und Gesetze einzelner Staaten existiren konnte, wird durch die Nebraskabill ein nationales Institut, unzertrennbar mit der Existenz der Union verbunden, überall einführbar, wo die Herrschaft des Bundes gilt, die allgemeine Regel, von welcher die Freiheit der nördlichen Staaten nur eine Ausnahme bildet. Das Verhältniß zwischen Regel und Ausnahme in Bezug auf diesen Gegenstand ist durch die Nebraskabill geradezu umgekehrt worden; die Sklaverei ist Regel, die Freiheit zu einem geduldeten Ausnahmezustand

herabgesunken. Anstatt daß früher die Sklaverei durch verschiedene Gesetze, wie die Ordonanzen vom 13. Juli, das Wilmot Proviso, das Missouri-Kompromiß u. s. w. mit gesetzlichen Schranken umgeben wurde, umgibt man jetzt die Freiheit mit solchen Schranken. Man muß sich daran erinnern, daß jede Ausdehnung der Sklaverei zugleich eine Eindämmung der Freiheit ist, und daß man jeden Acker Land, den man den Sklavenhaltern überläßt, von dem durch Gesetze geschützten Erbtheile der freien Männer wegnimmt. Wenn man nun bedenkt, daß es sich in dem ausgebrochenen Kampfe nicht nur um Kansas handelt, sondern um ein Territorium, das mehr Flächenraum enthält, als alle freien Staaten der Union zusammen, so wird man gewiß zögern, das Schicksal dieser großen Zukunft der Union, welches durch weise Verfügungen der alten Staatsmänner und unter Zustimmung des Sudens der Freiheit vorbehalten war, dem permanenten Kampfe zwischen Freiheit und Sklaverei zu überantworten, dem jetzt das arme Kansas schon zum Opfer gefallen ist. Was in aller Welt haben wir nördlichen Männer für Interesse daran, den südlichen Sklavenhaltern, deren Herrschaft schon jetzt, wie ein Alp auf dem Herzen der Union liegt, die Territorien zu schenken? Was haben wir denn mit der Sklaverei zu thun, so hören wir oft von gegnerischer Seite fragen, und gerade diese Frage beweist uns, daß wir uns nicht zu den politischen Bedienten der südlichen Master herzugeben haben.

Gewiß, wenn die meisten Leute, die jetzt für Buchanan Hosiannah rufen, wüßten, was sie thäten, sie würden mit Verachtung einer Partei den Rücken kehren, welche die Freiheit des Nordens und das Eigenthum desselben an die südlichen Sklavenhalter verräth.

Wir brauchen darüber kein Wort mehr zu verlieren. Wer nicht sehen will, der sieht nicht; wer nicht denken will, den kann man nicht dazu zwingen; es ist hier ein „freies“ Land, und Jeder hat die Erlaubniß, so gemein, wie möglich, zu sein.

Was wir wünschen, ist, nicht die Gegner zu bekehren, sondern diejenigen, welche für die gute Sache schon eingenommen sind, auf die große Bedeutung der ganzen Frage aufmerksam zu machen. Wir haben uns während der ganzen Wahlzeit bemüht, die großen Ideen, welche der Wahl zu Grunde liegen, zum Bewußtsein zu bringen, den sittlichen Kern, der aus dem ganzen Lärmen und Humbug der Wahl herausgeschält werden muß, die ewige Wahrheit, die aus der momentanen Bewegung hervorleuchtet. Die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte sind denn doch am Ende der einzige Boden für unsere eigene Freiheit und Wohlfahrt, und wenn wir dieses Fundament der Republik verletzen, so verletzen wir unser eigenes Recht. Es gibt am Ende kein anderes Unterscheidungszeichen zwischen dem gebildeten und dem rohen Menschen, als daß der Eine die Menschenwürde und das Menschenrecht in sich selbst und in Andern achtet,

während der Andere, unfähig, die Menschenwürde in Andern zu achten, die Selbstachtung verliert. Wir können uns gar keinen Staat und keine gesittete Gesellschaft denken, welche nicht von einer allgemeinen Achtung vor den Rechten anderer, selbst schwächerer Menschen durchdrungen ist; die civilisirte Menschheit selbst ist über ein gewisses Maaß und Minimum dieser Rechte schon längst übereingekommen, und nur den Barbaren genügt das brutale Recht des Stärkeren. Wir werden auf die historische Entwicklung der Menschenrechte in einem besonderen Artikel näher zurückkommen, wie wir denn überhaupt nach der Wahl mehr Zeit und Ruhe haben, die großen Grundsätze der Freiheit zu entwickeln. Wir denken, daß die politische Bewegung der letzten Jahre mächtig und tief genug ist, daß sie durch das Resultat der Wahl selbst nicht beendet und erschöpft wird, sondern vielmehr einen frischen Anlauf nimmt und neuen Schwung erhält. Wer die Union liebt und es gut mit seinem Adeptivaterlande meint, der muß dahin streben, die großen Grundsätze der Freiheit, der Gleichberechtigung der einzelnen Staaten und Individuen und der wirklichen Selbstregierung durchzusetzen; Privilegien, Sonderinteressen und Standesungleichheiten, wie sie in den südlichen Staaten bestehen, sind eine permanente Aufforderung zur Auflösung der Union.

Für uns Deutsche liegt noch eine besondere Pflicht in der gegenwärtigen Wahlbewegung; wir haben sie schon früher angedeutet, und wiederholen sie heute in dem mitgetheilten Aufrufe des Bostoner Fremont-Clubs. Wir werden nicht müde werden, immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit einer selbstständigen Organisation der freien Deutschen aufmerksam zu machen, und hoffen sie am Ende doch durchsetzen zu helfen, trotzdem daß der günstigste Moment vorbei ist. Wir hoffen auch in dieser Beziehung, wie in manchen anderen, einen Fortschritt von der Beendigung des Wahlhumbugs; wir hoffen, daß die Ideen sich läutern und klären, und daß die Prinzipien der Humanität und Freiheit, die der Wahl zu Grunde liegen, auch unser geselliges und politisches Leben durchdringen und veredeln werden. Wir sehen an der gegenwärtigen Wahl, daß jeder, und auch der kleinste Gewinn an Menschlichkeit und Freiheit mit großen Opfern und Anstrengungen erkauft werden muß; vertheidigen wir deshalb jede einmal gewonnene Position; sinken wir nicht wieder zurück in Parteidienstbarkeit und Indifferenz; stehen wir fest auf dem republikanischen Boden, des Dichters Worten treu:

„Dies ist unser, so laß uns sagen, und so es behaupten.“



Organisation der deutschrepublikanischen Vereine.

(Aus dem tägl. Buffalo Telegraph.)

Wir theilen unten ein Schreiben des Boston deutschen FremontClubs mit, in welchem ein früher von der „Atlantis“ [im Julihefte], von „Pionier“ und andern republikanischen Blättern gemachter Vorschlag wiederholt wird, nämlich, das freisinnige deutsche Element in den Ver Staaten nach einem gemeinsamen Plane zu organisiren, und die jetzige Wahlbewegung als Veranlassung zu benutzen, eine bleibende Vereinigung aller freien Deutschen zu erzielen. Wir freuen uns, daß von den Deutschen in Boston dieser Plan wieder angeregt ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil sich durch Verfolgung desselben die Grenzlinie zwischen den wirklich freien und unabhängigen Deutschen und der republikanischen Parteidienerei deutlich herausstellt. Wir haben Zeitungen und Männer in der republikanischen Partei, welche niemals hätten aus der demokratischen Partei herausgehen sollen, so sehr sind sie an die Parteidienerei und an die Servilität gegen die Amerikaner gewöhnt; sie treiben die Hunkerei in der neuen Partei gerade, wie in der alten, nur daß in der neuen Partei ihre Unfähigkeit und Unselbstständigkeit deutlicher hervortritt. Da diese Leute nicht wagen, einen Schritt über den von der Partei vorgeschriebenen Weg hinauszuweichen, und die sich damit begnügen, der amerikanischen Aemterjägererei dienstbar zu sein, so war ihnen natürlich der Vorschlag, eine selbstständige, nicht bloß für die nächste Wahl berechnete, nicht bloß den amerikanischen Partezwecken dienende Organisation in's Leben treten zu lassen, ein Greuel. Ein großer Theil der deutschrepublikanischen Presse überhörte entweder den Vorschlag ganz, oder sprach sich gegen die „Zweckmäßigkeit“ eines solchen Unternehmens aus. Viele fragten auch: Worin liegt der Nutzen einer solchen Organisation? Sie konnten auch fragen: Worin liegt der Nutzen eines selbstständigen Urtheils und einer unabhängigen Gesinnung in der Politik? Wir sehen, wie gerade in der letzten Zeit auch unter den Deutschen die Politik gewerbsmäßig betrieben wird, und sich Leute in den Vordergrund drängen, von denen jeder Mensch weiß, daß sie es mehr aus pekuniären Interessen, als aus Freiheitsliebe und Ueberzeugung thun. Das sind Uebelstände, welche man bei keiner Wahl vermeiden kann. Aber um so dringender tritt die Nothwendigkeit an den Tag, der Corruption und Bummelerei in der Politik die Unabhängigkeit und das prinzipielle Interesse entgegenzusetzen.

Viele Bestrebungen sind schon gemacht worden, die freisinnigen Deutschen zu vereinigen. Daß diese Versuche sich so häufig wiederholten, bewies, daß denselben eine innere Nothwendigkeit zu Grunde lag. Der Unterschied zwischen dem, was das freisinnige deutsche Element gegenwärtig leistet, und was es bei einer zweckmäßigen Organisation leisten würde, fällt Jedem in die Augen. Warum nicht den Anfang machen? Die republika-

nische Partei würde selbst unter den gegenwärtigen Umständen nur dabei gewinnen und jedenfalls würde für die Politik der Zukunft diese Organisation ein fester Anhaltspunkt sein.

Wenn wir so fort machen, was haben wir, wenn die Wahl vorüber ist? Die künstliche Aufregung ist erloschen, die Quelle derselben, die Parteigelder sind versiegt, das Interesse an der Politik für den Moment verschwunden. Die Ideen, welche man während dieser Bewegung dem Publikum mitzuthemen suchte, gehen in dem Misere des täglichen Lebens unter. Das deutsche Element, für den Augenblick zum Leben und zur Freiheit erwacht, versinkt wieder in die alte Parteidienstbarkeit, und die Parteien selbst haben keine Kontrolle und Kritik, sondern nur Schmeichler und Werkzeuge.

Wir persönlich haben kein Mißtrauen gegen die republikanische Partei. Sie ist so gut und frei, wie sie unter den Umständen sein kann. Aber wir legen uns die Frage vor, ist dieß der Anfang oder der Schluß einer politischen Bewegung? Wir glauben das Erste, nehmlich, daß diese Bewegung eine neue Era in der amerikanischen Politik hervorbringen werde. Deshalb müssen wir weiter sehen, wie bis zum Tage der Wahl.

Wir kommen auf diesen wichtigen Gegenstand noch weiter zurück, und empfehlen einstweilen denselben der republikanischen Presse zur Besprechung.

A u f r u f

an die von Deutschen gebildeten republikanischen
und alle sonstigen freisinnigen Vereine.

Amerikanische Mitbürger deutscher Zunge!

Zum erstenmale in der Geschichte der Ver. Staaten hat sich das deutsche Element des amerikanischen Volkes in großer Menge an der Sache der Freiheit mit Bewußtsein betheiligt. Man hat sich zum erstenmale losgerissen von Parteifesseln und gelernt, daß man auch auf eigenen Füßen stehen könne. Eine so ehrenhafte Mehrheit der hiesigen deutschen Bevölkerung hat sich an dem gegenwärtigen Wahlkampfe zu Gunsten der Ausführung der in der Unabhängigkeitserklärung enthaltenen Grundsätze betheiligt, daß es Unrecht wäre, diesen günstigen Augenblick vorüber gehen zu lassen, ohne

eine dauernde Vereinigung aller freidenkenden
Männer deutschen Stammes zu bewerkstelligen.

Wenn es eine Wahrheit ist, daß das deutsche Volk vor allen anderen der Träger von Ideen ist, die bei der großen Mehrzahl unserer amerikanischen Mitbürger noch nicht zur Klarheit und Geltung gekommen sind;

wenn es wahr ist, daß das deutsche Volk mit besonderer Innigkeit und Hingabe an einmal gewonnenen Ueberzeugungen hängt;

wenn es ferner keines Beweises bedarf, daß die Macht der deutschen Bürger dieser Ver. St. in politischer und sozialer Hinsicht eine sehr bedeutende ist, falls sie vereinigt sind:

so liegt darin eine Aufforderung für alle Freunde der Freiheit und Humanität, sich unmittelbar und dauernd zu vereinigen. Der Bostoner Fremont-Club No. 5 faßte daher um Mitte Juli folgenden Beschluß:

„Es solle der Ausschuß beauftragt werden, ein Rundschreiben an alle „deutschen Fremont-Clubs zu richten, um eine auch nach der November-

„wahl fortbauernde Verbindung aller freisinnigen Deutschen zu politischen und socialen Zwecken zu begründen.

Zur weiteren Ausführung dieses Beschlusses macht derselbe den deutschen republikanischen Clubs und allen freisinnigen Deutschen folgende Vorschläge:

1. Die freigesinnten amerikanischen Bürger deutschen Stammes bilden eine geschlossene Partei des Fortschrittes zur Verbreitung der Herrschaft der Vernunft und der Humanität.

2. Die deutschen republikanischen Clubs constituiren sich deshalb in permanente Vereine, die ihre regelmäßigen Sitzungen halten. Sie wählen aus ihrer Mitte ein stehendes Comité, welches gemeinsames Handeln leitet, zu diesem Zwecke mit den einzelnen Vereinen eine stete Correspondenz unterhält, und dem die Aufgabe obliegt, durch Presse und Berufung von Versammlungen die weitere Ausbreitung dieser Ideen zu bewirken.

3. Diese Partei hält die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 für die Hauptgrundlage unserer republikanischen Staatsverfassung, und erklärt sich entschieden gegen jede Auslegung der Constitution, welche den in der Unabhängigkeitserklärung aufgestellten Grundsätzen der Freiheit und der gesunden Vernunft widerspricht.

4. Sie hält dafür, daß durch die Aufhebung des Missouri-Compromisses und durch die Einführung des Grundsatzes der Equatter-Souveränität der Süden selbst die Constitution gebrochen hat, indem er die in Art. IV Sektion 3, Abschnitt 2 derselben enthaltene Bestimmung, der Congreß solle den Territorien ihre Gesetze geben, aufhob.

5. Sie erklärt sich auf das Entschiedenste gegen die Wiedereinführung des Missouri-Compromisses, sowie gegen jedes andere Compromiß zwischen Freiheit und Sklaverei.

6. Da der Süden und die demokratische Partei durch den Bruch der Constitution die freien Männer des Nordens von aller und jeder Verpflichtung in der Sklavereifrage selbst befreit haben: so bringt die Partei darauf, daß die Entscheidung über Freiheit und Sklaverei in allen Territorien, nördlich oder südlich vom 36. Grade, 30 Min. eine durch die absolute Stimmenmehrheit des amerikanischen Volkes und nicht durch die jedesmaligen Einwanderer zu entscheidende Frage ist.

7. Sie bringt darauf, daß der Congreß das ihm nach Artikel 1. Sect. 8, Abschn. 3 der Constitution zustehende Recht: „den Handel zwischen den einzelnen Staaten zu ordnen“, dahin ausübe, daß der Handel mit Sklaven zwischen den einzelnen Staaten aufgehoben werde.

8. Auf die Ueberzeugung gestützt, daß in der gebildeten und freien Ackerbaubevölkerung eines Staates die wahre Stütze der Freiheit zu suchen sei, wird sie darauf dringen, daß die Staatsländereien dem Wucher entzogen und wirklichen Ansiedlern geschenkt, oder zu den billigsten Preisen abgelassen werden.

9. Sie wird stets darauf dringen, daß der Eingewanderte an Rechten dem eingebornen Bürger gleich stehe, und wird deshalb stets der Beschränkung der Naturalisationsgesetze sowie aller Beschränkung jener politischen und socialen Gleichheit nach Kräften entgegenwirken.

10. Sie wird stets gegen die Einführung von allen Präventivgesetzen, als Beschränkungen der individuellen Freiheit, arbeiten und stimmen, wie z. B. gegen das Maine Liquor Law und ähnl.

11. Sie wird aus demselben Grunde auf die Abschaffung derjenigen Staatsgesetze hinarbeiten, die sich auf die Sonntagsfeier beziehen, oder mit religiösem Cultus überhaupt zusammenhängen.

12. Wie sich nach dem Borausgehenden von selbst versteht, wird diese Partei in Staats- und allgemeinen Wahlen Niemanden unterstützen, von dem sie nicht gewiß weiß, daß er die oben ausgesprochenen Grundsätze theoretisch und praktisch anerkennt.

Zum Schlusse erlaubt sich der Bostoner Fremont-Club No. 5 nochmals auf die ungeheure Wichtigkeit vereinten Handelns hinzuweisen. Nach vorhandener Erfahrung sind in den Ver. St. etwa 5 bis 6 Millionen Stimmberechtigter, welche noch bei keiner Gelegenheit mehr als dritthalb Millionen Stimmen abgegeben haben. Unter den 3 bis 4 Mill. Einwandererten deutschen Stammes und deren Altkömmlingen befinden sich doch wenigstens etwa 500,000 Stimmbfähige. Nehmen wir nun an, daß 200,000 Deutsche durch die Bemühungen unserer Partei für die Unterstützung der Freiheit gewonnen werden könnten, so würden wir bei allgemeinen Wahlen mit der Theilung der übrigen Stimmen in verschiedene Parteien stets den Ausschlag geben können. Es ist leicht einzusehen, von welchem Gewichte 200,000 St. in die Wagschale der Freiheit geworfen, bei jeder politischen und socialen Frage sein würden, ganz abgesehen von der moralischen Achtung, die eine solche Phalanx der Freiheit sich von allen Parteien erzwingen müßte.

Indem der Bostoner Fremont-Club No. 5 diese Vorschläge allen republikanischen Vereinen, sowie allen sonstigen freisinnigen Deutschen vorlegt, bittet derselbe um recht allgemeine Besprechung und recht allgemeinen baldigen Zutritt.

Alle freisinnigen Zeitungen und Zeitschriften werden ersucht, den vorstehenden Aufruf in ihre Spalten aufzunehmen.

Mittheilungen können unter der Adresse :

G. A. Schmitt, Boston, Massack.

eingesandt werden.

Der Bostoner Fremont Club No. 5. — G. A. Schmitt, Secr.
Boston, 21. September 1856.

In Betreff der Atlantis.

Nach der Wahl wird wohl Manches besser werden; hoffentlich werden denn auch wohl die Agenten und Abonnenten der Atlantis, welche in den letzten Monaten wenig von sich hören ließen, bezahlen. Wir sind in der traurigen Nothwendigkeit, unseren Abkonnten anzeigen zu müssen, daß wir die Atlantis in wenigen Monaten eingehen lassen müssen, wenn die planmäßige, systematische Zahlungsverweigerung der letzten Monate noch weiter fort dauert.

Wir erjuchen die Abonnenten, welche den Fortbestand der Atlantis wünschen, ihr fälliges und rückständiges Abonnement direkt per Post in registrierten Briefen an mich abzusenden. Wenn nur die Hälfte der Abonnenten diesem Aufrufe sofort nachkommt, ist die Atlantis gesichert.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 5. Heft 5.

November, 1856.

Alte Folge,
Bd. 7., Nr. 162—163.

Die Menschenrechte.

(Erster Artikel.)

Durch die Präsidentenwahl und die damit verbundenen Tagesfragen ist unsere Aufmerksamkeit nachdrücklich und wiederholt auf das Thema der Menschenrechte gelenkt worden. Wir glauben, daß die republikanische Bewegung, — wir wissen, während wir diese Zeilen schreiben, noch nicht, ob sie die siegende oder die besiegte ist, — nur dadurch Berechtigung und Werth hat, daß sie die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung über diesen Gegenstand zur Erscheinung und praktischen Durchführung bringt. Wir kommen hier aus dem Lärmen der Wahlbewegung und aus dem Humbug der populären Agitation auf ein festes prinzipielles Feld, auf dem die Entstellungen und Verleumdungen der Parteien schweigen müssen. Die Stellung, welche die amerikanische Politik in Bezug auf die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte einnimmt, bezeichnet den Grad von Civilisation und Kultur, den das amerikanische Volk repräsentirt, und die verdoppelten Anstrengungen des Nativismus und der Proclaverei-Propaganda, welche die Menschenrechte mit Füßen zu treten suchen, beweisen uns, an welchem Abgrunde der Barbarei die Union trotz ihrer vielgerühmten republikanischen Institutionen steht. Selbst die Vergleichenngen zwischen den europäischen und amerikanischen Zuständen dienen nicht zum Vortheil der letzteren, und wir glauben, keine Uebertreibung zu wagen, wenn wir sagen, daß ein bescheidenes Maaß, ein Minimum von persönlichen Rechten, ohne welches gar keine civilisirte Gesellschaft bestehen kann, selbst unter den despotischen Regierungen Europa's allgemeiner anerkannt wird, und fester gestellt ist, als in dieser Union, über deren Wiege der Genius eines Jefferson schwebte.

Die Menschenrechte bilden den eigentlichen Kern und die allgemeine Grundlage jeglicher Civilisation und die erste Bedingung einer geordneten bürgerlichen Gesellschaft. Je größer der Umfang der Menschenrechte ist, desto höher ist der Grad der Cultur, desto gestitteter ist die Gesellschaft. Die ganze Weltgeschichte ist im Grunde genommen, nichts wie die langsame, vielfach unterbrochene, aber immer fortschreitende Realisirung die-

ses Prinzipes. Von den ersten Zeiten der orientalischen Barbarei bis zu unseren modernen Culturzuständen sehen wir, wie die Menschenrechte allmählig sich entwickeln, bestimmtere Formen annehmen, erst die Grundlage der religiösen Dogmen, dann die der staatlichen Gesetzgebung werden, sich über verschiedene Verhältnisse des Lebens erstrecken, bis daß sie endlich das ganze Leben und Treiben der civilisirten Gesellschaft durchdringen. Es gibt heutzutage keine gebildete Gesellschaft mehr, in welcher man ungestraft die Menschenrechte bis zu den feinsten Bestimmungen der Ehre und des Anstandes hinauf verletzen könnte; die Gesetze, welche die gebildete Gesellschaft sich selbst über diesen Gegenstand gegeben hat, gehen noch weit über die Zwangs- und Strafgesetze des Staates hinaus; jede gebildete Gesellschaft wacht mit einer gewissen Angestrengtheit darüber, daß Jedem in ihrer Mitte dasselbe Recht wird, welches der Einzelne für sich in Anspruch nimmt. Da dies der allgemeine Ton für die jetzige bürgerliche Gesellschaft ist, — so fällt die vollständige Negation der Menschenrechte durch den Staat, welche man in einzelnen despotischen Staaten Europa's, aber noch ausgeprägter und entschiedener in einzelnen Institutionen Amerika's findet, um so seltsamer auf, und man wird dadurch um so empfindlicher und rauer berührt, je weniger man im gewöhnlichen Leben daran gewöhnt wird.

Man nennt die Menschenrechte die ewigen und unveräußerlichen, und doch sehen wir, wie sie sich immer mehr und mehr im Laufe der Civilisation verändern, erweitern, ausbreiten. Es geht mit den Menschenrechten, wie mit der ganzen Organisation des Menschen, mit dem ganzen menschlichen Typus selbst. Immer derselbe, wie wir an den ägyptischen Mumien und griechischen Statuen sehen, verändert er sich immer, aber diese Veränderungen sind immer zu seinem Vortheil. So auch sind heute die Menschenrechte weiter, reicher und größer, als in der dunkeln Zeit der werdenden Geschichte, aber wir können ihren Ursprung und ihren Kern bis auf diese dunkle Zeit zurückführen. Schon unter den orientalischen Barbaren sehen wir, allerdings mehr unter der Form einer religiösen Vorstellung, die Menschenrechte in ihren ersten Anfängen anerkannt. Gewisse Grundsätze der Moral und Gerechtigkeit finden sich überall, wo Menschen zusammen wohnen, und Menschen wohnen überall zusammen, wo es Menschen gibt. Aristoteles nennt den Menschen ein „gesellschaftliches Thier“, um ihn von den andern Thieren zu unterscheiden. Abgesehen, daß wir auch unter den Thieren schon viele Anlagen und Ansätze zum gesellschaftlichen Zusammenleben finden, — man denke an die Bienen und Ameisen, — und durch diese Definition die Grenzlinie zwischen Thier und Mensch nicht streng genug gezogen ist, — so ist doch eine der allgemeinsten Eigenschaften des Menschen mit diesem Worte ausgesprochen. Es ist die Natur des Menschen, in Beziehung und Wechselwirkung mit anderen Menschen zu

stehen, und so verschieden diese Beziehungen in den verschiedenen Entwicklungsperioden der Menschheit waren, so stimmten sie doch immer darin überein, daß sie dem Culturzustande des jedesmaligen Volkes und Zeitalters angemessen waren. Selbst unter den orientalischen Jägern und Nomaden, zu denen kaum die historische Forschung hinanreicht, finden wir eine Art primitiven Staat, obgleich das umherschweifende Leben dieser über ein ungeheures Flächengebiet zerstreuten Urvölker eben nicht das gesellschaftliche Zusammenleben und eine staatliche Ordnung begünstigte. Wo wir an der Schwelle der Weltgeschichte den Menschen finden, da finden wir auch den Staat, und diese Erscheinung bewog vielleicht den Philosophen, den Satz auszusprechen, daß der Staat, [d. i. die Idee des Staates] älter sei, als die einzelnen Staaten. Die erste bestimmte und fest abgeschlossene, wir möchten sagen, organische Form der menschlichen Gesellschaft finden wir im Patriarchenthum der alten Juden. Hier ist die Familie im Staate copirt, und gewisse Familienrechte vertreten die Stelle der noch nicht zum Vorkommen gekommenen allgemeinen Menschenrechte. Bei den alten Juden war das Recht zunächst ein Ausfluß der jüdischen Nationalität, dann des Stammes, der Familie u. s. w.; der Mensch galt nur als Jude, als Abkömmling vom Stamm Levi oder Benjamin, als Sohn dieser oder jener Familie. Mit der arithmetischen Genauigkeit, mit welcher das ganze jüdische Leben ausgemeißelt, und alle Satzungen, Gebräuche und selbst Gewohnheiten bestimmt wurden, schützte man auch das Recht jedes Einzelnen in seinen engen Grenzen; selbst die Eigenthümerrechte wurden nach einem bestimmten Plane festgestellt, indem jeder Stamm seine Provinz hatte, die ihm durch das Gesetz zugewiesen war. Die Einrichtung eines Jubeljahres übrigens, während dessen eine allgemeine Schuldentilgung und neue Vertheilung der Ländereien vorgenommen wurde, zeigt uns, daß die Juden schon damals den Anfang von dem machten, was man in der Sprache der heutigen Nationalökonomien Recht auf Arbeit nennt, und was man in Amerika mit der Freesoil-Agitation bezweckte. Diese Einrichtung, die sich auch in veränderter Weise in Griechenland und Rom wiederholte, zeigt uns, daß die sogenannten socialistischen Bestrebungen nicht nur ein Produkt des neunzehnten Jahrhunderts sind. Die zehn Gebote Moses, welche mit historischem Rechte auch noch heute an der Spitze der Moral stehen, deuten uns die festen Grenzen an, in denen sich das Rechtsbewußtsein des jüdischen Volkes bewegte. Wir können dieses Dokument als die erste Erklärung der Menschenrechte betrachten, welche uns die Geschichte überliefert hat. Das Recht auf Leben, Eigenthum und Familie wurde darin garantirt, und damit war der menschlichen Gesellschaft ein allgemeines Fundament der Civilisation gegeben, auf dem noch heute die verschiedenen Staats- und Gesellschaftsformen bestehen.

Als eine besondere Gesellschaftsform, die sich im Laufe der Jahrhun-

derte oft wiederholt hat, erwähnen wir die Kastenverfassung der alten Aegypten, welche das Volk nach orientalischem Vorbilde in verschiedene mit verschiedenen Rechten und Privilegien versehene Kasten theilte. Je schroffer und einseitiger sich diese Kastenverfassung entwickelte, desto mehr mußte das allgemeine Rechtsgefühl verloren gehen, desto mehr das Privilegium an die Stelle des Rechtes treten. In dem allgemeinen Despotismus des Orientes gingen diese Privilegien der bevorrechteten Kaste mit dem ganzen Rechtsbewußtsein des Volkes zu Grunde.

Die Menschenrechte, in dem politischen Sinne, wie wir sie heute verstehen, von der Staatsverfassung garantirt, von der Staatsverwaltung geschützt, traten zuerst bei den Griechen auf. Das griechische Leben war, soweit wie es die bevorzugten Griechen selbst anbetraf, ein so freies politisches Leben, wie sich selbst der moderne Republikaner nur wünschen kann. Wir finden hier neben den Menschenrechten, welche schon in der mosaischen Gesetzgebung ausgesprochen sind, noch die politischen Rechte, namentlich das allgemeine Wahlrecht, und ein freilich mehr factisch wie gesetzlich bestehendes Recht auf Erziehung, mit der öffentlichen Nationalbühne, den olympischen Spielen u. s. w. Aber die Griechen selbst hatten unter sich die Heloten, neben sich die Barbaren, die von ihnen für völlig rechtlos gehalten wurden; in den engen Grenzen ihrer privilegierten Freiheit konnte sich dieselbe nicht lange erhalten, und der Geist der allgemeinen Freiheit rächte sich dadurch an den Griechen, daß sie selbst Barbaren, — nach der macedonischen Eroberung — oder Heloten, — die griechischen Sklaven in Rom — wurden.

Rom zeigt uns ähnliche Verhältnisse in Bezug auf die Menschenrechte, wie in Griechenland stattfanden, in größeren Maaßstabe und in einer schrofferen Entwicklung. Die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern, dann zwischen Rom und Italien, zwischen den Bürgern und Bundesgenossen, die Sklavenkriege: sie zeigen uns alle Phasen des großen geschichtlichen Kampfes, der noch heute nicht sein Ende erreicht hat. Was die Entwicklung des Rechts selbst anbetrifft, so haben wir dem römischen Scharfsinne ein zweifelhaftes Geschenk zu verdanken, eine höchst complizirte und spißflüchtige Jurisprudenz, die sich übrigens mit allem Anderen eher beschäftigt, als mit den allgemeinen Menschenrechten. Wie weit die römische Jurisprudenz davon entfernt ist, die Freiheit und ähnliche Bestimmungen der Humanität als ein Recht zu begreifen, geht schon daraus hervor, daß sie die Freiheit als ein Eigenthumsverhältniß definiert; frei ist, wer sich selbst im Eigenthum hat. Die Freiheit ist also nach dem römischen Rechte keine ursprüngliche, sich von selbst verstehende und durch sich selbst begründete Thatsache, sondern eine aus den Eigenthumsbegriffen abgeleitete Folgerung. Das natürliche Verhältniß zwischen Freiheit und Eigenthum ist

hier also gerade auf den Kopf gestellt worden, und die ganze Geschichte Roms zeigt uns die gewaltsamen Resultate dieses verkehrten Verhältnisses.

Das Christenthum durchbrach zuerst die Banden der Nationalitäten, in denen das classische Alterthum festgehalten wurde, indem es den Grundsatz der allgemeinen Menschenliebe proclamirte. Dieser bildet gewiß die allgemeinste Grundlage, auf der ein gebildetes, humanes Zusammenleben existiren kann; aber es ist nicht genug mit der Liebe, wenn man keine Rechte hat. Das Wesen des Christenthums ist Liebe; wir geben die guten Seiten dieser Thatsache zu; aber die Liebe ist etwas Launisches, Zufälliges, Willkürliches, während das Recht die strenge, absolute Nothwendigkeit ist; die Liebe kann niemals das Recht ersetzen. Dies sehen wir auch an der Geschichte des Christenthums. Einzelne allerliebste Züge der Humanität zeichnen sich in einem Zeitalter voll Ungerechtigkeit, Rohheit und Barbarei aus, und die Demoralisation des Zeitalters schiebt in den schwärzesten Farben dagegen ab. Das Christenthum überhaupt, so viele sittliche Ideen und Motive es auch dem menschlichen Leben mitgetheilt hat, kennt den Begriff des Rechtes nicht; dieser Begriff war dem weichlichen, hingebenden, glaubensseligen Christenthum zu streng und zu schroff; Glaube, Liebe, Gnade, Barmherzigkeit, sind die christlichen Eigenschaften, aber das objektive Recht fehlt. So kam es denn auch, daß die eigentlich christliche Zeit, das Mittelalter, von einem allgemeinen Rechte nichts weiß; die alten griechischen und römischen Ideen darüber gingen verloren, und die Launenhaftigkeit und Willkürlichkeit, welche mit der christlichen Gefühlswelt unzertrennlich verbunden ist, zeigte sich in allen Gebieten des bürgerlichen und staatlichen Lebens. Eine Menge von Privilegien, Vorrechten, Monopolen, Gnaden und dergl. traten an die Stelle des alten, absoluten Rechtes. Jeder Stand, jeder Beruf hatte sein besonderes Recht oder vielmehr Privilegium, nur die große Masse des Volkes hatte gar kein Recht. Es ist interessant, zu sehen, wie gerade unter den Einflüssen des Christenthums die alte germanische Freiheit und das Rechtsbewußtsein, wie Tacitus es uns schildert, verschwand. Die Leibeigenschaft war in den germanischen Ländern kein primitiver, ursprünglicher, sondern ein eingeführter Zustand; wir finden bei keinem Urvolke der Welt verhältnißmäßig so freie Zustände und einen solchen Grad von Civilisation, wie bei den alten Germanen, und wenn von diesen ursprünglichen Anlagen sich unter den ertödtenden Einflüssen einer tausendjährigen Herrschaft des Katholizismus und Feudalismus noch Etwas erhalten hat, so zeigt sich dies von einer großen Zähigkeit und Festigkeit des germanischen Volkscharakters. Allerdings trat mit dem germanischen Volkselemente ein ganz anderer Geist in die Weltgeschichte, der Geist der Individualität, der persönlichen Freiheit, des Selbstbewußtseins, der Selbstregierung, und brach sich durch die dichten Wolken eines dunkeln Zeitalters hindurch Bahn. Wir können uns die ganze Ge-

schichte des Mittelalters mit ihren vielen Widersprüchen, Gegensätzen und Inconsequenzen nicht anders erklären, als daß wir sie als das Produkt zweier entgegengesetzter Factoren betrachten, des Germanenthums und des Christenthums. Die Geschichtsschreiber haben versucht, beide Elemente mit einander zu verbinden, und die Gleichheit derselben nachzuweisen, aber der Geist des Germanenthums ist so sehr verschieden von dem Geiste des Christenthums, wie der Tag von der Nacht. Der Kampf zwischen dem Selbstbewußtsein und dem Dogma, zwischen der Reformation und dem Katholizismus, zwischen der Wissenschaft und dem Glauben, zwischen der Selbstregierung und der Despotie, dieser Kampf, der uns aus dem Mittelalter in die neue Zeit hereingeführt hat, ist dem Dualismus zwischen Germanenthum und Christenthum entsprungen. Wir finden die wesentlichsten Menschenrechte, welche heute noch die Grundlage jeder freien Staatsverfassung bilden, wie z. B. der nordamerikanischen und englischen, schon in den primitiven Zuständen der germanischen Volksstämme; Selbstregierung, Jury, Habeas Corpus-Akte, die wichtigsten Bestimmungen der bürgerlichen Freiheit, waren im Keime schon in dem Deutschland des Tacitus enthalten. Das Gemeindeleben mit Selbstverwaltung und Gleichberechtigung ist ein Grundzug deutscher Zustände, und hat die altgermanische Freiheit durch den tausendjährigen Druck des Feudalismus hindurch gerettet. Die Reformation, welche wir mit Recht als den Anfang der Geschichte der neuen Zeit betrachten, leitete die große Kette von religiösen, politischen und socialen Bewegungen ein, von denen auch unser Zeitalter erschüttert wird, und deren letztes Ziel Freiheit und Gleichheit für alle Menschen ist. Es ist höchst bezeichnend für die Entwicklung der Freiheit, daß die erste Forderung der sich befreienden Menschen war, die Freiheit zu d e n k e n. Gedankenfreiheit stand an der Schwelle aller der politischen und socialen Reformen, die uns aus dem Mittelalter in die neue Zeit getragen haben. Hierin liegt die Sicherung einer wenn auch langsamen, so doch konsequenten Entwicklung unserer politischen und bürgerlichen Rechte. Nachdem die durch die Reformation proclamirte Gedankenfreiheit in England, Deutschland, Frankreich eine gediegene und glänzende Literatur hervorgerufen hatte, war das Bewußtsein der Menschheit so weit erzogen, daß zum ersten Male in der Weltgeschichte die Menschenrechte als legitimes Fundament der Staatsverfassungen anerkannt wurden. Dies geschah in Amerika durch die Unabhängigkeitserklärung, und in der ersten französischen Revolution durch die Erklärung der Menschenrechte. Wenn man das Schicksal dieser Errungenschaften, welche in einem lichten Augenblicke der Menschheit zu Theil wurden, in Europa und Amerika mit einander vergleicht, so findet man, daß sie in Europa, trotzdem, daß sie aus den einzelnen Staatsverfassungen ausgestrichen sind, doch im socialen Leben eine thatächliche Geltung haben, und im Allgemeinen von der Sitte und Ge-

gesellschaft gehandhabt werden, während in Amerika die Bestimmungen der Unabhängigkeitserklärung über die Menschenrechte zwar noch gesetzliche Gültigkeit haben, aber aus dem praktischen Leben fast ganz verschwunden sind. Die Menschenrechte, wie sie in der Ver. Staaten - Constitution und Unabhängigkeitserklärung festgestellt sind, mit den Worten :

„Jeder Mensch ist frei und gleich und zum Streben nach Glückseligkeit berechtigt“

beziehen sich nicht nur auf die weiße Bevölkerung, wie man in der neuesten Zeit gern interpretiren möchte ; es ist in der ganzen Constitution und Unabhängigkeitserklärung kein rechtlicher Unterschied zwischen weißer und farbiger Bevölkerung gemacht, sondern nur ein politischer Unterschied bei der Wählbarkeit zu verschiedenen Aemtern. Die erste französische Revolution schaffte denn auch gleich mit der Erklärung der Menschenrechte die Regersclaverei ab ; die amerikanische Revolution ließ trotz der Protestation eines Jefferson und der Bemühungen eines Franklin den günstigen Moment vorübergehen und die Sklaverei unter gewissen Beschränkungen und mit dem ausdrücklichen Vorbehalte einer allmählichen Abschaffung bestehen. Die Folgen davon sind in der allgemeinen Rechtsverweigerung heutiger Zeit, in Bürgerkriegen und im Faustrechte zu suchen. Während in Europa, Rußland natürlich ausgenommen, trotz aller politischen Reaction die Menschenrechte eine thatsächliche Anerkennung in den Landesgesetzen, in der öffentlichen Meinung und in den Einrichtungen der bürgerlichen Verhältnisse finden, sehen wir in Amerika nicht nur, daß die Menschenrechte der farbigen Bevölkerung gegenüber vollständig vernichtet worden sind, — man setzt im Süden einen hohen Preis auf den Kopf eines flüchtigen Regers, — sondern auch, wie eine in allen Staaten der Union zahlreich verbreitete Partei die Einwanderung ihrer politischen Rechte berauben, ja selbst das ganze System der freien Arbeit vernichten will. Das Eine ist die natürliche Folge des Andern. Ohne die Anerkennung der Menschenrechte, wenigstens der wesentlichsten und nothwendigsten Menschenrechte, wie des Rechtes auf Leben, Schuß des Eigenthums, die Bestimmungen der Habeas-Corpus Akte, kann keine gebildete Gesellschaft existiren, und wir sehen, wie in Folge der Regersclaverei ein Theil der amerikanischen Gesellschaft allen Anspruch auf Civilisation aufgegeben hat. Leider nehmen auch Deutsche Theil an dieser Barbarei ; sie sollten sich daran erinnern, daß schon die Deutschen von Tacitus Zeiten reinere Begriffe von Recht und Civilisation hatten, wie sie selbst, und daß sie den Grundzug des deutschen Volkscharakters, wie er sich im Laufe von zweitausend Jahren historisch dargestellt hat, verleugnen.

Nachdem die wesentlichsten Bestimmungen der Menschenrechte am Schlusse des vorigen Jahrhunderts festgestellt waren, machte man in den letzten Revolutionsjahren namentlich in Frankreich, den Versuch, den Umfang der Menschenrechte über die einfachsten Bestimmungen der früheren Zeit aus-

zudehnen. Man verlangte das Recht auf Arbeit, auf Eigenthum, auf Erziehung u. s. w. Offenbar liegt diesem Verlangen ein natürliches Recht und eine historische Nothwendigkeit zu Grunde, wenn es auch vorauszusehen ist, daß es mit dieser beabsichtigten Erweiterung der Menschenrechte noch lange Zeit dauern wird. Die Menschenrechte bestehen eben nur aus einem Minimum von Rechten, die wir jedem Menschen ohne Unterschied seiner persönlichen Fähigkeiten und seiner persönlichen Brauchbarkeit zuerkennen müssen. Dieses Minimum von Rechten kann nur mit der steigenden Civilisation der ganzen Massen des Volkes erweitert werden, und die Massen sind eben schwer voranzubringen. Das Recht auf Arbeit z. B. wird einem thätigen, fleißigen Volke unbedingt eingeräumt werden können; einem Lumpenproletariat muß es verweigert werden. Auf das Recht auf Arbeit, auf Erziehung u. s. w. werden wir in einem besondern Artikel zurückkommen.

Ob die trockenen Nebel von 1783 und von 1831 von Kometenschweifen herrührten?

[Fortsetzung aus Franz Arago's populärer Astronomie.]

In dem späteren Buche, das dem Studium der Erde gewidmet sein soll, werde ich sorgfältig prüfen, ob die geodätischen oder die astronomischen Erscheinungen irgend einen Umstand darbieten, der uns zu der Annahme veranlassen könnte, die Erde habe jemals den Stoß eines Kometen erlitten; ebenso verschiebe ich auf das den Jahreszeiten gewidmete Buch die Untersuchung der Frage, ob die Kometen Einfluß auf die Temperaturen an der Erdoberfläche ausüben können. Gegenwärtig will ich mich nur (weil es erwiesen ist, daß sich die Kometenschweife mit der Erdatmosphäre vermischen können), mit dem Zusammenhange beschäftigen, den man zwischen den trockenen Nebeln und den Kometen annehmen zu können geglaubt hat.

Der Nebel von 1783 begann ungefähr an demselben Tage [18. Juni] an weit von einander entfernten Orten, wie zu Paris, Avignon, Turin.

Er erstreckte sich von der Nordküste Afrika's bis nach Schweden; ebenso beobachtete man ihn in einem großen Theile von Nordamerika.

Er währte über einen Monat.

Die Luft, wenigstens in den niederen Regionen, schien ihn nicht mit sich zu führen, denn während der Nebel an einigen Orten mit Nordwind eintrat, erschien er an andern mit Ost- oder Südwind.

Reisende fanden ihn auf den höchsten Gipfeln der Alpen.

Reichliche im Juni und Juli einfallende Regen, und selbst die stärksten Winde zerstreuten ihn nicht.

So dicht war er bisweilen in Languedoc, daß die Sonne Morgens erst in 12 Grad Höhe sichtbar wurde: während der übrigen Tageszeit erschien dieselbe roth und ließ sich mit bloßen Augen betrachten.

Dieser Nebel oder Rauch (Höhenrauch), wie ihn einige Meteorologen nannten, verbreitete einen unangenehmen Geruch.

Am meisten unterschied er sich dadurch von den gewöhnlichen Nebeln, daß während letztere in der Regel sehr feucht sind, dieser nach einstimmiger Aussage aller Berichte als sehr trocken geschildert wird. In Genf beobachtete Senebier, daß das Saussure'sche Haaryhygrometer, welches in eigentlichen Nebeln 100 Grad angibt, inmitten dieses Nebels nur auf 68 Gr. 67 Gr., 65 Gr. und bisweilen sogar nur auf 57 Gr. zeigte.

Endlich, und dies ist ein sehr beachtenswerther Umstand, schien der Nebel von 1783 auch eine gewisse phosphorescirende Eigenschaft, ein eigenthümliches Leuchten zu besitzen; wenigstens finde ich in den Berichten einiger Beobachter erwähnt, daß der Nebel selbst zur Mitternachtszeit einen Schein verbreitete, den sie dem Vollmondscheine vergleichen, und der entfernte Gegenstände bis auf 600 Fuß erkennen ließ. Damit man über den Ursprung dieses Lichtes nicht zweifelhaft sei, bemerke ich noch, daß zur Zeit jener Bemerkung Neumond war.

Dies sind die Thatsachen: untersuchen wir nun, ob man zur Erklärung derselben annehmen müsse, die Erde sei im Jahr 1783 durch einen Kometenschweif hindurchgegangen.

Jener Nebel im Jahre 1783 war weder so beständig noch so dicht, daß man nicht allnächtlich an allen Orten die Sterne erkannt hätte. Nimmt man an, die Erde habe sich damals innerhalb eines Kometenschweifes befunden, so gäbe es also nur ein Mittel, um zu erklären, warum man den Kopf des Kometen niemals wahrnahm: man müßte nämlich voraussetzen, der Kopf sei fast gleichzeitig mit der Sonne auf- und untergegangen, und das directe Tageslicht und die Dämmerung hätten also den Kometen unsichtbar gemacht; endlich müßte man auch annehmen, diese Conjunction beider Gestirne habe länger als einen Monat gewährt.

In einer Zeit, wo die eigene Bewegung der Kometen festen Gesetzen noch nicht unterworfen schien, und wo ein Jeder nach Belieben mit diesen Bewegungen schaltete wie mit denen einer bloßen Lusterscheinung, hätte man die obige Voraussetzung allenfalls gelten lassen können; aber heutzutage, wo jeder Astronom in den Kometen Gestirne sieht, die gleich den Planeten die Kepler'schen Gesetze befolgen, wo man ferner den Zusammenhang zwischen den Abständen der Kometen und ihren Geschwindigkeiten erkannt hat, wo endlich durch Beobachtung und Theorie ermittelt ist, daß sich alle Himmelskörper in ihren Bahnen nothwendig um so schneller bewegen, je näher sie bei der Sonne sind, wäre es allen Grundsätzen entgegen, wollte man annehmen, ein zwischen Erde und Sonne stehender Komet hätte sich dergestalt um die Sonne bewegen können, daß er von der Erde aus länger als einen Monat in der Nähe der Sonne erscheinen konnte! Vergeblich würde man, um die Nothwendigkeit einer genauen Conjunction zu umgehen, dem Schweife des angeblichen Kometen eine sehr große Breite beilegen, etwa wie beim Kometen von 1744 der Fall gewe-

sen ; die Schwierigkeit würde immer ganz dieselbe bleiben. Sonach ist der trockene Nebel von 1783, was auch darüber mag gesagt worden sein , kein Kometenschweif gewesen.

Der ungewöhnliche Nebel im Jahr 1831 , der auf der ganzen Erde die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade erregte, gleich in so vielen Beziehungen dem von 1783, daß ich nicht nöthig habe, den Beweis dafür zu liefern, daß man auch in diesem Falle die Ursache nicht in einem Kometenschweif zu suchen habe.

Dieser Nebel machte sich zuerst bemerklich :

an der afrikanischen Küste	am 3. August,
zu Odessa	" 9. "
im südlichen Frankreich	" 10. "
zu Paris	" 10. "
in den Vereinigten Staaten (New-York)	" 15. "
zu Canton in China	gegen Ende August.

Aus diesen Beobachtungen läßt sich indessen nichts folgern , weder über die Geschwindigkeit, noch selbst über die Richtung der Fortpflanzung.

Dieser Nebel schwächte das hindurchgehende Licht dergestalt, daß sich die Sonne während des ganzen Tages mit bloßen Augen beobachten ließ, ohne daß man nöthig hatte, ein schwarzes oder gefärbtes Glas anzuwenden, noch irgend eines der andern Mittel, deren sich die Astronomen gewöhnlich zum Schutze des Auges bedienen.

An der afrikanischen Küste wurde die Sonne erst sichtbar , wenn sie mehr als 14 bis 20 Grade über dem Horizonte stand. Nachts heiterte sich der Himmel bisweilen auf, und man konnte sogar die Sterne beobachten. Die Mittheilung dieses leßtern, so merkwürdigen Umstandes verdanke ich Herrn Berard, einem der gebildetsten französischen Marine-Offiziere.

Herrn Rozet, Generalstabs-Capitain zu Algier, sowie den Beobachtern zu Annapolis in den Vereinigten Staaten , ferner in Südfrankreich und den Chinesen zu Canton erschien die Sonnenscheibe azurblau oder grünlich oder smaragdgrün.

Theoretisch betrachtet ist es allerdings nicht unmöglich, daß eine gasförmige Substanz, ein Dampf, in ähnlicher Weise wie so zahlreiche flüssige oder feste Stoffe, welche die neuere Chemie aufgefunden hat , weißes hindurchgehendes Licht blau, grün oder violett färbt ; indessen kannte man keinen ganz zweifellosen Fall dieser Art, denn die Färbung von der Sonne beschienener Wolken und die Färbung der Nebel waren stets, mehr oder weniger deutlich, in's Rothe oder Purpurfarbene , d. h. in diejenigen Farben gefallen, welche gewöhnlich eine unvollkommene Durchsichtigkeit begleiten. Möglicherweise sieht man in diesem Umstande eine Veranlassung, den Nebel von 1831 zu den kosmischen Stoffen zu rechnen ; doch halte ich es für ersprießlich, darauf aufmerksam zu machen , daß die blaue oder

grüne Färbung der Sonnenscheibe vielleicht nur scheinbar vorhanden war, und daß, wenn die Nebel oder Wolken nahe bei der Sonne, wie man wohl annehmen darf, infolge des Reflexes roth erschienen, das directe Sonnenlicht, welches beim Durchgange durch die atmosphärischen Dünste wohl geschwächt, aber nicht gefärbt wurde, nothwendiger Weise anscheinend wenigstens die Complementarfarbe des Roth, d. h. ein mehr oder weniger grünliches Blau annehmen mußte. Nach dieser Auffassung wäre also die Erscheinung zu den subjektiven Farbenercheinungen zu rechnen, mit denen sich die neueren Physiker so vielfach beschäftigt haben: es wäre eine bloße Wirkung des Contrastes.

So lange dieser Nebel dauerte, gab es im eigentlichen Sinne keine Nacht, wenigstens an den Orten, wo die Atmosphäre stark von Nebel durchdrungen war. In Sibirien, zu Berlin, Genua u. s. w. konnte man bisweilen selbst um Mitternacht im August die kleinste Schrift lesen.

Bekanntlich beginnt die Dämmerung am Horizonte unter den günstigsten Umständen erst in dem Augenblicke, wo die Tiefe der Sonne unter dieser Ebene nur noch 18 Grade beträgt. Nun stand aber am 3. August um Mitternacht, als man diese Bemerkung zu Berlin machte, die Sonne daselbst tiefer als 19 Grade unter dem Horizonte: deshalb mußte die gewöhnliche Dämmerung zu Ende sein, und trotzdem sind alle Zeugen darüber einig, daß man im Freien den feinsten Druck zu erkennen im Stande war.

War es der Nebel, der dies Licht reflectirte, so muß er sich in der Atmosphäre oder über die Grenzen derselben hinaus, nothwendig außerordentlich hoch befinden. Indessen müßte man das Ergebnis der gewöhnlichen Berechnung der Dämmerung noch merklich verringern, weil sich diese Berechnung in der That auf die Annahme einer einfachen Reflexion gründet, während es nach neueren Versuchen erwiesen ist [von denen ich indessen hier keine genaue Vorstellung geben kann], daß bei allen von der Erleuchtung der Atmosphäre herrührenden Erscheinungen die mehrfachen Reflexionen die allergrößte Rolle spielen.

Sobald man einmal zugegeben hat, den Nebeln diejenige Höhe beizulegen, welche nothwendig ist, um das Vorhandensein der lebhaften, nächtlichen Helligkeit in Berlin, Italien u. s. w. erklären zu können, hat die röthliche Färbung dieses Lichtes, wie deut. ich man sie immerhin annehmen will, für den Physiker keine Schwierigkeit, und ich verweile deshalb nicht länger bei diesem Umstande.

In der ganzen vorigen Auseinandersetzung ist kein einziger Umstand vorhanden, der uns zu der Annahme nöthigte, der Nebel von 1831 sei durch einen Kometenschweif in unsere Atmosphäre hineingetragen worden. Auch könnte man in diesem Falle, weil sich diese Erscheinung nicht in ganz Europa zeigte, oder wenigstens an einigen Orten nur sehr schwach und

wenige Tage lang auftrat, nicht erklären, weshalb der Körper des Kometen Niemand sichtbar geworden ist. Und dieser Umstand für sich allein reicht hin, die Hypothese als durchaus unzulässig zu erweisen.

Allerdings bin ich wohl eingedenk, daß es, um eine wissenschaftliche Theorie für alle Zeiten zu stürzen, nicht hinreicht, sie mit starken Einwürlen zu bekämpfen; ich weiß, daß man vielmehr nachzuweisen hat, wie sich eine andere, davon verschiedene Theorie ihr gegenüberstellen läßt. Aus diesem Grunde muß ich noch einen Schritt weiter gehen, um die Aufgabe, die ich mir in gegenwärtigem Kapitel gestellt habe, vollständig zu erfüllen.

Das Jahr 1783, in welchem jener trockene Nebel erschien, mit dem wir uns so ausführlich beschäftigt haben, war merkwürdig durch große Erderschütterungen an den beiden entgegengesetzten Enden Europa's. Im Februar dieses Jahres traten in Calabrien jene fürchterlichen, lang anhaltenden Erdbeben ein, welche das Land vollständig durchwühlten, und 40,000 Menschen begruben unter den Trümmern umgestürzter Berge, unter den Ruinen der Kirchen und Wohngebäude, in den tiefen Spalten, mit denen so heftige und so oft sich wiederholende Erschütterungen den Boden durchfurchten. In demselben Jahre, aber etwas später, fand auf dem Hecla einer der gewaltigsten Auswürfe statt, von denen die Berichte der Meteorologie zu erzählen wissen. In großer Entfernung von der Insel sah man sogar neue feuerspeiende Berge aus der Meerestiefe hervorsteigen.

Könnte es nach diesen Thatsachen wohl überraschend scheinen, wenn inmitten einer solchen Aufregung der Elemente gasförmige Stoffe unbekannter Art durch die zahlreichen Risse der festen Umhüllung den Eingeweiden der Erde entstiegen und sich in der Atmosphäre verbreiteten? Fände diese Vorstellung von Ausströmungen aus der Erde nicht bis zu einem gewissen Grade eine Bestätigung in der schon oben gemachten Bemerkung, daß auf hoher See dieser Nebel gar nicht oder wenigstens in unmerklicher Menge vorhanden war? Würde man endlich die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung nicht noch erhöhen durch die Bemerkung, daß dergleichen Nebel sich bisweilen in sehr beschränkter Ausdehnung zeigen? So kam Hr. v. Gasparin am 11. September 1812, bei einer Bestigung des Berges Ventour in der Provence, durch eine dichte Wolke, welche weder seine Kleider benetzte, noch Metalle anlaufen machte, am Hygrometer keine Feuchtigkeit anzeigte, und endlich in allen Beziehungen dem Nebel von 1783 ähnlich erschien. Ich verweile nicht länger bei den Einzelheiten; hier war es nur meine Absicht zu zeigen, daß die neue Erklärungsweise des Phänomens wenigstens eben so gut, als die vorhin erwähnte, die Ehre einer aufmerksamen Erörterung verdient.

In Ermanglung terrestrischer Ausströmungen könnte man ferner noch mit Franklin die Frage aufwerfen, ob der trockene Nebel von 1783 nicht ganz einfach die Folge von einer durch die Winde herbeigeführten allgemei-

nen Verbreitung jener dichten Rauchsäulen gewesen sei, welche den ganzen Sommer hindurch aus dem Hekla aufstiegen; auch würde Nichts dagegen streiten, wollte man mit dem hochgefeierten amerikanischen Forscher annehmen, eine sehr große kosmische Masse sei in unsere Atmosphäre eingebracht, daselbst zur Hälfte verbrannt, und die aus dieser unvollständigen Verbrennung entstandenen Rauchströme hätten sich anfänglich in den obersten Regionen der Luft gelagert, aber bald danach, theils unter der Einwirkung der Winde, theils durch die vertikal aufsteigenden und niedergehenden Luftströme, die in der Meteorologie so vielfach mitwirkend auftreten, nach allen Richtungen und über alle atmosphärische Schichten verbreitet.

Die von Zeit zu Zeit herabfallenden Aerolithen sind bisweilen sehr feste metallische Massen; in den meisten Fällen aber würde man sie für gewöhnliche Steine halten, bedeckte nicht eine dünne, glasartige Schicht ihre Oberfläche. Auch schwammartige Meteorsteine hat man zuweilen gefunden. Der theils allein, theils mit Regen vermischte herabfallende Staubregen ist ein vierter Zustand der kosmischen Materie. Denken wir uns diesen Staub noch einen Grad feiner, und verkleinern wir ihn in Gedanken bis zu unfühlbaren Moleculen, dergestalt daß diese Theilchen nur einsam in der Luft niedersinken können, so ergibt sich noch eine neue Hypothese zur Erklärung der trockenen Nebel. Unbemerkt will ich jedoch nicht lassen, wie sehr es zu bedauern ist, daß man die Luft jener Nebel nicht chemisch analysirt hat, um über die eigentlichen Bestandtheile derselben Aufklärung zu erhalten.

Das große Interesse, welches die ungewöhnlichen Nebel von 1783 und 1831 erregt haben, ist es indessen nicht allein, was mich veranlaßte, diesen Gegenstand mit so großer Ausführlichkeit zu behandeln; vielmehr list der Durchgang der Erde durch einen Kometenschweif ein Ereigniß, das mehrmals in jedem Jahrhundert eintreten muß. Wenn dies z. B. in den Jahren 1819 und 1823 nicht geschah, so ist der Grund beide Male ein rein zufälliger gewesen, indem nämlich die Schweife der Kometen jener beiden Jahre nicht hinreichend lang waren, denn einige Stunden hindurch waren beide Schweife genau auf die Erde gerichtet. Es kam also darauf an, zu beweisen, daß unserer Erde von dieser Seite keine wirkliche Gefahr droht, ja daß wir, wegen der außerordentlichen Dünneheit jener so langen Schweife, durch sie hindurchgehen können, ohne es zu bemerken. Und diese letztere Bemerkung ist eine volle Wahrheit, sobald man zugibt, daß sich die verschiedenen Zustände, welche die Erscheinung der trockenen Nebel von 1783 und 1831 begleiteten, nicht durch einen Kometenschweif erklären lassen.

Kann jemals die Erde der Mond eines Kometen werden, und was würde, wenn dieser Fall möglich wäre, das Schicksal der Erdbewohner sein?

Ginge ein großer Komet sehr nahe bei uns vorüber, so könnte er zunächst allerdings eine Störung auf die Ellipse ausüben, in welcher die Erde alljährlich um die Sonne kreist.

Denken wir uns diesen Kometen mit einer beträchtlichen Masse begabt und setzen wir die Entfernung zwischen ihm und uns äußerst klein, so kann die Erde der Einwirkung der Sonne entzogen werden, und ihre gänzlich veränderte Bahn sich gegen den neuen Mittelpunkt der Anziehung krümmen. Dann muß die Erde um den Kometen kreisen; sie kann sich niemals wieder von ihm trennen, mit einem Worte, sie bleibt sein Satellit.

Die Umwandlung der Erde in den Mond eines Kometen ist demnach ein Ereigniß, das nicht außerhalb des Kreis der Möglichkeiten liegt, aber es ist äußerst unwahrscheinlich, sowohl wegen der ungeheuren Masse, welche der *erobrende Komet*, wie ihn Lambert nannte, besitzen müßte, um auf diese Weise die Erde mit sich fortzuführen, als auch weil eine solche Umwandlung der Verhältnisse auf der Voraussetzung beruht, beide Körper kämen in außerordentliche Nähe zu einander.

Während ihres ganzen Jahresumlaufes bleibt die Erde fast stets in gleichem Abstände von der Sonne. Angenommen nun, die Erde werde zu einem Kometenmonde, so muß sie, nach der Behauptung fast aller Kosmologen, äußerste Grade der Kälte und der Hitze erdulden, und ihre Bestandtheile werden abwechselnd verglasen, verdampfen und gefrieren. Die Erde muß unbewohnbar werden; Menschen, Thiere und alle bekannten Pflanzengattungen gehen unzweifelhaft zu Grunde! Sehen wir indessen zu, mit Hülfe einer kleinen Rechnung, ob sich nicht Veranlassung bietet, von diesen schrecklichen Prophezeiungen etwas abzudingen.

Stellen wir uns zunächst vor, unsere Erde werde von dem Halley'schen, periodischen Kometen fortgeführt, so wird zur Zeit der Sonnennähe unser Abstand von der Sonne, den ich dem des Kometen gleich setzen kann, etwa nur um $\frac{1}{2}$ die Hälfte des gegenwärtigen Abstandes übertreffen, und in der Sonnenferne werden wir etwa 2 Mal weiter als Uranus von der Sonne entfernt sein, uns mithin 36 Mal weiter als gegenwärtig befinden. Die Dauer des Jahres wird natürlich der Zeit gleich sein, welche der Komet gebraucht, um seine elliptische Bahn zu vollenden; sie wird also 75 Mal länger als gegenwärtig sein. Von dieser langen Dauer von 75 unserer jetzigen Jahre, die das neue Erdjahr umfassen wird, müssen fünf verwandt werden, um den diesseits der Saturnsbahn belegenen Theil der Bahn zu durchlaufen, und wenn wir diese fünf Jahre als dem Sommer und den gemäßigten Jahreszeiten entsprechend betrachten, so bleiben noch 70, die gänzlich der Winterzeit zugehören.

Zur Zeit des Periheldurchganges des Kometen wird die Erde, sein Begleiter, drei Mal mehr Strahlen empfangen, als in den gegenwärtig stattfindenden Verhältnissen; im Aphel dagegen, 38 Jahre später, wird diese Strahlenlänge zwölfhundertmal kleiner als gegenwärtig sein.

Statt zu untersuchen, welchen Temperaturunterschieden diese Zahlen möglicherweise entsprechen, wollen wir uns von demselben Gesichtspunkte aus mit dem Kometen von 1680 beschäftigen, der uns noch beträchtlich größere Unterschiede darbieten wird.

Ich habe schon im Vorhergehenden bemerkt, daß man angenommen hat, dieser Komet vollende seinen ganzen Umlauf um die Sonne in 575 Jahren. Den Kepler'schen Gesetzen zufolge muß also die große Ase der von ihm durchlaufenen Ellipse 138 Mal größer sein, als die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, oder, will man genauere Zahlen, so wird, wenn man letztere Entfernung durch 1000 ausdrückt, die Ellipse zur großen Ase 138296 haben, mit einer Periheldistanz von nur 6.

Der Komet erreichte sein Perihel am 17. Dezember 1680. Die von der Sonne mitgetheilte Wärme ändert sich bekanntlich mit der Dichtigkeit ihrer Strahlen, und nimmt ab bei wechselnder Entfernung nicht im Verhältnisse des einfachen Abstandes, sondern wie das Quadrat desselben. Daraus schließen wir, daß die Erwärmung, welche die Sonne am 17. Dezember auf den Kometen ausübte, sich für gleich große Oberflächen zu derjenigen Erwärmung, welche dasselbe Gestirn auf die Erde zur Sommerzeit ausübt, verhält wie das Quadrat von 1000 zum Quadrate von 6, d. h. also wie 1000000 zu 36, oder was nahe dasselbe ist, wie 28,000 zu 1. Aus diesen Zahlen schätzte Newton die Wärme, welcher der Komet ausgesetzt gewesen war, auf das 2000fache der Rothglühhitze.

Dies letztere Resultat stützt sich indessen auf ungenaue Unterlagen; auch war die Aufgabe bedeutend complicirter, als Newton annahm, und als man überhaupt in der Zeit des Erscheinens der Prinzipien der Naturphilosophie vermuthen konnte. In der That weiß man heutzutage, daß, um diejenige Temperatur angeben zu können, welche eine bestimmte Wärmemenge einem planetarischen Körper mitzutheilen vermöchte, die Beschaffenheit der Oberfläche dieses Körpers und der Zustand seiner Atmosphäre nothwendig bekannt sein müssen; was weiß man aber in dieser Beziehung von dem Kometen des Jahres 1680? Noch mehr; Denken wir uns selbst unsere Erde, mit ihren so vielfach untersuchten Meeren und Festländern an den Ort versetzt, den jener Komet am 17. Dezember einnahm, und die Aufgabe wird ebenso unlöslich bleiben. Zu Anfange wird die feste Hülle der Erde allerdings einem 28,000 Mal stärkeren Hitzegrade als in unserem Sommer ausgesetzt sein; aber sehr bald werden sich alle Meere in Dampf auflösen, und die dichte Wolfenschicht, welche dadurch entsteht, kann die Erde möglicher Weise vor Verbrennung

schützen, welche man allerdings im ersten Augenblicke erwarten müßte. So ist es ausgemacht, daß die große Nähe der Sonne zwar eine bedeutende Temperaturerhöhung herbeiführen wird, daß sich aber, nach der Natur der Sache, der wahre Betrag derselben numerisch nicht ermitteln läßt.

Betrachten wir nun den Kometen an dem gegenüberliegenden Punkte in seiner Bahn. Die Entfernungen zwischen Sonne und Erde, in der gegenwärtigen Lage dieser letzteren, und dem Kometen in seiner Sonnenferne verhalten sich wie 138 zu 1. Das Quadrat der ersteren dieser Zahlen ist ungefähr 19,000 Mal größer als das Quadrat der zweiten, und daraus folgt, daß, wenn man sich die Erde im Gefolge des Kometen von 1680 denkt, dieselbe im Aphel 19000 Mal weniger Wärme als in unserm Sommer empfangen würde. Nehmen wir mit Bouguer an, daß das Sonnenlicht 300,000 Mal das Mondlicht an Stärke übertrifft, so finden wir endlich, daß der Komet von 1680 und die Erde, die wir als seinen Begleiter denken, in der Gegend des Aphels, also 287½ Jahre, nachdem beide im gegenüberliegenden Punkte der Bahn eine Hitze erdulden mußten, welche nach Newton die Hitze des roth glühenden Eisens 2000 Mal übertraf, nur 16 Mal stärker erleuchtet wurden, als zur Zeit des Vollmondes. Im Brennpunkte unserer größten Linsengläser concentrirt, würde dies Licht gewiß nicht im Stande sein, eine, selbst nur dem Luftthermometer bemerkliche Wärme hervorzubringen. In diesem Falle würde demnach unsere Erdtemperatur nur von der noch nicht gänzlich ausgestrahlten Wärme abhängen, welche der Erdbkörper zur Zeit der Sonnennähe aufgenommen hatte, und von der Eigenwärme der Gegend des Raumes, in welche die Sonnenferne fällt.

Feucrier hat durch sinnreiche Beobachtungen erwiesen, daß die allgemeine Temperatur des Raumes nicht so niedrig ist, wie man bis dahin angenommen hatte. Er hält dieselbe für wenig geringer als die an den Erdpolen, und nimmt dafür 50 Grade unter Null des hunderttheiligen Thermometers. Verlöschte die Sonne ganz plötzlich, so würde sich dieser Kältegrad eben sowohl in denjenigen Regionen fühlbar machen, in welchen sich Mercur, Venus und die Erde bewegen, als in der Gegend, wo Uranus wandelt, und in Gegenden, die noch 100 Mal oder 1000 Mal weiter entfernt sind. Indem also der Komet von 1680 die Erde zu seinem Aphel mit sich fortfuhrte, würde er sie also nicht mehr und nicht weniger als gegenwärtig an allen Punkten der jährlichen Bahn der Erde geschieht, einer Kälte von 50 Graden aussetzen. Nun haben wir bereits gefunden, daß in der Gegend dieses Aphels die Sonne nur noch unmerklich erwärmt; folglich könnte man, um eine geringere Kälte als von 50 Grad zu erhalten, nur noch auf die Eigenwärme der Erdkugel rechnen, und auf denjenigen Theil der im Perihel erlangten Temperatur, der indeß noch nicht Zeit hatte sich zu zerstreuen.

Newton war der Ansicht, es bedürfe 50,000 Jahre, bis eine die Wärme des rothglühenden Eisens 2000 Mal übertreffende Hitze, wie sie der Komet in seiner Sonnennähe erleidet, gänzlich verloren gehe. Die Gründe, aus denen diese Schätzung der die Rothglühhitze 2000 Mal übertreffenden Temperatur unzulässig sei, habe ich bereits angegeben; ebenso gewichtige Einwendungen ließen sich gegen die Abschätzung des Zeitraumes von 50,000 Jahren erheben, denn nach Allem, was wir gegenwärtig von den Eigenschaften der Wärme wissen, ist es schwer zu begreifen, weshalb ein planetarischer Körper 50,000 Jahre brauchen soll, um diejenige Wärme zu verlieren, welche er vorher in kurzer Zeit erlangt hat. Aber geben wir einmal zu, um überall die ungünstigste Voraussetzung zu machen, der Wärmeverlust trete vollständig ein, und nehmen wir also an, alle aus der Sonnennähe herrührende Wärme sei bis zum Aphel verloren, so werde dennoch weder Komet noch Erde einem Kältegrad ausgesetzt sein, der unsere Einbildungskraft erschrecken könnte. Beide werden die Temperatur des umgebenden Raumes besitzen; ein Thermometer an ihrer Oberfläche wird 50 Grade unter Null zeigen, weil, abgesehen von physikalischen Veränderungen, die wir hier nicht in Betracht ziehen, ein Körper niemals kälter, als der ihn umgebende Raum werden kann, mit welchem er durch Ausstrahlung in fortwährender Wechselwirkung steht.

Am Fort Entreprix, im Jahre 1820, ertrugen Kapitän Franklin und seine Reisebegleiter Kältegrade bis 49,7 unter Null der hunderttheiligen Scala, und die Mitteltemperatur des Dezembermonats war an jenem Orte 35 Grade. In dem Aufsätze, welchen ich der Temperatur der verschiedenen Thiergattungen gewidmet habe, können meine Leser beim Nachschlagen den auf Versuche gegründeten Beweis dafür finden, daß der Mensch unter gewissen hygrometrischen Verhältnissen eine Wärme von 130 hunderttheiligen Graden zu ertragen vermag, d. h. eine Temperatur, welche die des kochenden Wassers um 30 Grade übertrifft. Es ist also durch Nichts bewiesen, daß wenn die Erde ein Satellit des Kometen von 1680 würde, das Menschengeschlecht durch die Temperaturverhältnisse nothwendig zu Grunde gerichtet werden müßte.

Ueber die Bewohnbarkeit der Kometen.

Nachdem wir im vorigen Kapitel ausführlich betrachtet haben, zwischen welchen Grenzen die Temperaturen der Himmelskörper mit sehr veränderlichem Sonnenabstande schwanken, wird man es begreiflich finden, daß manche Philosophen die Kometen für bewohnbar gehalten haben. Um

den Schwierigkeiten zu begegnen, die man in Betreff der Möglichkeit des Athmens vielleicht in den außerordentlichen Volumveränderungen finden könnte, welchen die Kometennebel unterliegen, und zugleich in der Absicht zu beweisen, daß unsere Lungen im Stande sind, sich Atmosphären von sehr verschiedener Dichtigkeit zu accommodiren, haben jene Philosophen Halley angeführt, der in einer Taucherglocke noch in 50 Fuß Tiefe unbehindert athmete. Ich füge noch hinzu, daß Gay - Lussac bei seiner denkwürdigen Luftfahrt am 16. September 1804 eine Höhe erreichte, in welcher der Barometerstand 329 Millimeter war, und wo das Thermometer 9 Grad unter Null zeigte; der berühmte Physiker befand sich damals mehr als 20,000 Fuß über dem Meerespiegel. Die Herren Barral und Virio befanden sich, bei ihrer gefahrvollen Luftreise am 27. Juli 1850, nachdem sie um 4 Uhr Nachmittags bei 17 Grad Wärme vom Pariser Observatorium aufgestiegen waren, drei Viertelstunden später, etwa zwanzig Minuten lang in 21150 Fuß Höhe über dem Meere; in dieser Luftschicht war die Temperatur 46 Grad unter Null, und das Barometer stand auf 315 Millimeter. Beidemale schwebten die Luftbälle in atmosphärischen Schichten, deren Dichtigkeit weniger als zwei Zehntel von der Dichtigkeit der Luft in der Halley'schen Taucherglocke betrug.

Ich bin weit entfernt, aus diesen Betrachtungen den Schluß zu ziehen, daß die Kometen von Wesen unserer Gattung bevölkert sein möchten; vielmehr habe ich diese Betrachtungen an dieser Stelle nur in der Absicht mitgetheilt, um nach dem Lambert'schen Ausdrücke die *Bewohnbarkeit* der Kometen weniger problematisch erscheinen zu lassen. Ueberdies bemerke ich noch, daß dieselbe Frage und derselbe Zweifel bei allen Himmelskörpern aufgestiegen sind, und wenn die Beantwortung Schwierigkeiten gefunden hat, so rührt dies davon her, daß unsere Vorstellungen von Organisationsweisen äußerst beschränkt sind, und wir uns schwer Thiere denken können, welche durchaus verschieden wären von denen, deren Gestalt Bewegungen und Ernährung wir untersuchen konnten. Gegenwärtig sind wir der Ueberzeugung, daß lebende Wesen nicht im vollkommen leeren Raume oder in Mitteln von sehr hoher Wärme bestehen können, aber diese Ueberzeugung vermögen wir nicht durch bessere Gründe zu unterstützen, als Jemand, der ohne jemals Fische gesehen zu haben, aus diesem einzigen Grunde behaupten wollte, kein Geschöpf könne im Wasser leben. Religiöse Bedenken haben die Schwierigkeit der Sache noch erhöht. Schon im Jahre 1686 beantwortete Fontenelle diese neue Art von Schwierigkeiten folgendermaßen: „Manche bilden sich ein, es sei für die Religion gefährlich, sich Bewohner anderswo als auf der Erde zu denken. Aber hier gilt es, einen kleinen Irrthum unserer Einbildungskraft zu berichtigen: sagt man, der Mond sei bewohnt, so denken die Meisten sogleich an Menschen wie wir, und diejenigen, welche etwas zur theologischen Seite neigen, sto-

ßen sogleich auf zahlreiche Schwierigkeiten und Bedenken. Adam's Nachkommenschaft hat sich weder bis auf den Mond erstrecken, noch Kolonien in jenes Land aussenden können. Die Menschen im Monde sind folglich nicht Söhne Adam's, und der Fall wäre den Theologen bedenklich, wenn es Menschen gäbe, welche nicht von Adam abstammten Dieser Einwand ist also nur gegen die Mondmenschen gerichtet; aber gerade diejenigen, welche diese Einwendungen machen, sind es, welche Menschen auf den Mond versetzen: meinerseits denke ich mir dort Bewohner, welche den Menschen ganz unähnlich sind. Doch welcher Gattung sind jene Geschöpfe? Ich habe sie niemals gesehen, und spreche nicht von ihnen, als ob ich sie jemals gesehen hätte." Ferner schreibt der geistreiche Secretär der Akademie: „Obgleich ich den Mond für eine bewohnte Erde halte, lebe ich dennoch im Frieden mit denen, welche diese Ueberzeugung nicht theilen, und halte mir stets die Möglichkeit offen, mit Ehren zu ihrer Meinung überzutreten, sobald sie die Oberhand gewinnen sollte In derartigen Fällen ergreife ich nur Partei, wie man in Bürgerkriegen zu thun pflegt, wo man bei der Ungewißheit über die bevorstehenden Ereignisse sich stets Freunde bei der Gegenpartei erhält.“

Der Mangel an politischer Bildung in Amerika.

Man hält den Amerikaner im Allgemeinen für einen geborenen Politiker, namentlich im Vergleich zu uns Deutschen, die wir uns gewiß nicht großer politischer Fähigkeiten rühmen können. Die politische Unfähigkeit der Deutschen, welche sich namentlich in den letzten Revolutionsjahren so deutlich gezeigt hat, und in Europa beinahe sprichwörtlich geworden ist, scheint uns auch über den Ocean begleitet zu haben; der letzte Wahlkampf wenigstens gibt uns manche Aufschlüsse hierüber. Aber diese Unfähigkeit ist nur eine relative, und besteht vielleicht nur in dem Mangel jener politischen „Smartness“, welche am Ende die einzige politische Eigenschaft eines amerikanischen Politikers ist. Man rühmt so sehr die politischen Fähigkeiten der Amerikaner, und in der That, die Art und Weise, wie der letzte Wahlkampf betrieben wurde, zeigte uns so viel Schlaueit, Rührigkeit, Gewandtheit, eine solche Menge kleiner Talente, eine solche allgemeine Vertrautheit mit der Behandlung politischer Fragen, eine solch eminente Thätigkeit der Presse, und eine solche Unmasse populärer Beredsamkeit, daß man wirklich jeden Amerikaner für einen geborenen Politiker halten sollte. Und doch, — geht man etwas näher auf die Sache ein, so findet man hinter dem ganzen

Lärmen und Treiben sehr wenig wirkliche Politik, sehr wenig Staatskunst, sehr wenig eigentliche Beredsamkeit, sehr wenig wahre Leidenschaft und aufrichtige Begeisterung. Für einen gebildeten und unparteiischen Beobachter hat die amerikanische Politik zwei sehr verschiedene Seiten; die politischen Fragen selbst sind für ihn von dem größten Interesse; die allgemeine Theilnahme des Publikums an der Politik imponirt ihm; er erstaunt über die Menge von Talent und Eifer, welche in einer solchen Wahlperiode verschwendet wird. Aber auf der andern Seite findet er nicht den gradösen und doch einfachen Anblick, den uns die politischen Versammlungen des alten Athen, des alten Rom bieten; es fehlt der ganzen Bewegung der klassische Charakter, die ideale Haltung; man fühlt in dem ganzen Lärmen und Treiben die Sache nicht heraus; es ist mit einem Worte keine Philosophie in der ganzen Geschichte. Wir haben während des letzten Wahlkampfes Veranlassung gehabt, viele Duzende von amerikanischen Reden zu hören, aber mit Ausnahme von Seward und anderen wenigen Männern, welche die Frage vom allgemeinen geschichtlichen und philosophischen Standpunkte betrachteten, hörten wir selten mehr, wie die gewöhnlichen Declamationen vom Parteistandpunkte aus, die Phrasen des Tages in unendlicher Wiederholung, die Appellationen an das Vorurtheil, die Verdächtigungen der Persönlichkeiten. Wir sahen, daß die amerikanische Politik keine Philosophie, sondern Handwerk ist; wie Scheidemünze cirkuliren die Beweise von einer Hand, von einer Versammlung zur andern; das echte Gold ist verschwunden. Wenn man die großen Fragen, welche der Bewegung zu Grunde liegen, die Resultate, welche davon abhängen, die Mittel, welche ihr zu Gebote stehen, mit den wirklichen Leistungen vergleicht, dann wird man sein Urtheil über die politischen Fähigkeiten des amerikanischen Volkes bedeutend modificiren. Vergleicht man die parlamentarischen Kämpfe in England, und die revolutionären Erscheinungen in Frankreich und Deutschland mit den politischen Bewegungen in Amerika, so liegt am Ende der Vortheil für Amerika nur in den günstigen äußeren Verhältnissen und in dem in's Fleisch und Blut des Volkes übergegangenen Principe der Selbstregierung, nicht aber in einer größeren politischen Fähigkeit und Bildung. Im Gegentheil, wir glauben, uns keiner aus einem gewissen Nativismus hervorgehenden Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir behaupten, daß in den civilisirten Ländern Europa's, besonders in Deutschland, unter Amerikaähnlichen politischen Verhältnissen, mehr politischer Tact, mehr politische Bildung und Gewandtheit bemerkbar sein würde, wie in diesem Lande der Stumpredner und Aemterjäger. Die traurigen Erfahrungen der Revolutionsjahre bilden keine Widerlegung dieser Behauptung, denn die Revolution überfiel das Volk unerwartet; man war an die Scenen und Gebräuche derselben nicht gewohnt; die Massen des Volkes und noch mehr die Führer desselben waren voll-

ständig unvorbereitet. Und trotzdem fanden wir in den Revolutionsjahren sowohl in Deutschland, wie in Frankreich eine Regsamkeit und Etrebsamkeit der Gedanken, welche viel intensiver und gründlicher war, als aller Lärm und Humbug der hinter uns liegenden sechsmonatlichen amerikanischen Wahlschlacht; hätte die europäische Revolution Zeit gehabt, sich abzuklären, und aus dem ersten Stadium der allgemeinen Aufregung und Ueberraschung herauszukommen, es würde sich die politische Befähigung der gebildeten Nationen Europa's ganz anders herausgestellt haben, als dies unter den bewandten Umständen der Fall war.

Allerdings, man sagt mit einem großen Anschein von Recht, daß ein Volk in derjenigen politischen Verfassung lebe, welche mit dem Grade seiner Civilisation und mit dem Maaße seiner politischen Bildung übereinstimmt. Wenn man nach diesem Maaßstabe von den politischen Zuständen auf die politische Bildung Europa's und Amerika's zurückschließt, so müßte man natürlich dem nordamerikanischen Volke, das doch noch immer wenigstens die Formen einer freien republikanischen Verfassung erhalten hat, den Vorrang in Bezug auf politische Bildung zuerkennen. Indessen müssen wir einen solchen Vergleich nicht abstrakt anstellen, sondern in Bezug auf Entwicklung, Geschichte, äußere Bedingungen u. s. w. Die Amerikaner, wie wir sie heute im socialen und politischen Leben finden, würden wohl eben so wenig eine Unabhängigkeitserklärung und Jeffersonianische Politik machen, wie die Deutschen, heute, ohne an die Ueberlieferungen der Vergangenheit gebunden zu sein, sich das Scepter des preussischen Königs oder das Confoordat des Habsburger dekreteiren würden.

Es ist auf beiden Continenten ein Unterschied zwischen den politischen Zuständen und der Gesamtbildung vorhanden, den zu erklären, Aufgabe der Geschichte ist, und wenn wir eine Parallele zwischen Europa und Amerika in dieser Beziehung ziehen wollen, so können wir sagen, daß die Bildung in Amerika hinter den Institutionen, daß die europäischen Institutionen aber hinter der europäischen Bildung zurückbleiben. Welcher Zustand der beneidenswerthe sei, lassen wir dahingestellt sein.

Ueberhaupt wollen wir diese Parallele nicht ziehen, um mit der politischen Bildung in der alten Heimath groß zu thun, — sämmtliche gothische Professoren würden eine solche Eitelkeit Lügen strafen; noch wollen wir die Bewohner dieses Landes für unfähig ihrer freien, trefflichen Institutionen erklären; sondern vielmehr uns nur nach den Gründen umsehen, woher das Mißverhältniß in Amerika kommt, und nach den Mitteln suchen, womit dasselbe aufzuheben sei. Es muß denn doch offenbar das Gleichgewicht zwischen dem geistigen Sinn des Volkes und seinen politischen Institutionen wiederhergestellt werden, und dieß Gleichgewicht kann man

nicht dadurch herstellen, daß man dem verstümmelten Rechtsbewußtsein des Volkes zu Lieb auch die Institutionen verstümmelt, sondern indem man das Bewußtsein der Nation wieder auf die Höhe ihrer freien Institutionen hebt. Woher, fragen wir, kommt es, daß die großen Ideen, welche über der Wiege dieser Republik schwebten, die reinen Grundsätze, welche über dem Aufbau derselben walteten, die Bestimmungen des glorreichen „manifest destiny“ dieses riesigen Staatenbundes, daß alle diese essentiellen Substanzen zu einem wahren republikanischen Staatsleben gar nicht, oder nur theilweise und abgeschwächt noch im Bewußtsein des Volkes vorhanden sind? Die Veranlassungen, diese Freiheitsideen immer und immer wieder dem Bewußtsein des Volkes und den Institutionen des Staates einzuprägen, häufen sich; die Bedeutung der Union für die ganze civilisirte Menschheit nimmt täglich zu; die politischen Fragen gewinnen täglich an Interesse; die Gegensätze werden täglich größer, und die historische Mission der Ver. Staaten, als des modernen Staatenbundes, der sich statt auf nationaler, dynastischer, religiöser oder militärischer Grundlage lediglich auf das allgemeine Rechtsbewußtsein stützt, zeigt sich dem denkenden Menschen von Tag zu Tag klarer. Neben den idealen Fragen nehmen die materiellen Fragen ungemein an Ausdehnung und Wichtigkeit zu; das Material, welches hier dem Politiker und Nationalökonom, dem Diplomaten und Historiker zu Gebote steht, wächst unter den Händen des Forschers; die größten Probleme, nicht nur im Interesse Amerika's, sondern der Menschheit, nicht nur im Interesse des Handels, sondern auch der Freiheit, nicht nur im Interesse der Politik, sondern auch der Civilisation tauchen auf: es wächst eine neue große Welt um uns her auf, — aber wer versteht sie, wer begreift sie, wer benützt sie? Amerika hat Platz und Stoff für tausend und aber tausend Philosophen, — aber statt deren finden wir nur die alltägliche Routine und gemeinste Praxis.

Deuten wir die Hauptursache des ganzen Uebels an, — sie liegt in dem vollständigen Mangel an einer wissenschaftlichen Politik, an guten politischen Hochschulen, an einer systematischen Erziehung des Volkes und seiner Gesetzgeber zur Politik, an literarischen und wissenschaftlichen Leistungen in diesem Gebiete, überhaupt in dem Mangel an wissenschaftlichem Ernst und positiver Gründlichkeit in Beziehung auf diesen wichtigen Gegenstand. Die Politik ist in Amerika Routine, nicht Philosophie; wer im Besitze der gewöhnlichsten Mittel der Popularität ist, hält sich für einen Politiker. Es würde Jedem, der nachweisen wollte, daß die Politik eine positive Wissenschaft sei, die gelernt und studirt werden müßte, wie jede andere Wissenschaft, schwer werden, sich hierüber bei dem größten Theile des amer. Volkes verständlich zu machen. Wie? hören wir ausrufen, — die Politik ist in Amerika für das ganze Volk, nicht nur für einzelne studirte Leute da; jeder Republikaner muß sich um die Politik kümmern, nicht nur die Profes-

foren ; gesunder Menschenverstand ist das Einzige , was wir nothwendig haben , nicht aber Philosophie ; wir wollen unsere Gesetzgeber , Richter , Gouverneure u. s. w. aus der Werkstatt und hinter dem Pfluge wegholen , nicht aus der dunkeln dem Leben entfremdeten Gelehrtenstube . Man verweist uns auf die glänzende Reihe von Staatsmännern , welche aus dem Farmer- und Arbeiterstande hervorgegangen sind , und vergleicht dieselbe mit der politischen Unfähigkeit unserer sehr gelehrten deutschen Professoren , die , als die Revolution von 1848 sie von dem Katheder in das Parlament versetzte , vor lauter Bäumen den Wald nicht sahen , und über ihren langen philosophischen und geschichtlichen Abhandlungen die nächsten und einfachsten Fragen des Tages vergaßen .

Wenn wir solchen gewichtigen Einwürfen gegenüber dennoch auf unserer Ansicht verharren , so werden wir auch wohl ebenso gewichtige Gründe dafür beibringen müssen . Wir geben vocher zu , daß die Politik in ihren allgemeinsten Fragen , wie sie bei den regelmäßigen Wahlversammlungen vor das Volk gebracht wird , allgemein verständlich ist , und vom einfachen gesunden Menschenverstande entschieden werden kann . Auf dieser Voraussetzung beruht ja überhaupt das ganze System des allgemeinen Wahlrechtes . Aber indem wir immer an den gesunden Menschenverstand , die Massen und das allgemeine Wahlrecht appelliren , müssen wir eine Controle und eine Einwirkung auf die Massen haben , und von welcher Art diese Einwirkung ist , davon hängt die ganze Haltung der Massen , und damit die Brauchbarkeit des höchst gefährlichen Experimentes , des allgemeinen Wahlrechtes , selbst ab . Während jetzt Einflüsse der schlechtesten Art sich in den Massen geltend machen , und man sich gewöhnt , die hartnäckigsten Vorurtheile , die gemeinsten Interessen und die niedrigsten Neigungen für politische Zwecke zu benutzen : wäre es nothwendig , die verhältnißmäßig geringe Civilisation der Massen immer mit der Intelligenz der eigentlichen gebildeten Gesellschaft in Zusammenhang zu bringen , den gesunden Menschenverstand durch die Ideen der Philosophie zu reinigen , und eine lebhaftere Wechselwirkung zwischen der Wissenschaft und dem Leben auch in politischer Beziehung zu unterhalten . In Amerika hat man tausend und tausend Kanäle , um die Intelligenz mit den Massen zu vermischen ; Schulen , Presse , Vereine , Vorträge können die Intelligenz allgemeiner , wie die Luft und das Licht , machen ; jeder große Gedanke , jede richtige Ansicht kann hier zum Gemeingut der Massen gemacht werden : — aber es müssen wenigstens Gedanken und Ideen in den Köpfen der Führer sein , damit sich auch Ideen in den Massen regen . Man hat so oft einen Unterschied zwischen den Führern oder „Anführern“ des Volkes und dem Volke selbst gemacht , und dem Volke auf Kosten seiner Führer zu schmeicheln gesucht , — daß man glauben sollte , das Volk selbst wäre aller Inbegriff der Weisheit und Tugend , und das Verderben läge allein an den Führern : dies ist wohl

eine etwas mystische Ansicht, die bei näherer Bekanntschaft mit dem Volke verschwindet. Das Volk ist überall unselbstständig, gemein, guten und schlechten Einflüssen zugänglich. Um vernünftig zu sein, muß das Volk beständig unter den Einflüssen einer elektrischen Gedankenbatterie stehen; die Ideen müssen immer und immer wieder auf das Volk einwirken; die gebildeteren Klassen der Gesellschaft, denen die Verhältnisse gestatten, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen, müssen in permanentem Verkehr mit den Massen bleiben: nur auf diese Weise verhindert man die Bildung eines geistigen Proletariates, das sonst unfehlbar der Corruption und dem Vorurtheil in die Arme fällt. Es kann nicht Jedermann im Volke sich wissenschaftliche Kenntnisse erwerben, aber Jeder kann die Resultate derselben benützen; Jeder kann die reinere Atmosphäre athmen, welche die Wissenschaft von Vorurtheilen und Aberglauben befreit hat. In diesem Sinne sehen wir, wie einzelne Philosophenschulen und Literaturperioden im alten Griechenland, wie in Deutschland, Frankreich und anderswo, auf ihr ganzes Zeitalter befreiend einwirkten, und gewissermaßen die ganze Masse des Volkes elektrisirten.

Diesen Zusammenhang zwischen der eigentlichen Wissenschaft und dem allgemeinen Volksgeiste müssen wir ganz besonders in der Politik herzustellen suchen, weil hier die Gefahren, die aus einer moralischen und intellektuellen Degradation des Volkes hervorgehen, von außerordentlicher Tragweite sind. In der Politik geben sich so viele gemeine Interessen und Tendenzen kund, daß ein fortwährender Strom von Ideen nothwendig ist, um die politische Atmosphäre zu reinigen. Diese Ideen wachsen aber nur auf dem Boden streng wissenschaftlicher Arbeiten und Studien.

Die Politik ist eine Wissenschaft, eine positive Wissenschaft, ebenso gut, wie die Chemie, Astronomie, Medizin, oder irgend eine andere positive Wissenschaft. Ja, man kann sie nicht nur eine Wissenschaft, sondern eine Vereinigung von mehreren Wissenschaften nennen. Um Politik zu treiben, muß man ein großes Material von Kenntnissen durcharbeiten. Zuerst muß man die Weltgeschichte verstehen, nicht nur die einzelnen positiven Facta und Jahreszahlen, sondern den inneren Zusammenhang der Ereignisse; man muß die Menschheit auf ihrem Wege zur Freiheit begleiten; man muß die Gesetze der Entwicklung des Menschengeschlechtes erkennen. Neben dieser allgemeinen Philosophie der Geschichte ist es für den Politiker besonders nothwendig, Rechtsgeschichte zu studiren. Er braucht sich zwar nicht in die casuistischen Spitzfindigkeiten der römischen Pandekten, noch in die Barbarei des kanonischen, noch in die Subtilitäten des deutschen Privatrechtes speziell einzulassen, aber er muß doch im Allgemeinen die Definition, die Entwicklung und Geschichte der wichtigsten Rechtsbegriffe kennen. Wichtiger noch, wie die Geschichte des Rechtes, ist die Philosophie des Rechtes, das Naturrecht, diejenige Wissenschaft,

welche aus der Natur des Menschen die wesentlichsten Menschenrechte ableitet. Diese Wissenschaft führt uns direkt auf das Studium der Anthropologie, als der Wissenschaft vom Menschen selbst. Staatsrecht und Gesetzgebungsrecht ist eine der wichtigsten Disciplinen für einen Politiker. Völkerrecht im historischen und philosophischen Sinne, Verfassungsrcht der Ver. Staaten, ist für den Politiker ebenso nothwendig, wie National-Ökonomie und Statistik. Wir wollen nicht weiter fortfahren, die für den Politiker nothwendigen Wissenschaften aufzuzählen, weil wir die Leser mit der Aufzählung dieser vielen zum Theil noch nicht einmal ausgearbeiteten, zum Theil selbst noch ganz unentdeckten Wissenschaften nicht schrecken wollen: aber unleugbar ist es, daß die Politik die Vereinigung aller dieser Wissenschaften und ihre Anwendung auf das praktische Leben ist. Wer in diesen Wissenschaften nicht wenigstens einigermaßen b. wandert ist, wird ebenso wenig in der Politik leisten können, wie derjenige, welcher keine Anatomie studirt hat, in der Medizin. Amerika ist allerdings das Land der Pfluscher, nicht nur in Bezug auf Medizin, sondern auch auf Politik; und wir sehen hier die Folge von der Pfluscherei noch deutlicher als dort. Analysiren wir irgend eine der vorliegenden politischen Tagesfragen, z. B. die Temperenz- oder Kausasfrage, so finden wir den ganzen Humbug, der aus dem Mangel an politischer Wissenschaft hervorgeht. Wenn man z. B. hier in Amerika auf den Universitäten und anderswo eine eigentliche Gesetzgebungswissenschaft lehrte, so würde man längst ein so thörichtes Gesetz, wie das Maine Liquor Law, unter den Tisch geworfen haben, denn durch dieses Gesetz ist die Grenze, innerhalb derer man überhaupt legisliren kann, überschritten. Die Volkssouveränität in Bezug auf die Freiheit der Territorien ist eine Frage, über die man in der verschiedensten Weise hin und her reden kann; die Wissenschaft macht dem ganzen Geschwätz ein Ende, indem sie den Umfang der Souveränität überhaupt beschreibt und die Grenzen des Souveränitätsrechtes feststellt. Das Recht, Sklaverei einzuführen z. B. überschreitet die Grenzen des Souveränitätsrechtes. So könnten wir alle Fragen der amerikanischen Politik durchgehen, und finden, daß der Mangel an strengen wissenschaftlichen Definitionen und Unterscheidungen eine große Unklarheit über die politischen Fragen hervorruft; man schwätzt hin und her, und hat keinen festen Boden unter den Füßen. Es ist mit einer wissenschaftlichen Definition oft mehr abgemacht, als mit hundert Reden und Artikeln.

Was wir am meisten wünschen und vermiffen, ist ein ordentliches Naturrecht. Wir geben zu, daß in Deutschland selbst noch kein eigentliches Naturrecht existirt, wenigstens nicht im Sinne des modernen Bewußtseins. Die Wissenschaft von den natürlichen Rechten des Menschen ist ein wesentliches Ding in einer Republik, und zeigt uns die Art und Weise, in welcher wir die positiven Rechte und Gesetze erklären müssen. Dieses Na-

turrecht ist ungefähr dasselbe, was ein Theil der amerikanischen Politiker unter „higherlaw“ versteht, aber dieser Ausdruck ist so unbestimmt, und hat eine so unzuverlässige religiöse und confessionelle Grundlage, daß es wohl nothwendig wäre, dieses Recht wissenschaftlich zu bestimmen. Das Naturrecht ist die höchste Instanz alles Rechtes, und alle positiven Gesetze müssen im Zweifelsfalle durch das Naturrecht erklärt werden; — aber in Amerika fehlt die höchste Instanz noch ganz, und man betrachtet die Constitution als oberste Richtschnur und letzten Beweis, obgleich die Constitution selbst vielerlei Auslegungen zuläßt.

Eine zweite Wissenschaft, der wir eine systematische Berücksichtigung wünschten, ist das positive Staatsrecht Amerika's, eine höchst interessante Wissenschaft, welche direkt in das politische Leben der Union eingreift. Es ist uns unbegreiflich, daß für eine solche Wissenschaft nicht eine zahlreiche, glänzende Literatur und eine Menge akademischer Lehrstühle vorhanden sind. Der constitutionellen Streitfragen gibt es eine solche Menge, und das Interesse, welches man an der Entscheidung derselben nimmt, ist so groß, daß eine gründliche wissenschaftliche Behandlung derselben wohl eine Nothwendigkeit genannt werden kann. Was gegenwärtig auf dem Gebiete des constitutionellen Staatsrechtes geleistet wird, ist meistens zufälliger und aphoristischer Natur; den meisten Rednern und Politikern ist die Constitution die Fundgrube, woher sie ihre Beweise nehmen, die Autorität, mit welcher sie ihre Partei vertheidigen; die Paragraphen der Constitution müssen es sich gefallen lassen, daß sie auf ein Prokrustesbett geschmiedet, und nach dem Schema der Partei zugestutzt werden; man kann Alles und Jedes aus der Constitution erklären und folgern; genug, man geht ganz kritiklos mit der Constitution um, so daß man von einem Staatsrecht in den Ver. Staaten kaum reden kann. Und doch wäre hier eine bestimmte Theorie der Interpretation ganz am Platze; das Material zu einer solchen Theorie ist vollständig vorhanden; die Geschichte, die Werke der Zeitgenossen, namentlich Jeffersons geben uns hinlänglich Aufschluß über die Intentionen der Verfasser der Constitution, so daß es leicht wäre, aus dem Wirrwarr der Meinungen auf eine bestimmte positive Grundlage zurückzukommen.

Neben einem philosophischen Naturrecht und einem positiven Staatsrecht wäre die Nationalökonomie ein dritter Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß. Bei den großen materiellen Fragen, welche in Amerika auf dem Spiel stehen, — man denke an die Frage der inneren Verbesserungen, der Pacifcibahn, der Eisenbahnlandschenkungen im Westen, die Agrargesetzgebung u. s. w. sind wissenschaftliche Kenntnisse auf nationalökonomischem Gebiete sehr nothwendig, und die Fortschritte welche die Amerikaner bisher schon in Bezug auf Census, Statistik u. s. w. gemacht haben, beweisen gerade, daß sie eine große Inclination für eine solche in die materiellen Verhältnisse eingreifende Wissenschaft haben.

Wäre es nicht an der Zeit, daß der Kongreß, oder irgend ein Staat, oder irgend eine Privatgesellschaft einmal den Anfang einer politischen Hochschule machte, in denen die hier angedeuteten Wissenschaften systematisch gelehrt wurden? Es wird in Amerika für Erziehungszwecke eine Menge Geld ausgegeben; aller Orten werden Colleges, Akademien und sogenannte Universtitäten errichtet; warum sollte sich ein solcher Plan nicht realisiren lassen? Die Nothwendigkeit, wie der Nutzen einer solchen Anstalt liegt auf der Hand. Es würde sich dadurch, — natürlich, wenn das Unternehmen wirklich von wissenschaftlichem Charakter, und kein Humbug wäre, — ein Fond von politischer Bildung ansammeln, der auf den ganzen politischen Verkehr von Einfluß wäre; die Politik wäre dann nicht mehr das ausschließliche Eigenthum halbgebildeter Lawyer, welche Sophistik mit Wissenschaft verwechseln; die politischen Versammlungen des Volkes würden dann vielleicht nicht mehr von den tausendfach wiederholten Phrasen und Tiraden der Drahtzieher wiederhallen; die Gesetzgeber würden dann vielleicht den Umfang ihrer Pflichten und Rechte erkennen; und das Volk würde sich dann erinnern, daß es noch ein Recht, ein ewiges und unveräußerliches Menschenrecht gibt.

Gern möchten wir den Plan einer politischen Hochschule dahin erweitern, eine allgemeine Universtität nach dem Vorbilde einer Universtität in Paris oder Berlin zu gründen, in welcher alle Wissenschaften, die wirklich auf diesen Namen Anspruch machen können, ihre Lehrstühle und Vertreter haben, einen großen Brennpunkt wissenschaftlicher Forschung und Lehre, durch welchen der Fortschritt der Wissenschaften selbst und ihre Verbreitung über die Massen bewerkstelligt wird, die Vereinigung sämmtlicher berühmter wissenschaftlicher Kräfte, welche, centralisirt, noch unendlich mehr leisten könnten, als vereinzelt. Dadurch würde erst das nationale Erziehungssystem seinen Schlußstein finden. Eine große Republik, wie Amerika, braucht viel Intelligenz, und muß dahin streben, immer einen Vorrath von Intelligenz bereit zu haben. In einem Lande, wo das Sklavenauslieferungsgesetz und die Kaufsakte gilt, braucht man gewiß noch eine Vermehrung der Intelligenz und Bildung.

Sollte einmal dieser Plan realisirt werden, und wir halten dies nicht für unmöglich, so wird voraussichtlich auch den deutschen Trägern und Forschern der Wissenschaft ein namhafter Antheil an der wissenschaftlichen Arbeit werden. Wir glauben, daß diese allgemeine Hochschule sich leichter herstellen lassen wird, als die deutsche Hochschule, welche Herr Ruge in einem trefflichen Plane befürwortet hat. Die Resultate, welche einer solchen Anstalt zu verdanken sein würden, die Resultate für das ganze geistige Leben der amerikanischen Nation, für die Politik, wie speziell für das Erziehungswesen, würden alle Erwartungen und Profesezungen übertreffen.

Wir empfehlen diesen Vorschlag der freisinnigen Presse.

Maupertuis' Leben. 2

(par L. Angliviel de la Beaumelle, ouvrage posthume, suivi de lettres inédites de Eredéric le Grand et de Maupertuis, Paris 1856)

Die vorliegende Arbeit, wesentlich aus der Feder La Beaumelle's herrührend, welchem die Wittve und Familie Maupertuis bald nach dessen Tod das erforderliche Material übergaben, nahm, als Ersterer noch vor der Vollendung seines Werkes starb, 30 Jahre später Lalande wieder auf, und, als auch diesen nach kurzer Zeit der Tod abrief, legte in der neuesten Zeit Maurice Angliviel, Bibliothekar des Marine-Depots die letzte Hand daran, und bereicherte das Werk namentlich mit einer Reihe von Briefen, dem schon erwähnten Briefwechsel des Königs und des Gelehrten, die bis dahin im Besiß der Familien La Condamine und La Beaumelle gewesen waren.

Im Jahre 1740 bestieg Friedrich II den Thron seiner Väter. In seiner Zurückgezogenheit in Rheinsberg hatte er die Werke von Maupertuis studirt, und nicht so bald war er König geworden als er demselben eigenhändig schrieb: „Hang und Neigung, mein Herr, haben mir im ersten Augenblick meiner Thronbesteigung den Wunsch eingeflößt, Sie zu besitzen, auf daß Sie der Berliner Akademie die Gestalt geben, die sie nur durch Sie erhalten kann. Kommen Sie also und pfeepsen Sie auf die wilde Pflanze das Reis der Wissenschaften und der Blumen. Sie haben die Welt die Gestalt der Erde gelehrt: lehren Sie jetzt einen König, wie schön es ist einen Mann zu besitzen wie Sie.“ Der preussische Gesandte in Paris hatte den Auftrag, die schriftliche Einladung auf das Dringendste zu unterstützen, und bald erschien Maupertuis in Wesel, wo er dem König vorgestellt wurde. Eben war der Anti-Machiavell erschienen, und der König fragte ihn um sein Urtheil darüber. Er lobte es nach Verdienst; „aber Sire“, fügte er hinzu, „ich fürchte man wird sagen, Machiavell hätte seinem Fürsten zu allererst den Rath geben sollen, ihn zu widerlegen.“ Er folgte dem König nach Cleve und dann nach Berlin, und er wurde mit einer Huld überschüttet, daß Voltaire [aus dem Haaq vom 18 September 1740] an ihn schreiben konnte: „Als wir Beide von Cleve abreisten, Sie zur Rechten und ich zur Linken, glaubte ich den Tag des jüngsten Gerichts zu sehen, wo der liebe Gott die guten Schafe von den bösen scheidet. Divus Fredericus sagte zu Ihnen: setze Dich zu meiner Rechten im Paradies von Berlin; und zu mir: geh und sei verdammt in Holland!“

Der Krieg in Schlessen brach aus und Maupertuis folgte dem König in's Feldlager und in die Schlacht. Sein feuriges Pferd trug ihn mitten unter die österreichischen Husaren; er wurde gefangen genommen und vollständig ausgeplündert. Nicht sobald aber hatte er seinen Namen genannt,

als Graf Reipberg ihn mit Kleidern und Geld versah, und ihn nach Wien sandte. Dort wurde er Marien Theresien und ihrem Gemahl vorgestellt. Maria Theresia fragte ihn: ob es wahr sei, wenn das Gerücht die Königin von Preußen die schönste aller Fürstinnen nenne. Maupertuis war Franzose genug um zu antworten: „Bis jetzt habe ich es geglaubt.“ Maria Theresia brachte ihn mit der weiteren Frage in Verlegenheit: was seine Philosophie davon denke, daß zwei Herrscher mit Feuer und Schwert sich um einige Fesseln des Planeten stritten, den er gemessen. „Es ziemt mir nicht“, antwortete er gewandt, „philosophischer zu sein, als die Herrscher“.

Inzwischen hatte Friedrich dem Erzbischof von Breslau, Cardinal Zinzendorf, den er als österreichischen Parteigänger hatte festnehmen lassen, gestattet nach Wien zu gehen; Maria Theresia wollte an Großmuth nicht zurückbleiben, und sandte Maupertuis ohne Lösegeld zurück. Als er sich bei ihrem Gemahl, dem Großherzog von Toscana, verabschiedete, fragte ihn dieser, welchen Beweis seiner Werthschätzung er ihm geben könne. Maupertuis bat, er möge ihm nachweisen, wo er eine Graham'sche Secundenuhr finde; die seinige hätten die Soldaten ihm abgenommen. Sie ist in meine Hände gerathen, erwiederte Franz, zog seine eigene Uhr, eine Graham, aus der Tasche, und überreichte sie dem Gelehrten, der alsbald nach Berlin, und, als er sah, daß der König vor der Hand nur mit dem Krieg beschäftigt sei, nach Paris zurückkehrte.

Im Jahre 1744 folgte er einer zweiten Einladung nach Berlin, wo ihm im königl. Palast eine Wohnung angewiesen wurde, und wo er alsbald seine ganze Philosophie vergaß, um sich in ein Hoffräulein der verwittweten Königin, Eleonore v. Berk, zu verlieben, und sie, nachdem der ausgesprochene Wunsch des Königs den Widerstand der Familie gebrochen, zu heirathen. Indesß erübrigte er doch noch die Zeit, sich mit der Reorganisation der Akademie der Wissenschaften zu beschäftigen.

Das Institut war sehr heruntergekommen. Friedrich Wilhelm I. hatte es zum Gegenstande seiner nicht eben zarten Spässe herabgewürdigt, und die Mitglieder waren bereitwillig darauf eingegangen; es ist bekannt, daß, als er der gelehrten Körperschaft, die sich seines Hofnarren als Vicepräsidenten erfreute, eines Tages die Frage vorlegte, weshalb zwei Gläser mit Champagner, wenn man damit anstoße, keinen eben so hellen Klang von sich gäben als Gläser mit anderm Wein, die Akademiker zuvörderst das Factum constatirt verlangten, was ihnen sofort einen Korb Champagnerflaschen eintrug. Friedrich II. hatte freilich alsbald begonnen, den Auguststall zu säubern, und ein Curatorium eingesetzt, das die neue Organisation in die Hand nehme, aber dieses Curatorium debutirte mit einem Paragraphen in den revidirten Statuten: daß Edelleute Akademiker sein könnten, ohne ihres Adels verlustig zu werden. Jetzt legte Maupertuis Hand an

Werk, und der König ernannte ihn zum Präsidenten der Akademie und bald auch zum Ritter des Ordens pour le merite.

Die Ruhe seines Lebens sollte indeß gestört werden durch die Feindschaft seines früheren Freundes Voltaire. Voltaire hatte im Jahre 1750 eine Einladung erhalten, nach Berlin zu kommen, und wurde mit Gnade überhäuft. „Ich unterzeichne“, schrieb der König an den Fuß des Decrets, das ihm den Kammerherrnschlüssel, den Verdienstorden und eine Pension zusprach, „mit Freude den Vertrag, den ich schon vor fünfzehn Jahren gern abgeschlossen hätte.“ Bald begann es, Pasquille und Schmähchriften gegen Maupertuis zu regnen, der auf dem Krankenbette lag, und sich nicht vertheidigen konnte. Friedrich II. selbst übernahm seine Vertheidigung; unter dem Namen eines Berliner Akademikers trat er mit der Feder für ihn in die Schranken, und er sandte ein Exemplar seiner Arbeit an Maupertuis mit den begleitenden Worten: „Ich habe den Buchhändler anweisen lassen, diese Schrift möglichst zu verbreiten, damit man nicht glaube, ehrliche Leute könnten schutzlos bei uns angegriffen werden. Man kann den Styl und die Anordnung meiner Arbeit tadeln, aber in der Sache selbst wird Niemand etwas darauf zu entgegnen im Stande sein.“ Gleichwohl nahm er nicht blind Partei für Maupertuis. In einem Schreiben an seinen Cabinetssecretär sagt er: „Ich glaube nicht, daß es einen böshafteren Narren gibt als Voltaire; Sie können sich keinen Begriff machen von der Niederträchtigkeit und Doppelzüngigkeit, die er hier bewiesen. Ich sehe mit tiefem Bedauern, daß so viel Geist und Kenntniß die Menschen nicht besser macht. Ich habe Maupertuis gegen ihn vertheidigt, weil das ein ehrlicher Mann ist, den man beschloffen hatte zu verderben. Aber ich habe mich nicht zu alle dem hergeben mögen, was seine Leidenschaftlichkeit gewünscht hätte. Ein wenig zu viel Eigenliebe hat ihn zu empfindlich gemacht gegen den Biß eines Affen, den er erst hätte durchpeitschen und dann verachten sollen.“

Voltaire ruhte nicht. Er schrieb ein neues Libell, eine „Diatriben des Doctor Akafia,“ und ließ sie mit Benützung einer von früher datirenden Erlaubniß in der königlichen Druckerei in Potsdam drucken. Die Broschüre war fertig, als der König davon Nachricht erhielt. Sofort gab er Befehl, sämtliche Exemplare mit Beschlag zu belegen. Der Drucker erklärte, er habe sie schon an den Verfasser abgeliefert. Voltaire läugnete Alles, die Autorschaft und den Biß, aber sein Unterhändler bestätigte eidlich die Aussagen des Druckers, und Friedrich schrieb an Voltaire: „Ihre Unverschämtheit setzt mich in Erstaunen. Nach dem was Sie gethan und was klar ist wie der Tag, beharren Sie im Längnen, statt sich schuldig zu erklären. Bilden Sie sich nicht ein Sie könnten weiß für schwarz ausgehen; wenn man nicht sieht, so liegt das daran, weil man nicht Alles sehen kann. Aber wenn Sie die Sache auf's Aeußerste treiben, so werde ich Alles dru-

den lassen, und dann wird man erfahren, daß, wenn Ihre Werke verdienen, daß man Ihnen Bildsäulen errichtet, Ihre Handlungsweise verdient, daß man Sie in Ketten legt." Voltaire gestand endlich Alles, und der König verzieh ihm gegen das Versprechen, daß die ganze Auflage unterdrückt werden solle. Er versprach es, um auf der Stelle sein Versprechen zu brechen, denn alsbald erschien der *Alfania* in Tausenden von Exemplaren im Ausland. Friedrich ließ das Libell öffentlich unter dem Galgen von Hengershand verbrennen, aber nochmals verzieh er dem Verfasser, als dieser de- und wehmuthsvoll an seine Gnade appellirte. Es war indeß zum letzten Mal, denn als Voltaire, der sich bald nicht mehr heimisch fühlte in Berlin, unter dem Vorwande, die Bäder von Plombieres gebrauchen zu müssen, sich verabschiedete, und von Paris aus eine Broschüre über das „Privatleben des Königs von Preußen“ in die Welt sandte, ließ Friedrich ihn in Frankfurt festnehmen, und gab ihm erst wieder frei, nachdem er den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden zurückerhalten. Vergebens gab Voltaire sich später Mühe, das Verhältniß wieder anzuknüpfen. „Können Sie es glauben,“ schrieb im Jahre 1754 Friedrich an seinen Cabinetsecretair, „daß Voltaire, trotz aller der Streiche, die er hier gespielt, Schritte gethan hat zu seiner Rückkehr? Aber ich werde mich wohl in Acht nehmen; er ist zu Nichts gut als zum Lesen.“

Wir beschließen diese Episode, um zu Mauvertuis zurückzukehren, der sein Krankenlager verlassen hatte und im Jahr 1754 in der Luft Frankreichs völlige Erholung suchte. Nicht lange und der König rief ihn nach Berlin zurück: „Kommen Sie schnell und pflanzen Sie ein denkendes Wesen in den Garten der Frau von Mauvertuis“. Mauvertuis gehorchte, aber seine Gesundheit nöthigte ihn bald, abermals nach Frankreich zu gehen, und er war noch dort, als im Jahr 1756 der Krieg ausbrach, der sein Geburtsland und sein Adoptiv-Vaterland einander feindlich gegenüber stellte. Er sollte Berlin und den König nicht wieder sehen, in dessen Stern er ein unbegrenztes Vertrauen setzte; auf dem Wege dahin starb er in Basel, wenige Stunden vor der Ankunft seiner Gattin, die der König alsbald zur Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie ernannte.

Wir gehen jetzt zu dem Briefwechsel selbst über, der das wesentliche Interesse des vorliegenden Werks bildet. Wir werden Mauvertuis's Briefe nur so weit berücksichtigen, als es für das Verständniß der Antworten seines königlichen Räten bedingt ist, dagegen die Briefe des letztern (87 an der Zahl) etwa ausführlicher behandeln können — Briefe, die, wie schon oben bemerkt, seither noch nicht veröffentlicht sind, nur mit Ausnahme der beiden ersten, welche bereits in die „Werke Friedrichs des Großen“ aufgenommen worden.

Der erste Brief in der Sammlung ist noch aus Rheinsberg, von dem damaligen Kronprinzen Friedrich, aus dem Jahr 1738 datirt. Mauver-

tuis hatte ihm seine Abhandlung über die Gestalt der Erde zugesandt. „Wenn auch“, antwortete der Prinz, „der Gegenstand, welchen dieses Werk behandelt, gründliche Kenntniß in der Mathematik und in der speculativen Astronomie voraussetzt, so werde ich es doch mit nicht weniger Vergnügen lesen, weil sich mir dann die Gelegenheit bietet, Sie um Erklärung dessen zu bitten, was ich nicht verstehe, und Ihnen, mich zu belehren. Der König, mein Vater, hat mich in Unwissenheit aufwachsen lassen. Wenn Sie sich herbeilassen mein Lehrer zu werden, so werde ich Alexander nicht beneiden, daß er der Schüler des Aristoteles gewesen.“

Schon der zweite Brief, vom Junius 1740, ist vom König Friedrich; er enthält die Einladung an Maupertuis, nach Berlin zu kommen, die wir schon in der Einleitung berührt. Der dritte, vom 14. Julius desselben Jahrs aus Königsberg, wiederholt diese Einladung. „Ich bin damit beschäftigt,“ schreibt der König, „die Wissenschaften auf einen fremden und wilden Stamm zu pflropfen, Ihre Mitwirkung ist mir nothwendig. Ihnen kommt es zu, zu erwägen, ob nicht die Aufgabe die Wissenschaften in diesem Klima einheimisch zu machen und zu fördern, ebenso glorreich ist, als daß Sie dem Menschengeschlecht zeigen, welche Gestalt der Continent hat, den es bebaut. Ich schmeichle mir, daß das Amt eines Apostels der Wahrheit Ihnen nicht unangenehm sein wird, und daß Sie sich aus Liebe zu ihr, wenn auch nicht aus Freundschaft für mich, für Berlin entscheiden. Sie können nicht glauben, wie sehr ich wünsche, Sie zu besitzen. Schenken Sie sich mir, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an. Es ist Zeit, daß die Fürsten vor den Philosophen kriechen; die Philosophen haben nur zu viel vor den Fürsten gekrochen!“

Maupertuis sandte einen Entwurf zur Organisation der Akademie ein, und lehnte die Pension, welche der König ihm ausgeworfen, ab. Der König antwortete am 8. November 1740. „Ich bewundere Ihre Uneigennützigkeit, aber ich billige sie nicht. Ich werde Ihren Brief als ein Denkmal Ihrer Tugend aufbewahren, aber Sie Ihrerseits werden die Pension behalten, welche ich als einen schwachen Beweis meiner Werthschätzung für sie angewiesen. Was würde Horaz sagen, der die Wohlthaten eines Unterthanen annahm, wenn er sähe, daß Sie die Beweise einer Freundschaft eines Herrschers verschmähen? Die Philosophie ist eine Gebieterin, der man um ihrer selbst willen dienen muß. Aber sollen die Weisen keinen Theil haben an den Gütern dieser Welt, weil sie sie aufklären? Ich liebe den Ruhm wie nur irgend Jemand. Aber ich glaube nicht, daß dieser Ruhm durch das glänzende Einkommen befleckt wird, das ich von meinem Volk beziehe; es ist billig, daß dieses Volk, zu dessen Glück ich durch meine Arbeit beitrage, seinerseits zu meinem Vergnügen beiträgt. Glauben Sie mir, alle Menschen, vom kleinsten bis zum größten, sind einander für Dienste verpflichtet. Ich hoffe also, daß, Alles wohl erwogen,

Sie mir erlauben werden, die Schuld meines Vaterlandes gegen Sie abzutragen."

Der nächste Brief ist aus dem eben eroberten Schlessien, aus Breslau vom 24. Dezember 1740. „Es thut mir sehr leid“, schreibt der König, „daß ich Ihren Brief nicht früher beantwortet. Aber Könige und Krieger thun so selten was sie wollen. Ich habe hier eine andere Sorte Problem zu lösen, das mir viel zu schaffen macht. Mit unserer Geometrie geht es, Dank Ihrem heilsamen Einfluß, sehr gut. Sobald ich damit fertig bin, die Gestalt Schlessiens festzustellen, kehre ich nach Berlin zurück, und dann wollen wir an unsere Akademie denken. Nur ein wenig Geduld, und es soll Alles geschehen, was Sie wünschen. Ich habe Sie nicht gebeten, zu mir zu kommen, um Sie die Rolle eines Bittstellers spielen zu lassen. Aber Sie wissen, daß man nicht Alles in Allem sein kann, und daß eine Provinz kein übel Ding ist. Sie sollen auch noch Schlessien zu unterrichten haben.“

Der Briefwechsel ruht jetzt bis zum Jahr 1744. Die Prinzessin Ulrika heirathete den Kronprinzen von Schweden, Maupertuis stattete dem König seine Glückwünsche wegen dieser Heirath ab, der König dankte ihm, und fügte bei: „Man hat mir Ihre nautische Astronomie zugestellt. Das sind Sachen, auf die ich mich nicht verstehe, aber es freut mich sehr, Alles zu besitzen, was von Ihnen kommt. Es sind Orakel, die ich nicht fasse, aber ich verehere den Gott, der sie verkündet.“

Bald darauf machte Maupertuis den König zum Vertrauten seiner Liebe. Er wählte dazu eine originelle Form. „Erlauben Sie mir, Eure, Ihnen ein Problem vorzulegen, das nur Ew. Majestät zu lösen im Stande sind. Wenn ein Philosoph verliebt wäre, wenn ein einfacher Edelmann nach der Hand eines Mädchens aus den höchsten Ständen strebte, wenn hundert Hindernisse sich seinen Ansprüchen entgegenstellten — was hätte er zu thun, um seinen König zu vermögen, dieselben zu beseitigen?“ Der König erwiderte: „Der Liebende muß sich immer seinem Freund eröffnen. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Ich werde Fräulein v. Vork von der Königin, meiner Mutter, für Sie begehren, und sie ihrerseits wird sie von ihren Verwandten begehren. Es freut mich so, daß Sie auf diese Weise sich bei mir festsetzen, daß ich Ihnen wegen Ihrer Leidenschaft nicht den Krieg erklären will. Aber doch ist es ein großer Trost für gewöhnliche Seelen, daß sich diese erhabene Philosophie durch zwei so leichtfertige Dinge, wie Liebe und Schönheit, aus dem Sattel heben läßt.“

Ubermals brach der Krieg aus, und der nächste Brief des Königs ist, bald nachdem die Schlacht von Hohenfriedberg geschlagen worden, aus dem Lager von Ruseck [1745] datirt. „Seit ich“, schreibt er, „Berlin verlassen habe, schlage ich mich unaufhörlich. Ich wünschte, daß dieser Schwindel, der jetzt ganz Europa beherrscht, endlich dem gesunden Menschenverstande Platz machte, und daß die ehrgeizigen und schwarzgalligen Geister,

welche die Politik machen, einmal satt würden von dem Menschenblut, das sie vergießen lassen. Dann, lieber Maupertuis, könnten wir nach Herzenslust philosophiren. Ich würde bald zum Nachdenken, bald zum Vergnügen jene Augenblicke anwenden, die ich jetzt leider dazu verwende, Menschen zu tödten. Zur Zeit begnüge ich mich mit Horaz zu sagen:

„Cher vaisseau, qui portes Virgile
Sur le rivage Athenien,
Viens aborder un port tranquille,
Ou pour lui je ne craigne rien.
Ainsi sur la liquide plaine
Te conduisse la main des Dieux,
Et des zephyrs la douce haleine
Loin de toi les vents furieux.“

Der nächste Brief ist aus dem Lager von Semonitz vom 4. Sept. 1745. Jordan und Keyserlingk, die Freunde des Königs, waren eben, kurz nach einander, gestorben, und ihr königlicher Freund schreibt an Maupertuis: „Es bleibt mir nicht viel mehr zu verlieren. Was ist das Leben ohne Freundschaft? Wenn man den Fall eines Baumes dadurch herbeiführt, daß man seine Wurzeln abschneidet, so macht der Himmel, weil er mir die Freunde nimmt, das Scheiden von der Welt mir leicht. Ich gestehe, daß die Philosophie, die ich treibe, mir in diesem Augenblick nicht viel genützt hat. Ich spreche nicht von der erhabenen Philosophie, in welcher Sie glänzen, aber von jener Umgebung und Moral, die unsere Seele gegen das Unglück zu stählen verheißt. Ich hatte mich auf sie verlassen, und nun sehe ich, daß sie unnütz, daß sie wenigstens unzureichend ist. Sie hindert mich nicht, mit Wollust in meinen Wunden zu wühlen, und ich wühle nicht darin, ohne sie zu verschlimmern. Ich habe Cicero's Tusculanen mit Aufmerksamkeit gelesen; aber welcher Unterschied zwischen Raisonnement und Empfinden! Man kann denken, wenn der Kummer schweigt, aber wie weit ist es von solchem Denken bis zu der Kraft, deren es bedarf, um eine Schwäche zu besiegen, welche die Tugend selbst zu billigen scheint! Wo ist der Mensch, der nicht das traurige Recht behält, zu klagen, wenn man ihm Herz und Ein. eweide ausreißt?“

In einem Schreiben vom 26. Sept. kommt er nochmals auf den Gegenstand zurück. „Sie, mein lieber Maupertuis, der Sie verlobt sind, und also die Herrschaft der Leidenschaften kennen, können Sie verlangen, daß ich das Gefühl aus meinem Herzen verbanne? Glauben Sie mir, der Kummer läßt sich so wenig austreiben, wie die Liebe. Die Natur hat uns nur Argumente als Waffen gegeben, und diese Waffen sind, wenn es den Kampf gegen die Sinne oder das Herz gilt, so schwach, als es in einem andern Fall die fabelhaften Trompeten von Jericho waren. Bedenken Sie,

daß Cicero, allen Hilfsmitteln der Philosophie zum Trotz, mehr als ein Jahr brauchte, um des Schmerzes Herr zu werden, den ihm der Tod seiner theuren Tullia verursachte. Was mich betrifft, der ich nicht die Ehre habe, Cicero zu sein, oder ihm auch nur nahe zu kommen, so habe ich zwei Verwandte, zwei Freunde verloren, wie ich sie nicht mehr wieder finde. Seien Sie überzeugt, daß ich meinen Schmerz nicht nähre. Es ist kein Vergnügen, Kummer zu haben, und ich würde gern mit einem Schwamm über die Vergangenheit fahren. Ich bedarf eines starken Geistes, und den habe ich leider nicht mehr. Alle Gemeinplätze habe ich mir so oft vorgesagt, daß sie abgenützt sind; ich kann jetzt nur noch auf die Zeit meine Hoffnung setzen. Ich habe irgendwo gelesen, daß einer der Stoiker, als man ihn wegen des Verlustes seines einzigen Sohnes tröstete, kalt geäußert: „Ich wußte recht gut, daß er nicht unsterblich war.“ Das Wort beweist nur, daß jener Grieche rohen Geistes und unempfindlichen Körpers war. Es ist also am besten, mein lieber Maupertuis, daß Sie Ihre Liebe behalten, und ich meinen Schmerz, bis, wie es die Ordnung der Natur mit sich bringt, die Zeit uns heilt.“ „Mögen Sie“, so schließt der Brief heiterer, „in Ihrer Liebe in Berlin so viel Glück haben, als Sie bei Ihren Entdeckungen in Lappland gehabt.“

Wenige Tage nachher gewann Friedrich das Treffen von Seer. „Während ich“, schrieb ihm Maupertuis, „glaubte, Ew. Majestät seien beschäftigt, die Tusculanen zu lesen, schlagen Sie Schlachten und tragen Sie Siege davon.“ „Ich fürchte“, setzte er hinzu, „daß so große Erfolge Ew. Majestät zu viel Geschmack beibringen an einer Hanthierung, die Ihnen ohnehin schon zu lieb, und die nicht geeignet ist, die Menschen glücklich zu machen“.

Friedrich antwortet aus dem Lager von Trautenau vom 10. October: „Ich las eben die Tusculanen, mein lieber Maupertuis, als man mir meldete, daß der Prinz Karl von Lothringen mir ein Paar Worte zu sagen habe. Ich mußte also schon gehen, und es ist nicht meine Schuld, wenn wir uns geschlagen haben. Seien Sie überzeugt, daß Menschenblut mir zu kostbar ist, als daß ich es ohne die dringendste Noth vergießen möchte. Die Liebe zum Ruhm wird mich niemals zum Verbrecher machen. Ich bin mehr Philosoph, als ich an der Spitze einer Armee Ihnen scheine, und Sie werden sehen, daß ich die bürgerlichen Tugenden mit eben so viel Liebe und Eifer pflege, als ich während des Krieges auf diejenige Kunst verwandte, auf welche meine Pflicht mich hinwies.“ Der Brief schließt dann: „Ich hoffe am 3. November in Berlin zu sein, und die Myrten der Cypria das Haupt eines Philosophen schmücken zu sehen, den Europa bewundert. Meine Eigenliebe freut sich über die Schwächen großer Geister. Ich sehe mit Freuden, wie sich ein Sohn Urania's in einen Seladon metamorpho-

sirt. Wenige Leute verstehen die Sprache der Algebra, aber es bedarf keines Lehrmeisters, um die Sprache der Liebe zu verstehen."

Schon am folgenden Tag erhält Maupertuis einen zweiten Brief vom König. „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Verheirathung. Sie haben eine gute Wahl getroffen, und wenn man auf Erden glücklich sein kann, so werden Sie es sein. Wenn ich aber so lebhaften Antheil nehme an dem, was Ihnen Freude macht, haben Sie kein Mitgefühl für das, was mir tödtlichen Schmerz verursacht? Wir liefern Schlachten und erobern Städte, aber wir werden Jerdan und Keyserlingk nicht wieder von den Todten erwecken, und ohne sie ist mir das Leben ein Schmerzensthal. Mögen Sie nie einen Kummer empfinden, wie der meinige! Und möge diejenige, welche Sie an Ihr Schicksal fesseln, Ihnen die ganze Lust und Freude gewähren, welche Sie von ihr erwarten! Ist sie Ihnen nicht Dank schuldig, daß Sie ihretwegen aufgehört haben, Philosoph zu sein?“

Maupertuis antwortet in einem sehr überschwänglichen Brief, in welchem er den König, der unmittelbar nach einer gelieferten Schlacht sich mit "seinem" Philosophen zu unterhalten vermag, bis zu den Sternen erhebt, und sich bis zu der — wir wollen das gebührende Epitheton nicht ausschreiben — Phrase versteigt: „Ich werde meine theure Gattin nie anders denn als eine Hülfquelle betrachten für die Augenblicke, wo es mir nicht gestattet ist, Gr. Majestät zu Füßen zu liegen.“ Friedrich antwortet am 18. Oct. aus dem Lager von Schaklar: „Mich so loben, wie Sie es thun, mein lieber Maupertuis, das heißt sich in sehr unphilosophischer Weise über mich lustig machen. Nehmen wir die Dinge wie sie sind. Ein Mann schlägt sich mit seinen Feinden. Am folgenden Tag schreibt er an seinen Freund und wünscht ihm Glück zu seiner Verheirathung. Das ist doch wahrlich nichts um Mirakel zu schreien. Meint denn ihr Philosophen, daß, wenn wir Soldaten uns geschlagen haben, wir nicht mehr lesen und schreiben können? Wir bleiben, wenn Sie nichts dagegen haben, Menschen wie ihr. Seien Sie überzeugt, daß der Tag vor und der Tag nach einer Schlacht sich nur dadurch unterscheidet, daß es Todte und Verwundete gegeben hat. Anders ist es mit den Philosophen, wenn sie verliebt sind. Sie werden dann zu allem Andern unfähig, und doch kommt es ihnen schwer an, ihre Flamme einzugestehen; sie travestiren ihre Leidenschaft, sie übermalen sie; es sieht aus, als ob ihre Göttlichkeit erröthe über ihre menschliche Schwäche. Gehen Sie, ich bitte Sie, etwas schonend mit uns um, Sie werden dann nur noch liebenswürdiger und Fräulein v. Bork nur noch glorreicher dastehen. . . . Die Art und Weise, wie Sie von mir sprechen, ist mir sehr schmeichelhaft. Ich bewahre Ihren Brief auf. Bayle sagte, daß man auf seiner Hut sein muß gegen jene gefährlichen Leute, die alle Briefe, welche man ihnen schreibt, aufbewahren. Denken Sie also daran, daß ich, sobald Sie es einmal kühn aufnehmen sollten, wenn ich den Vorzug vor Frln. v. Bork

verlangen möchte, das Original Ihres Briefes vorzeigen kann, denn ich habe die Absicht, von Ihrem Anerbieten nicht blos Gebrauch zu machen, sondern es zu mißbrauchen bis zur Indiscretion.“

Maupertuis antwortet mit vielen neuen Schmeicheleien und etwas abgestandener Moral. Der König schreibt ihm wieder [Soer vom 26. October]: „Was mir fehlt, ist nicht Moral — was mir fehlt, ist Zerstreung. Die Recepte kenne ich sämmtlich, aber ich bin ein R.uling in der Praxis, und ich kehre immer zu meinem Kummer zurück. Kayserkung und ich waren e i n Herz und e i n e Seele. Ich meinte, wir mußten zusammen sterben. Plötzlich erfahre ich, daß er nicht mehr ist. Der Kummer hat mein Herz auf's Aeußerste erschüttert. Aber verlassen wir einen Gegenstand, bei dem es mir unmöglich ist, nicht bis zu Thränen weich zu werden. Sprechen wir von den Hymnen, die Urania und Newton oben im Himmel zur Feier Ihrer Hochzeit ausstimmen werden. Wenn Sie auch das Gefühl aus meinem und die Liebe aus Ihrem Herzen reißen wollen, so sagt mir doch Ihre Beredsamkeit, daß Sie verliebt sind, sehr verliebt. Sie sind viel zu sinnreich, Gründe zur Rechtfertigung Ihrer Leidenschaft ausfindig zu machen. Meine Eigenliebe findet ihre Befriedigung in Ihren Thorheiten; die Schwächen, welche man an höher stehenden Sterblichen entdeckt, sind ein Tribut, welchen die Natur sie nöthigt, der Eitelkeit der unter ihnen Stehenden zu zahlen.“

Am folgenden Tag kommt ein neuer Brief vom König. „Ein kleiner Unfall, der meinem Wagen zugestoßen ist, hatte mich meiner Bücher sowie mancher anderer Lebensbedürfnisse beraubt. Ich konnte den Hunger, aber nicht die Langeweile ertragen; da, in dieser äußersten Hungersnoth, schickt mir der Marquis d'Argens sein neues Werk. Ich machte einige Bemerkungen dazu, als ich es durchblätterte, und sende Ihnen das Buch mit diesen Notizen. Ich kenne Sie hinlänglich, um versichert zu sein, daß das, was ich zu meiner Unterhaltung gethan, nicht dazu benützt wird, d'Argens zu verletzen. Meine Notizen sollen nur für Sie sein; wenn Sie sie gelesen, können Sie gern Alles verbrennen.“

Maupertuis hatte gelegentlich um das neue Reglement für die Akademie gemahnt; darauf antwortet der König: „Wenn dies Reglement das schwerste wäre was ich abzumachen hätte, so stehe ich Ihnen dafür, in weniger als acht Tagen würde Alles zu Ende sein. Aber ich habe an ein Königreich zu denken, und alle Hände voll zu thun mit Feinden; ich bin König und General, und, was noch schlimmer, zugleich Minister und Adjutant dieser beiden Persönlichkeiten. Die Verlegenheiten und die Geschäfte drängen sich so sehr, ich habe so schwierige Dinge zu besorgen, daß einzelne Theile dieser großen Verwaltung nothwendig leiden müssen unter der vorzugsweisen Aufmerksamkeit, die ich dem Wichtigsten und Dringendsten zu-

zutrenden genöthigt bin. Ich habe an die Akademie nicht denken können, das soll das Werk meiner Mußestunden sein."

Wir schließen für heute mit einem Schreiben des Königs vom 29. Okt.: ". . . . Leider scheint der Irrthum das Erbtheil der Thiergattungen zu sein, die sich vernünftige Thiere nennen. Vielleicht haben nur die Sätze Euklids die volle Evidenz, welche die Wahrheit charakterisiren sollte. Vielleicht gibt es noch drei oder vier physische oder moralische Sätze, die zur vollen Gewißheit erhaben sind. Im Uebrigen tappen wir im Dunkeln, und ich sage ganz wie Montaigne: Was weiß ich ich? Trotz der Unwissenheit, in der wir leben, studiren und streiten wir immerfort, und dieser Durst nach Wissen ist unersättlich. Wenn ich die Philosophen und Theologen lese, so meine ich, Blinde zu sehen, die im Finstern umhertappen, aufeinander stoßen und, wenn sie sich ausweichen wollen, sich umstoßen. die den Schatten statt des Körpers fassen, und bisweilen den Stock, der ihnen gegeben ist, sich daran zu fuhren, gebrauchen, sich durchzuprügeln. Eine kleine Zahl, die in einer höhern Region aufgewachsen, lacht über ihre Thorheiten und Mißgriffe. Was ist die Schuld so vieler falschen Urtheile? • Daß wir es nicht über uns gewinnen können, erst ein Urtheil abzugeben, wenn wir die Sache gründlich erwogen und abermals erwogen haben. Unsere Leidenschaften machen uns noch blinder. Diese Leidenschaften sind eine Art Zauberer, die uns durch ihre Taschenspielerkunst das Glück finden lassen, aber nicht die Wahrheit zeigen. Wenn sie uns ein wenig Vergnügen bereiten, so lassen sie es uns theuer bezahlen. Unser Leben vergeht halb in Wünschen, halb in Bedauern. Die Freude ist nur ein Blitzstrahl, der Eckel füllt Jahrhunderte."

Kurze Bemerkungen über einige religiöse Fragen.

Far West hat auf einige unserer Arbeiten über Unsterblichkeit, Christenthum, die Frage vom Geiste u. s. w. Bezug genommen, und treffende Bemerkungen darüber gemacht, welche uns wiederum Veranlassung zu Gegenbemerkungen geben. Wenn auch die Religion selbst, vom modernen Standpunkte aus betrachtet, langweilig und veraltet erscheint, so ist dies doch nicht mit denjenigen Gegenständen der Fall, welche die Religion behandelt; diese Gegenstände werden immer von großem und allg. meinem Interesse sein, da sie uns selbst und unsere Entwicklung sehr genau ange-

hen. Die Religion steht an der Schwelle aller der Versuche und Arbeiten, um das Wesen des menschlichen Geistes zu erklären; sie bereitet die Fragen vor, welche die Philosophie zu lösen hat; sie selbst ist das große Fragezeichen, welches hinter jeder Zeile unseres Lebens steht und auf das noch nicht alle Antworten erfolgt sind. Insofern hat die Beschäftigung mit religiösen Fragen etwas Anregendes und Aufweckendes; die Denkkraft wird in die Schranken gefordert; es bemächtigt sich des Menschen eine verzeihliche Neugier, die Wund r seines eigenen Herzens zu schauen; Fragen und Zweifel, die sonst vielleicht gar nicht an den Menschen herangekommen wären, blicken durch das Halbdunkel der religiösen Dogmen und Mysterien hindurch; der Verstand und die Vernunft des Menschen wird durch die religiösen Unklarheiten und Widersprüche gewaltsam herausgefordert, und so erweist sich am Ende das, was als eine Verzichtleistung auf den Gebrauch der Vernunft erscheint, als ein verführerisches Reizmittel, die gefährliche Waffe der Vernunft zu gebrauchen. Gerade die geistreichsten und bezeichnendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Vernunft und Selbsterkenntniß sind auf Veranlassung der religiösen Dogmen entstanden; Nachdenken über religiöse Fragen war seit Jahrhunderten die fruchtbare Quelle der Philosophie; auf diese Weise sind die Schriften Lessings, Volneys, Diderot's, Rousseau's entstanden und selbst ein Feuerbach heutiger Zeit leitet die Grundsätze seiner Philosophie und Weltanschauung aus dem „Wesen des Christenthums“ ab. Sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen, ist eben deshalb nicht gerade eine nutzlose Arbeit; wenn auch der Weg der Erkenntniß, der in der Widerlegung religiöser Vorurtheile liegt, ein indirekter Weg ist, so führt er doch zurecht, und die Beweise *ex absurdo* welche in der Mathematik eine so große Rolle spielen, dürfen auch wohl in der Philosophie angewendet werden. Religion ist eben die halbe Wahrheit, oder besser gesagt die umgekehrte Wahrheit; Wahrheit aber können wir brauchen in allen Formen und Gestalten und von allen Seiten her. Man möge es daher nicht für einen Rückfall halten, wenn wir von religiösen Vorurtheilen ausgehen, um zu positiven Wahrheiten zu gelangen; wir gehören nicht zu denen, welche sich noch in der Erinnerung vor der Religion fürchten, und denen es unbehaglich zu Muthe wird, wenn dieses Gespenst ihrer Jugend wieder vor ihre Seele tritt.

I. Zur Unsterblichkeitsfrage.

Far West sagt im Septemberheft der „Atlantis“ Folgendes:

„Steigen wir hinab in die Tiefen des Menschengeistes und forschen nach dessen innigstem Verlangen, so ist es das nach dem Fortbestehen Dessen, was Inder sein Ich nennt. Unter allen wechselnden äußeren Scenen, bei aller inneren Veränderung und Fortbildung blieb das Wesen des bewußten Ich unangetastet, und es ist unser natürlicher Wunsch, daß bei Allem, was noch kommen kann, so blei-

ben möge. Nicht vor Veränderung der Scenen bangt uns, selbst die ganze irdische Scene mag weggerückt werden, sondern vor der Abberufung des Spielers, der wir selbst sind. Ein unleugbarer horror naturalis [ein unbesiegbares Grauen] vor dem Zurückfallen des jetzt hell aufblühenden Bewußtseins in Nichts ist uns angeboren. Der Natur dichtete man ehemals einen horror vacui [Abscheu vor dem Leeren] an; der Mensch hat einen natürlichen, nicht erdichteten Abscheu vor dem Leersten von Allem, der geistigen Vernichtung."

Damit ist allerdings nun nichts über die individuelle Unsterblichkeit gesagt, auf die es doch hier allein ankommt. Geistige Vernichtung ist allerdings die schrecklichste Vorstellung, welche wir uns machen können, — aber wir können uns eben diese Vorstellung nicht machen, solange der Geist in uns selbst nicht schon vernichtet ist. Je geistiger wir sind, je mehr wir mit dem allgemeinen Geiste der Natur und der Menschheit zusammenhängen, desto fester steht unser Glaube an die Unsterblichkeit des Geistes, dessen stufenweise Entwicklung die einzelnen Kulturperioden der Menschheit sind. Aber dieser Geist ist nichts Individuelles, von uns allein und selbstständig Hervorgebrachtes, vielleicht gar nach dem Ausdrucke der Materialisten ausschließlich ein Produkt unserer körperlichen Organisation. Im Gegentheil, jedesmal wenn wir denken, Geist zeigen und entwickeln, e n t ä u ß e r n wir uns unserer Individualität, v e r a l l g e m e i n e r n wir unser Sein, verzichten wir auf unsere Persönlichkeit. Sobald wir denken, verlassen wir die enge Sphäre unserer Persönlichkeit, und befinden uns auf einem allgemeinen Terrain, auf dem neben uns noch tausend andere denkender Menschen stehen. Wir haben viele Dinge apart und individuell für uns, Neigungen Vorurtheile, Leidenschaften u. s. w. dies sind unsere individuelle Eigenschaften; der Geist aber ist etwas Allgemeines. Wollten wir deshalb den Glauben an p e r s ö n l i c h e Unsterblichkeit festhalten, so müßten wir doch denjenigen Eigenschaften Unsterblichkeit zuschreiben, welche höchst individuellen und persönlicher Natur sind, unseren Launen, Stimmungen, Neigungen, Sonderbarkeiten, wodurch wir uns von andern Leuten unterscheiden; nicht aber dem Geiste, welchen wir mit vielen Tausenden gemein haben, und in dem unsere Individualität als solche nicht zum Vorschein kommt. So findet man denn auch gewöhnlich, daß Leute, die nur aus Eigenheiten und Sonderbarkeiten bestehen, und gar wenig Geist besitzen, kaum so viel wie sie in der kurzen Zeit ihrer „irdischen Laufbahn“ gebrauchen, daß gerade diese Leute am lebhaftesten das Bedürfnis nach Unsterblichkeit äußern, und die eifrigsten Vertheidiger des Unsterblichkeitsglaubens sind. Die Anhänger des Unsterblichkeitsglaubens wollen die Unsterblichkeit gerade für diejenigen Eigenschaften, die am wenigsten die Unsterblichkeit verdienen; sie beharren eigensinnig darauf, gerade für ihre Persönlichkeit Unsterblichkeit zu verlangen, für die Persönlichkeit mit allen willkürlichen Launen, Neigungen,

Sympathien, Leidenschaften, aus denen das menschliche Ich besteht. Sie sind nicht damit zufrieden, wenn man ihnen sagt, der Geist ist als etwas Allgemeines unsterblich; sie wollen nicht als Geist, als reiner, freier Geist, unsterblich sein, sondern als individuelles Wesen, mit derselben Naturabhängigkeit behaftet, welche sie hier im Leben zeigen. Sie wollen in den persönlichen Verhältnissen, in denen sie hier leben, auch in der Ewigkeit fortleben, mit Weib und Kind, mit Mutter und Vater, mit den Freunden und gewohnten geselligen Vergnügungen; die Lehre vom Wiedersichsehen nach dem Tode ist das Hauptfundament des ganzen Unsterblichkeitsglaubens, und Jeder denkt sich seinen Himmel so, wie er auf Erden zu leben gewohnt ist. Daran sieht man schon, wie der Glauben an Unsterblichkeit von dem gewöhnlichsten Egoismus diktiert ist, von einer Anhänglichkeit an die „süße Gewohnheit des Daseins“, welche in den wenigsten Fällen nur den Schein von Rechtfertigung hat. Wir sagen dagegen, daß der Mensch nur in sofern unsterblich ist, als er reiner Geist ist; die Gedanken, der Geist eines Plato, Socrates, Aristoteles lebt noch heute, während der ganze Olymp der lebenslustigen Griechen, mit Venus und Apollo, mit der Hebe und dem Nektar, längst zu Grunde gegangen ist.

Wir geben zu, daß die Unsterblichkeit des Geistes, wie wir sie auffassen, nicht das Tröstliche und Beruhigende an sich hat, welches aus dem Glauben an die individuelle Unsterblichkeit folgt. Aber dieser Trost und diese Beruhigung rührt aus einer moralischen Schlawheit her. Die erste und oberste Moral ist, wahr gegen sich selbst zu sein. Unsere Erkenntniß und Vernunft schließt jede Möglichkeit des individuellen Fortlebens aus: alle Erfahrungen und Beobachtungen, alle unsere Kenntnisse der menschlichen Natur, wie der Natur überhaupt, Astronomie, Zoologie, die Naturwissenschaften, wie die Philosophie; Alles, was wir nur gelernt und erfahren haben, steht im Widerspruche mit der Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit, und wenn wir die letztere noch länger behaupten wollen, so brechen wir mit aller positiven Wirklichkeit und Wissenschaft. Dies wäre eine Lüge gegen unsere eigene Vernunft, wie gegen den Geist der Wissenschaft, welche alle früheren Täuschungen der Religion überbietet. Die erste Anforderung an die Moral ist, dem für Wahr Erkannten treu zu sein, und sein Glauben nach seinem Erkennen zu richten. Und wenn die Erkenntniß uns befehlt, etwas für unmöglich zu halten, oder vielmehr uns gar nicht die Möglichkeit, daß sich dies oder jenes unseren Wünschen gemäß verhalte, offen läßt; dann müssen wir unsere individuellen Wünsche und Reigungen bekämpfen, und der Wahrheit die Ehre geben. Dies ist der Fall mit der persönlichen Unsterblichkeit. Wir müssen mit Allem, was wir für wahr anerkannt haben, mit allen Forschungen und Resultaten der Wissenschaft, die sich jeden Tag glänzender, deutlicher und consequenter vor unseren Au-

gen enthüllen, brechen, wenn wir den Glauben an Unsterblichkeit noch aufrecht halten wollen.

Uebrigens öffnen wir mit dem Glauben an Unsterblichkeit allen religiösen Ueberlieferungen die Thore, und wir haben kein Recht mehr, wenn wir diesen Glauben zulassen, irgend ein anderes religiöses Dogma zu verwerfen. In dieser Beziehung sagte Lessing zu Wieland, als letzterer Gott und Unsterblichkeit als die Säulen seiner Weltanschauung anerkannte: „Wenn Wieland diese beiden Säulen stehen läßt, hat er bald die ganze Colonnade.“

II. Ueber den kulturhistorischen Werth des Christenthums.

Den Gegnern des Christenthums, welches dasselbe als einen Widerspruch zur modernen Kultur und Moral betrachten, und es deshalb aus der öffentlichen Meinung verdrängen möchten, erwiedert man häufig mit der historischen Thatsache, daß das Christenthum zur Zeit seines Entstehens die größte Reform und der größte Fortschritt des Menschengeschlechts gewesen sei, und eine neue Moral eingeführt habe, welche noch heute als die Grundlage der gesammten Civilisation anerkannt werde. Wir geben diesen kulturhistorischen Werth des Christenthums gerne zu, ohne jedoch die Resultate daraus für unsere Zeit und Anschauungsweise zu ziehen, welche die Verehrer des Christenthums daraus folgern. Gerade wenn wir vom historischen Standpunkte aus die kulturhistorische Bedeutung des Christenthums untersuchen, finden wir den relativen, vorübergehenden Werth desselben, einen Werth, der sich nur durch eine Vergleichung des allgemeinen geistigen Zustandes irgend eines Volkes und Zeitalters mit den positiven kultivirenden Leistungen des Christenthums bestimmen läßt. Daß das Christenthum mit seinen Ideen der Humanität, des Kosmopolitismus, der Gutergemeinschaft, der allgemeinen Gleichheit und Bruderlichkeit einen ebenso wohlthuenden Gegensatz, sowohl zu den strengen, schroffen Formen des römischen Lebens, als besonders zu der wüsten Periode der Völkerwanderungen bildet: wer möchte dies bezweifeln? Das Christenthum war vor zweitausend Jahren ebenso berechtigt, wie irgend eine humane, radikale Weltanschauung der heutigen Zeit, aber diese Berechtigung liegt nicht in einer absoluten Gerechtigkeit und Vernunftigkeit des Christenthums, sondern in der verhältnißmäßig sehr dunklen Periode der Weltgeschichte, in welche das Christenthum Licht zu tragen bestimmt war. Alle Religionen der Welt sind im Anfange aus humanen Motiven entstanden, und die griechische Kultur fängt ebensosehr mit den Mytherien von Samothrake und Eleusis an, wie die römische Kultur und Staatskunst mit den geheimnißvollen Eingebungen der Nymphe Egeria. So auch war das Christenthum nicht eine Erfindung und Lüge der Pfaffen, wie es heute gewöhnlich in sogenannten radikalen Kreisen heißt,—sondern ein bedeutsames histori-

Factum von so großer umgestaltender und reformirender Bedeutung, daß die Menschheit dasselbe, wie jede andere Großthat des Alterthums, mit einem magischen Krarze von Sagen und Wundern umgab.

Aber unserer Ansicht nach ist dieses kulturhistorische Verdienst, diese humanistische Bedeutung des Christenthums, auf die erste Zeit und auf die erste theoretische Erklärung desselben zu beschränken. Solange wie das Christenthum noch reine Theorie war, von einzelnen Schwärmern und Sektirern verehrt, — das sogenannte Urchristenthum, — trug dasselbe wirklich den Stempel hoher Tugend und Humanität an sich; die Erzählungen von dem Leben der ersten Christen, von den Wanderungen der Apostel und ihrer Nachfolger, von den Märtyrern und ihrem Heldenmuth, bilden eines der ruhrendsten und erhabensten Kapitel menschlicher Geschichte. Aber sobald das Christenthum Praxis wurde, d. h. sobald es selbstthätig in die Weltgeschichte eingriff und zur herrschenden Macht wurde, da war es mit der reformirenden, aufklärenden Thätigkeit des Christenthums zu Ende. Man hat soviel von den Erfolgen gesprochen, den die Wissenschaften, namentlich die klassischen, in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters dem Christenthum, seinen Klöstern und Mönchen, zu verdanken hätten, aber eine etwas genauere Kenntniß der Literaturgeschichte zeigt uns, daß der Einfluß der Priester und des Christenthums gerade die aufstrebende Literatur der germanischen und angelsächsischen Völker unterdrückte, während die klassische Literatur selbst, wie jene Bruchstücke von Livius, oft hinter den Weinfässern der Klöster vergraben wurde. Eine wüste, unfruchtbare Scholastik war fast das einzige Resultat der klösterlichen Gelehrsamkeit, eine Scholastik, welche sich sowohl auf dem Gebiete des Rechtes und der Philosophie, wie auf dem der Theologie geltend machte. Ebenso zweifelhaft, wie die Verdienste des Christenthums um die Wissenschaft, waren sie um die Politik; man möchte denn in allen den blutigen Kriegen, welche der Pabst in Deutschland, Italien und Frankreich anzettelte, und in dem ewigen Hader, der zwischen Kaiser und Priesterschaft in Deutschland war, ein Beispiel von der „Gleichberechtigung der Gewalten“ sehen, wie dies manche unserer ultramontanen Geschichtsforscher thun. Alle barbarischen Zustände des Mittelalters, Feudalismus, Leibeigenschaft, Inquisition mit ihrem ganzen Gefolge, sind zum größten Theile auf Rechnung des Christenthums zu schieben, und aus diesen mittelalterlichen Zuständen kann man wohl keinen großen kulturhistorischen Kern heransichälen.

Das Christenthum sank in seiner äußeren Gestalt immer tiefer, je mehr es sich seinem inneren Wesen nach von der steigenden Kultur entfernte. Wir wollen den Verfall des Christenthums durch die Reformation und durch die französische und deutsche Philosophie während der letzten drei Jahrhunderte nicht weiter verfolgen: betrachten wir die Stellung, welche das Christenthum heutzutage einnimmt!

Wir mögen uns umsehen, wo wir wollen, in Europa und in Amerika, in Ostindien oder in China und Japan, in der Politik wie in der Wissenschaft, in der Sphäre des materiellen Fortschrittes oder der Moralität: überall finden wir die schlechten retrograden Elemente, die Feinde jeglichen Fortschrittes, jeglicher Freiheit unzertrennbar mit dem Christenthume verbunden, und unter dem Schutze desselben. Dies ist keine Uebertreibung. Das Christenthum ist heutzutage die allgemeine Senkgrube aller schlechten Motive, Tendenzen und Leidenschaften der Zeit. Während der König von Preußen im Namen des Christenthums und des dreieinigen Gottes die von ihm selbst gegebene Verfassung umstößt, vertheidigt der „demokratische“ Politiker in Amerika das Sklavenauslieferungsgesetz mit der Bibel und dem Christenthum: während der Kaiser von Oesterreich dem Christenthum zu Liebe das Konkordat macht und die Jesuiten zurückerst, und Louis Napoleon als spezieller Abgesandter Gottes die „Gesellschaft rettet“, überlegt der betrügerische Bankier oder Schwindler in den Ver. Staaten auf seinem theuer bezahlten Kirchenstuhle, auf welche Weise er seine Nebenmenschen um einige hunderttausend Dollars betrügen kann. Wie in der Politik, wie in der Gesellschaft, so in der Wissenschaft. Jegliche Feindschaft gegen die Fortschritte der Wissenschaft, besonders der Philosophie und Naturwissenschaft, hüllt sich in den Mantel der christlichen Liebe, und sucht mit dem religiösen Bannfluch, der sich heutzutage sehr häufig in Gestalt von polizeilichen Maaßregeln und criminalistischen Urtheilen kund gibt, die Fortschritte der Kultur und Wissenschaft zu hemmen. Kurzum, wir können ohne Uebertreibung sagen, daß die Humanität und Kultur von ihren schlimmsten Feinden befreit wäre, wenn das Christenthum und Alles, was damit in Verbindung steht, zu Grunde ginge. Warum sollten wir also, einer zweifelhaften historischen Vergangenheit wegen, das Christenthum trotz seiner unzweifelhaft schlechten Alliancen und Wirkungen in der Gegenwart noch zu beschönigen suchen? Warum von längst vergessenen Vortheilen sprechen, wenn uns die gegenwärtigen nachtheiligen Wirkungen überall und jeden Augenblick empfindlich berühren? Warum eine Versöhnung suchen mit einer Religion, welche jeder Art des Despotismus sich anschließt, derselben dient, dieselbe unterstützt?

III. Moral und Christenthum.

Die historischen Seiten des Christenthums lassen manche seiner Vertheidiger bei der Kritik desselben nicht gelten, weil sie einen subtilen Unterschied zwischen Kirchenthum und Christenthum machen. Den Werth des Christenthums, speziell des neuen Testaments, sehen sie in der Moral desselben. Wir geben gerne zu, daß die Moral des neuen Testaments (im Gegensatz zu der des alten Testaments) eine vortreffliche Moral ist, die allen Ausprüchen der Humanität genügt. Die Aufforderungen des

Neuen Testaments zur Barmherzigkeit, zur Vergebung fremden Unrechtes, zur Nächsten- ja zur Feindesliebe u. s. w. machen dem humanen Begründer desselben alle Ehre. Aber es handelt sich hier um folgende Fragen: Ist die Moral eine Folge des Christenthums, oder das Christenthum eine Folge der Moral? Mit anderen Worten: Hat das Christenthum die Humanität diktiert, oder die Humanität das Christenthum? Wir glauben unbedingt das Letztere. Wir glauben, daß die Moral des Christenthums nur eine Aeußerung der guten Natur des Menschen selbst sei, ein Strahl der Humanität, der damals ein dunkels Zeitalter erhellte, die Wirkung eines menschlichen Gemeingefühls, welche sich in einem an Tugend und Humanität hervorragenden Individuum geltend macht. Die Grundsätze der christlichen Moral galten vor der Geburt Christus bei jedem edlen Menschen und Volke; sie sind so alt, wie die menschliche Natur selbst, und werden, wie sie schon vor dem Christenthume existirten, auch noch nach dem Untergange desselben fort dauern. Das Christenthum hat nur einzelne gute Eigenschaften der menschlichen Natur zum Bewußtsein gebracht. Wollen wir also die christliche Moral recht üben und verstehen, so müssen wir an die Quelle gehen, woraus das Christenthum selbst seine Moral geschöpft hat, die menschliche Natur, die niemals versiegende Quelle der Menschlichkeit. Sie ist die allgemeine Grundlage aller Moralsysteme, der philosophischen, wie der religiösen, und auch der christlichen Moral, und wenn wir in der Erkenntniß der menschlichen Natur durch die unaufhaltsamen Fortschritte der Wissenschaft so weit gekommen sind, das Wesen der menschlichen Natur und die Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens zu ergründen, dann haben wir den zweifelhaften Leitfaden der Religion nicht mehr nothwendig. Die Moral des Christenthums ist nur dann wahr, wenn sie mit der Natur des Menschen übereinstimmt; diese ist das Ursprüngliche, jene das Abgeleitete, diese das Ganze, Jenes nur ein Theil, und alle Lehren, wodurch das Christenthum den Menschen wirklich civilisirt und humanisirt hat, sind am Ende nur faßlich, bildlich und durch Gleichnisse dargestellte Sätze aus der Anthropologie. Wodurch sich die christliche Moral allerdings nützlich gemacht hat, das ist das Gleichniß, die für ein kindliches Zeitalter passende Form, um abstrakte Sätze deutlich zu machen, und diese Form hat das neue Testament meisterhaft behandelt.

Heutzutage würden die Kirchen leer stehen, wenn dies Verhältniß zwischen Moral und Christenthum begriffen würde. Die meisten Leute, welche sich zu einer christlichen Confession bekennen, gehen von der Ansicht aus, daß es ohne Christenthum keine Moral gebe, und daß alle Moral mit dem Untergange des Christenthums zu Grunde gehen werde. Namentlich findet man diese Auffassung unter den Amerikanern. Spricht man gegen Sonntagsgesetze, gegen Bibel in den Freischulen und alle die verschiedenen Auswüchse des Priesterthums, so muß man den Vorwurf hören, daß man

daß Volk demoralisiren wolle. Wir haben leider die Ansicht gewinnen müssen, daß heutzutage die sogenannte christliche Moral nicht einmal mehr das ist, was sie in früheren Zeiten war, eine kindliche, bildliche Darstellung der abstrakten Forderungen der Gerechtigkeit und Humanität, sondern nur die Heuchelei und Lüge der Moral, die im Neuen Testamente selbst unter dem Namen Pharisäismus gebrandmarkt ist.

IV. Religion und Gewissen.

Und doch müssen wir Religion haben, heißt es nicht nur in den Reihen der Gläubigen, sondern auch aufgeklärter Menschenfreunde. Wir selbst können diese Ansicht nicht aus dem letzten Winkel unseres Herzens herausdrängen; bei tausend kleinen und großen Gelegenheiten fühlen wir es heraus, daß, wem nichts in der Welt „heilig“ ist, daß der zu keinen großen Thaten, zu keinen edlen Bestrebungen fähig ist. Was heißt dieses Wort: heilig? Es ist ein Wort, der Religion entnommen und mit der Religion verwandt; es bezeichnet ein Verhältniß, von welchem wir unbedingt abhängig, aber in der Weise, daß wir in dieser Abhängigkeit vollständig frei und glücklich sind und den Gegenstand derselben verehren und lieben. Wir gebrauchen dieses Wort in der verschiedensten Bedeutung; dieser nennt ein Stück Knochen oder ein altes Tuch, eine Reliquie, wie z. B. den Rock in Trier, „heilig“, während ein Anderer sein gegebenes Wort „heilig“ hält. So verschieden wie das Wort hier oder dort gebraucht wird, bezeichnet es doch überall eine Unterwerfung unter eine höhere Macht, eine Unterordnung unter eine Idee, die uns als etwas Absolutes gegenüber steht, dem wir weder entfliehen können, noch wollen. Und in einer solchen Unterordnung wird sich jeder Mensch befinden, der allgemeine Bestrebungen verfolgt, und sich als Mitglied eines Ganzen, einer Gesammtheit weiß, gleichviel ob diese Gesammtheit eine religiöse und humane ist. Ecepsis und Frivolität sind die beiden Gegensätze dieser Anschauung, Ecepsis was die Religion, Frivolität was das humane Leben anbetrifft. Ecepsis ist die Negation des Glaubens, Frivolität die des Gewissens, das Gewissen aber ist die Religion der Humanität. Das Gewissen hat viel mit der Religion gemein; der Unterschied zwischen beiden ist, daß die Religion ein transcendentes Verhältniß ist, das Gewissen ein immanentes, daß die Vorschriften der Religion dem Menschen von Außen her gegeben sind, durch Offenbarung, Ueberlieferung, Herkommen, wohl auch gar durch geistlichen, politischen oder gesellschaftlichen Zwang; daß dagegen die Vorschriften des Gewissens der Erkenntniß des Menschen und seiner eigenen, rechtlichen, humanen Natur entspringen. Das Erstere ist die absolute Unfreiheit, das Zweite die absolute Freiheit.

Es ließen sich ganze Bände voll schreiben über den Unterschied zwischen Gewissenhaftigkeit und Religiosität. Viele Menschen halten beide Ei-

genschaften für identisch, und verwechseln sie mit einander. Dies geschieht um so häufiger, je weniger deutlich dem Menschen die Entstehung des Gewissens ist. Wir sagten oben, daß die Vorschriften des Gewissens der eigenen Erkenntniß des Menschen, seinem Selbstbewußtsein, einis „grupp“ aber es ist sehr schwer, den Weg und Prozeß zu verfolgen, wie das Gewissen sich bildet. Es geht mit dem Gewissen, wie mit den sogenannten angeborenen Ideen; man hat sie auf einmal; sie bilden einen integrierenden Theil des Selbstbewußtseins; aber man hat ihren Eintritt in das Selbstbewußtsein eben so wenig belauschen können, wie das Kind die werdende Sprache bei sich belauschen kann. Wir hören den Schall, wir sehen das Licht, aber wir bemerken nicht die zahllosen Schall- und Lichtwellen, auf welchen der Ton und das Bild zu uns dringt, noch verfolgen wir mit Bewußtsein den Weg des Bildes und des Tones durch die wunderbaren Maschinen des Auges und Ohres hindurch bis zum Gehirne. So auch prägen sich unserem geistigen Auge, — wenn wir ein so viel verrufenes Bild gebrauchen dürfen, — Bilder ein, deren Dasein wir erst dann empfinden, wenn sie schon die Herrschaft über unsere Phantasie, über unser Gefühl, über unsere Leidenschaften, ja über unser Bewußtsein gewonnen haben. Jedermann wird diese Bemerkung an sich selbst schon empfunden haben. Daher die scheinbare Verwandtschaft des Gewissens mit der Religion trotz des großen prinzipiellen Gegensatzes zwischen beiden.

Was Far West (im Oktoberheft der Atlantis pag. 294) über Religion sagt, bezieht sich daher wohl mehr auf das Gewissen, als auf die Religion. Er sagt dort Folgendes:

„Wenn ihr wollt, daß das menschliche Innere von Ideen belebt und durch Ideen erleuchtet sei, statt an der bloßen Erfahrung zu zehren, wenn ihr an die weltregierende Kraft der Idee glaubt; wenn ihr wollt, daß der Geist an Kunstgebilden sich erfreue und durch Kunstgenuß emporgehoben werde: wenn ihr fordert, daß eine edle Gesinnung die Brust der Menschen fülle, und in Ehre, in Gerechtigkeit und Wohlwoll:n gegen Alle sich handelnd bewähre; dann wollt ihr mit einem Worte Religion in jenem reinsten und edelsten Sinne, welchen aller Mißbrauch und aller Mißverstand dem Worte niemals werden nehmen können. Nennt es, wie ihr wollt, wenn euch das Wort nicht mehr gefällig ist; ich selbst weiß kein besseres, keines, das verständlicher wäre.“

Ja, wenn es sich bloß um einen Wortstreit handelte, würden wir uns gewiß bequemen und den alten, verehrten Namen für eine ganz neue Weltanschauung adoptiren. Es handelt sich hier auch im Allgemeinen um dieselben Sachen, welche früher in das Bereich der Religion fielen. Die Objekte sind dieselben, aber nicht die Entwicklungs- und Behandlungsweise derselben. Was man Religion nennt, ist selbst nach der humansten und

vorurtheilsfreiesten Anschauung etwas Jenseitiges, Transcendentales, eine Unterordnung unter eine dem Menschen fremde Macht, unter ein ihm fremdes Gesetz. Gerade in dieser Jenseitigkeit liegt das eigentliche Wesen der Religion, welches in einer absoluten Unfreiheit besteht. Man muß sich durch die humanen Objekte der Religion nicht über das inhumane, durchaus unfreie Wesen derselben täuschen; die Objekte der Religion sind zum großen Theile menschlich, edel, gut, aber das Verhältniß, welches die Religion dem Menschen diesen Objekten gegenüber anweist, ist ein durchaus falsches.

Wenn „Far West“ die Religion definiert als die ganze Sphäre dessen, was über der unmittelbar sinnlichen Erfahrung hinaus liegt, so gibt er damit wohl eine zu weit gefaßte Definition. Die Wissenschaften z. B. gehören dieser Sphäre an, selbst die Naturwissenschaften, und man wird diese wohl nicht für Religion ausgeben. Denn wenn auch die Naturwissenschaften von der Erfahrung ihr Material geliefert bekommen, so beschränken sie sich doch nicht mit dieser unmittelbaren sinnlichen Erfahrung, sondern suchen allgemeine Gesetze und Prinzipien daraus zu entwickeln, welche man niemals in der sinnlichen Erfahrung entdecken kann. Um ein Beispiel zu nehmen, so wäre die Mathematik nach der Definition von Far West eine religiöse Wissenschaft, denn sie geht doch über die sinnliche Erfahrung hinaus; der Punkt z. B., der Anfang und das Ende der Geometrie, ist noch niemals von der sinnlichen Erfahrung bemerkt worden und hat noch niemals in der Wirklichkeit existirt.

Was „Far West“ in der von uns oben zitierten Stelle über den moralischen Werth der Religion sagt, dem liegt gewiß eine tiefe Wahrheit zu Grunde, nämlich: „Wer nicht fähig ist, sich einer allgemeinen Idee oder einem allgemeinen Bestreben unterzuordnen, der ist kein wahrer Mensch. Ferner, wer nicht die warme, leidenschaftliche Temperatur des Herzens besitzt, um sich dieser Idee mit aller Hingebung und Liebe zu opfern, der wird nie etwas Großes und Rechtes ausrichten. Was Far West also unter Religion in seinem Sinne versteht, dies ist Erkenntniß der Idee und treue Hingebung an dieselbe. Gerade diese Eigenschaften finden wir namentlich in unsern Tagen, wo die Religion nüchtern und prosaisch geworden ist, nur außerhalb der Sphäre der Religion, in der Sphäre der Wissenschaft, der Kunst, der Politik; dort finden wir die „religiösen“ Eigenschaften der Begeisterung, Verehrung, Aufopferung, die bald andächtige, bald leidenschaftliche Stimmung, die warme Temperatur des Herzens, welche die Religion nicht mehr hervorbringen im Stande, die in unserem Zeitalter nur ein Produkt der Erkenntniß ist.

Nehmen wir ein Beispiel: welche Zustände in religiöser Beziehung gingen der ersten französischen Revolution vorher? Die encyclopädische

Philosophie hatte den ganzen gebildeten Theil der französischen Gesellschaft mit ihren Zweifeln, Sarkasmen und Spöttereien überschüttet; der Hof selbst war in die Atmosphäre der Voltaire'schen Philosophie gehüllt; der Adel war freigeisterischer, als die Philosophen selbst, und an der Spitze des radikalen Treibens stand die höhere Geistlichkeit. Welche Wirkung auf die Moralität des Volkes und namentlich der höheren Klassen, welche in jenen Zeiten allein die öffentliche Meinung bildeten, hatte diese nüchterne, sceptische Aufklärerei? Frankreich verlor den Glauben an die Tugend und die Ehre ebenso schnell, wie den Glauben an die religiösen Wunderdinge, für den Augenblick entstand eine Periode des Verfalles, welche Frankreich an den Abgrund brachte. Die schimpfliche Hofwirthschaft wurde von dem religiösen Nimbus, in den sie bisher gehüllt war, befreit, und zeigte sich in ihrer schändlichen Nacktheit. Die Revolution war die natürliche Folge, aber mit welchem Zauberschlage veränderte die Revolution den ganzen Charakter der französischen Nation? Vorher sceptisch, ungläubig, bloß den materiellen Interessen ergeben, ohne positive Ideen, einzig und allein mit der Vernichtung aller früheren Autoritäten beschäftigt, wurde die französische Nation mit einer in der Weltgeschichte bisher unerhörten Schnelligkeit durch die Revolution ein Volk von Helden; die höchsten Tugenden der Freiheits- und Vaterlandsiebe zeigten sich in der auf seine Privilegien verzichtenden Aristokratie und in dem armen, verzweifelnden Volke; Talent folgte auf Talent, Genie auf Genie, Heroismus auf Heroismus, und die Weltgeschichte zeigte niemals eine solche Macht und Majestät der menschlichen Leidenschaften, wie in jenen denkwürdigen Tagen, niemals eine solche Menge von Tugenden, niemals eine solche Aufopferung und Hingebung an die Idee. Wir sprechen natürlich hier nur von der ersten Zeit der Revolution. Loqueville in einer neuerdings erschienenen Schrift über den Ursprung der französischen Revolution macht auf diesen Unterschied zwischen der nüchternen Aufklärerei vor der Revolution und dem Fanatismus nach derselben aufmerksam, um die großen Wirkungen derselben zu erklären. Wir sehen an diesem Beispiele, daß ähnliche leidenschaftliche Volksbewegungen, wie z. B. die mittelalterlichen Kreuzzüge, heutzutage nicht mehr durch die Religion erweckt werden können, sondern durch die Erkenntniß einer gebieterischen Nothwendigkeit, daß aber die Art und Weise, in welcher sich diese Volksbewegungen entwickeln, durchaus religiös ist, und sehr an ähnliche frühere religiöse Bewegungen erinnert. Ohne eine gewisse religiöse Stimmung, d. h. ohne eine vollständige Hingebung an etwas Allgemeines, eine Hingebung, bei der wir unsere Persönlichkeit und persönliche Interessen vergessen, läßt sich eben in den entscheidenden Momenten der Weltgeschichte nichts thun. In dieser Beziehung werden wir die Religion und die religiöse Leidenschaft immer dem nüchternen, praktischen, aufgeklärten Egoismus vorziehen, obgleich es freilich bedenklich ist,

dies veraltete und verhasste Wort auf diejenigen Handlungen anzuwenden, welche aus der Erkenntniß und dem Selbstbewußtsein hervorgehen.

[Schluß folgt.]

Deutsche Presse und Pressegesetzgebung im vorigen Jahrhundert.

(Nach Biederman's „Deutschland's politische, materielle und soziale Zustände im achtzehnten Jahrhundert.“)

Eine Presse gab es in Deutschland eigentlich erst, seitdem ihr Friedrich II. das Zeichen zu freierer Bewegung gab und sich dieses Organs selbst bediente, um die öffentliche Meinung aufzuklären. Im Jahre 1741 hatte Friedrich selbst eine politische Schrift, seinen Antmacchiavell, veröffentlicht; die Ideen, welche die französische Literatur in Umlauf setzte, von Menschenwürde, Selbstbestimmung, Bervollkommnung des Menschengeschlechts, fingen an, zu wirken; politische Schriften erschienen nun in ziemlicher Zahl, denen bald die regelmäßigen periodischen folgten: Moser, vom Herrn und Diener 1758, vom deutschen Nationalgeist 1766, vom Diensthandel deutscher Fürsten 1767; Justus Möser's osnabrückische Intelligenzblätter 1766 bis 82; Claudius' Wandsbeker Bote 1770; Schubart's deutsche Chronik 1774; eine neue Phase trat ein durch Schläzer's Briefwechsel 1778 bis 82, Staatsanzeigen 1783 bis 92, E. Fr. v. Moser's patriotisches Archiv 1784 bis 90, 92 bis 94. Im Ganzen rechnet man etwa 30 bis 40 periodische Schriften; ihre Wirkung war gut; Schläzer wurde durch eine ausgezeichnete Korrespondenz aus allen Ständen, durch Mitwirkung achtbarer Gelehrten und selbst regierender Häupter und vor Allem durch die allgemeine Theilnahme des Publikums unterstützt. Seine Staats-Anzeigen waren eine wirkliche Macht: „es könnte in den Schläzer kommen“, hörte man einen deutschen Fürsten sagen; alle Tage lagen seine Hefte auf Joseph's II. Tisch, und selbst Maria Theresia äußerte bei einer Maaßregel, die sie vorhatte, was wohl der Schläzer dazu sagen werde? Die Pressegesetzgebung war launisch, wie die ganze Zeit. Eine kaiserliche Bücherkommission residirte in Frankfurt und verscheuchte die Büchermesse dadurch nach Leipzig, ohne ihr dahin zu folgen. In Preußen war die Presse schon unter Friedrich Wilhelm I. ziemlich frei, und Friedrich der Große sprach seinen Grundsatz dahin aus, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, nicht

genirt werden müssen: „wegen des Artikels von Berlin ist Dieß indistinkte zu observiren, wegen auswärtiger Puissancen aber *cum grano salis* und mit guter Behutsamkeit.“ Dann und wann schien ihm wohl eine Deduktion sehr schlecht gerathen; dann ward eingeschritten; 1742 sollten die Berliner Drucker kein unzensirtes Buch drucken; 1744 wurde die Zensur der Berliner Akademie der Wissenschaften übertragen, wieder abgeschafft und völlige Zensurfreiheit gewährt; 1740 folgte die Wiederherstellung, aber mit der Erläuterung: „Es soll zu solcher Zensur ein ganz vernünftiger Mann ausgesucht und bestellt werden, der eben nicht alle Bagatelles relesviret und aufmußet“, und mit einer sehr vernünftigen und sehr dehnbaren Instruktion. Dabei genoß die Berliner Akademie völlige Zensurfreiheit; die Zensur der auf den Universitäten erscheinenden Bücher ward den Fakultäten, politische Schriften den auswärtigen Departements, kleine Gedichte u. s. w. den einzelnen Magistraten und Regierungen zum Zensiren überwiesen: und den Verfasser einer Schmähschrift auf Herzberg ließ Friedrich privatim bitten: er möge nicht einen Mann angreifen, den der König persönlich als einen seiner treuesten Diener hochschätze. Unter seinem Nachfolger erschien freilich 1788 ein neues Zensuredikt, und der Minister Wöllner verbot eine Schrift gegen den einzuführenden Landeskatechismus, welche die Zensur des Oberkonsistoriums glücklich passirt hatte. In Oesterreich waren noch unter Karl VI alle unkatholischen Bücher schlechthin verboten, aber sie kamen gleichwohl herein: der Erzbischof von Wien bekam Grund, in einer Denkschrift zu klagen, daß unter 12 gelehrten Buchhändlern kaum 4 katholische seien, und von diesen neben einem Katalog guter und unsträflicher Bücher immer noch ein anderer heimlicher geführt werde, wie denn auch der Prinz Eugen z. B. eine vollständige Sammlung atheistischer Schriften besaß. Unter Maria Theresia 1752 war eine Legitimation des Seelsorgers vonnöthen, und zahlte jedes Buch ohne dessen Siegel und Handschrift noch 3 fl. Strafe; noch drei Mal stieg die Strenge; endlich war auch der Reichshofrath nicht mehr zensurfrei. So ging Das weiter: die schwachen Anfänge einer politischen Tagespresse, die sogenannten „Gassenblättle“, die in den Kaffeehäusern ausgelegt waren, wurden 1750 bis 51 nur bei Justigation und Relegation verboten, die Angeberei befördert; Aufsätze über die Geißlichkeit durften ohne allerhöchsten Vorbewußt nirgends erscheinen. 1752 kam die Zensur aus den Händen der Jesuiten in die ihres Feindes van Swieten, der sein Amt gemäßigt und klug verwaltete; 1765 erschien der erste Katalog verbotener Bücher, 1773 Supplemente dazu, aber man konnte der Rücken nicht los werden, und verbot 1777 in der Verzweiflung den Katalog der verbotenen Bücher selbst. Wie gewöhnlich fanden gerade die schmutzigen und sittenlosen Bücher ihren Weg doch, und Hunderte von Privatbibliotheken wimmelten davon. Ganz anders wurde es mit Joseph. Er bildete 1781 eine

Zensurcommission aus aufgeklärten Männern und sein Zensurgesetz von 1781 ist ein wahres Muster von Weisheit gegenüber der seitherigen Ordnung. Die Zentralzensur in Wien diente damals wirklich der Sache der Aufklärung und politischen Freiheit: von den plumpen und verdummten Provinzialbeamten war an sie Appellation möglich; aber wie schwer mag Joseph die Durchführung seiner humanen Grundsätze geworden sein in einem Lande, wo ein Zensor, der wohl etwas vom Naturalismus gehört hatte, Raff's Naturgeschichte für Kinder, das unschuldigste Buch, das je die Sonne beschienen hat, nicht passiren lassen wollte! Ungestraft nannte Einer den Kaiser in einer Schrift einen Tyrannen und wetterwendischen Monarchen. Joseph gab darauf die königliche Entscheidung: „Nührt seine Lästerung von Leichtsinne her, so verdient sie Verachtung; entsteht sie aus Blödsinn, so erfordert sie Mitleid; ist aber Frevel die Ursache gewesen, so verzeihen wir dem Thoren.“ Privateigenthum war ganz frei; der Attest oder der bloße Name bedeutender Gelehrter verschaffte einem Buche von selbst einen Freipaß; die Instruktion für die Zensoren machte „Gelehrsamkeit und Aufklärung“ zum Maßstabe der Beurtheilung eines Buches; der „Katalog“ ward revidirt, zwischen Verbotenem und Erlaubtem kein Drittes statuiert; Stempelbefreiung trat ein, Durchsuchung der Reisenden fiel weg. Ja noch mehr: den Evangelischen wurden die Schriften, deren sie bedurften, von der Landesstelle wohlfeiler geliefert; 1787 durften die Bücher schon gedruckt der Zensur vorgelegt werden, und nun war zur vollständigen Pressfreiheit nur noch ein Schritt. Aber der gute Wille und der freisinnige Geist eines Fürsten ist keine Staatsverfassung, Verordnungen sind keine Gesetze. Die französische Revolution kam; der Kaiser starb; und Leopold's Instruktion lautete: Alles für bedenklich zu halten, was Laugigkeit in Beobachtung der bürgerlichen oder Religionspflichten, Zweifelsucht in geistlichen Sachen nach sich ziehen kann. Damit war das unsträflichste Buch der Willkür der Zensur wieder anheimgefallen. In den übrigen Staaten waren die Presszustände sehr ungleich, aber überall von der Laune abhängig. In Braunschweig, Holstein, den thüringischen Staaten, Hamburg, besonders Hannover war das Wort frei; aber auch in diesem letzteren „Eldorado der Presse“, wo Schläger schrieb, erhielt der Wortführer der freien Presse einen Verweis, als er eine landesherrliche Posteinrichtung angriff, und der kühne Mann, der regierende Häupter vor das Tribunal seiner Staatsanzeigen zog, erläuterte: „Der lächerlichen Idee, als wäre mein Journal dazu berufen, Landescollegien in ihrer Verwaltung zu beurtheilen und aufzuklären, dieser Einbildung war ich, gottlob! nie fähig.“ Am Strengsten war Bayern. Dort mußten selbst die Leser anstößiger Schriften gelegentlich 50 bis 100 Thaler Strafe zahlen; unversehene Visitationen wurden angestellt, in Privathäusern gedungen, ein Buchhändler ohne Urtheil ins Arbeitshaus

mit täglich sechs Pfennigen gesteckt, bis er den Einsender einer Korrespondenz nannte. In den geistlichen Gebieten kam die Polizei des römischen Stuhls dazu. Was Württemberg betrifft, so ist Schubart's Aufhebung [1777] bekannt; bei der Verhaftung J. J. Moser's stand Folgendes in einem officiellen Artikel der Stuttgarter Zeitung zu lesen: „Se. herzogl. Durchl. haben bei seltsamer äußerster Bewandniß nach Ihren theuersten Regentenpflichten, welche ohne Unterlaß die förderndste Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, nicht weniger thun können, denn im gegenwärtigen Frangenti das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt allen anderen Betrachtungen vordringen zu lassen, folgar ein so gefährliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft außer Stand zu setzen, fernerweiten Schaden anzustiften.“

Sklaverei.

Buchanan ist gewählt, der Triumph der Sklaverei gesichert, das Volk unterworfen, die Freiheit besiegt. Bei der Kunde von dieser Nachricht sind wir so recht im Stande, alle Niederträchtigkeiten des menschlichen Lebens zu empfinden. Wenn und wo es möglich ist, das Vertrauen zur Menschheit und zur ewig fortschreitenden Entwicklung der Freiheit wankend zu machen, da muß es durch die betrübende Thatsache erschüttert werden, daß alle Mittel der freien Rede und Presse nicht im Stande sind, das Volk über die einfachsten Grundsätze des Rechtes und seine nächsten, heiligsten Interessen aufzuklären. Wir stehen vor einem Abgrunde, wenn wir auf diese Volksabstimmung blicken, und selbst die Tausende von Stimmen, die für die Freiheit gefallen sind, können uns über den Verlust nicht trösten, da selbst in Staaten, wie New-York, das vereinigte Prosklaverei - Votum, — Buchanan und Fillmore — die Stimmen für Freiheit um fast hunderttausend übersteigen. Nun, warum euch nicht? Ihr Thoren, die ihr glaubt, daß der Mensch zur Freiheit bestimmt, und daß Gerechtigkeit seine Natur sei, hört es, wie tausend und tausend Stimmen euch das rohe Wort entgegenrufen: Nieder mit der Freiheit; es lebe die Sklaverei!

Wir haben leider schon manche Niederlage der Freiheit mit durchmachen müssen, aber niemals eine so traurige, wie diese. Als wir von den Alpen herüber blickten auf unser unglückliches, geknechtetes Vaterland, da hatten wir doch wenigstens die Genugthung, der Uebermacht erlegen, und

nur in dem Kampfe der Bajonette besiegt zu sein; hier aber sind wir im Kampfe der öffentlichen Meinung unterlegen, und diese Niederlage wiegt viel schwerer, als eine verlorene Schlacht. Nicht nur, daß die siegende Partei die Consequenzen der Brutalität und Sklaverei aus ihrem Siege ziehen wird, müssen wir selbst gewisse Consequenzen über den Werth des allgemeinen Stimmrechtes und die sogenannte Volkssouverainität ziehen, welche der Freiheit nicht günstig sind, und die jedenfalls nicht dazu beitragen, die Idee der Republik und die Anhänglichkeit an republikanische Institutionen populär zu machen. Wir haben immer das allgemeine Wahlrecht, das einem Louis Napoleon die Kaiserkrone gab, für ein sehr gefährliches politisches Experiment gehalten, und die letzte Wahl bestätigt uns in dieser Meinung.

In der ganzen Geschichte der politischen Reaction, welche am Anfange des Jahrhunderts den Stürmen der ersten französischen Revolution folgte, und die durch die verschiedensten Katastrophen und Veränderungen hindurch immer beharrlich dasselbe Ziel verfolgte, finden wir vielleicht kein so ausgezeichnetes und hervorragendes Factum, als die gegenwärtige Präsidentenwahl, die vollständig geeignet ist, nicht nur die amerikanische Union, sondern die Idee und Form der Republik zu diskreditiren, und der allgemein gesunkenen öffentlichen Moral den letzten Rest zu geben. Der Despotismus in Europa, von Moskau und Paris bis nach Neapel hinunter, wird jubeln, wenn die Kunde über den Dzean bringt, daß die größte Republik der Welt die Sklaverei als ihr Grundprinzip und die sklavenhaltende Aristokratie als ihren Herrscher anerkannt hat. Dadurch hat sich die Union in den europäischen Konzern eingeführt; sie ist gewissermaßen hoffähig geworden; der Genius der Republik aber steht einsam und verlassen.

Wir haben schon bei mehreren Gelegenheiten die Bemerkung gemacht, daß wir uns auf der Schattenseite menschlicher Entwicklung befinden. Alle Selbsttäuschung in Bezug auf diesen Gegenstand nützt nichts; es geht bergunter mit uns und der Freiheit; und es ist sehr ungewiß, ob wir für uns noch einen Umschwung der Dinge erleben. Nach so viel vermeintlichen Triumpfen und Resultaten der Civilisation, nach so großen Fortschritten der Wissenschaft, sinken wir immer tiefer und tiefer hinab, und die Leuchte der Wissenschaft ist vielleicht nur deshalb vorhanden, um uns tie allgemeine Dunkelheit des Jahrhunderts zu zeigen.

Nach allen den Erfahrungen der letzten vier Jahre, nach allen den Beleidigungen, welche der Freiheit, dem Rechtsbewußtsein und den natürlichen Interessen des amerikanischen Volkes angethan sind, ist dieses Votum für eine Verlängerung der von der Pierce-Administration befolgten Politik eine Summe von Rohheit, die sich gar nicht ausdenken läßt. Wohin kommen wir, wenn das Volk mit seiner souverainen Stimme die Akte des

Verbruchs und Verrathes heiligt, an denen es sich selbst vorher gecekelt und erbittert hatte? Was sollen wir von nördlichen Staaten und Männern sagen, die für ihre eigene Unterjochung unter die südliche Oligarchie stimmen? Welch ein Grad von Demoralisation muß vorhanden sein, wenn ein großes, freies Volk sich zu einem solchen Votum hergibt?

Die Nebraskabill hat vor Gericht gestanden, und ein erkaufter und erschwindelter Richterspruch hat sie für gerecht befunden. Was ist der Sinn, wo die Consequenzen dieses Gesetzes? Wir haben schon bei Erlassung dieses Gesetzes und späterhin bei jeder passenden Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß es sich nicht nur um Kansas und die Territorien handle, sondern um die ganze rechtliche Stellung der Sklaverei, um den wichtigsten Punkt des Bundesrechtes der Ver. Staaten. Während die constitutionellen Grundsätze der Union die Freiheit als die natürliche Eigenschaft des amerikanischen Volkes betrachten, und der Sklaverei eine untergeordnete, lokale, gebuldete Stellung anweisen, wird durch die Nebraskabill die Sklaverei als der natürliche, berechtigte Zustand der Dinge angesehen, und dem Bundesrechte als integrireder Bestandtheil einverleibt. Schon der Grundsatz, daß das Volk der Territorien das Recht, selbstständig über Freiheit oder Sklaverei zu entscheiden, besitze, enthält eine ungeheure Rohheit in sich, indem damit gesagt wird, daß Sklaverei und Freiheit gleichberechtigte Verhältnisse sind. In der Praxis indessen verliert sich diese Gleichberechtigung vollständig, da die demokratischen Bundesbehörden jeden Gegner der Sklaverei in den Territorien als einen Feind des Vaterlandes betrachten. So ist es denn dazu gekommen, daß Sklaverei und Union untrennbar mit einander verbundene Begriffe sind, eine Anschauungsweise, deren natürliche Consequenzen uns noch weit über die Barbarei des Mittelalters heraus tragen werden.

So wären wir den glücklich über den Stein des Anstoßes, der in der Unabhängigkeitserklärung enthalten ist, hinaus gekommen, über den „unpraktischen“ Satz: „Jeder Mensch sei frei und gleich und zum Streben nach Glückseligkeit berechtigt.“ Daß der Satz weder auf das amerikanische Leben, noch auf die menschlichen Verhältnisse überhaupt paßt, kann man jeden Augenblick sehen. Der Mensch ist dazu geboren, um zu unterdrücken und unterdrückt zu werden; jede Seite des menschlichen Lebens zeigt uns eine besondere Art von Sklaverei. Grade vielleicht der Umstand, daß uns aus weiter Ferne die Idee der Freiheit entgegen winkt, die wir in den Verhältnissen um uns her nicht finden, ist eine Vermehrung und Verdoppelung der Sklaverei, in welcher wir unser trauriges Leben hinschleppen, und ohne diese Idee würden wir die Sklaverei leichter ertragen. Nun, in dieser Beziehung können wir dem Geschieke dankbar dafür sein, daß unter solchen Gesetzen und Menschen, wie wir hier in Amerika finden, die Idee der

Freiheit immer mehr und mehr verschwindet, und uns allein läßt unter en barbarischen Verhältnissen, ohne Reue, fast ohne Bewußtsein. Geht die Sache noch weiter so fort, so sind wir bald in jenem idyllischen Zustande wieder angelangt, wo die Menschheit in patriarchalischer Ursprünglichkeit ein rein thierisches Leben führt, und alle die modernen Phrasen von Recht und Freiheit nur als Illusionen einzelner unzufriedener Köpfe angesehen werden, welche in ein „wohlgeordnetes Leben“ nicht passen. Schon jetzt sieht ja der größte Theil des Volkes mit Unzufriedenheit und heimlichen Zorne auf die Leute herab, welche noch von Freiheit zu reden wagen, auf dir „Achtundvierziger“, die „Abolitionisten“, die „Neu England Fanatiker“ u. s. w.; seid nur ruhig! bald werden diese Leute in Amerika eben so selten sein, wie sie es jetzt in Deutschland oder in Frankreich sind.

Es wäre in der That interessant, eine Philosophie der Sklaverei zu schreiben, da die Philosophie der Freiheit doch zu nichts kommen kann. Welche treffliche Beweise und Ausführungen für diese Philosophie könnte man aus der „ökonomischen Nothwendigkeit“, aus der „Racentheorie“ und aus der ganzen Weisheit des modernen Materialismus entlehnen. Die tägliche Erfahrung, die ja doch heutzutage die erste und einzige Quelle der Erkenntniß ist, zeigt uns überall Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren, überall Ungleichheit und Unfreiheit, Herrschaft des Faustrechtes und Sklaverei. Es ist nicht überall nothwendig, daß die Peitsche schwirrt, und der Bluthund heult, um Sklaverei zu haben; nein, die Sklaverei ist civilisirt, höflich, christlich, wohlwollend; sie spricht sogar von Recht und Gerechtigkeit, sie hüllt sich in den Mantel der christlichen Liebe und in die Formen des bürgerlichen Rechtes, und nimmt den ehrwürdigen Schein der Tugend und Moral an.

So die Sklaverei in den monarchischen Ländern Europa's. Unterwerfung unter den Meineid und den Staatsstreich, unter Maitressenwirtschaft und Junkerthum, ist die höchste Tugend, zu welcher sich der Deutsche oder Franzose emporschwingen kann; hier winken ihm Reichthümer und Ehren; im entgegengesetzten Falle die Kasematten und die Deportation. Kann es noch weiter kommen? Die Verzichtleistung auf alle jene staatsbürgerlichen Eigenschaften und Tugenden, welche selbst der alte Römer und Grieche als die höchste Zierde eines Mannes schätzte, und die von unseren edelsten Dichtern und Philosophen gepriesen wurden, gehört jetzt mit zu den Bedingungen eines guten Staatsbürgers, und die Kunst, sich feige dem Mächtigen zu unterwerfen, ist die wahre Bürgertugend. Doch was sollen wir von Cayenne, von Neapel, von Sibirien sprechen; was uns im Kreise der gekrönten Despoten und ihrer Henkersknechte umsehen, — haben wir hier doch Kansas, Südkarolina und die Abstimmung vom 4. November.

„Die Nothwendigkeit des menschlichen Elendes“, so lautet der Titel

des berühmten Proudhon'schen Buches. In der That, der Titel sagt die Wahrheit. Das sociale Elend, diese reiche Fundgrube der Romane und Novellen, die uns nicht nur die verkommenen Verhältnisse sondern auch den verkommenen Geschmack verrathen, ist am Ende eine natürliche Nothwendigkeit, welche die Philosophie so gut, wie alle andere Nothwendigkeiten begreifen, das heißt, rechtfertigen muß. Dies ist die allgemeinste Thatsache, welche wir im Umgange mit der menschlichen Gesellschaft bemerken.

Geht hin in die Fabriken in England, im Elsaß, im Wuppertthale, und seht das Leben dieser Arbeitsklaven; ihr seht eine endlos ausgedehnte Kette von Trübsal; das Leben einer solchen Arbeiterfamilie ist reicher an Thränen und Elend, wie das eines Königs reich an Vergnügungen und Triumphen ist. Tag für Tag der freud- weil gedankenlosen Arbeit hingegeben, ohne die Blüthen edler Menschlichkeit und G:ttung, nur mit den niedrigsten Sorgen und Empfindungen beschäftigt, leben diese Leute ein trauriges Sklavenleben dahin, ein Sklavenleben, welchem kein Missouri-kompromiß eine Grenze gesetzt hat. Wenn ihr die Leute anseht, wie sie, bleich vor Hunger und Kälte, im Winter schon vor Sonnenaufgang zur Fabrik eilen; wenn ihr sie hinter dem Webstuhle sitzen sehen, ein Stück der Maschine, an die sie gebunden sind, ihr glaubt kaum Menschen zu sehen. Und doch sucht dieselben Leuten in ihren ärmlichen Hütten und bei ihren bescheidenen Vergnügungen auf, ihr seht fühlende denkende Menschen, mit allen Bedürfnissen, Neigungen und Leidenschaften, die sich in der großen Welt geltend machen können. Welch ein Gefühl muß in den Herzen dieser Leute wohnen; welcher Schmerz mag ihre Herzen zerreißen; Welch ein ununterbrochenes Opfer ist dieses Leben! Und doch hält es der Mensch aus; doch erträgt er mit Geduld die unaufhörlichste aller Qualen; täglich zieht die große Industrie Tausende von ihren Opfern in den Abgrund, und selbst die halberwachsene Generation fällt schon dem Elende anheim! Alle Kämpfe der Philosophie und der Humanität gegen dieses System haben noch zu keinem anderen Resultat geführt, als daß man die praktische Unmöglichkeit, dasselbe abzuschaffen, deutlicher erkannte; ja, die demoralisirenden Resultate dieses Zustandes reichen bis zu der unsäglichen Rohheit, daß man durch die traurige Lage des weißen Fabriksklaven die Segnungen der Neger-sklaverei beweisen will.

Vergleichen wir das Leben einer etwas besser und unabhängig gestellten Volksklasse, der Ackerbauer, von denen wir noch manchmal die idyllischen Vorstellungen der Schäferlieder haben, — Welch eine geistige und körperliche Sklaverei finden wir hier? Gebunden an das Herkommen und die Gewohnheit, unter den Fesseln einer jedem Fortschritte feindlichen Priesterschaft, ohne das Bewußtsein des Zusammenhanges mit den allgemeinen Ideen und der kulturhistorischen Entwicklung der Menschheit, leben diese Leute stumpf und träge dahin, eine unbewegliche Last der Erde, die

sich wie ein Bleigewicht an jeden Fortschritt anhängt. Wie die ackerbauende Bevölkerung in den letzten Revolutionsjahren sich der Freiheit entgegen gestellt hat, ist noch wohl Jedem im Gedächtniß. Die Ackerbaubevölkerung in fast allen Provinzen Deutschlands constituirte sich zur Bende, und bildete die breite, ausgedehnte Grundlage für alle reactionären Operationen der Aristokraten und Despoten. Und wenn einmal wieder der Tag der Freiheit kommt, hier haben wir tausend Nullen, die auf eine Ziffer kommen; hier haben wir eine träge, schwer voranzubewegende Last; hier haben wir eine Sklaverei der gedankenlosen Gewohnheit und des religiösen Schlendrians, an der noch manche gute Kraft scheitern wird. Und doch ist gerade die Ackerbaubevölkerung der Kern des ganzen Volkes; die Grundlage der menschlichen Gesellschaft; — was sollen wir vom Volke erwarten, wenn das eigentliche Volk selbst nichts ist?

Gehen wir selbst die höheren Schichten der Gesellschaft durch, das Heer der Soldaten, Beamten, Priester: — wir sehen dort vielleicht andere Arten der Sklaverei, aber Sklaverei überall. Da hier jede naturgemäße Grundlage der menschlichen Gesellschaft fehlt, so ist Jeder in einer mehr oder weniger künstlichen Position, wo er Unrecht leiden und Unrecht thun muß, um sich in seiner unnatürlichen Lage zu erhalten. Je höher gesellschaftliche Vorurtheile und Einflüsse einen Mann stellen, desto mehr ist er abhängig von diesen Einflüssen und Sklave dieser Vorurtheile. Wer gezwungen ist, die Freiheit des Volkes zu unterdrücken, fällt selbst zum Opfer dieser Unterdrückung. Wir hatten oft in Europa Gelegenheit, diese unnatürlichen socialen Verhältnisse zu beobachten, wie Männer von Talent und Bildung, welche in jeder anderen Beziehung eine Zierde und eine Wohlthat für die Gesellschaft gewesen wären, ihrer erzwungenen, unnatürlichen Stellung ihre Ehrenhaftigkeit und ihren Charakter zum Opfer bringen müssen. Welch eine Sklaverei in diesen privilegierten Klassen herrscht, davon macht sich der draußen Stehende keinen Begriff. Wer aber einmal in diesen Banden bürokratischer oder militärischer Hierarchie ist, der kann sich nur durch gewaltsame Zerreißung aller Familien- und socialen Banden davon trennen, mit Verzichtleistung auf seine ganze gesellschaftliche Stellung, die er in den meisten Fällen niemals sich zum zweiten Male zu gründen vermag. Wenn man diese Zustände kennen lernt, so blickt man in einen Abgrund von Dienstbarkeit und Sklaverei.

Nehmen wir ein anderes Verhältniß, um die allgemeine Hinneigung des Menschengeschlechtes zur Sklaverei, ihre gewissermaßen natürliche Unfreiheit, zu zeigen. Das sexuelle Verhältniß ist noch bis auf den heutigen Tag, trotz der vielgerühmten Civilisation der Gesellschaft und trotz der scheinbaren Achtung, welche man dem unterdrückten Geschlechte zollt, ein durchaus unfreies, gewaltsames, barbarisches, das noch heute auf dem

Rechte des Stärkeren, dem modernen Faustrechte, beruht. Hier, in dem geschlechtlichen Verhältniß, in Bezug auf Liebe, Ehe, Familie, sollte sich eigentlich die größte persönliche Freiheit geltend machen, weil es sich hier nicht um allgemeine, sondern um höchst persönliche Interessen handelt; hier ist jede fremde Einmischung eine Beleidigung und eine Rohheit. Aber gerade hier herrscht der größte Zwang, ein Zwang, der um so gefährlicher und drückender ist, weil er im Namen der Sitte und der Ehre ausgeführt wird. Dieses Thema braucht man nicht in Romanen zu studiren; jeder Blick in das Leben zeigt uns eine jener häuslichen Tragödien, in denen das Unglück nicht großartig, wie im antiken Drama auf dem Kothurne einherschreitet, sondern ungesehen und unverstanden sich einsam zu Tode weint. Wie oft wird, nicht nur in großen Familien, sondern in den kleinsten Verhältnissen, eine Tochter den pekuniären Verhältnissen geopfert, ein Opfer, dessen Schwere man nicht zu gestehen wagt, das aber das ganze Leben niederdrückt. Ja, das ganze Leben, denn für eine Frau ist die Liebe, was für einen Mann die Ehre ist, der innere Stolz, die innere Würde des Lebens; einmal verloren, heißt hier immer verloren. Und ist dieser Schacher und Wucher mit Menschenleben und Menschenglück nicht selbst in anständigen Familien und bei dem liebevollsten Eltern Gewohnheit? Heißt es nicht in der Sprache der sorgsamten Mutter, für das Glück der Kinder „sorgen“, wenn man sie „versorgt.“ Freilich, sorgen und versorgen kommt von Sorge her und hat Sorge zur Folge. Und weiter,—wenn wir diesen bürgerlichen Trauerspielen selbst im Kreise der sogenannten guten Gesellschaft begegnen, was sollen wir erst zu jenen Scenen der Noth und Verzweiflung sagen, in denen das weibliche Proletariat in den großen Städten lebt, jene Eugen Sue'schen Mysterien der Pariser Vorstädte und Bodenkammern, bei deren Darstellung wir alle Schrauben und Zangen der moralischen Folterkammer ertragen müssen? Ja, diese fein gebildete, ästhetische, moralische Gesellschaft, die so sehr entrüstet über amerikanische Sklaverei und russische Leibeigenschaft ist, sie birgt in ihrem eigenen Schooße eine Sklaverei, die uns zu nahe liegt und zu vertraut wird, als daß wir noch Veranlassung fänden, uns darüber zu beklagen.

Gehen wir das Leben nach allen Seiten durch, überall sehen wir den Fluch der Sklaverei, und nirgend, nirgend jenen Zustand ganz und vollkommen, den wir Freiheit nennen. Selbst in der geweihten Sphäre der Kunst, der Wissenschaft, des Genies, wo die Thätigkeit des Menschen am freiesten walten sollte, herrscht der Zwang und die Autorität. Unsere Bildhauer stellen statt der Götter Könige dar, unsere Maler werden katholisch, und ein Alexander von Humboldt schämt sich der Freundschaft des preussischen Königs und des russischen Ordens nicht. Soll man unter solchen Verhältnissen es dem amerikanischen Pöbel übel nehmen, wenn er für die Ausdehnung der Sklaverei stimmt?

Gewiß, der vierte November hat ein großes Gewicht in die Waagschale jener Materialisten gelegt, welche unsere ganze Welt voll Sklaverei und Barbarei mit dem einfachen, verständlichen Worte „*Naturnothwendigkeit*“ bezeichnen. Dies ist ein prachtvolles Wort, das Alles erklärt. Der Mensch ist Sklave seiner Verhältnisse, dies am Ende ist die allgemeinste Auffassung des menschlichen Lebens; Willensfreiheit, Zurechnungsfähigkeit sind religiöse Dogmen, und die Freiheit „ein leerer Wahn“. Die menschlichen Leidenschaften sind Naturgewalten, von denen die stärkere die schwächere verschlingt und überwältigt; das Recht des Stärkeren ist Naturgesetz, und die Apöstatie der Ueberzeugungen wird damit erklärt, daß der Mensch ein Produkt der Verhältnisse sei.

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. Von Kuno Fischer.

(Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

Baco von Verulam, den die Engländer mit Recht als ihren Nationalphilosophen ansehen, hat in Deutschland seither noch keine genügende Darstellung seiner Lehre gefunden; wir dürfen uns deshalb darüber freuen, daß die Beschäftigung mit seiner realistischen Lehre für Kuno Fischer wie ein neues Leben erschien, nachdem ihn die idealistischen Systeme von Spinoza und Leibniz lange bewegt, erfüllt und gleichsam in sich aufgenommen, nachdem in der Charakteristik derselben seine Darstellungsgabe sich in geistlichem Wachsthum entfaltet, sein eigenes philosophisches Talent sich entwickelt hat und herangereift ist. So beschämt er die Gegner, die ihn vom Katheder verdrängt, durch ehrenwerthe Thaten. Aber es wäre wahrlich Zeit, daß das an ihm begangene Unrecht gut gemacht werde, zumal seine ausgezeichnete Begabung für den mündlichen Vortrag ihn zu den Zierden jeder Universität gesellt.

In Macaulay's vielgelesenen *Essays* findet sich eine glänzend geschriebene Abhandlung, die Bacon's wissenschaftliche Leistungen mit größter Bewunderung feiert, die moralischen Gebrechen seines Charakters und seiner Handlungsweise mit entschiedener Strenge verurtheilt, und beides in unverföhntem Contrast gegenüberstellt, gleichsam zum Beispiel, wie weit die intellectuelle und sittliche Richtung eines Menschen auseinandergehen kön-

ne. Allein der Genius einer großen Persönlichkeit ist stets derselbe; eine epochemachende That entspringt aus dem Zusammenwirken aller Gemüthskräfte; die Neigungen des Menschen bestimmen seine wissenschaftliche Richtung, und die Einsicht des Geistes ist das Licht und der Wegweiser des Willens.

Fischer sucht darum jenen Widerspruch zu erklären; er zeigt dabei, daß der Gegensatz zwischen Baco dem Philosophen und Baco dem bürgerlichen Charakter nicht so grell, und keineswegs auf der einen Seite lauter Licht, auf der andern lauter Schatten ist. Ludwig Feuerbach hatte in seiner Geschichte der neuern Philosophie dies als den Urfehler Baco's bestimmt, daß er, der für die Wissenschaft organisirt war und in ihr den höchsten Genuß fand, sich dabei dennoch in die Bahn des Staatslebens begab, aber in dieser seiner innersten Natur fremden Sphäre weder einen Halt hatte, noch eine Befriedigung erlangte; „denn wo einer nicht sein Wesen hat, da hat er auch nicht seinen Schwer- und Mittelpunkt, und wankt und schwankt deswegen her und hin.“ Aber die undankbare Treulosigkeit und unwürdige Bestechlichkeit sind mehr als ein Schwanken, und Fischer bemerkt, daß Baco's Wissenschaft selbst zu ehrgeizig, thatendurstig und aufgeschlossen für die Welt war, um sich in der Einsamkeit zu begraben; die Macht der Menschheit zu befördern, war das Ziel seines Geistes, dem deshalb die dem Weltleben abgewandte Wissenschaft eng und unfruchtbar erschien, der sich darum selbst in den Strom der Welt, in das praktische Leben, hinein begab.

Baco war eine realistische Natur, die nach den Umständen handelte, und in wissenschaftlicher Hinsicht den Dingen nicht von sich aus das Gesetz geben, sondern ihre Eigenthümlichkeiten zu erforschen und darnach sein Begriffe zu bilden suchte; ebenso fügsam, war sein Charakter bestrebt sich nach den Verhältnissen zu richten. „Er bückte sich immer, sobald er wahrnahm, daß er mit einem aufgerichteten Kopfe anstieß.“ Fischer rühmt die außerordentliche Leichtigkeit Baco's sich in allen Fällen zu helfen; sie verführte ihn auch alles leicht zu nehmen. Er war ein äußerst elastischer Geist, geschickt ins Große zu streben und sich zugleich in das Detail der Dinge einzulassen; aber „es gibt keine elastische Moral, und Baco's moralisches Wesen war so elastisch, so leicht, so sehr auf praktische Zwecke gerichtet, so nach den Umständen schmiegsam als sein Geist, es stimmte ganz in diesen Grundton seiner Individualität; hier ist der vernehmbare Einklang seines Charakters. Eine elastische Moral ist lax; die Tugend bedarf der Widerstandskraft um den Kampf mit der Versuchung zu bestehen; dies sittliche Talent fehlte Baco.“ Er hatte ferner keine gewaltigen und tiefen Empfindungen, sein Haß und seine Liebe waren kühl; es ward ihm leicht, um der königlichen Gunst willen den gefallenen Freund zu verlassen, sogar zu verfolgen, um des Geldes willen eine reizlose Ehe zu schließen.

Mußte er wählen zwischen dem praktischen Lebenszweck und der gemüthlichen Neigung, zwischen Eigennuß und Freundschaft, wie in jener traurigen Geschichte, als er sich zum Ankläger des Grafen Essex hergab, so entschied er sich nach dem Vortheil. Fischer hätte hinzusetzen können, daß die Rücksicht auf den Nutzen auch in seiner Würdigung der Wissenschaften vorwaltete, auch in seiner intellectuellen Thätigkeit der leitende Gesichtspunkt war.

Bekanntlich war Baco auf dem Gipfel des Glücks von der Nemesis erfaßt, und als der höchste Staatsbeamte von England der Bestechlichkeit angeklagt; er bekannte sich schuldig, und verzichtete auf die Vertheidigung; er ward zum Gefängniß, zum bürgerlichen Tode, zu einer Geldbuße von 40,000 Pfd. Sterl. verurtheilt; doch ließ ihn der König frei, und er lebte fortan einsam den Wissenschaften; er zog sich den Tod durch einen physikalischen Versuch zu, und schrieb sterbend die Worte: „Das Experiment ist gelungen!“ Fischer sagt: „Eine moralische Bestimmbarkeit, wie die Baco's, ist von der Bestechlichkeit nicht weit entfernt, sie wird es sobald ihre Bestimmungsgründe nicht in das eigene Gewissen, sondern allein in die Macht äußerer Verhältnisse fallen. Ohne Gewissensstrenge und ohne mächtige Leidenschaften, die das Gemüth auf ihre Weise beherrschen, unterliegen solche Charaktere fortwährend den bestechenden Einflüssen von außen. Es hängt nur von diesen ab, welche Form die Bestechlichkeit annimmt, bis zu welchem Grad sie steigt. Und die Verhältnisse unter denen Baco als ein mächtiges und zugleich gefälliges Werkzeug lebte, ließen seine natürliche Bestechlichkeit die größte Form der Bestechung annehmen, und die Stufe des wirklichen Verbrechens erreichen. In seiner moralischen Disposition lag nichts, was er solchen verderblichen Einflüssen entgegensetzen konnte. Er unterwarf sich und seine hohe Stellung als Generalfiscal und Großsiegelbewahrer von England der Gunst und den Einflüssen eines Höflings. Weil Buckingham den mächtigsten Einfluß auf den König aus übte, so hatte er einen unwiderstehlichen für Baco. Es war diesem unmöglich, auf die Unterstützung des Einflußreichen Hofmannes zu verzichten; er vermochte ebenso wenig den unbesonnenen Menschen durch seine bessern Einsichten zu leiten. So gab er ihm nach, und theilte die Ungerechtigkeiten, wodurch sich Buckingham bereicherte. Er ließ zu, daß dieser für theures Geld Patente verlieh, und Monopole verkaufte, welche dem Land offenbaren Schaden zufügten. Er duldete was noch schlimmer war, die Einmischung des königlichen Günstlings in seine richterliche Thätigkeit, und Buckingham machte oft die Entscheidungen welche Baco unterschrieb. Baco wußte sehr gut, daß die Corruption der Gerichtshöfe eines der größten Uebel sei, die einen Staat treffen können; dennoch duldete er, daß sich Krone und Staatsbeamte in die Prozesse einmischten, und für sich und ihre Klienten die Richter gewannen; dennoch that Baco selbst, was er bei seiner richtigen Einsicht

(oder sagen wir's doch geradezu: was ein ehrlicher Mann) nie hätte dulden (d. h. thun!) sollen; er ließ sich bestechen, und verkaufte seine richterlichen Entscheidungen. Er soll auf diesen rechtswidrigen Weg eine große Beute gemacht haben; seine Gegner schätzen seinen Gewinn auf 100,000 Pfd. St. Die Habsucht hatte ihren Grund nicht in einer schändlichen Geldgier, sondern in einer sorglosen und leichtsinnigen Prunksucht. Baco selbst war von Natur mäßig und enthaltsam, aber er liebte die Pracht des Hauses und den geselligen Aufwand; der Luxus gehörte zu den Reizen, denen er nicht widerstehen konnte, er machte unbesonnene Ausgaben, die seine Geldkräfte überstiegen, und zog so eine Schuldenlast auf sich, welche zu erleichtern er kaum andere Mittel finden mochte, als jene gesetzwidrigen und gewissenlosen Gewinne."

Fischer knüpfte hieran die Erörterung, wie dieselben Charakterzüge, die dem Leben Baco's so gefährlich wurden, seiner Wissenschaft zu gute kamen. Ein praktischer Sinn, der nach Macht und Ansehen dürstet, mag im Treiben der Welt leicht eigennützig werden, und wenn er bei seiner Geschmeidigkeit auch krumme Wege nicht scheut, wird er mit großen moralischen Verlusten den materiellen Gewinn erkaufen. Auf der Bahn der Wissenschaften aber wird er sich nicht so verlieren können; das Element der Wissenschaft als solches ist rein. Die Natur besticht Niemanden, noch läßt sie sich bestechen. In seinem Studierzimmer war Baco aufrichtig und uneigennützig. Gegen die Scholastiker, sagt Macauley, brauchte er keine Rücksichten zu nehmen, Thomas von Aquin konnte keine Gebühren bezahlen, Duns Scotus keine Peerschaften verleihen, der Magister sententiarum hatte keine reiche Anwartschaften zu vergeben. Auch die Wissenschaft richtet Baco auf praktische Zwecke; er will sie mit dem Weltleben in fruchtbare Verbindung setzen. Seine Geistesgewandtheit gab ihm die Mittel dazu in die Hand, gab seiner Theorie die bewegliche, biegsame Gestalt, die sich ganz nach den Umständen zu richten, überall die offene Stelle zu entdecken, für jeden Fall die besondere Handhabe zu finden wußte. Seine Forschung verlangte den nüchternen, kalten durchdringenden Verstand, und die Elasticität des Geistes die ihm eigen war.

Wir schließen uns dieser Betrachtung an, und finden das Bestreben Fischer's gelungen, einen einheitlichen Grund und Zusammenhang in Baco's intellectuellem und moralischem Charakter darzuthun; aber es ist nur die Hälfte der Sache, und wir müssen ebenso die Gränze erkennen, die Baco's sittliche Schwäche seinem Erkennen zog, das völlige Ungenügen seiner Lehre auf ethischem Gebiet. Den Werth und den Genuß der in der Erforschung der Wahrheit um ihrer selbst willen liegt, das, was einem Aristoteles das Süßeste und Beste, einem Plato das selige Leben war, hat Baco nicht gekannt. Er war einseitiger Realist, es war kein Idealismus in seinem Wollen und Denken; er erklärt es selbst, daß seine Lehre unfähig

sei, den Geist zu erklären. Das Gebiet der mechanischen und physikalischen Kräfte in der unorganischen Natur stand ihm offen; die höhere Idee, welche diese im Organismus zweckvoll verbindet und durchbringt, blieb ihm verborgen. Der Organismus der Sprache, in welchem der Geist sich selber erst zur Klarheit des denkenden Bewußtseins entwickelt, war für Baco ein willkürliches Machwerk menschlicher Uebereinkunft. Daß in der Kunst die ursprüngliche Harmonie des Geistes und der Natur wieder hergestellt, eine ewige Idee in sinnlicher Erscheinung offenbart wird, ahnte er so wenig, daß er Malerei und Musik nur für Ergötzungen des Auges und Ohres ansah, und unter die Mittel des sinnlichen Vergnügens rechnete. Er verkennet den Quell der Dichtung im Gemüth, die schöpferische Macht der Phantasie; die didaktische und allegorische Poesie stellt er oben an, weil sie nützlicher sei, als andere Gattungen. Das Gute war ihm das Nützliche, die Hauptsache in der Ethik die praktische Menschenkenntniß, welche die Charaktere als das Produkt der Naturanlage und der äußern Verhältnisse betrachtet. Das Leben erscheint ihm nicht wie eine sittliche Aufgabe vom ewigen Inhalt, die nach moralischen Gesetzen gelöst sein will, sondern wie ein Spiel, das es mit Weltflugheit zu gewinnen gilt.

Es ist ein viel wiederholtes Wort Baco's, daß die Philosophie oberflächlich gekostet von Gott ableite, ein voller Trunk aus ihrem Quell aber zu Gott hinführe. So sagt er wiederholt, daß eine zweckmäßig geordnete Welt nicht gedacht werden könne, ohne eine ordnende Intelligenz. Die natürliche Theologie ist das Abbild Gottes als schaffenden Weltordners; dieser Glaube an Gott ist wissenschaftlich nothwendig, der Atheismus wissenschaftlich unmöglich. Es ist leichter, an die abenteuerlichen Fabeln des Koran, des Talmud oder der Legende zu glauben, als anzunehmen, daß die Welt ohne Verstand gemacht sei. Darum hat Gott zur Widerlegung des Atheismus keine Wunder gethan, weil zu diesem Zweck seine ordnungsmäßigen Naturwerke hinreichen. Aber diese natürliche Theologie trennt Baco durchaus vom Christenthum, von der Religion. Er sah seine wissenschaftliche Forschung und ihre Grundsätze im Widerspruch mit dem Dogma der Kirche; da erklärte er ihre Gebiete für getrennt, und erkannte die Staatskirchenlehre ohne Weiteres an, und zwar unbedingt; nur daß er vom Staat verlangte, daß derselbe der Kirche keine Gewaltmittel gestatte; denn „diejenigen, welche zum Gewissenszwang rathen, soll man ansehen als Leute, die unter dieser Lehre nur ihre eigenen Leidenschaften verbergen und ihr eigenes Interesse damit zu fördern suchen.“

Im Munde Tertullian's nun mag das *Credo quia absurdum est* ein Zeugniß von Glaubenskraft sein; für Baco, der ziemlich frivol die Gesetze der Religion mit Spielregeln vergleicht, ist es nur eine wohlthäterische Phrase, wenn er erklärt: „Je vernünftiger das göttliche Mysterium ist, um so mehr

muß es zur Ehre Gottes geglaubt werden.“ Fischer entschuldigt Baco, daß er die Religionswirren nicht habe vermehren wollen, und den Glauben sans phrase den Phrasen der Glaubensstreitigkeiten vorgezogen. Allein Baco hat sich nur ganz äußerlich mit dem Glauben abgefunden; es tritt auch hier der Mangel an Gemüthstiefe, an sittlichem Lebensernst hervor: das innere Wesen der Religion hat er von den einzelnen Dogmen nicht unterschieden, vielmehr mit ihnen durch jene schrinfsame Anerkennung beseitigt.

Als ein Naturforscher unserer Tage in wissenschaftlichen Dingen die Skepsis, in religiösen den Köhlerglauben verlangte, hat man dieß sehr mit Unrecht die doppelte Buchführung genannt; einer solchen würde sich vielmehr dasjenige Verfahren vergleichen, welches die auf religiöse und sittliche Lebenserfahrung gegründete Theorie mit den Thatsachen und Gesetzen der Natur vergliche, die Resultate der Naturwissenschaft und die aus ihnen entwickelten Schlüsse in ihrem Werth für den Geist an den Maßstab des Gewissens hielte, und das gleichmäßig hier und dort probehaltig befundene nun als wahrhaftes Besitztum hinstellte. Ich billige die Art und Weise, wie Fischer die Baco'sche Lehre gegen die rohen Schmähungen de Maistre's vertheidigt; aber auch Fischer bekennt, daß Baco keinen Sinn für Geschichte, kein Verständniß für die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Zeitalter gehabt, das Alterthum verkannt und die griechischen Mythen platt und verkehrt mißdeutet, ja travestirt hat. All dieß mußte hervorgehoben werden, um zu zeigen, daß Baco's moralischer Charakter keineswegs der Wissenschaft so sehr zu gute gekommen wie Fischer will, sondern daß der Mangel des sittlichen Geistes ihn nicht zur Erkenntniß der idealen Gebiete und Güter gelangen ließ. Es mußte dies hervorgehoben werden zur Ehre der deutschen Denker, die hier siegreich vorgebrungen, Kant's und Fichte's, Schellings und Hegels, Baaders und Krause's, über die freilich Viele heutzutage eben so geringschätzig aburtheilen, wie Baco über Plato und Aristoteles.

Nachdem wir die Kehrseite des Mannes hervorgehoben, geben wir gern nach Fischers Vorgang einen Ueberblick über Baco's Verdienste. Baco war nicht der Systematiker einer fertigen Wissenschaft, sondern dadurch ein epochemachender Denker und bahnbrechender Geist, daß er neue Aufgaben stellte, und die Methode zu ihrer Lösung angab. Seine Zeit war die der Entdeckungen und Erfindungen; für dieses neue Leben und dessen Bildungstribe suchte und fand er die entsprechende Logik, und bis auf den heutigen Tag folgt die Erfahrungswissenschaft seinem Wort und erntet die Früchte seiner Saat. Man muß mit den Dingen selbst verfahren, wenn man sie verstehen will; durch die Erkenntniß ihrer Gesetze machen wir sie uns dienstbar. So sucht Baco die Naturwissenschaft durch einen richtigen Gebrauch der Erfahrung, und durch kunstgerechte Anwendung der Natur-

wissenschaft bezweckt er die Cultur der Humanität. Er zerstört die falschen Vorurtheile, er erhebt das eigene Sehen, die eigene Ueberzeugung gegen den Autoritätsglauben, die Sachkenntniß gegen Weltweisheit, die Analogien der Natur gegen menschliche Meinung. Er lehrt die Kunst des Experiments, als der Frage an die Natur, um deren eigene Antwort rein zu vernehmen. Durch Beobachtung und Vergleichung der Thatsachen das allgemeine Gesetz zu finden, ist die Aufgabe der von ihm begründeten inductiven Logik. Er vergleicht die bloße Erfahrung mit den Ameisen, die nichts können als sammeln; den sich selbst überlassenen Verstand mit den Spinnen, die aus sich die Fäden ihres Gewebes hervorziehen; die denkende Erfahrung, die er will, mit den Bienen, die zugleich sammeln und sichten, und aus dem Saft der Blumen Wachs und Honig bereiten. Baco wollte keineswegs beim Einzelnen stehen bleiben; er suchte die Einheit der Natur in der Verwandtschaft aller Dinge, oder die Harmonie des Universums. Aber nicht im Flug und Sprung, nicht durch die Phantasie, sondern im stetigen Gang, so daß keine Kluft bleibt, kein Glied fehlt; in stufenweisem Emporsteigen sollte das höchste Princip und allgemeine Gesetz gefunden, das Ganze geordnet und dargestellt werden.

Baco gab die Methodenlehre für die Erfahrungswissenschaft; sein encyclopädischer Entwurf von dieser selbst blieb fragmentarisch und aphoristisch; die folgenden Jahrhunderte sollten ihn ausbauen. Fischer sagt: „Die Wissenschaft zu erneuern, das ist die einmüthige Aufgabe seiner Encyclopädie und seines Organons. Unter diesem Gesichtspunkt zeichnet Baco hier eine neue Methode der wissenschaftlichen Untersuchung, revidirt und sichtet er dort das wissenschaftliche Material. Er ordnet die Fächer, setzt sie in gegenseitige Verbindung und Communication, und bezeichnet im Reiche des menschlichen Wissens diejenigen Gebiete, welche noch brach liegen, und die von jetzt an bebaut werden sollen. Wie Columbus durch seine Entdeckungen die Karte der Erde veränderte, so Baco die Karte der Wissenschaft, indem er deren Gebiete zugleich eintheilt und erweitert. Er findet für die Wissenschaft neue Ordnungen und neue Aufgaben, er macht zugleich ihren Geographen und ihren Entdecker. In beiden Neuerungen erscheinen die Grundzüge seines Geistes, die Richtung auf das Ganze und der Trieb nach neuen Entdeckungen, welcher den eigentlichen Impuls seiner Philosophie ausmacht. Die Richtung auf das Ganze will eine die Welt umfassende und abbildende Wissenschaft; in dieser Absicht sucht Baco eine vollständige Eintheilung des menschlichen Wissens, einen encyclopädischen Grundriß. Der Trieb nach neuen Entdeckungen späht überall nach den noch ungelösten Aufgaben der Wissenschaft; das neue Organon beschreibt das richtige Suchen.“

Fischer hat viele von Baco's treffenden Bemerkungen über einzelne Gegenstände und Fragen der Wissenschaft mitgetheilt, doch könnte diese

Blüthenlese noch viel reicher sein. Ebenso legt er uns Baco's Eintheilung des ganzen Erkenntnißgebietes ausführlich vor. Das Verhältniß Baco's zu seinen Vorgängern, den italienischen Philosophen, hat er nicht untersucht; warum man dazu den Gesichtspunkt innerhalb der italienischen Philosophie nehmen müsse, wie er angibt, sehe ich nicht ein. Jene stehen dem Alterthum näher, und ihre Grundkraft ist die begeisterte Anschauung der Phantasie; Baco scheidet sich von dem Alterthum und untersucht mit treuer Beobachtung und nüchternem Verstand. Fischer sagt, daß die Uebergangsperiode aus der Scholastik in die neuere Zeit noch die congeniale Darstellung erwarde. Er scheint aber weder diese Periode selbst, noch die Literatur darüber näher zu kennen. Von den Büchern des leider so früh verstorbenen Bartholmeß über Bruno und Telesius kann Niemand sagen, sie erreichen kaum die Oberfläche. Ich selber habe in der „philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit“ geglaubt, daß die sachgemäße Darstellung derselben eine künstlerische Reproduktion sei, die auf die persönliche Geistes-eigenthümlichkeit der hervorragenden Denker den Nachdruck legt; Heinrich Ritter hat deren Arbeiten kühler mit Rücksicht auf die eigentlichen wissenschaftlichen Resultate betrachtet. Aus meinem Buch hätte Fischer z. B. ersehen, daß was Baco über die Gedächtniskunst sagt, direct an Giordano Bruno's Schriften anknüpft, deren mehrere während dessen Aufenthaltes in England daselbst erschienen; Fischer hätte die Unterscheidungs- und Vergleichungspunkte der wissenschaftlichen Reformationsbestrebungen Baco's und Campanella's dort gefunden, und wäre auf die richtige Parallele mit Galilei hingewiesen worden. Jedenfalls hätte auch Fischer in seinem Buch über Leibniz das Verhältniß dieses Philosophen zu Bruno erörtern müssen, nachdem ich auf die Monadenlehre des letztern und ihre Beziehung zu Leibniz bereits hingewiesen.

Daß Baco das classische Alterthum und seine Philosophie verkannt, erklärt und entschuldigt Fischer damit, daß der Reformator, der über das Frühere hinausgeht, demselben nicht leicht allseitig gerecht werden kann, daß sich ihm das Ungenügende und Unbefriedigende zunächst darstellt und ihn zur Kritik, zur Ueberwindung reizt. Wenn aber Macaulay jene Einseitigkeit heute noch theilt, und sich zum Lobredner des Utilismus macht, und über den Werth einer Lehre nach ihrem äußern Nutzen aburtheilt, so sagt Fischer mit Recht, daß es auch Bedürfnisse gibt, die nur durch Erkenntniß als solche befriedigt werden können, und fügt treffend hinzu: „Solange sich das Bedürfniß zu wissen in unserm Innern regt, so lange müssen wir, um dieses Bedürfniß zu stillen, in dieser rein praktischen Absicht, nach Erkenntniß in allen Dingen streben, auch in solchen, deren Erklärung nichts beiträgt zur äußern Wohlfahrt, die keinen andern Nutzen stiftet, als die geistige Klarheit, die sie zurüchläßt. Solange Religion, Kunst, Wissenschaft thatsächlich existiren als eine geistige Schöpfung neben der phy-

sthen. — und diese ideale Welt wird nicht eher aufhören als die materielle — so lange wird es dem Menschen Bedürfniß sein, sich auf diese Dinge zu richten, neben dem Abbild der Natur ein Abbild jener idealen Welt in sich darzustellen, d. h. mit andern Worten: er wird durch ein inneres Bedürfniß praktisch genöthigt, seinen Geist theoretisch auszubilden. Das haben die Alten in ihrem Sinn gethan, das Mittelalter in dem seinigen, wir thun es in dem unsrigen.“

Mit dem ihm eignen Tact überall die springenden Punkte hervorzuheben, hat der Verfasser in einer Uebersicht der realistischen Lehren nach Bacon gezeigt, wie sich bei ihm bald die Keime, bald die Anregungen zu dem finden, was nicht in zufälliger Weise, sondern in der Consequenz der Entwicklung ein Hobbes und Locke, ein Berkeley und Hume gelehrt. Er führt uns bis zu Kant, der seiner Kritik der reinen Vernunft folgenden charakteristischen Ausspruch Bacon's zum Motto gab: „Ich schweige von mir selbst. Aber von der Sache, um die es sich handelt, verlange ich, daß sie die Menschen nicht für eine bloße Meinung, sondern für ein nothwendiges Werk ansehen, und überzeugt seien, daß wir nicht für eine Schule oder eine beliebige Ansicht, sondern für den Nutzen und die Größe der Menschheit neue Grundlagen suchen. Auch sollen sich die Leute nicht einbilden, daß das neue Werk ein grenzenloses und übermenschliches sei, denn es ist in Wahrheit die Grenze und das rechtmäßige Ende unendlichen Irrthums.“ „Wir wissen es wohl“, fährt Bacon noch fort, „daß wir Menschen sind und sterben müssen, aber wir glauben auch nicht, daß unser Werk im Lauf eines Menschenalters vollendet werden könne, sondern übergeben es der Zukunft. Wir suchen die Wissenschaft nicht anmaßend in den engen Zellen des menschlichen Geistes, sondern bescheiden in dem weiten Reiche der Welt.“ [M. C.]

W i n t e r l i c h e s .

Wir gehen mit einem gewissen Mißbehagen in den Winter hinein, und der Novemberwind, der die Schneeflocken durch die Straßen wirbelt, paßt ganz zu unserer Stimmung. Gerade in diesen dunkeln, trüben Tagen kommt uns Alles das, was wir hier zu entbehren und zu vermiffen haben, recht zum Bewußtsein. Wir wissen, daß wir nicht allein in dieser trüben Stimmung sind, sondern daß Viele sie mit uns theilen; es scheint eine gewisse

Melancholie in der Luft und in den Verhältnissen zu liegen, die sich in den verschiedensten Kreisen und unter den verschiedensten Verhältnissen geltend macht. Dieses Gefühl läßt sich nicht als Heimweh bezeichnen; Heimweh ist die Krankheit eines träumerischen, passiven Menschen, der sich in die behaglichen Fesseln der Gewohnheit zurückseht; hier haben wir ein tieferes, allgemeineres Gefühl der gänzlichen Unbefriedigung, einer trostlosen Oede und Leere in uns und um uns, die uns zu einer traurigen Selbstschau zwingt. Gerade in dieser Stimmung empfindet man es, wie glücklich die Leute leben könnten, wenn sie gar nicht über sich selbst nachdächten, wenn sie sich arglos und unbefangen der Außenwelt hingäben, ein Spiel der Zufälle und Verhältnisse, die es am Ende noch immer besser mit uns meinen, wie wir selbst. Die Reflexion macht uns das frische, schöne Leben zu einem Schatterbilde ohne Farben und mit schroffen Conturen. Es gibt keine glücklichere Laune, als wenn wir uns in jener romantischen Dämmerung befinden, wo wir nur das sehen, was wir sehen wollen, und was uns gefällt, und wo alle Umrisse und Formen der uns umgebenden Zustände sich im Zwiellichte einer halben Erkenntniß unserer Phantasie gefällig anbequemen. Aber alle diese Täuschungen der Phantasie und eines gutgearteten, behaglichen Leichtsinns werden dann und wann von einer bitteren, herben Erkenntniß unterbrochen, mit welcher man keine Versöhnung und kein Kompromiß eingehen kann, die uns die Dinge und uns selbst zeigt, wie sie und wir sind, ohne uns nur die Möglichkeit einer Täuschung zu lassen. Ohne Täuschung aber ist keine Poesie möglich, und die Flittern und die Schminke der Komödie, die uns beim Lampenlichte entzücken, zeigen sich beim hellen Lichte des Tages widerwärtig und eckelhaft.

Nun, da sind wir ja mitten im Moralistren. Das paßt zu dem grauen Himmel, der über uns hängt, zu den Wolken und zum Winde. Und das Wetter ist es nicht allein, was uns so verstimmt. Im Gegentheil, Frost und Winter bringen in Deutschland die schönsten Genüsse der Geselligkeit herbei, jene traulichen, behaglichen Winterabende, an denen wir die Genüsse der Freundschaft, der Kunst und Wissenschaft kosten. Da schließen sich die Leute an einander zu geselliger Freundschaft; Vereine aller Art blühen auf und versammeln eine heitere Menge um sich; das Familienleben zeigt sich in seiner ganzen Behaglichkeit, und wem dies selbst nicht genügen sollte, dem stehen Konzertsäle, Theater und Opernhäuser zu Gebote, wo man statt Schneesturm und Dezemberwind die weichen, schmelzenden Töne der italienischen Arien hört. Gewiß, drüben im alten Lande feiern nicht nur die Kinder ihren Weihnachten; ein Gefühl kindlicher Freude bewegt dort das ganze Volk; wir sehen eine Behaglichkeit des Genusses, die schroff gegen die Raß- und Ruhelosigkeit des Dampfzeitalters absteht. Wir erinnern uns lebhaft der anmuthigen Dezembertage, welche wir in Berlin in den Jahren vor der Revolution verlebten; wie vielseitig waren

dort die geselligen Genüsse, wie bewegt das Leben, wie witzig und artig die ganze Gesellschaft! Damals war schon der Geist der Revolution thätig, aber in geistreichen, humanen Formen; die Witze und Gedanken sprühten, wie ein Feuerwerk; die Ausstellungen von den Gemälbegallerien bis zu den Puppentheatern herunter brachten selbst ernste Leute in eine heitere Stimmung; der Weihnachtsmarkt mit seinen tausend grünen Tannen gewährte namentlich Abends einen bezaubernden Anblick, und zwischen den Buden und Bäumen fand man manche schwarzäugige Gelegenheit, um eine Scene aus dem Wintermärchen zu improvisiren. Im Opernhause die *Viardot*, die *Alboni*, in jenen glänzend ausgestatteten Opern *Meierbeer's*; in Schauspielhause *Nathan und Emilia Galotti*, *Hamlet* und *König Lear*; ieder neue Abend brachte eine neue Schwierigkeit in der Auswahl aller dieser seltenen Vergnügungen mit sich. Und was besonders den Charakter unserer nördlichen Städte auszeichnet; hinter dem ganzen lustigen, karnevalesähnlichen Treiben war ein ernster Gedanke, eine bedeutende Stimmung; alle Funken und Strahlen der Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft deuteten auf einen geheimnißvollen Mittelpunkt hin, welcher sich 1848 vielleicht nur zu früh enthüllte. Die Zeit vor der Revolution war überhaupt in vieler Beziehung interessanter, wie die Revolutionszeit selbst; es war damals ein reges, geistiges Leben; es fehlte nicht an vielseitiger Anregung; man sprach in allen Kreisen der Gesellschaft frei und offen, und man konnte selbst in den höheren Beamtenzirkeln die beschaftesten und wichtigsten Bemerkungen über die Regierung hören. Wenn man von Frankreich sagen kann, daß die Februarrevolution dort unzeitig und vorzeitig gekommen sei, daß sie das französische Volk unvorbereitet überrumpelt haben, so kann man dies mit zehnmal mehr Recht von Deutschland sagen; einige Jahre später hätte hier die Revolution einen andern Boden gefunden, als damals, wo die geistige Bewegung noch im Anfange ihrer Gährung war, und das junge, frische Volk der Revolution zwar allen guten Willen hatte, aber noch nicht den Ernst der Sache kannte.

Nun, wir wollten ja nicht über Revolution schreiben, sondern über jenes heitere, behagliche Winterleben früherer Tage, welches wir hier in Amerika so lebhaft vermissen. Gewiß, liebenerwürdiger noch, wie alle Vergnügungen und Festlichkeiten einer großen Stadt, erscheinen uns in der Erinnerung jene traulichen Winterabende, die wir im stillen Kreise der Familie zubrachten, wo manches kleine Familienfest im Schatten des Weihnachtsbaumes und bei der dampfenden *Bowle* gefeiert wurde, zu gleicher Zeit ein Wiedersehen und ein Abschied, der Jedem der Lieben unvergeßlich sein wird.

Und dann war es draußen in der Schweiz und Frankreich, daß wir die Winterabende mit den Freunden zusammensaßen, bei keinem Weihnachtsbaume, bei keinem glänzenden Feste, wo nur das Innere der Bauernhütte von der ungewissen Flamme des Kamines erleuchtet war. Wir

sprachen von der Vergangenheit, und träumten von der Zukunft; da war Alles noch golden und rosenfarbig, und der Sturm, der draußen tobte, störte uns nicht in unsern Hoffnungen und Träumen. Wenn auch im Exil, waren wir doch noch im Kreise der Freunde und im Besitze eines reichen Schatzes voll Hoffnungen. Wir jubelten dem nächsten Frühlinge entgegen, von dem wir hofften, er würde uns Vaterland, Freiheit und tausend andere Dinge wieder bringen, wir warteten und hofften, wie die Kinder auf den Weihnachtsbaum.

Aber es kam anders; der Winter von 1851 bis 1852 war hart, sehr hart, und das lustige Wintermärchen wurde zu einer bösen Tragödie. Der zweite Dezember tödtete wenigstens für die nächste Zeit alle Hoffnungen. Wie wir und Andere dort wanderten und flüchteten, zwischen der Schweiz und Frankreich, in den schneebedeckten Gebirgen, auf der wilden Jagd: es war ein sonderbares Weihnachtsfest. Und doch haben wir manche trauliche Abende in den abgelegenen Thälern der Jura zugebracht, wo trotz des zweiten Dezember das Lied der Marseillaise aus Bauernhütten erklang, vom pfeisenden Schneesturm und dem Geheul der Wölfe begleitet.

Das ist freilich jetzt Alles vorbei und ob der Novemberwind hier eben so wild und grob sich zeigt wie drüben, die Politik erregt hier keine Stürme, und der Winter schleicht langsam und träge dahin. Besonders dieser Winter, der so großen vergeblichen Anstrengungen und getäuschten Hoffnungen folgt, wird nichts, wie eine lange, lange Kette von Sorge und Langeweile bringen. Es wird kalt und kälter um uns her; „der arme TomS friert.“

Es ist merkwürdig, je mehr die Hoffnung der Heimkehr verschwindet, desto weniger kann man sich hier in Amerika zufrieden geben, und je deutlicher die Einsicht wird, daß man hier die Genüsse der Geselligkeit und Freundschaft entbehren muß, desto weniger kann man mit sich allein fertig werden. Hier in Amerika geht es nicht anders, als daß man rasch dahin lebt und strebt, sich nicht auf dem Wege verweilt, nicht rechts und links, sondern nur nach dem zu erreichenden Ziele sieht, und daß man das Leben selbst über die Zwecke desselben vergißt. Dazu ist der Winter nun nicht recht geeignet; er erweckt Reminiscenzen in uns, und ruft eine reflektirende Stimmung hervor, ein Nachdenken, Grübeln und Zweifeln über uns selbst, dem wir hier in Amerika immer aus dem Wege gehen sollten. Getrieben, gehebt im Drange der Geschäfte, haben wir Alle uns eine Zeit lang über uns selbst getäuscht; jetzt aber kommt auf den Flügeln der langen, schwarzen Winternächte das Gespenst der Reflexion, die Selbsterkenntniß, und grinst uns die höhnischen Worte zu: Wir sind verloren mit allen unsern individuellen Ansprüchen an das Leben, mit allen persönlichen Forderungen an die menschliche Gesellschaft, mit allem unserm vermeintlichen Rechte auf Glück. Jedes kleine Almosen der Zufriedenheit, des Genusses, der Freude,

der Geselligkeit, der Freundschaft wird uns hier verweigert; — es hat sich seit Vencu's Tagen hier in dieser Beziehung wenig verändert; was sollen wir noch weiter, wenn wir in uns selbst, in unsern Erinnerungen, Hoffnungen, Ueberzeugungen und Bestrebungen, wenn wir in unseren eigenen Herzen uns selbst fremd werden, und die Heimath nicht mehr wieder finden?

Das ist es, worauf Alles ankommt. In der isolirten, fremden Stellung, in welcher nicht nur wir, sondern die Meisten, gleichviel ob Eingewanderte, ob Eingeborene hier leben, — denn hier existirt eigentlich noch keine humane, keine eigentlich menschliche Gesellschaft — ist Jeder zunächst auf sich selbst angewiesen, auf die Beschäftigung, Unterhaltung, Freundschaft mit sich selbst; diesen Cultus müssen wir kultiviren. Der Egoismus, der in allen Verhältnissen Amerika's liegt, zeigt sich auch hier. Wenn wir glücklich, ja nur zufrieden sein wollen, müssen wir Glück und Zufriedenheit aus uns selbst schöpfen; die Verhältnisse und die andern Leute geben es uns nicht. Wir wollen es versuchen. Wir wollen sehen, ob wir diesen miserabeln Verhältnissen zum Troß nicht zufrieden sein können. Ebenso wie man sich vor dem Sturme und der Kälte des Winters in das einsame Zimmer zurückzieht, muß man sich vor den Menschen und Verhältnissen in sich selbst zurückziehen, um nicht zu verfrieren. Wir wollen sehen, ob es noch möglich ist.

Ein Wort nach der Wahl.

Was ist zu thun? dies ist die erste Frage, welche sich uns nach der Entscheidung der Wahl aufdrängt. Obgleich durch die Niederlage der republikanischen Partei an der politischen Situation selbst und an unserer Stellung in den politischen Parteikämpfen nichts geändert ist, so ist doch die Art und Weise unserer Thätigkeit eine andere, und wir können hinzufügen, eine bessere und allgemeinere geworden; früher hatten wir eine Partei, jetzt haben wir Prinzipien zu verfechten. Und die Prinzipien haben eine breitere Basis, wie die Partei, so daß wir hoffen dürfen, daß Manche von denen, welche uns aus persönlichen und allgemeinen Gründen im letzten Wahlkampf feindlich gegenüberstanden, sich jetzt wenigstens auf eine Discussion der Prinzipien einlassen werden. Wir hoffen, daß jetzt alle Reizbarkeit und Gehässigkeit des Kampfes aufhört, und derselbe einen objekti-

den Charakter annimmt. In dieser Beziehung bieten wir die Hand, wenn auch nicht zur Versöhnung, so doch zur Verständigung und Besprechung.

Trotz unserer versöhnlichen Stimmung sehen indessen wir mit der größten Bestimmtheit voraus, daß die Kluft, welche sich zwischen den beiden großen Parteien dieses Landes ergeben hat, immer größer werden wird; der Sieg Buchanan's muß und wird den Süden weiter treiben, als er selbst unter der Administration von Pierce gegangen ist; auf der abschüssigen Bahn, welche die demokratische Partei eingeschlagen hat, ist kein Stillstand möglich; die Ultrapartei des Südens wird für die nächsten Jahre die Geschicke der Union lenken. Die natürliche Folge wird davon sein, daß der abolitionistische, free-soilische Charakter der nördlichen Partei sich immer mehr und mehr ausbildet, so daß am Ende an eine Verständigung zwischen den beiden feindlichen Heerlagern nicht zu denken ist. Wir bedauern es, daß die Sache so weit gekommen ist, und noch weiter kommen muß; die Wahl Buchanan's ist nicht die Einleitung zu einer neuen „Era of good feelings.“ sondern zur Disunion; diejenigen, welche um die Union zu erhalten, für Buchanan gestimmt haben, werden bald genug ihren Irrthum einsehen.

Nun, wir wollen uns nicht in Prosezeiungen einlassen, sondern einfach die allgemeine Situation angeben, um unsere Stellung und Aufgabe darin zu bemessen. Gewissenhafte Prüfung dieser Aufgabe ist um so nothwendiger, je schwieriger diese Aufgabe selbst geworden ist.

Während eines leidenschaftlichen erbitterten Wahlkampfes ist es leicht, die Leute für die eine oder andere Partei zu interessiren, und sie in die politische Bewegung herein zu ziehen. Jetzt ist der Kampf zu Ende, und alle Maschinen der populären Agitation stehen still. Eine übertriebene Erschlaffung und Gleichgültigkeit folgt einer übertriebenen Aufregung. Jeder freut sich darüber, daß der Lärm vorüber ist, wir auch. Aber jetzt treten wir dieser allgemeinen politischen Ermüdung gegenüber, und wollen die Agitation wieder von Neuem beginnen? Wird man uns nicht langweilig und unbesonnen finden.

Wir wollen gern den Vorwurf der Langweiligkeit auf uns nehmen, wenn wir wenigstens unserer Pflicht genügen. Es war niemals so nothwendig, wie jetzt, eine Organisation aller freisinnigen Kräfte der deutschen Bevölkerung zu bilden; niemals war die Hoffnung auf das Resultat einer solchen Vereinigung so groß, niemals der Mangel einer solchen so verderblich, wie jetzt. Obwohl wir deshalb wissen, daß wir mit der Wiederholung des längst gemachten Vorschlages Manchem unangenehm werden, kommen wir doch noch einmal darauf zurück, indem wir unserem früheren Vorschlage und der Einladung des Boston Fremont Klubbs folgende Bemerkungen hinzusetzen:

Es werde eine Vereingung aller freisinnigen Deutschen beschlossen.

Jeder ist eingeladen, der die Erklärung der Menschenrechte, wie sie in der Unabhängigkeitserklärung steht, als den obersten Grundsatz amerikanischer Politik anerkennt.

Die Haupttendenzen des Vereins sind gegen Ausbreitung und Generalisirung der Sklaverei, wie gegen Nativismus und Proscription gerichtet.

Um die Sache zu vereinfachen, besteht die Plattform des Vereins blos aus diesen zwei Punkten.

Die bestehenden deutschen republikanischen Clubs erklären sich für permanent.

Sie treten mit einander in eine dauernde Organisation vermittelst Staatsconventionen und einer allgemeinen nationalen Tagsatzung.

Diese Staatsconventionen könnten vielleicht in der letzten Hälfte des Dezember stattfinden, die Nationalconvention am 22. Februar nächsten Jahres, an dem Geburtstage Washingtons.

In dieser Nationalconvention müßten Einrichtungen getroffen werden, ein schon früher in Cleveland angefangenes Unternehmen von Neuem aufzunehmen, nämlich ein deutsches Blatt in englischer Sprache herauszugeben, in welchem der deutsche Kulturstandpunkt in allen Beziehungen den amerikanischen Verhältnissen gegenüber festgehalten wird. Dies Unternehmen ist von der dringendsten Nothwendigkeit und dem größten Nutzen; wenn die Convention auch nichts Anderes zu Stande bringt als dies, ist ihr Zusammentritt schon gerechtfertigt.

Die Einrichtung öffentlicher politischer und wissenschaftlicher Vorträge in allen größeren Städten, ähnlich wie die Vorlesungen in den amerikanischen Jungmännergesellschaften, wäre ein anderer Gegenstand für die Berathung dieser Convention.

Ueberhaupt würden sich dieser Convention eine Menge wichtiger und interessanter Gegenstände zur Berathung und Beschlußnahme anbieten, deren Erledigung längst schon ein anerkanntes Bedürfnis war. Wir haben im Vorstehenden blos die wesentlichsten Punkte angedeutet, um zu zeigen, was wir mit Hülfe dieser Organisation zu erstreben gedenken. Wir sind der Zustimmung vieler tüchtigen Kräfte gewiß, aber mit der stillschweigenden Zustimmung ist es nicht gethan; es muß gehandelt werden. Die Erfahrungen der letzten Wahl haben uns satzsam überzeugt, daß noch Vieles an der Organisation der republikanischen Partei und speziell an dem deutschen Flügel derselben auszusetzen sei; sollen wir nicht einmal und endlich durch den Schaden klug werden?

Wir halten die gegenwärtige Zeit noch für geeigneter für diese Organisation, als die Periode vor der Wahl. Während der Wahltagitation war

die Aufmerksamkeit der meisten Republikaner auf die nächste Umgebung und die nächsten Wahlbedürfnisse gerichtet; für allgemeine prinzipielle Bestrebungen hatte man keinen Sinn und keine Zeit. Diese unruhige Periode ist vorüber, und eine Zeit des Nachdenkens und der ruhigen Ueberlegung folgt. Wie könnten wir diese in mancher Beziehung traurige und langweilige Zeit besser benützen, als indem wir die Aussaat für eine bessere Zukunft legen? Wir ersuchen die deutschrepublikanische Presse, diesen Vorschlag zu besprechen, und alle Freunde der guten Sache, den günstigen Zeitpunkt nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Organisation zu Stande zu bringen, welche uns in schwierigen Zeiten zusammenhält und hoffentlich durch die bevorstehenden Katastrophen hindurch retten wird.

Bemerkungen,

betreffend die deutsche Sprachlehre und Sprache,

von F a r W e s t.

Seit Lessing's Zeiten hat sich die deutsche Sprache durch die Bemühungen einer Reihe der trefflichsten Schriftsteller zu einer Höhe der Vollkommenheit emporgehoben, welche sie berechtigt, sich den gebildetsten Sprachen der alten und neuen Zeit an die Seite zu stellen. Vielleicht überbietet die französische sie als Umgangssprache, die englische als bequeme Sprache des Redners und des Humoristen, die italienische als Sprache des Gesanges, — als Sprache des Dankers und des Dichters überbietet die deutsche Sprache die genannten; aber es ist nicht leicht, es in ihrem Gebrauche zur Meisterschaft, ja selbst nur zur Korrektheit zu bringen. Die Poesie von Schiller und Göthe [die letztere hinreißend durch e d l e Einfachheit, obwohl nicht ganz ohne Inkorrektheiten] zeigen unsere Sprache auf ihrer höchsten Höhe; der alte Boß läßt manche Härte mit unterlaufen, ist aber fast unser einziger unerbittlich korrekter Schriftsteller. Ueber diese großen Muster ist die neueste Zeit nicht hinausgekommen; in Amerika gar wird viel schmachvoller Stoff der Presse übergeben, obwohl es auch an sehr gut geschriebenen Aufsätzen nicht mangelt, wogegen wenig edle Originalität des Styles anzutreffen ist. Ich zweifle keineswegs daran, daß im ferneren Verlaufe der Dinge eine deutsch-amerikanische Literatur hier aufsprossen wird, würdig auch im alten Vaterlande beachtet zu werden.

Ich will hier einiges häufig Vorkommende besprechen, was theils mir fehlerhaft erscheint, theils unbestreitbar fehlerhaft ist, ohne mich an eine besondere Ordnung zu binden.

Ich beginne mit t e u t s c h und d e u t s c h. Wird unsere Nation nie darüber sich einigen, wie sie ihren Namen auszusprechen und zu buchstabiren hat? Schade, daß das Frankfurter Parlament so kurz bestanden hat, es würde gewiß den alten Haber zwischen t und d geschlichtet und so die Nation geeinigt haben. Doch wie sie es drüben auch halten wollen, ich wünschte, daß wir dießseits die Sache unter uns fertig machten und wenigstens die amerikanisch-teutsche Einheit retteten. Für das T habe ich 3 gewichtige Gründe in die Wagschaale zu legen: 1. die Ableitung von Teut, dem alten Ehrenmanne, scheint doch jedenfalls die richtige zu sein, — Teutonen, Teutsöhne oder Teutsche sind wir, und es ist bloße Nachlässigkeit im Gebrauche der Sprachwerkzeuge, welche unsere harte Natur in die w e i c h e verwandelt hat, — auch in vielen andern Worten ist freilich das Nämlische geschehen, wie eine Vergleichung des Teutschen und Englischen deutlich zeigt; 2. das harte „Teutsch“ klingt dem unverwöhnten Ohre viel besser und männlicher als das verweichlichte „Deutsch;“ 3. als „Deutsche“ sind wir dem uns hier so würdig gewordenen Dutch zu nahe verwandt, — als „Teutsche“ schleudern wir es weit zur Seite. — Teutsch war ich stets vom Frühesten und werde es bleiben für immer.

In der Pluralbildung der Adjective wird vielfach gefehlt. Unbestimmt heißt es: „gute Menschen“, mit Hinzufügung des Artikels aber „die guten M.“ Wird das Pronomen statt des Artikels gebraucht, so ist die Wirkung verschieden, indem im S i n g u l a r das eine Pronomen wie der bestimmte, das andere wie der unbestimmte Artikel wirkt, z. B. „mancher, jeder gute M.“, aber: „fein oder viel guter Wein“; im P l u r a l dagegen wirkt das Pronomen durchgehends wie der bestimmte Artikel; wie man sagt: „die g u t e n Menschen“, so muß man auch sagen: „alle, keine, diese, jene viele, manche, welche, unsere, ihre, seine — s c h ö n e n Anlagen.“ Vorkommen kann freilich auch: „manche, schöne Anlagen“. Dann werden „manche“ und „schöne“, durch ein Komma getrennt, adjectivisch neben einander gestellt als zwei zu „Anlagen“ gehörige Prädikate; ist aber „schöne Anlagen“ das Subjekt und „manche“ allein das Prädikat, muß es „manche schöne Anlagen“ heißen. Ebenso ist Beides recht: „viele besseren Menschen“, und „viele, bessere M.“, aber nicht (ohne Komma): „viele bessere Menschen.“

Die einsylbigen männlichen und sächlichen Substantive und die mehrsylbigen, welche mit einer vollbetonten Sylbe endigen, bilden mit wenig Ausnahmen [Mensch, Bär, Herz etc.] ihren Genitiv im Singular durch ein

angehängtes „es“ [des Buches] und erfordern dann für den Dativ ein angehängt. s „e“ (dem Buche, Betruge, Heldenthume ic.), welches jedoch öfter ausgelassen als gesetzt wird. Die Auslassung scheint gerechtfertigt, wenn das folgende Wort mit einem Vocale beginnt [„im East' erstickt“], um den häßlichen hiatus zu vermeiden; in andern Fällen verursacht gerade die Auslassung eine Härte („am Bart zupfen“) und ist dann jeden Falls zu tadeln.

Einige Schriftsteller wissen nicht, zwischen „w a n n“ (when, quand) und „w e n n“ (if, si) zu scheiden und gebrauchen das letztere immer. „Wann“ bezieht sich immer auf die Zeit, da — und „wenn“ immer auf die Bedingungen, unter welchen Etwas geschieht. So ist auch „d e n n“ immer nur eine demonstrative Conjunction, entsprechend der relativen „weil“, aber „d a n n“ [statt alsdann] ein Adverb der Zeit.

Zu „innerhalb, außerhalb, binnen ic.“ wird meistens der Genitiv gesetzt, obwohl der Dativ logisch richtiger wäre; „t r o ß“ hat seinen substantivischen Charakter noch nicht ganz verloren, und man sollte immer „t r o ß dem“ und niemals „t r o ß des“ sagen; „wegen“ erfordert in allen Fällen den Genitiv.

Manche folgen noch der falschen Regel, daß vor „u n d“ kein Komma stehen dürfe; es muß aber ein Komma gesetzt werden, wenn „und“ von dem Vorhergehenden, worauf es sich bezieht, durch einen Zwischensatz getrennt ist, oder wenn die Construction wechselt, und mag gesetzt werden in allen Fällen, wenn der Schreiber wünscht, daß der Leser nicht zu rasch auf das Folgende übergehe. Ist ein Komma zu viel, so gebrauche er den Gedankenstrich, welcher den Werth des halben Komma hat, und deshalb auch noch nach dem Komma, dem Strichpunkt, dem Punkt, auch dem Ausrufungs- und Fragezeichen gesetzt werden kann, um deren Einhaltskraft noch um die Hälfte zu verstärken. — Das Doppelpunkt wird vielfach falsch gebraucht, wo besser ein Komma mit dem Gedankenstrich stände. — Das Strichpunkt steht in seiner Wirkung gerade in der Mitte zwischen Komma und Punkt, d. h. gleich 2 Komma und $\frac{1}{2}$ Punkt.

In unserer Orthographie wäre Vieles zu bessern. Nicht das bloße Herkommen darf dabei maasgebend sein, sonst müßten wir noch jetzt buchstabiren wie Luther, oder gar wie Karl der Große, sondern 1. die richtige hochdeutsche Aussprache [etwa die des gebildeten Kurländers oder auch des Waldeckers] und 2. die Herleitung der Wörter, damit trotz einiger

Abweichung in der Aussprache Ursprung und Verwandtschaft der Wörter nicht verloren gehen. Vor etwa einem Menschenalter wurden von unsern besten Grammatikern bedeutende Anstrengungen gemacht, um unsere Orthographie — obigen Grundsätzen gemäß — auf sichere und einfachere Regeln zurückzuführen. Aber unsere Gelehrten befaßten sich nur sehr selten mit deutscher Sprachlehre, und so blieb neben der Beseitigung einiger weniger Mißstände (z. B. das y aus allen Wörtern deutschen Ursprungs) im Ganzen der alte Schlenbrian meistens in Gebrauch. Am Auffallendsten ist dies im Gebrauche des ß und einiger Doppelbuchstaben.

Das ß ist nichts Anderes als ein Schluß-Doppelleß, entstanden durch einen Schnörkel, welchen man beim ss anbrachte, wenn es am Schlusse des Wortes stand. Das ß gehört nur in kurze, stark betonte Sylben, wo bei Verlängerung des Wortes durch einen dem ß unmittelbar folgenden Vokal ein ss stehen muß, z. B. Fluß, Flüsse; blaß, blässer ic.; folgt dem ß ein Consonant, ohne daß die Sylbe getheilt wird, so bleibt das ß, z. B. Haß, haßt; hassen. „Dieß“ muß ein ß haben, weil es zusammengezogen ist aus „dieses“, und „beß“, weil aus „bessert“ contrahirt. Nicht der geringste Grund ist vorhanden für das ß in „Fus [man spricht „Fuhs“ und schreibt „Fuß“] groß, Haus, fliesen, Mas (wozu die langweilige Schreibart „Maas“?), Gras [dagegen richtig: „gras, gräßlich“], Grus und grüsen, lies, hies, Buse, unser ic.

Das doppelte a ist in „Mas, Wage, Hase“ ic. so unnöthig wie in „Lage, Strafe, was“ ic.

Welche Mühe ersparen wir dem Teutschlernenden, wenn wir alle diese launenhaften Incorrektheiten beseitigen!

Die deutsche Sprache kennt das c nicht, außer in ch und ck, also „Karl“, nicht „Carl“. Mit Recht hat man in allen Wörtern griechischen Ursprungs das k an die Stelle des lateinischen c gesetzt.

[Schluß folgt.]

Su lieben und zu schweigen, o
Wie lieb' ich Das!

¶ Laten.

Jugend - Nachflänge.

Von Far West.

Wann ich bei meinem Liebchen bin,
Verwundert mich ihr Schweigen.
Was trägt sie nur in ihrem Sinn?
Es muß wohl bald sich zeigen;

Dann bin ich kaum da in, dahin —
O wahrlich das ist eigen! —
So kann die schöne Rednerin
Vor Klagen nicht mehr schweigen.

Wohlan, du Herzenskönigin,
Sei immer nur mein eigen,
Daß Hand und Mund und Herz und Sinn
In Liebe sich verzweigen!
Was Du mir bist, was ich Dir bin,
Wenn's Worte auch verschweigen,
Verkündet doch dem innern Sinn
Der Augen holdes Reigen.

Beim Abschied von der alten Welt.

Von Far West.

Wechselvolles Menschenleben!
Wer ertrüge sein Geschick,
Wäre Hoffnung nicht gegeben?
Sie, die Seele zu erheben,
Zeigt uns ferne Ruh' und Glück.
Mag im Flug die Zeit entschweben, --
Hoffnung soll das Herz beleben
Bis zum letzten Augenblick!

Expeditions-Bemerkungen.

Da der Jahrgang 1856 mit der nächsten Nummer der Atlantis zu Ende ist, und wir nicht gewillt sind, eine beträchtliche Anzahl zahlungsverweigernder Abonnenten in das neue Jahr hineinzuschleppen: so ersuchen wir alle Abonnenten, die das verflossene Jahr oder Halbjahr noch nicht bezahlt haben, die kleine Summe einzusenden. Wir haben denjenigen Abonnenten, welche das Blatt bis zu einem gewissen Zeitpunkt innerhalb dieses Jahres bezahlt hatten, die Fortsetzung auch nach Ablauf dieses Zeitraus zugesichert, in der Voraussetzung, daß wir es mit ehrlichen Leuten zu thun hätten, und auch in Berücksichtigung des Wahlkampfes, während welcher Zeit natürlich die Gelder schwer oder gar nicht einzucollectiren waren. Wir gingen dabei von den durch das Gesetz festgestellten Maaßregeln aus, daß jedes Zeitungsblatt, welches nicht

per Post refüßirt wird, den Empfänger zur Zahlung verpflichtet, und daß Niemand ein Blatt abbestellen kann, ehe er seine Rückstände entrichtet hat. Trotzdem haben wir mehrere Zahlungsverweigerungen erhalten — wir nennen Dr. Eary, Dayton, (Ohio), Zehrlant, Jeffersonville, (Wisconsin), Springer, Sandusky, (Ohio), de Lacenay, Delphos, (Ohio), G. Morse, Dayton (Ohio), Braunlich, Davenport (Iowa) und Andere mehr, welche lange Zeit hindurch die Atlantis sich schicken ließen, und am Ende mit einer Zahlungsverweigerung endeten. So gern wir Jedem Credit geben, der später zahlen will, und uns schriftlich darum ersucht, so wollen wir doch mit derartigen Leuten, wie obengenannte, nichts mehr zu thun haben. Wir wissen, daß der größte Theil der rückständigen Abonnenten nur aus Nachlässigkeit Grund zu unseren fortwährenden Klagen gibt, und diese Herren ersuchen wir jetzt, ihrer Nachlässigkeit ein Ende zu machen, um nicht schlimmeren Verdacht zu erwecken. Wir für unseren Theil wollen lieber einige hundert von unserer nicht zu großen Abonnentenliste verlieren, als uns an der Gleichgültigkeit oder vielmehr noch schlimmeren Eigenschaften bei einem Theile unseres Publikums zu ärgern. Wir ersuchen also unsere rückständigen Abonnenten, die kleine Summe, welche auf dem Umschlage bemerkt ist, sofort per Post in registrirten Briefen einzusenden, überall, wo kein Agent vorhanden ist.

Wer nicht weiter zu abboniren wünscht, wolle das gegenwärtige Heft zurücksenden, begleitet von dem etwa rückständigen Betrage.

Es sind Mittheilungen eingegangen von mehreren Städten, wie Boston, Philadelphia, Milwaukee, daß einzelne Hefte nicht angekommen seien. In jedem Falle einer Reclamation haben wir uns ganz bestimmt erinnern können, daß wir die betreffende Hefte versandt hatten. Wir schicken aber in Jedem uns angezeigten Falle die vermißten Hefte noch einmal, und wenn nichts Besondere gewünscht wird, mit dem jedesmal folgenden Hefte zusammen.

In New-York hatte Herr F. W. Rüdiger einige Abonnenten für die Atlantis gesammelt, deren Namensverzeichnis uns erst in den letzten Tagen übermacht worden ist, und die auch wahrscheinlich einige frühere Nummern nicht bekommen haben. Indem wir hiemit warnen, Herrn Rüdiger weitere Bezahungen für die Atlantis zu machen, — da wir von diesem Tage an nicht mehr dafür einstehen, — ersuchen wir die Herren Abonnenten, uns anzuzeigen, welche Hefte sie nachzuhalten wünschen. Das November- u. Octoberheft senden wir per Post an die uns bekannten Adressen.

Wöge jeder Freund der Atlantis für sich und im Kreise seiner Freunde seine Pflicht thun, damit wir das letzte Mal mit einer so häßlichen Klage vor das Publikum treten.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 3. Heft 6.

Dezember, 1856.

Alte Folge,
Bd. 7., Nr. 166–169.

R ü c k b l i c k .

Vier Jahre sind gerade verflossen, seitdem wir mit jener kleinen unscheinbaren Nummer, deren sich unsere älteren Abonnenten noch wohl erinnern, die „Atlantis“ begannen. Wenn wir uns zu einem Rückblick auf diese vier Jahre entschließen, so ist es nicht deshalb, um uns eines jetzt noch sehr zweifelhaften literarischen Erfolges zu rühmen, sondern nur zu dem Zwecke, um uns durch die Erinnerung an die Aufgabe, die wir uns beim Beginne dieses Unternehmens gestellt haben, den Muth zur Fortsetzung desselben zu verschaffen. Es ist ein mehr, wie zweifelhaftes Vergnügen, uns zu dieser selbstquälerischen Rückschau zu entschließen, und vier Jahre voll schwerer Mühen und Sorgen Revue passiren zu lassen; es kommt uns wie Ironie vor, daß wir gerade an dem von unserm Gouverneur festgesetzten „Dankagungstage“ uns zu dieser Revue bequemen; aber doch ist dies zweifelhafte und von manchen Fragezeichen und Gedankenstrichen unterbrochene Vergnügen der Erinnerung der einzige Lohn für Anstrengungen, für welche das Publikum uns den Lohn zum größten Theil verweigert hat. Nun, wir wollen darüber nicht rechten; grade die Schwierigkeiten, welche mit einem Blatte, wie die Atlantis, verbunden sind, bilden die Rechtfertigung, zeigen die Nothwendigkeit desselben.

Schon mit der Aufschrift, die wir unserer Zeitung gaben, zeigten wir, was wir mit derselben beabsichtigten. Die „Atlantis“ sollte eine Verbindung zwischen amerikanischen und europäischen Culturbestrebungen sein, ebenso aber auch eine Verbindung zwischen der modernen Wissenschaft und dem praktischen Leben selbst. Zu dieser Aufgabe, die in ihrer ganzen Ausdehnung natürlich in das Gebiet des Unerreichbaren und Träumerischen gehört, konnten wir wohl kein besseres Bild finden, als Plato's prophetische Phantasie der Atlantis. Wir wußten damals, als wir die ersten Bogen der Atlantis in die Welt hinein schickten, gerade so gut, wie heute, daß unsere Aufgabe unsere Kräfte vielfach überstieg, und wir nur einen kleinen Theil des uns zugewiesenen großen Gebietes und selbst diesen nur mit mangelhaften Mitteln bearbeiten könnten; aber trotzdem glauben wir dennoch, eine nothwendige und selbstständige Stellung in der deutschen Literatur dieses Landes eingenommen zu haben, und dies ist für uns genug. Wir

glauben ferner, daß wir uns wenigstens auf dem von uns gewählten Terrain so weit heimisch gemacht haben, daß wir dasselbe nicht zu verlassen brauchen, daß wir ruhig und consequent fortfahren können an der Erfüllung unserer Aufgabe, und daß wir die Hoffnung hegen können, von der Zukunft wenigstens ein bescheidenes Resultat für unser Publikum und uns selbst zu verlangen. Wie wir denn schon im Anfange sagten, daß wir keine höheren Ansprüche an das Publikum machen, als daß wir durch die Erfüllung derselben die Möglichkeit haben, das Unternehmen fortzuführen und zu verbessern, so begnügen wir uns auch heute damit, daß wir die Atlantis durch die schwierigsten Perioden hindurch gerettet haben, und also auch auf fernerhin wohl hindurch retten werden.

Der Kampf zwischen Materialismus und Idealismus, welcher dem ganzen Streben dieses Jahrhunderts zu Grunde liegt, und auch in den Spalten der „Atlantis“ eine Besprechung von verschiedenen Standpunkten aus gefunden hat, wurde von dem Herausgeber derselben selbst praktisch durchgemacht, und wenn wir vielseitige harte Anfeindungen über unsere Stellung in dieser wichtigsten Frage erfahren haben, so lassen wir uns doch eher den theoretischen, wie den praktischen Streit gefallen. Wir hoffen indessen, daß beide Gegensätze sich schlichten werden. Wir kommen hier auf diesen Gegenstand nur deshalb zurück, weil wir unseren Standpunkt in Bezug auf denselben mit aller Kürze und Bestimmtheit angeben wollen als denjenigen Punkt, in Betreff dessen wir nicht nur von unsern Feinden, sondern auch von unsern Freunden vielfach angegriffen und mißverstanden wurden. Wenn wir in der materialistischen Weltanschauung heutiger Zeit nicht die absolute und endgültige Wahrheit sehen, und namentlich diese Weltanschauung nicht zur Erklärung der Erscheinungen der geistigen, sittlichen Welt gebrauchen können: so sinken wir nicht in den der „Wissenschaft“ feindlichen „Köhlerglauben“ zurück, in die religiöse Sphäre und in die Region des Transzendentalismus, sondern wir sehen nur über die jetzige Stufe wissenschaftlicher Erkenntniß und Weltanschauung hinaus in eine neue Zeit philosophischen und ethischen Strebens, deren Mangel und Nothwendigkeit jetzt schon in allen denkenden Kreisen gefühlt wird. Wir glauben, daß das Gebiet der Wissenschaften neu eingetheilt, in seinen einzelnen Arten begrenzt und bearbeitet werden, daß gewissermaßen ein neues Organon der Wissenschaften entstehen müsse, dessen ganzen Umfang wir kaum jetzt ahnen. Wir haben, wie jeder Leser der „Atlantis“, der dieselbe seit der ersten Zeit ihres Entstehens kennt, bestätigen wird, und in vieler Beziehung der materiellen Weltanschauung angeschlossen, weil sie der Forschung die natürliche und verständliche Beobachtung unterbreitet, und sind auch noch heute der Meinung, daß nur aus den Thatfachen des Universums (des geistigen sowohl wie des natürlichen) die Gesetze desselben entwickelt werden können. Um offenherzig zu sein, müssen wir gestehen,

Daß wir aus einem lebhaft erkannten praktischen Bedürfniß uns bestimmen ließen, den einseitigen Materialismus zu bekämpfen, weil gerade die ethischen und philosophischen Wissenschaften so weit, so unendlich weit hinter den Naturwissenschaften zurückblieben, daß man den Einfluß dieser Einseitigkeit im praktischen Leben überall bemerkte. Der Mangel an Ideen und Idealismus tritt uns namentlich in Amerika mit entsetzlicher Deutlichkeit entgegen, und legt uns die Frage vor, ob der von den Männern der modernen Wissenschaft eingeschlagene Weg wohl in jeder Beziehung der richtige sei. Fragen, wie die von der menschlichen Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit, von den ewigen und unveräußerlichen Menschenrechten, von dem Wahren, Guten und Schönen u. s. w., liegen jedenfalls über den Kreis der rein sinnlichen Erfahrung hinaus, und lassen sich nicht im chemischen Laboratorium oder im anatomischen Lehrsaale vollständig lösen, wenn wir auch zugeben, daß die sinnliche Wahrnehmung sehr lebhaft bei diesen Fragen interessirt ist. Es geht nun einmal nicht, diese ganze Welt der Ideen weglängnen zu wollen, bloß aus einem zweideutigen wissenschaftlichen Stolze, nur das unmittelbar und mit den Sinnen Erkannte als wahr gelten zu lassen. Lieber machen wir uns einer anscheinenden Inconsequenz schuldig, indem wir eine doppelte Reihe von Wissenschaften annehmen, die materiellen und die ideellen, und neben der sinnlichen Erfahrung und Beobachtung auch eine geistige Erfahrung annehmen, welche uns über das Reich des Wahren, Guten und Schönen unterrichtet. Dies ist am Ende nicht einmal ein so krasser Dualismus, wie unsere Gegner sagen, weil wir auch im Reiche der philosophischen Wissenschaft die Thatsachen der geistigen Welt als Grundlage, die Beobachtung als Führerin, die Entwicklung allgemeiner Gesetze und Kräfte aus einzelnen Erscheinungen als die Methode betrachten. Auf diesem Gebiete ist noch Ungeheuerliches zu leisten, und wenn wir nicht sehr irren, wird bald eine Periode der Restauration der Wissenschaften kommen, welche das Zeitalter des Hutten, Erasmus und Reuchlin übertrifft. Dieses Zeitalter wird auch den Naturwissenschaften gerecht und dankbar werden, und so wird ein Wettstreit zwischen zwei großen wissenschaftlichen Gebieten entstehen, von dem wir uns die schönsten Resultate versprechen können.

Es ist natürlich nicht die Aufgabe einer Zeitung, wie der „Atlantis“ sich mit den Wissenschaften als solchen, als Systemen, zu beschäftigen, sondern vielmehr den Einfluß der Wissenschaften auf das Leben zu vermitteln. Diese Seite unseres Berufes werden wir besonders in's Auge fassen; — wenigstens haben wir den festen Willen dazu. Was die Wissenschaft selbst angeht, können wir nur anregen und aufmuntern auf der einen, polemischen auf der andern Seite. Und da nun einmal die Polemik zum Geschäfte gehört, so ist es uns lieber, dieselbe auf sachlichem, als persönlichem Gebiete zu führen.

In ähnlicher Weise glaubten wir auch in Bezug auf die Politikverfahren zu müssen; hier kam es uns vor Allem darauf an, die Grundsätze und Ideen, welche den politischen Bewegungen und Parteien zu Grunde liegen, zum Bewußtsein zu bringen. Im Anfange der Herausgabe der *Atlantis* waren wir nicht gewillt, uns in die praktische Politik Amerika's einzulassen; die Sache sah uns gar nicht einladend aus, und außerdem waren wir von Europa her des politischen Treibens überdrüssig. Wir sehen auch noch heute ein, daß die *Atlantis* ein besseres Fortkommen und eine allgemeinere Verbreitung gefunden hätte und finden würde, wenn sie sich höchstens auf die Discussion der objektiven Fragen, nicht aber auf die Partei-Polemik eingelassen hätte und einlassen würde. Aber die Aufforderung zur praktischen Theilnahme an der Politik war zu dringend, als daß wir sie hätten ablehnen können, und wer einmal in diesen verhängnißvollen Strudel hineingerathen ist, der kann auch nicht immer die Objektivität und Ruhe bewahren, nicht immer sich bloß mit den Ideen und Thatsachen, statt mit den Personen und Parteien befassen. Von dem Momente, daß die Nebraskabill das Licht der Welt erblickte, erschien uns die amerikanische Politik Amerika's von einer neuen Seite; wir begriffen gleich, daß es sich um eine der wesentlichsten Kulturfragen handelte, um einen entschiedenen Wendepunkt in der Geschichte nicht nur amerikanischer, sondern auch menschlicher Civilisation. Jeder, welcher Antheil an der Civilisation dieses Jahrhunderts hat, mußte solcher Barbarei entgegentreten, mit allen Kräften, mit allen Mitteln, nicht nur mit Gründen, nein auch mit der Leidenschaft. Denn die Nebraskabill war eine Beleidigung und Verhöhnung des allgemeinen Menschenrechtes, und als solche eine persönliche Beleidigung der eigenen Ehre. Selbst wenn wir die vorgeschobene Auffassung der Douglas'schen Volkssouverainität, welche sich in der Praxis als die rohste Art des Faustrechtes erweist, für richtig anerkennen wollten: so liegt allein in der Thatsache, daß man Sklaverei und Freiheit als vollständig gleichberechtigt anerkennt, eine solche Fülle von Rohheit und Barbarei, daß man von den Resultaten einer solchen Anschauungsweise das Schlimmste erwarten muß. Wir wollen nicht über das Institut der Sklaverei selbst sprechen, — eine solche Discussion wäre vielleicht zweitausend Jahre früher am Plage gewesen; — ein mäßiger und vorsichtiger Politiker konnte dieses Institut als ein Erbtheil der alten Colonialzeit ertragen, sobald dasselbe als ein lokales, vorübergehendes und lediglich geduldetes Institut anerkannt wurde. Dieß war denn auch die frühere Anschauung. Die Nebraskabill brachte aber in dieser Anschauung eine förmliche Revolution hervor, indem sie der Sklaverei eine nationale und legitime Bedeutung verschaffte. Natürlich, die große Masse des Volkes verstand und versteht die große Bedeutung dieser Rechtsfrage nicht; die Resultate dieses Prosklaverei-Staatsstreiches werden jedoch wohl Manchem die Augen öffnen. Genug, wir fanden Veranlassung, uns mit dieser Frage als mit der wichtigsten Kulturfrage dieses Jahrhun-

berts zu beschäftigen, und glaubten auch in dieser Beziehung die Idee gegen eine rohe Praxis vertheidigen zu müssen. Der Unterschied zwischen der demokratischen und republikanischen Partei war und ist uns nicht nur ein politischer Unterschied, sondern auch ein socialer, ein moralischer, ein intellektueller; die Sache war und ist für uns nicht allein eine Sache des Verstandes, sondern auch des Charakters, des Gefühles, der Leidenschaft. Wir werden uns nun und nimmermehr daran gewöhnen können, diejenigen Leute im Lichte der Humanität zu betrachten, welche die Humanität im Principe und in ihren politischen Handlungen mit Füßen treten, wir denken, daß auch in der Politik, wie überall das alte Bibelwort gilt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. So haben wir denn seit den Tagen der Nebraskabill uns den republikanischen Ideen und späterhin auch der republikanischen Partei angeschlossen, als wir sahen, daß dieselbe in ihrem Hauptkerne und in ihrer Hauptmacht den rechten Weg verfolgte. In Ohio bei der Wahl von Chase, in Detroit, in Buffalobei der Präs.-Wahl, hat auch die Atlantis dazu beigetragen, die Ideen einer humanen Politik zum Bewußtsein zu bringen, und auf diese theoretische Seite der Politik wird sie sich auch künftig beschränken. Eine persönliche Bemerkung möge uns in dieser Beziehung noch gestattet sein. Unsere Verbindung mit der republikanischen Partei hat lediglich aus Opfern von unserer Seite bestanden. Wir hätten in Wisconsin uns mit sehr geringen Mitteln halten können; sie waren nicht vorhanden; der „American liberal“ in Cleveland ging an der vollständigen Gleichgültigkeit der englisch sprechenden Republikaner, für welche das Blatt zunächst geschrieben war, zu Grunde; als dann in Detroit durch einen schimpflichen Verrath das von uns redigirte Volksblatt an die Demokraten verkauft wurde, ließ man uns trotz aller Versprechungen im Stiche. Dies den Verläumdern, die von der Verkäuflichkeit der republikanischen Presse sprechen, zur Notiz. Wir haben uns auch nie auf etwas Anderes verlassen, als auf unsere eigene Thätigkeit, die freilich oft zu viel in Anspruch genommen wurde, und welche wir leider aus den be- regten Gründen nicht ausschließlich der „Atlantis“ widmen konnten und können. Nun, dies wird sich noch wohl bessern; wir waren von den Schwierigkeiten unseres Unternehmens schon von Anfang an überzeugt, und wußten, daß man überall, und namentlich in Amerika, die Unabhängigkeit theuer bezahlen muß. Wir hoffen trotz aller Schwierigkeiten es doch noch dahin zu bringen, daß die „Atlantis“ ihrer Aufgabe immer und immer näher kommt, und am Ende doch ihre Existenz in jeder Beziehung rechtfertigt. Die Erfahrungen, welche wir in den letzten vier Jahren gemacht haben, werden nicht verloren sein.

Hier in Amerika darf sich überhaupt nicht gegen Erfahrungen verschließen, und auf einem vorweg eingenommenen Standpunkte bei vorgefaßten Ideen stehen bleiben. Das Leben ist hier so beweglich und verän-

berlich, daß man sich in jeder neuen Situation auf's Neue orientiren muß. Wenn auch die Ideen, denen die Entwicklung dieses Landes folgt, dieselben bleiben, so nehmen sie doch oft ein verschiedenes Colorit an, und bieten uns bald diese, bald jene neue Seite. Es ist für einen Europäer, der an den ermüdenden Kreislauf zwischen Revolution und Contrerevolution und an die festgewurzelten, eingerosteten Verhältnisse drüben gewöhnt ist, ein ungewohntes und überraschendes Schauspiel, die in geometrischer Progression steigende Entwicklung Amerika's zu betrachten. Die Schnelligkeit, mit welcher hier die Bestrebungen und Parteien entstehen, ihren Höhenpunkt erreichen und sich ausleben, ist außerordentlich; mit einer großen Consequenz und Sicherheit führt die amerikanische Nation einen ihrer Pläne nach dem andern aus; wir haben alle Aufmerksamkeit und Anspannung nothwendig, um in dem raschen Laufe der Ereignisse nicht den Faden zu verlieren. Diese Schnelligkeit der Entwicklung bezieht sich auf die guten, wie auf die schlechten Eigenschaften und Bestrebungen Amerika's, sowohl auf die Entwicklung der materiellen und intellektuellen Hülfsmittel des Landes, wie auf Ausdehnung der Sklaverei. Ja, es scheint, als ob jeder guten Bestrebung in Amerika gleich der Fluch auf dem Fuße folgte; der immensen Thätigkeit des Volkes die übertriebene Speculation, der Entwicklung der Territorien der Landwucher, dem steigenden auswärtigen Einflusse die Eroberungsjucht, den inneren Verbesserungen, Eisenbahnen u. s. w. das Monopol des Kapitals u. s. w. Es läßt sich daher über amerikanische Verhältnisse nicht leicht ein absolutes, nach jeder Seite richtiges und in sich selbst übereinstimmendes Urtheil fällen; hier ist Alles von Bedingungen und Voraussetzungen abhängig, welche unserem Urtheile oft den Charakter des Unselbstständigen, Inconsequenten und Veränderlichen geben. Dies ist der dritte Punkt, auf den wir in unserer Rückschau zurückkommen müssen. Man hat die Atlantis und ihren Urtheilen über Amerika oft den Vorwurf der Inconsequenz gemacht, uns bald eines übertriebenen Pessimismus, bald eines übertriebenen Optimismus beschuldigt, und scheinbare Widersprüche aus unseren Aeußerungen zusammengesucht. Wir glauben, daß diese Widersprüche und Verhältnisse in den Thatsachen selbst begründet sind. Amerika ist ein im Werden begriffenes Land, welches man mehr nach dem beurtheilen muß, was es gewesen ist und werden will, als nach dem, was es im Augenblicke ist. Ein rein realistsches, objectiv:s Urtheil ist hier sehr verfänglich; die meisten Thatsachen des amerikanischen Lebens haben erst ihre Bedeutung im Lichte der Zukunft, und wir finden überall ein Wenn und ein Aber, welches unseren Urtheilen den Anstrich der Unentschlossenheit und Unentschiedenheit gibt. Wir glauben, in dieser Beziehung immer der großen Entwicklungsfähigkeit der Nation Rechnung getragen zu haben; wir haben ein gewisses Vertrauen zu dem Genius, zu der

historischen Mission dieser Republik, ein Vertrauen, welches allerdings unter den bestehenden Verhältnissen als sehr gewagt erscheint.

Während wir es für unsere Pflicht halten, uns mit den amerikanischen Verhältnissen so vertraut, wie möglich zu machen, und dieselben von den verschiedensten Seiten zu betrachten, kommen wir grade durch das Studium der amerikanischen Verhältnisse immer und immer wieder auf eine Vergleichung mit Europa zurück, und suchen eine Vermittlung zwischen beiden. Wir müssen in mancher Beziehung zugeben, daß wir uns in das amerikanische Leben nicht recht hinfinsen können, daß die politischen, literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse Europa's uns mehr interessieren, als die Bestrebungen auf diesen Gebieten in Amerika. In Bezug auf diesen Punkt müssen wir freilich gestehen, daß wir durch Hindernisse und Verhältnisse, an denen wir selbst nicht allein schuldig waren, die Atlantis noch lange nicht zu dem gemacht haben, wozu sie bestimmt war, und was man von ihr erwartete, nämlich eine Vermittlung zwischen den amerikanischen Verhältnissen und zwischen heimischer Literatur und Wissenschaft. Kritische Uebersichten über die literarischen Erscheinungen des alten Vaterlandes, Berichte über das geistige Leben und Streben dort, Schilderungen der Kämpfe auf wissenschaftlichem Gebiete: dies sind die hauptsächlichsten Objekte für die Atlantis, und wenn nach irgend einer Seite hin die Atlantis Fortschritte machen muß, ist es in dieser Beziehung. Wir empfinden lebhaft den Mangel in dieser ganzen Branche, die bisher nur sehr ungenügend bearbeitet wurde, und werden suchen, gerade diese Seite unserer literarischen Thätigkeit mit Hülfe tüchtiger kritischer Kräfte und buchhändlerischer Verbindungen auszufüllen.

Da wir nun doch einmal am Reichthum sind, so soll es auch eine Generalbeichte abgeben. Wir haben offenbar dem belletristischen und unterhaltenden Theile der Atlantis zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wir glauben, daß wir auch in dieser Beziehung eine Aenderung versprechen können. Freilich, da wir in dieser Sphäre nur Originalsachen bringen möchten, und mit dem Zwecke der Unterhaltung auch immer allgemeine Tendenzen und Bestrebungen verbinden müssen: so ist dies in diesem zerfahrenen unruhigen Leben, wo man selten die Fähigkeit und die Stimmung zu geordneten, künstlerischen Produkten hat, vielleicht nicht die geringste Schwierigkeit unter allen den Schwierigkeiten, denen wir begegnen müssen. Es ist gewiß, daß sich in Amerika noch einmal eine neue, originelle, kühne Poesie entwickeln wird, ob aber unter den Deutschen in Amerika, dies ist eine andere Frage. Nun hoffentlich werden sich wenigstens einige Blüthen der Poesie finden, mit denen wir diese Blätter schmücken können.

Wir sehen überhaupt jeden Tag mehr ein, wie schwierig es ist, ein Blatt zu schreiben, ohne sich auf die Leidenschaften des Tages und den per-

fönlischen Skandal zu stützen, der leider noch von Vielen für ein pikantes Gerücht gehalten wird. Die Sphäre, in der sich ein Blatt, wie die Atlantis bewegen muß, ist so allgemein, daß nur vereinte Kräfte die einzelnen Parteien, die hier behandelt werden müssen, mit einer gewissen Vollständigkeit bearbeiten können. Wir wissen, daß diese Kräfte unter den Deutschen in Amerika reichlich vorhanden sind, und haben auch schon vielseitige Proben von der Bereitwilligkeit tüchtiger Federn mitgetheilt. Indem wir unsern Mitarbeitern während der letzten vier Jahre unsern herzlichsten Dank abstatten, und glauben auch, sie des Dankes unserer Leser versichern zu können, ersuchen wir sie und Andere, uns auch ferner beizustehen in der Erfüllung einer Aufgabe, für welche wir ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen wagen.

Wir verhehlen nicht, daß unser Beruf uns, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, lieb geworden ist. Es ist eine rasche, lebendige Zeit, die an uns vorüberzieht; wir sehen, wie die neuen Ideen unaufhaltsam sich der Welt bemächtigen; es ist ein Kampf der Gedanken entstanden, der alle früheren geistigen Kämpfe überbietet. Da ist es denn gewiß eine Lust und ein Stolz, sich an den großen Bestrebungen und Bewegungen zu betheiligen, welche die Aufgabe des Jahrhunderts bilden. Jede kleine Kraft ist hier willkommen, und hat ihren Antheil am allgemeinen Streben. Da muß ein Wettstreit von Kräften sein, in welchen jeder persönliche Ehrgeiz allgemeinen Zwecken dient. So mögen sich denn die Ereignisse im Laufe der Zeit entwickeln, stürmische, erschütternde Ereignisse, welche die Geburtswehen der neuen Zeit begleiten; wenn uns auch der Sieg nicht wird, so ist uns doch der Kampf, und der Kampf ist am Ende mehr werth, wie der Sieg. Doch hoffen wir, daß wir in diesen Blättern noch manchen Sieg der Vernunft über den längst enthüllten und gerichteten Aberglauben früherer dunkler Jahrhunderte berichten können, noch manchen Sieg der freien, humanen Ideen über den einseitigen Materialismus unserer Zeit, noch manchen Sieg der Intelligenz über die Vorurtheile der Massen. Trotz aller Reaction dräben und hier, trotz Conkordat und Sklaverei, trotz der Kirche und der Börse: „die Welt bewegt sich denoch“; die Aufklärung nimmt unter den Massen zu; die Wissenschaften greifen in das praktische Leben ein; die humanen Ideen werden ein Bestandtheil des socialen Lebens; die Mehrheit wird jeden Tag edler und besser und die dunkeln Seiten des Lebens werden jeden Tag unerträglicher. Die Geschichte dieses Jahrhunderts wird den großen Satz beweisen, daß ebenso wie in der Natur, auch in der Weltgeschichte, Vernunft ist, und daß die Harmonie, die in der natürlichen Welt von der fortschreitenden Wissenschaft erkannt wird, auch in der sittlichen Welt zum Bewußtsein kommen muß.

Far West an Dr. G. Blöbe, betreffend Materialismus.

Nachdem ich vor nicht langer Zeit mich bereit erklärt hatte, Mittheilungen für die „Atlantis“ zu liefern, schickte mir der Herausgeber einen ganzen früheren Jahrgang der Hefte zu, wodurch ich Gelegenheit erhielt, mit der Tendenz und dem Geiste dieser Zeitschrift mich näher bekannt zu machen. Beim Durchlesen fand ich Manches, was mit meiner Ansicht der Dinge in Widerspruch war, und was ich mir notirte, um es künftig zum Thema eigener Aufsätze zu machen. Zum Auffallendsten gehörte Ihre Abhandlung über „*Verbrechen und Strafe*“, welche ich vor Allem nicht unbeachtet lassen zu dürfen glaubte. Sie sehen, was Sie meine „verspäteten Angriffe“ nennen, erklärt sich ganz einfach, — und so wichtig für jeden Denkenden erscheint mir die behandelte Frage, daß ich nicht, gleich Ihnen, befürchte, das Interesse der Leser daran sei bereits erschöpft.

Sie sprechen in Ihrer Erwiderung (S. 299 des Oktoberheftes) mir „das richtige Verständniß des Materialismus unserer Tage“ ab, erklären sich für „die Existenz des Geistes oder Geistigen“, wollen die „moralische Selbstbestimmung nicht aufgehoben“ wissen, — räumen mir nicht ein, daß ich in irgend einem Punkte Ihnen gegenüber Recht habe, und schließen mit einer Sentenz, welche theils unbezweifelt richtig, theils nur halbrichtig oder doch unklar ist.

Ob ich das System des Materialismus verstehe, darüber werde ich mich mit Ihnen in keinen Streit einlassen; worauf es ankommt, ist vielmehr: ob ich Ihre Worte und Sätze richtig verstanden, ob ich in der Angabe der Consequenzen, welche aus Ihren Prämissen sich mit Nothwendigkeit ergeben, nicht geirrt habe, kurz ob meine Kritik Ihrer Abhandlung eine gerechte oder ungerechte ist. Eine weitere Frage wäre, ob Sie in Ihrer Erwiderung nicht bereits einen veränderten Standpunkt einnehmen, Zugeständnisse machen, welche Ihren früheren Behauptungen entgegen sind, ob Einheit und Klarheit sich in Ihren neuesten Behauptungen und Ausführungen findet u. s. w. Lassen Sie mich mit Ruhe und gewohnter Bescheidenheit in Bezug hierauf einige Bemerkungen machen — im Interesse der Sache der Humanität, des Fortschrittes und der wahren Aufklärung, welche Ihnen wie mir am Herzen liegt, wenn wir gleich in der wissenschaftlichen Ausführung aus einander gehen.

Bestimmter kann man doch nicht sprechen, als Sie es thun: „Charakter (Denkungsart und Gesinnung) eines Menschen ist nichts weiter als das Resultat, — die Summe der (stofflichen) Elemente, welche seinen Körper zusammensetzen u. s. w.“; „frei handelt Keiner, sondern Jeder wie er muß“, „es gibt keine moralische Goldwage“, d. h. kein Recht, ein Urtheil über höheren oder geringeren sittlichen Werth und Unwerth zu fällen, keine Verantwortlichkeit für unsere Thaten u. s. w.

Dieß nenne ich allerdings die grasseste Art des Materialismus, behaupte, daß dadurch der Mensch zum willenlosen „organisirten Klumpen“, zur bloßen Maschine [nach Vogt] herabgewürdigt, — daß dadurch die Möglichkeit jeder andern Einwirkung auf den Menschen als auf physikalischem Wege, auch die Möglichkeit der Erziehung außer durch physische Mittel gezeugnet wird, daß Loben, Tadeln, Ermahnen, Warnen &c bei dieser Ansicht nutzlose und thörichte Mühe sind, — und diese Behauptung haben Sie nicht widerlegt.

Wodurch b. dürfen Sie des Geistes, dessen Existenz Sie neuerdings vindiziren, wenn die Art der Zusammenstellung der stofflichen Elemente den Charakter des Menschen d. h. sein ganzes Denken, Empfinden, Wollen und Thun allein bedingt und vollständig erklärt? Und wie reimen Sie die „moralische Selbstbestimmung“, welche Sie jetzt zugestehen, oder theilweise zugestehen [das Letztere wäre ganz in Uebereinstimmung mit der von Ihnen gerügten Halbheit S. 182 der Atlantis] mit der Behauptung, daß von der Größe, der Substanz, den Bindungen des Gehirns, woran gewiß die Selbstbestimmung keinen Antheil hat, es allein abhängt, ob Jemand als Genie oder Dummkopf, als Verbrecher oder als Beglückter der Menschheit durch's Leben geht?

Hätte ich also Sie und den Materialismus (wie Sie behaupten) mißverstanden, so werden Sie wenigstens nicht sagen wollen, daß ich Ihnen und Ihrem Systeme mit Absicht Unrecht gethan habe; es scheint vielmehr Ihre Aufgabe zu sein, das dunkel und verwirrt Gelassene aufzuhellen.

Lassen Sie uns zusammen noch etwas weiter gehen. Sie sagen: alle Erkenntniß kommt durch die Sinne, und alles Wahrgenommene muß wirklich sein; durch die Sinne nehmen wir auch Geistiges wahr, z. B. die Ideen eines Schriftstellers, wiedergegeben durch sichtbare Buchstaben; mithin gibt es Geistiges und Geist; das Geistige aber muß stofflicher Natur sein, weil nur Stoff auf die Sinne wirkt und nur durch eine stoffliche Einwirkung auf das Gehirn (chemische oder mechanische Veränderung desselben) die Erkenntniß bewirkt wird. So sind also die Ideen eines Autors, die Gefühle eines Musikers &c stofflicher Natur, umkleiden sich mit dem Stoffe des Buchstabens oder des Tones, werden mittelst stofflicher Einwirkung durch die Sinne in das Gehirn getragen, bewirken hier eine entsprechende stoffliche Veränderung, wodurch für das wahrnehmende Subjekt [dies ist mein Zusatz, ich weiß nicht, ob es für Sie ein Subjekt gibt] die nämlichen oder doch ähnliche stofflichen Gedanken und Gefühle hervorgerufen werden. Ist diese Auffassung Ihrer Lehre richtig?

Nun nehmen Sie ein chinesisches Buch vor sich; die sonderbaren Schriftzüge fallen auf die Netzhaut Ihres Auges; der leitende Sehnerv, stofflich verändert gemäß den zahllosen Strichelnchen und Pünktchen der

Schrift, trägt den Eindruck auf das Gehirn über, wo abermals die erforderlichen stofflichen Veränderungen vor sich gehen, um ein Bild der angeschauten Charaktere zum Bewußtsein zu bringen. Verstehen Sie nun den Inhalt des Buches oder die Gedanken des chinesischen Schriftstellers? Schwerlich; und doch war die ganze Operation korrekt. Die gleiche Operation wird Ihnen der Inhalt eines t e u t s c h e n Buches vollkommen verständlich machen. Verbänden sich die Gedanken des Autors mit seinen Schriftzügen, wie der Zucker mit dem Kaffee, so müßte mit gesunden Augen Jeder jede Art von Schrift verstehen, wie Jeder den Zucker schmeckt. Nach Ihrer Lehre muß der Blick auf die chinesische Schrift im Gehirne des Mandarinen und in dem Ihrigen ganz und gar dieselben stofflichen Veränderungen hervorbringen, und doch sind nur für jenen diese Veränderungen ein Mittel der Erkenntniß von Gedanken, für S i e n i c h t.

Die Wahrheit ist, daß Geist und Geistiges nicht eigentlich sinnlich wahrnehmbar sind, oder unsern Sinnen sich aufdrängen; daß das wahrnehmende Subjekt erst zum eignen geistigen Bewußtsein gekommen sein muß, bevor ihm Geistiges außer ihm nur irgend verständlich sein kann; daß wir in gewissen äußeren Erscheinungen, z. B. in den Zügen und dem Mienenspiele des menschlichen Angesichtes, in der menschlichen Stimme 2c instinkartig und ohne daß das w i e erklärt werden könnte, geistige Aeußerungen erkennen, welche ganz allgemein verständlich sind; daß man gewisse Gedanken, Gefühle 2c auch an willkürliche Zeichen und Symbole, welche Jeder zuvor muß kennen gelernt haben, knüpfen, und so Geist auf Geist gleichsam übertragbar machen kann. So ist geistige Wahrnehmbarmachung ohne sinnliche Medien freilich unmöglich; aber daß der Geist Materie ist, oder daß die Materie den Geist produziert, ist nicht im Entferntesten bewiesen; was der Geist ist, wird bei solchem Verfahren niemals klar; Geist existirt für uns nur insoweit, als und sofern wir uns des eignen bewußt sind, n i c h t, weil er in jedem Momente unsern Sinnen sich aufdrängt; nur Geist versteht den Geist.

Ueber den Ausdruck: „Geist einer Antike und dgl.“ habe ich mich an einer andern Stelle erklärt.

Sie sagen: „unzertrennbar und abhängig vom Stoffe wie der Geist selbst, sind auch dessen Operationen: die Schlüsse, Urtheile, Ideen, sie sind ohne stoffliche Vorgänge und Veränderungen im Gehirn nicht möglich.“ So lange diese letzteren nicht nachgewiesen sind, und selbst wenn sie nachzuweisen wären, werden wir der Wahrheit gemäs sagen müssen: Denken, Urtheilen, Schließen sind Vorgänge in unserem geistigen Bewußtsein, wobei wir von Gehirnveränderungen nichts empfinden, sie erscheinen der Selbstbeobachtung als Akte der geistigen Selbstthätigkeit, was auch immer der Physiolog unter die begleitenden Gehirnzustände zu sagen haben mag.

Wenn nun die Idee, *id. h.* der in irgend einer Weise allgemein erkennbar und verständlich gemachte Gedanke die Welt regiert, wie stellen Sie sich dieses Regiment des Gedankens vor? Wird dadurch, daß mittelst des Wortes oder der Schrift der Gedanke eines Andern zu meinem Bewußtsein gelangt, die Menge, Lage und Mischung meiner elementarischen Gehirnbestandtheile (ich gebrauche Ihre eigenen Worte), wird die Menge und Tiefe seiner Bindungen in solcher Art verändert, daß nun und deshalb ganz andere Gefühle und Entschlüsse, als meine früheren waren, hervorkommen? Ist dieß die Art, wie die Vorstellung auf den Willen wirkt? Ich begreife, daß der Lichtstrahl ein Bild auf die Metallplatte zeichnet, aber daß der Gedanke, ein weder wägbares, noch theilbares, greifbares Etwas, chemische und mechanische Prozesse bewirkt, wie der Sauerstoff oder der Hebel, finden Sie das nicht selbst schwer begreiflich? Das Mas solcher Prozesse, die sich über Millionen und auf tausende von Jahren erstrecken, steht doch mit dem simplen Gedanken in gar keinem Verhältniß. Wer die Gehirnprozesse mit ansehen könnte, welche das Lesen eines einzigen Bandes von Jean Paul, oder eine Mozart'sche Oper hervorbringen muß!

Dieß bringt mich auf das Thema der Erziehung.. Nur ein Thor könnte die Wichtigkeit der physischen Einflüsse bei der Erziehung leugnen wollen. Aber erziehen heißt doch eigentlich: solche Vorstellungen, Gefühle und Entschlüsse in dem Zögling erwecken, durch welche er die möglichst hohe menschliche Vollkommenheit erlangt. Wie ist dies zu machen? Nach Ihrer Lehre müssen Masse, Mischung und Anordnung der Gehirnthteile die richtigen sein, dann kommt alles Andere nothwendig und von selbst. Aber wie ist dem Gehirne beizukommen? Durch mitgetheilte Gedanken? Durch geistige Eindrücke? Hier sind wir an der alten Schwierigkeit. — Der Erzieher erzieht, auch die Erfahrung thut es. Ein muthwilliger Knabe schlägt einen Hund, und freut sich über dessen Schmerz; dem geschlagenen Thiere wird die Sache zu arg, er beißt des Knaben Hand blutig, und dieser kränkt niemals wieder einen Hund. Warum? Sie müßten sagen: weil die Vorstellung von der Wehrhaftigkeit des Hundes seines eignen Gehirnes Masse, Bindungen *ic so* umgewandelt hat, daß die neckische Lust in den Sinn der Milde oder gar in Feigheit verkehrt worden ist. Immer ist es nur das Gehirn, was erzogen werden muß; es ist nutzlos von Anderem zu reden, und die bisherigen Mittel, als Unterricht, Vorbild, Mahnung, Verweis, Strafe, um auf die Gehirnbildung und Mischung zu wirken, sind wenigstens sehr sonderbar.

Da Sie nun neben der physischen Erziehung doch auch die Anwendung von Reizen und Gegenreizen gestatten und wirksam achten, warum wollen Sie solche Gegenreize in der Gestalt von Verweis und Strafe nur bei dem Kinde und niemals bei dem Verbrecher anwenden? Wenn schon

die unkörperliche Idee einen guten Gehirneindruck macht, und sogar die Welt regiert, warum sollte eine zweckmäßige Strafe [Ehrenstrafe, Freiheitsstrafe ic] nicht möglicher Weise dasselbe thun, also absolut unstatthaft sein?

Daß die Wirkung der Reize und Gegenreize sich nur bis zu der Periode des Lebens soll erstrecken können, da nach physiologischen Beobachtungen der Stillstand der Entwicklung und allmähliche Verfall der Gehirnmasse eintritt, ist eine materialistische Lehre, welche durch die Erfahrung keineswegs gerechtfertigt wird. Ich bin über jene Altersperiode schon längst hinaus, sehe aber, daß ich noch immer durch Schaden (Gegenreiz) klüger werden kann, und Andern ergeht es vermuthlich auch so.

„Ich habe, sagen Sie, als Ausgangspunkt meiner Betrachtungen aufgestellt, daß uns die meisten Handlungen der Menschen in einem durchaus andern Lichte erscheinen würden, wenn uns deren gesammte stoffliche Begründung und Entwicklung klar vor Augen läge.“ Ich wünsche selbst, daß man im Urtheil über Andere dieß wohl beherzigen möge. Allein Sie vernichten das Wort „meiste“ wieder, indem Sie den für unser Bewußtsein absolut falschen Satz aufstellen: „frei handelte Keiner; Alle nur, wie sie ihrer Natur nach handeln mußten.“

Sie nennen die vom Christenthum empfohlene Milde in der Beurtheilung Anderer mit Unrecht eine bloße Gefühlsmenschlichkeit. Wer eine Ermahnung mit Gründen begleitet, wendet sich nicht sowohl an das Gefühl, als an das Verstandniß. Nun heißen die bekannten Worte: „richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet,“ d. h. im Bewußtsein unserer Schwäche und Mangelhaftigkeit, welche der steten Nachsicht bedürfen, seid gegen Andere schonend, wie ihr wünschen müßt, daß sie es gegen euch seien. Gerade dies ist auch der Sinn der trefflichen Erzählung Joh. VIII. 1 — 11 und der unübertrefflichen Parabel Matth. XVIII. 23—35. Der Materialismus, was auch immer seine Verdienste sein mögen, kann sich nicht rühmen, neue moralische Wahrheiten an's Licht gefördert zu haben; Ethik und Naturrecht sind von den Ergebnissen der Chemie und Physiologie völlig unabhängig; ihre wichtigsten Wahrheiten waren längst gangbar, ehe man an Anatomie und die verwandten Wissenschaften dachte. Der Materialismus hat als System so lange und selbst viel länger als das Christenthum bestanden, aber so wenig, als dieses, Kriege, Sklaverei, Verbrechen und Strafen aus der Welt zu verbannen gewußt. Bis in vollem Ernste die Idee, die nicht erst von der Erkenntniß geboren wird, sondern die klare Erkenntniß selbst ist, die Welt regiert, wird es wohl noch Weile haben.

Ich hoffe, noch öfter Ihnen auf dem wissenschaftlichen Felde zu begeg-

nen. Durch Streit und Gegenstreit, wenn sie nur würdig geführt werden, kommt die Wahrheit an's Licht.

Erscheinung und Wesen.

Von Jar West.

Man will die Kant'sche Lehre, daß wir sinnlich nur die Erscheinung der Dinge, nicht ihr Wesen erkennen, damit todtschlagen, daß man (allerdings richtig) sagt: „die Summe der Eigenschaften ist das Wesen der Dinge“. Doch die Sache auch so behandelt, fehlt alle Bürgschaft, daß wir irgend ein Ding ganz seinem Wesen nach, und von einem Dinge mehr als einige seiner Eigenschaften erkennen oder erkannt haben; denn kann es nicht noch ganz andere Eigenschaften der Dinge geben außer denen, welche durch unsere Sinne erkennbar, oder überhaupt sinnlich wahrnehmbar sind. Kennt der Blinde das Wesen des elektrischen Funkens, da er nur den Donner hört und das Licht des Blitzes nicht bemerken, sich gar nicht vorstellen kann? Für uns sind die Dinge das, als was sie uns erscheinen, d. h. sie sind für uns ein Complex solcher Eigenschaften, die wir an ihnen wahrnehmen können, und das eben meint der alte Kant auch.

Hierbei ist noch die Frage außer Betracht gelassen, ob unsere Sinne uns ein mit dem Wesen der Dinge übereinstimmendes Bild von ihnen geben, was die neuere Wissenschaft geradezu verneint.

**Jar West an Hrn. Esellen,
betreffend die Frage, ob die Philo'sophie der Zukunft eine
Erfahrungswissenschaft ist.**

Beiläufig: Wenn Hegel den Bibelspruch „Gott siehet das Herz an“, boshaft commentirt hat (S. 252 der Atl.), so ist sein Wiß unserm Schüler gestohlen, welcher lange vor Hegel unter der Ueberschrift „Inneres und äußeres“ das bekannte Distichon lieferte:

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,

Sorge, daß auch wir etwas Erträgliches seh'n.“

Die Philosophie wird nach meinem Dafürhalten in Zukunft sein, was sie bisher war, nämlich keine Erfahrungswissenschaft im eigentlichen Sinne, [Erfahrung gleichbedeutend mit sinnlicher Wahrnehmung], wohl aber eine Erfahrungswissenschaft in dem Sinne, in welchem man von Erfahrungs-Seelenlehre spricht, worunter man im Gegensatze zu Spekulationen über die Natur, die Substanz und den Ursprung der Seele, eine Wissenschaft meint, welche uns über das Wesen und die Kräfte des Geistes belehrt, indem sie die Resultate der inneren Erfahrung zusammenstellt, gleichsam eine Selbstbiographie des Geistes, eine Schilderung des Seins und Thuns des sich selbst bewußten Ich's uns vorlegt.

Die der Psychologie zunächst stehende philosophische Wissenschaft ist die Logik. Sie abstrahirt doch nicht erst ihre Regeln des richtigen Denk-Prozesses aus dem Sinn oder Unsinn Dessen, was gesprochen, geschrieben und gedruckt wird, sondern beurtheilt alles Dieses nach Gesetzen, die sie als gegeben, vorhanden und unumstößlich in dem vernünftigen Bewußtsein vorfindet. Auf welch schwachen Füßen stände die Logik, wenn sie nur entstände durch lange Wiederholung gleichmäßiger Denkoperationen; denn die dummen Denkoperationen haben in der That sich länger und häufiger wiederholt, als die geschickten. Ihren Satz: „der Gegenstand unseres Denkens, der Geist, wird in uns zur denkenden Kraft“, würde sich so stellen: die in uns denkende Kraft, der Geist, macht sich selbst zum Gegenstand oder Objekt des Denkens, und das ist die Quelle und der Ursprung aller Philosophie. Eine Geschichte der Logik gibt es, wie es eine Geschichte der Ethik, der Jurisprudenz gibt; das Wesen dieser Wissenschaft ist keiner Veränderung, auch keiner Ausdehnung fähig; es kommt nur darauf an, daß ihre einfachen und ewigen Regeln klar ausgesprochen werden. Die Anwendung der Logik besieht freilich in der Kritik von Urtheilen und Schlüssen, was ihr aber den Charakter einer reinen Wissenschaft so wenig nehmen, sie so wenig zu einer erst aus Thatsachen und Beobachtungen abgeleiteten, erniedrigen kann, daß ich diesmal ausnahmsweise den alten Hegel gegen Sie, seinen Schüler, in Schutz nehmen muß.

Mit Ihrer ganzen apriorischen Ausführung bin ich — mit Ihrer Erlaubniß — nicht einverstanden. Ihr Material findet die Philosophie ganz natürlich in der Welt und im Leben (wozu wären diese sonst da?); aber die Regeln der Beurtheilung der Dinge findet sie nicht darin, abstrahirt sie nicht erst aus dem zu Beurtheilenden, sondern trägt sie aus sich selbst, d. h. aus dem Inhalte des Vernunftbewußtseins, darauf über, und dieß ist ihre apriorische Natur, an welcher man umsonst zu rütteln sucht.

So bringt auch die Philosophie (Ethik, Naturrecht etc) System und

Klarheit in die sittlichen Erscheinungen des Lebens, obwohl in Wirklichkeit mehr unsittliche als sittliche vielleicht vorliegen, nicht aus diesem und jenem Gesetze ableitend [wie kann man aus dem gräulichsten Widerspruch im bisherigen sozialen und sittlichen Leben der Menschen Gesetze ableiten?] sondern ihre eignen und ewigen Gesetze den Erscheinungen diktirend und aufprägend, wodurch allein Fortschritt möglich wird; in der sittlichen Welt rechtfertigt der philosophirende Geist keine Erscheinung, und läßt keine gelten, die mit unserem sittlichen Bewußtsein in Widerspruch sind, weil ja sonst alle Kritik am Ende wäre. Es ist, wie mir dünkt, eine und dieselbe Philosophie, welche rückwärts schauend richtet, und vorwärts blickend den Weg bahnt; es ist einfach das klar gewordene menschliche Vernunftbewußtsein.

Doch ich muß kurz sein, und habe mir deshalb nur flüchtige Andeutungen erlaubt.

S ä n g e r g r u s

von

Far West.

Tretet, Brüder, in die Kunde,
Stimmt an den Festgesang.
Heil dem deutschen Sängerbunde!
 Teutsche Lieder
 Tönen wieder, —
Jedes Herz erfreut ihr Klang! (bis)
Heil den Freunden, Heil den Gästen,
Allen Heil von Ost und Westen,
 Die des Liedes Geist durchdrang!

Was die Herzen warm empfinden,
Drängt sich aus der vollen Brust;
Lieder sollen es verkünden!
 Festklänge,
 Festgesänge
Tönen Schmerz und tönen Lust. : :
Und ein Sehnen und ein Streben,
Und ein ungewohntes Leben
 Blammen auf in jeder Brust.

Ach! zertreten sind die Auen
In dem theuren Heimathland!
Wir, von den geliebten Gauen

Weggetrieben,
Treu geliebt,
Weilen an dem fernen Strand! : , :
Teutsches Land, du liegst darnieder, —
Deine Lieder hallen wieder
In dem fernen, fremden Land!

Einen neuen Altar bauen
Helder Freiheit wollen wir,
Brüder, ihr aus hundert Gauen
Hergetrieben,
Treu geliebt,
Eint zum großen Werk euch hier! : , :
Eins in Sinn und eins in Streben,
Ja, ein Herz, ein Geist, ein Leben
Seien teutsche Säng' er hier!

Blüh' einst hier in voller Schöne
Teutschen Sinnes edle Saat!
Dann erklingen neue Töne, —
Jubellieder
Hall' en wieder,
Und vollendet ist die That! : , : —
Heil den Freunden, Heil den Gästen!
Allen Heil von Ost und Westen,
Die Gesang verdrübert hat!

Anmerkung. Das vorstehende Lied wurde für eine besondere Veranlassung gebichtet, aber nicht veröffentlicht. Es ist ausdrücklich dazu bestimmt, viestimmig gesungen zu werden. Vielleicht nimmt sich einer unserer Tonmeister die Mühe, eine geeignete Weise dazu für unsere Gesangsvereine zu finden. Ich würde einem solchen dankbar sein, wenn er mir die Tonbegleitung mittheilen wollte.

Aldr. Fr Münch, Marthasville, No.

Die 32. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Wien.

Im September dieses Jahres wurde in Wien unter großem Gepränge die zweiunddreißigste Versammlung der Ärzte und Naturforscher in Wien eröffnet. Was kann aus Wien Gutes kommen? wird der Leser fragen. Er ist gewohnt, aus Oesterreich von Conordat und Jesuitismus, von diplomatischen Umtrieben, von kaiserlichen Jagdparteen und Weckenbetten zu

lesen, — aber Naturwissenschaften in Wien? Ja, wenn ein Lanner oder Strauß die Harmonie, den „Kosmos“ der Natur, als Walzer oder Polka komponirt hätte, dann würde dieser Ausdruck verständlich sein.

Doch, Eherz bei Seite, — wir theilen unsern Lesern die Eröffnungsrede des Professor Hyrtl über die Fortschritte der Naturwissenschaften nach der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ mit, weil darin das Verhältniß der Medizin zu den Naturwissenschaften und die Fortschritte derselben in Oesterreich in einer kurzen historischen Skizze besprochen werden, und uns diese Skizze einen lehrreichen Beitrag zu der Art und Weise, wie gegenwärtig die Wissenschaften in Deutschland betrieben werden, bietet. Oesterreich ist einmal das Land des Materialismus; es thut viel für den praktischen Materialismus, aber auch viel für die positiven materiellen Wissenschaften, für alle Fächer der Naturwissenschaften, der Völkerkunde, Medizin, Mathematik, Urkundengeschichte und dergleichen positive Wissenschaften, von denen man glaubt, daß sie nicht direkt den Katholizismus und Feudalismus angreifen. Dies Vertrauen, welches der schwarzgelbe Despotismus den Naturwissenschaften schenkt, dürfte sich indessen bald nach der einen, wie nach der andern Seite hin für trügerisch erweisen, trotz der Heuchelei der kaiserlichen Regierung, welche der Naturforscher-Versammlung einen Saal in der kaiserlichen Hofburg zur Verfügung stellte und dieselbe mit Ehren überlud, und trotz der servilen Phrasen der Herren Professoren aus allen Theilen Deutschlands, welche dem kaiserlichen Unterzeichner des Senfordsatz, wodurch der größte Theil der Schulen und Universitäten dem Jesuitismus überliefert wurde, die übertriebenste Art der Dankbarkeit und Verehrung zollten. Eine Naturforscher-Versammlung im neunzehnten Jahrhundert, zu den Zeiten eines Büchner, Vogt, Moleschott, assistirt von Hofbeamten des österreichischen Blutzungen und dem Cardinal Fürstbischof von Wien, Freiherrn von Rauscher, — ist dieß nicht ein allerbester Kontrast? Die „Gefährlichkeit“ der Naturwissenschaften scheint denn doch noch nicht in den offiziellen Kreisen der kaiserlichen Hofburg anerkannt zu sein; versichert doch selbst der Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, daß Naturwissenschaft, Katholizismus und österreichische Standrechtsmonarchie sehr gut zusammenpassen. Hören wir die salbungsvollen Ergüsse, deren trefflichem Sinn ein so sonderbarer Schluß angehängt ist. Der Professor Schröder, der zweite Präsident der Gesellschaft, stellte den allerdings höchst passenden Antrag: „Die aus den geselligen Beiträgen der Mitglieder und Theilnehmer der Gesellschaft gebildete, sich auf etwa 8,000 Gulden belaufende Summe, für einen allgemein wissenschaftlichen Zweck zu verwenden. Unser Berichterstatter macht hiezu folgende Bemerkung:

„Schelten Sie mich immerhin einen Träumer, aber ich sehe in diesem Antrage den Grundstein zu einem weite Gebäude. Nach einer Spanne

Jahre wird es vielleicht heißen, wenn man fragt: Wer die deutschen Forscher auf die Spitze der Cordilleren oder in das Innere Afrika's sendet, wer ihnen die Mittel bietet, um in stiller Zelle, oder auf der Fläche und in der Tiefe des Erdballs neue Wahrheiten zu entdecken, die Grenzen des Wissens zu erweitern? — Das deutsche Volk, der Sachse Siebenbürgens, wie der Westphalens, der Schwabe, wie der Preuße, der Katholik, wie der Protestant. Wien kann wahrhaft stolz darauf sein, daß dieser Grundstein in seinen Mauern gelegt wurde; es ist der beste Beweis dafür, daß Oesterreich sich als deutsches Land fühlt, ein deutsches Land sein will!"

Nun, was soll man zu solchen Expektorationen sagen? Noch vor wenigen Monaten berichtete dieselbe Zeitung über eine Conferenz der katholischen Bischöfe, welche sich über die consequente Ausbeutung des Confordates beriethen, aus welchen Berathungen Pläne der ultramontansten Tendenz speziell in Bezug auf die Volkserziehung hervorgingen. Jetzt sind die Naturforscher an demselben Platze, in denselben Räumen, hören dieselben kaiserlichen Komplimente, erfreuen sich derselben offiziellen Anerkennung. Verschiedene Betrachtungen werden durch diese Vergleichung angeregt. Der befreiende, aufklärende Einfluß der Naturwissenschaften muß denn doch wohl nicht so allmächtig sein, wie manche ihrer Verehrer glauben, und die sprichwörtlich gewordene Servilität der deutschen Gelehrten ist nicht nur in den Studirzimmern der Juristen und Theologen, sondern auch in chemischen Laboratorien und physikalischen Cabinetten zu finden. Die Verbindung zwischen Wissenschaft und Charakter, Ueberzeugung, Moral und Sittlichkeit, steht in der Theorie allerdings fest, aber in der Praxis verliert man oft den rothen Faden, der das Eine mit dem Andern verbindet.

Noch eine andere Bemerkung drängt sich uns auf. Wenn ein europäischer Despot, dessen Hände noch triefen von dem im Bürgerkriege vergossenen Blute, der jeglicher Civilisation dieses Jahrhunderts feind, an der Hand des Confordates die dunkelsten Zeiten des Mittelalters wieder aufsucht, wenn selbst ein solcher in allen Vorurtheilen der Geburt und der Privilegien aufgewachsener Monarch es für nothwendig findet, den geraubten Glanz seines Thrones mit den Wissenschaften zu schmücken: was soll man dann erst von einer Republik, wie Amerika, für die Wissenschaften erwarten, von dieser souverainen, aufgeklärten Nation mit freier Forschung, freiem Streben in jeder Beziehung? Sollte in diesem Lande nicht die wahre Heimath der Wissenschaft sein? Sollten unter dem Schutze einer freien Nation die Wissenschaften nicht schneller und reicher blühen, als unter dem Schutze eines despotischen Königs?

Nun, wir wollen uns nicht in Abschweifungen verlieren, sondern gehen direkt zu der Rede Hyrtls über:

„Zum zweiten Mal erfreut sich Wien Ihres Besuches, meine Herren! Vierundzwanzig Jahre sind seit der ersten Versammlung in seinen gastli-

den Mauern hingegangen. Eine kurze Spanne Zeit im Vergleich zum ewigen Fortschritt der Wissenschaft, — groß und folgenreich in der Entwicklung der wissenschaftlichen Zustände d. s. österreichischen Kaiserstaates! Erlauben Sie mir, daß ich als Einleitung in unsere gemeinsamen Arbeiten die Umgestaltung unseres wissenschaftlichen Lebens berühre, sein Einst und sein Jetzt zusammenstelle, und den Standpunkt der Gegenwart mit anspruchslosen Worten schildere, wie sie einem Manne ziemen, den ein feierlicher Augenblick seines Lebens aus der Sphäre eines düsteren Becufes, der keine Redner zeugt, vor diese glänzende Versammlung führte. Wo das Große eines Gegenstandes so gänzlich in ihm selber liegt, daß prunkende Worte überflüssig werden, da mag auch ein Sprecher genügen in einfacher Form. Vierundzwanzig Jahre! Der Rückblick auf die entschwundene Zeit der ersten Versammlung in meiner Vaterstadt ruft manche theure Erinnerung in mir wach. Obwohl der größeren Mittelpunkte für naturwissenschaftliches Leben damals nur wenige waren, so zierte sie doch das Wirken hervorragender Männer, in denen ich die Führer meiner Studien, die Vorbilder meines Strebens dankbar verehere. Sie standen vereinzelt — die Zeit hat ihre Reihen gelichtet — und nur wenigen, deren Gegenwart in diesem Raume mir nicht erlaucht, mit ihren Namen meine Rede zu schmücken, nur wenigen war es beschieden, Zeugen zu sein des Fortschrittes, den die Gegenwart ihrem thatenreichen Wirken in Schule und Wissenschaft verdankt. Außer den schon damals großartigen Museen des kaiserlichen Hofes, in welchen der Fleiß des Sammelns sich mit dem Ernste tiefer Forschungen verband, war die Schule fast das einzige Asyl für organische Naturwissenschaft, und das Gesetz des Zwanges, unter welchem erstere stand, wirkte nicht immer kräftigend und belebend auf den Aufschwung und die freie Selbstentwicklung der letzteren. Es war Maxime der damaligen Zeit: der Lehre nur die Berechtigung zuzugestehen, praktische Menschen zu bilden, wie sie die Welt braucht und das öffentliche Leben. Die Anerkennung der Wissenschaft, als staatlich nothwendige Lebensform, war noch nicht in alle Kreise gedrungen. Was auf dem Marke des Lebens sich verwertben ließ, was in den Werkstätten der Technik, in den Arbeitsräumen der Fabriken, in den Prunksälen menschlichen Glends — in den Krankenzimmern der Spitäler — nützliche Anwendung verhieß, beschäftigte vorwiegend die Talente jener Zeit, und erfreute sich der kräftigsten und liberalsten Aufmunterung. Die Medicin nahm die organischen Naturwissenschaften in ihr Gefolge auf, mehr als dienende Mägde, denn als ebenbürtige Schwestern. Der Maßstab ihrer unmittelbaren Nutzenanwendung am Krankenbette wurde an ihre Rangordnung angelegt, und diesem gemäß wußte man sich mit ihnen abzufinden. Die Zoologie, die nur die mißverständene Lebensgeschichte der Entozoen schlummernden Hörern zu erzählen hatte, wurde auf die unterste Stufe verwiesen, während Botanik und Chemie, durch welche

die Natur die Vorrathskammern ihrer Arzneischätze aufzuschließen versprach, ein besseres Loos theilten, eine höhere Stellung behaupteten. Die engherzige Furcht vor gefährlichem Mißbrauch des Willens lastete schwer selbst auf dem Bewußtsein redlichen Strebens. Mechanische Bewegung ersetzte das innere Leben der Wissenschaft. Man wünschte selbst nicht mehr. Der Born jener still in sich wirkenden Wissenschaften, die statt irdischen Gewinn klos Wahrheit bieten, floß wenigen nur, und wenn die Geschichte den Leistungen Einzelner volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so bot ihr gegentheilig der als Dilettantismus sich gebärdende Eifer anderer kaum Stoff genug zu ruhrender Anerkennung. Gesellschaftliche Vereine, die in der Gegenwart so kräftiges Wirken entfalten, bewegten sich damals nur in den engegezogenen Schranken des Privatverkehrs, und obwohl sich das Bewußtsein ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit in Wünschen, Plänen, Hoffnungen vernehmen ließ, so waren doch wissenschaftliche Gesellschaften und Institute zur Durchführung großer Arbeiten in bestimmten Richtungen, wie die Jetztzeit sich ihrer rühmen darf, noch in den Schwierigkeiten ihrer Gründung befangen. Man wird es an mir nicht tadeln, wenn der Flug des Fortschrittes seine ältere Geschichte nicht verläugnet. Die Lichtpunkte der Gegenwart strahlen ja um so heller, je länger die Schatten heruberfallen aus vergangener Zeit. Als erster Wendepunkt des wissenschaftlichen Lebens jener Periode tritt der gewaltige Umschwung hervor, der vom Wiener Krankenhaus aus die Reformation der Heilwissenschaft, insbesondere ihres diagnostischen Gebietes, vorbereitete. Männer, die in der Leichenöffnung nur die Controle der Behandlung zu führen beamtet waren, schufen die Grundlagen eines positiven Wissens. Eine Schule bildete sich heran an unscheinbarer Stätte, eine Schule, deren Muth nicht vor der Größe der Aufgabe zurückdrehte, strenge Kritik zu üben über die Empirie von Jahrtausenden, sie endlich preiszugeben und an die Stelle des gefallenen Gözen veralteter Scholastik die auf die Macht anatomischer Thatsachen gegründete Ueberzeugung zu setzen, daß das oberste Prinzip des ärztlichen Wissens die Kenntniß der materiellen Veränderungen sei, in welchen der Ablauf der äußeren Erscheinungen der Krankheit seine Regel findet und sein Gesetz. Siegreich endete für diese Schule der Kampf — in weitesten Kreisen verbreitete sich ihr Licht — und in ihrem Kreise wirken gegenwärtig Deutschlands größte klinische Lehrer. Während auf diese Weise nach einer Richtung hin ein wahrhaft edles Streben sich Geltung verschaffte, bildeten von anderer Seite die siegreiche Bändigung der wilden Dämonskraft des Dampfes, die Riesenwerke der Technik, die tausendarmige Nührigkeit der Industrie, die zauberähnlichen Wirkungen physikalisch-chemischer Entdeckungen, eben so viele Hebel für die Entwicklung jener Wissenschaften, die es lehrten, mit dem Lichte zu zeichnen, mit dem Blitze zu correspondiren, und die in der gemeinsten Arbeit des Landmanns, durch die

Anwendung wissenschaftlich festgestellter Grundsätze, den eigentlichen Stein der Weisen fanden. Jedes stromaufwärts getriebene Schiff, jeder qualmende Schlot der Locomotiven, jedes schwingende Maschinenrad waren die beredten Zeugen für die große zeitgemäße Bedeutung jener der technischen Anwendung zugekehrten Fächer, auf deren ungehinderter Entwicklung der wachsende Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft, der materielle Flor des Landes, beruht. Das sicherste Mittel, den Fortschritt dieser Wissenschaften zu fördern, war: die Hindernisse wegzuräumen, die ihre freie Entfaltung erdrückten. Das Interdict gesellschaftlicher Verbindungen zu wissenschaftlichen Zwecken wurde zuerst durch die Gründung des Gewerbevereins außer Wirksamkeit gesetzt, und wir begrüßen mit dem Rufe des Jubels das Aufgeben eines seither streng gehandhabten Prinzips, durch die Sanctionirung zahlreicher anderer gemeinnütziger Verbindungen, unter welchen die kaiserliche Gesellschaft der Aerzte den hervorragendsten Platz behauptet. Des reichen Landes Gränzen öffneten sich einem freieren geistigen Verkehr — emporstrebende Talente brachten dem Vaterlande die auf fernem Bildungsanstalten gesammelten Kenntnisse heim, wissenschaftliche Reiseunternehmungen fanden Aufmunterung und Unterstützung aller Art, — Sammlungen, Lehrstühle, Institute, die freigebigste Ausstattung. Hochgestellte Männer, Freunde der Wissenschaft, ließen es an gewichtiger Vermittlung nicht fehlen, dem ersten Impuls zum Besseren nachwirkende Kraft und Dauer durch den höchsten Schutz des Landesherrn zu sichern. So konnte schon fünf Jahre nach ihrem ersten Besuch in Wien der edle Graf [Sternberg], der Nestor deutscher Naturforscher, der die in Böhmens uralter Königsstadt tagende Versammlung mit herzlicher Ansprache begrüßte, mit Recht die bedeutungsvollen Worte sprechen: „Der Fortschritt der Entwicklung kann zuweilen gehemmt, gleichsam eingeschläfert werden durch die Trägheit seiner Umgebung. Er bedarf dann eines neuen Anstoßes, und ein solcher erscheint oft unerwartet, im Stillen vorbereitet durch Einzelne, ohne des großen Effectes bewußt zu sein, der aus ihren einsamen Kammern hervorgehen soll.“ Der würdige Greis, er hat im prophetischen Sinne gesprochen! Fürwahr, die Zeit war reif. Sie hat aus morschem Stamm ein frisches junges Schoß getrieben, bestimmt, das Leben des Ganzen zu erneuern. Ein Rückschritt war unmöglich. Unaufhaltsam vorwärts drängte der Strom, und mit jedem neuen Erfolg, den die vaterländische Wissenschaft errang, wuchs das stolze Bewußtsein ihrer Macht, welches lauter und lauter den Ruf erschallen ließ nach einem großen, des Kaiserstaates würdigen Vereinigungspunkt aller wissenschaftlichen Thätigkeit, wie ihn Leibnitz zuerst dachte, und von Ewigen der großen, unvergeßlichen Kaiserin so dringend empfahl.

„Und es geschah! Bald nach der Versammlung in der lieblichen Hauptstadt der schönen Steyermark trat in Wien ein Kreis von Gelehrten zu“

sammen, um den Plan einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu entwerfen. Die Berathungen waren noch im Gange, als Kaiser Ferdinand die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ins Leben rief. In den edelsten Worten verkündete das kaiserliche Manifest die Sanction des neuen Institutes. Zu des Kaisers Hofstaat sollte die Akademie gehören, und jeder andern Unterordnung frei, wurde ein kaiserlicher Prinz ihr alleiniger Schutzherr! Ein neues Staatsprincip spricht sich in jener denkwürdigen Stiftungsurkunde aus — ein neues Princip, welches die letzte Fessel des geistigen Lebens zerbrach, und dem Streben der Wissenschaft keine andere Grenze gezogen wissen wollte als die durch des Menschen zugemessene Kraft von selbst gegeben ist. Nun war ein weites Feld geöffnet für unsere Thätigkeit. Das Wirken der Akademie begann. Sie trat hinaus ins Licht der Welt. Was sie in richtiger Auffassung ihrer großen Aufgabe gethan, möge die Geschichte dereinst sagen, welche die Thaten des Geistes richtet. Sie wird das Urtheil sprechen, ob unsere Kraft vergebens aufgebeten, ob in unseren Thaten mehr als das Verdienstliche des Wollens liegt. Eines langen Friedens glückliche, letzte Tage haben diesem Streben freundlich zugeächelt. Da zog von Westen her jene schwere Wolke auf, die sich über Deutschlands Gauen verderbendrohend lagerte, und den Sturm aus sich entfesselte, der über Oesterreichs glückliche Fluren das finstere Verhängniß schwerer Heimsuchung brachte. — —

— „Die bedeutungsvollsten Zeichen in allen Richtungen des neugeformten staatlichen Lebens verkündeten den Anbruch einer neuen Epoche. Von diesen Zeichen habe ich jener zu gedenken, die das Leben der Wissenschaft berühren. Ich nenne die bedeutsamsten nur: die Vereinigung aller wissenschaftlichen Interessen unter eine selbstständige oberste Leitung, die von dieser ausgegangenen zeitgemäßen Reformen des Unterrichts, von den Dorfschulen bis zu den Universitäten, — die Freiheit der Lehre, — die Aufhebung des Studienzuges, — die Errichtung besonderer Institute zur Pflege wissenschaftlicher Specialitäten, vorzüglich der Medicin und der Naturwissenschaften, — die wahrhaft kaiserliche Munificenz ihrer Dotirung, — und die noch nie verläugnete Bereitwilligkeit aller Regierungsorgane, aufzubieten, was ihrem Gedeihen, ihrem Aufschwung Vorschub leisten konnte. Alles dies bildet in so kurzer Zeit eine lange Reihe dankenswürdiger Gaben, deren Werth wir um so tiefer fühlen, als der erhabene Geber nicht gedrängt durch den Ungeßüm der Vorstellungen, sondern aus eigenem Wollen, in weisester Würdigung der großen Anforderungen, welche die Gegenwart an Wissenschaft und Schule richtet, unseren Wünschen, unsern Hoffnungen zuvorgekommen ist, zu deren Verlautbarung in den Zeiten allgemeiner Kummerniß der Muth uns fehlte. Gleichzeitig mit diesen Einrichtungen entstand das großartig organisirte geologische Reichsinstitut. Gegen Ende des Jahres 1849 wies ihm ein kaiserlicher Befehl

die große Aufgabe zu, von der natürlichen Beschaffenheit des Bodens der Gesamtmonarchie Kenntniß zu sammeln, seine geologische Natur nach einem zusammenhängenden Plane zu erforschen, und die Resultate der vielgestaltigen Arbeit zur allgemeinen Benützung bekannt zu geben. Der riesigen Aufgabe, deren Lösung in Angriff genommen werden sollte, konnte nur die nimmer rastende Thätigkeit jenes Mannes gewachsen sein, unter dessen Leitung sie gestellt wurde. Von den trefflichen Mitarbeitern, die zu dem ruhmvollen Werke berufen wurden, mit der aufopferndsten Hingebung gefördert, ist die ungeheure Arbeit schon jetzt so weit gediehen, daß für mehr als den sechsten Theil des Flächenmaßes der Monarchie die geologischen Aufnahmen geschlossen, die Karten vollendet, und eine überreiche Ausbeute an Fossilien die herrlichen Räume dieses Instituts füllt, — ein unschätzbares Archiv für die Archäologie des Erdballs, für die Geschichte des vaterländischen Bodens. Aunderthalb Jahre später, als das geologische Reichsinstitut sein Wirken begann, rief der allerhöchste Wille die Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus ins Leben. Die Begründung eines meteorologischen Beobachtungssystems war ursprünglich eine von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im zweiten Jahre ihres Bestehens ausgegangene Idee. Frhr. v. Baumgartner, damals Vicepräsident der Akademie, trug zuerst auf die Errichtung dieser Anstalt an, und zwar auf eine Weise, welche gestattete, ohne Verzug an die Ausführung selbst zu gehen, da er der Akademie seinen Gehalt zur Verfügung stellte, und dadurch das so gewöhnlich den guten Vorsätzen fehlende Mittel zur Stelle schaffte, durch welches der Gedanke fast eben so schnell, als er entstand, zur That werden konnte. Ein vielmaschiges Netz von Beobachtungsstationen breitet sich, allmählich dichter und dichter werdend, über alle Provinzen des Kaiserthums. Seine Fäden laufen in der Wiener Centralanstalt zusammen, welche die Leistungen der Einzelnen zu wissenschaftlichen Resultaten combinirt. Beobachtungen über Richtung und Stärke der magnetischen Kraft von Stunde zu Stunde, über den Wechsel der Erscheinungen in der luftigen Erdhülle, über das an Zeit und Ort gebundene Entwicklungsleben der Thier- und Pflanzenwelt, über viele andere selbstgewählte Gegenstände, welche für die Meteorologie von Wichtigkeit sind, vervollständigen den Kreis von Arbeiten, deren Ergebnisse in den Annalen der Anstalt zur öffentlichen Kenntniß gelangen.

„Zur Seite dieser öffentlichen Institute hat sich ein wissenschaftlicher Privatverein zu hoher Bedeutung emporgeschwungen. Neben dem allgemeinen Zwecke: das Studium der wissenschaftlichen Zoologie und Botanik zu fördern, stellt er es als seine Hauptaufgabe hin, die Fauna und Flora des Reiches im weitesten Umfange zu erforschen. Mehr als 700 Mitglieder zählend, wirkt er mit dem lohnenden Bewußtsein, daß der stille Fleiß seiner Arbeit nicht ohne Segen geblieben. Seine gehaltreichen Schriften bilden

eine wahre Fundgrube von Wissenswürdigen und Neuem; seine reichen Sammlungen, sein mit allen gelehrten Körperschaften desselben Strikens lebhaft geführter Verkehr sind sprechende Zeugen seines rüstigen Waltens und Wirkens, welches sich zu um so größerer Anerkennung erhob, als der Verein erst auf fünf durch Arbeit verschönerte Jahre zurückblickt. Leicht wär' es, dieses nur in Umrissen entworfene Bild unserer wissenschaftlichen Gegenwart in sprechenderen Farben auszumalen, und jeder Schöpfung einzeln zu gedenken, welche vereinigt bilden unseren werthbesten Besitz. Nicht der Stoff, sondern die Zeit zu seiner Bewältigung gebricht! Ich wünsche und hoffe keine Empfindlichkeit zu verletzen — ich schone ja meiner eigenen nicht — wenn ich die übrigen Anstalten, besonders die so zahlreichen medizinischen, mit Stillschweigen übergehe. Sie sind in den engeren ärztlichen Kreisen zu sehr bekannt, und die Autopsie der Fachmänner wird sie richtiger beurtheilen, als meine flüchtige Berührung in dieser Stunde thun könnte. Es hat mich getränkt, in kurzer Skizze der Vergangenheit wie der Gegenwart ihr Recht widerfahren zu lassen, um es hinzustellen vor das Bewußtsein dieser Versammlung, wie ganz anders mein Vaterland jetzt sie zu empfangen bereit ist, als es damals der Fall sein konnte — vor vierundzwanzig Jahren!

Gestatten Sie mir nur noch einen kurzen Hinblick auf das innere Wesen des Vereins. Jede Wissenschaft strebt nach Mittheilung. Gezeugt im Geist, findet sie in Geistern ihre Anerkennung, ihren Wiederhall. Jeder Gedanke, jede Entdeckung bekrunden ihre schöpferische Macht: daß sie, mit fremden Gedanken in Berührung tretend, durch neue Verbindung Neues erzeugen. Die Mittheilung ist nicht bloß das Behikel der Verbreitung — sie ist zugleich die fruchtbare Mutter tausendfältigen Fortschritts in den Naturwissenschaften. Ein durch Thatsachen gewecktes, durch Beobachtung und Versuch genährtes und geführtes Denken ist Naturforschung. Groß ist der Umfang ihrer Thätigkeit, denn ihr gehört das Universum. Sie ist's, welche die Planeten am Himmel wägt, und die Kräfte der Materie verfolgt bis zu Atomen. So sehr die einzelnen Richtungen dieses Forschens sich in's Weite dehnen und nach Selbstständigkeit ringen, so wenig können sie sich dem allgemeinen Einfluß entziehen, den eine auf die andere übt, und der es eben ist, durch welchen zerstückelte Glieder zu einer Kette sich verschlingen, die Alles umfaßt, was ist, und die dort oben endet in der Unendlichkeit! In diesem Gefühl der Einheit des Naturganzen und seiner geistigen Erforschung haben die Gründer dieser Versammlungen die Heilkunde, die hehre, die segensreichste aller auf praktische Anwendung gerichteten Wissenschaften, in den Kreis aufgenommen, der uns hier umschließt. — Natur- und Heilkunde, Töchter einer Mutter, Sprossen eines Stammes, besiegeln treu und fest vor diesen Zeugen den Bund der innigsten Verwandtschaft, und der heiße Drang des ärztlichen Denkers, nicht

schon zu erfahren, wohin die Naturwissenschaften erst spät gelangen werden, ist ein nimmer ruhender Sporn geworden für die Strebelust der letzteren. Wir haben es ja in jüngster Zeit erfahren, welchen unerwarteten Einfluß die Wahrheiten der Chemie und Physik, selbst die Gesetze der Zahlen und Linien, auf die Erforschung der Lebensvorgänge im gesunden und kranken Organismus üben. Ihre Anwendung auf diesem Gebiete hat die Ungangbarkeit des Weges ins wahre Licht gesetzt, auf welchem die Physik des Lebens sich erfolglos bemühte, zu erreichen das verfehlte Ziel. Was kann also den Erfolgen naturwissenschaftlichen und ärztlichen Forschens sich helber zeigen, als der Austausch, die Mittheilung von Ideen und Ansichten, von Thatsachen und von Zweifeln, von Wissen und von Meinen, wie sie nur unter verwandten und doch so verschiedenen Elementen in diesen Versammlungen möglich wird, deren tiefe Bedeutung das deutsche Volk zuerst begriffen hat. Wahr ist's, daß der Weg der Wissenschaft nicht kurzer wird, wenn viele auf ihm zugleich nach e i n e m Ziel drängen. Wahr ist's, daß im Calcul der Wissenschaft nicht die Menge zählt, sondern die Geister. Es ist und wird immer sein das Genie des Einzelnen, welchem die Wissenschaft die Auffindung ihrer kostbarsten Schätze dankt. Aber eben so wahr ist es auch, daß diese Schätze nicht geringer werden, wenn jene, die sie zu sammeln und zu vermehren wußten, sie ausstreuen mit verschwenderischer Hand — wenn sie erzählen, wo und wie sie dieselben gehoben — wenn im freimüthigen Verkehr mit Ebenbürtigen die Pläne neuer Unternehmungen reifen — wenn sie dem jungen Talent sich freundlich zuneigen, seine Erstlingsversuche leiten mit Rath und That, seinen unsicheren Schritten oder seinem muthigen Blick noch vorwärts hinstellen das bewunderte Wahrzeichen ihres nachahmungswürdigen Beispiels. Dieses ist der Zweck des Vereins, und dre ßig Jahre seines Lebens bezeugen seine Erfüllung.“—

Vermittlungen.

Unsere Zeit ist die der Einseitigkeiten und Extreme. Keine Zugeständnisse, keine Vermittlungen, keine Kompromisse mehr, so heißt es allenthalben, in der Politik, wie in der Wissenschaft, in der Praxis, wie in der Theorie. Alles wird heutzutage auf die Spitze gestellt; jede politische Bewegung, jede wissenschaftliche Ansicht, jede retrograde oder progressive Tendenz in irgend einer Sphäre des Denkens und Lebens macht sich mit einer Erflußigkeit und Einseitigkeit geltend, die sich auf fast immer als eine Ue-

bertreibung erweist. Viele Illusionen, die früher in der Wissenschaft und im Leben herrschten, als wenn man einen Vertrag schließen könnte zwischen entgegenstehenden Tendenzen, Ueberzeugungen und Prinzipien, sind dem entschiedenen Charakter der Gegenwart gewichen; die sogenannten constitutionellen Theorien sind aus der Politik, die eklektischen Theorien aus der Wissenschaft verschwunden; an Vermittelung und Verständigung zwischen entgegenstehenden Prinzipien ist nicht mehr zu denken; jede Ansicht und Bestrebung macht sich in einer absoluten Form geltend. Früher fabelte und faselte man noch von constitutionellen Verfassungen in Deutschland, in Spanien und anderswo; man glaubte die Volkssouveränität mit monarchischen Einrichtungen verbinden zu können; alle diese versöhnlichen, constitutionellen Wünsche unserer „Gothaer“ sind in die Luft verfliegen, und der reine krasse Absolutismus ist übrig geblieben, nicht nur auf Seiten der Despotie, sondern auch auf Seiten der Revolution, die im Falle, daß sie wieder ihr Haupt erhebt, nimmermehr wieder sich auf Compromisse, Verträge und Constitutionen einlassen wird. In Amerika finden wir eine ähnliche Stimmung der Parteien. Längst bevor Seward während der verfloffenen Wahlcampagne das bekannte Wort aussprach: „es gibt keine Compromisse mehr“, war von gegnerischer Seite uns dasselbe gesagt und erstrebt worden, und die Nebraskabill, welche das Missouri-Kompromiß hinwegräumte, hat nicht nur diesem Kompromiß, sondern überhaupt der ganzen Kompromißpolitik ein Ende gemacht. Wir wissen kaum, ob wir vom prinzipiellen Standpunkte aus die Nebraskabill verdammen sollen, da sie dieser Kompromiß-Politik, die sich doch immer als eine Politik zu Gunsten der Sklaverei, nicht als eine Politik zu Gunsten der Freiheit erwiesen hatte, hinwegräumte; es liegt ein innerer Widerspruch in einem gütlichen Vertrage zwischen zwei ganz entgegengesetzten politischen und socialen Systemen, zwischen der auf Sklavenarbeit und freier Arbeit beruhenden Gesellschaft, so daß von der einen oder von der andern Seite der Bruch erfolgen mußte. Nun, der Bruch ist hier gerade so gut erfolgt wie in Europa, und es ist in Amerika ebenso wenig eine Vermittelung und Verständigung zwischen Sklaverei und Freiheit möglich, wie in Europa eine Vermittelung zwischen Fürst und Volk. Dieser Geist der Einseitigkeit und der Extreme, welcher Alles auf die Spitze stellt, absolute Geltung für sich in Anspruch nimmt und keine Vermittelung mit entgegenstehenden Prinzipien und Bestrebungen duldet, hat auch die Wissenschaft in Beschlag genommen; die Phrasen des scholastischen Mittelalters über die Eintracht der Religion und Wissenschaft haben sich als Illusionen erwiesen; und die Wissenschaften selbst, von der Religion abgeschieden, gehen ihre getrennten Wege, trotzdem daß ihre innere Uebereinstimmung sich jeden Tag deutlicher zeigt. Der Materialismus der Gegenwart zeigt diesen absoluten, dogmatischen Charakter am deutlichsten; er will nichts von Philosophie, nichts von Ueber-

wissen ; er ist sich selbst genug und verschmäh't jede Vermittelung. Nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaften, selbst dort, wo man die größte Verträglichkeit und Einmüthigkeit voraussetzen sollte, auf dem Gebiete der Kunst, trennen sich die einzelnen Richtungen von einander und verhalten sich unversöhnlich zu einander ; auch hier scheint die Zeit der Kompromisse vorüber zu sein.

Es ist sehr interessant, diese divergirenden Richtungen aller Bestrebungen der Gegenwart zu beobachten. Ueberall sieht man exzentrische, aus einander fahrende Bewegungen ; überall scheint man den Mittelpunkt und die Vermittelung vermeiden zu wollen ; die Menschheit will in Atome zerbröckeln. Und dann macht sich diesen divergirenden Bewegungen gegenüber wieder eine Concentration und Centralisation geltend, die um so gewaltfamer und gehässiger auftritt, je weniger sie sich auf die Neigungen und Bestrebungen der Zeit selbst stützt. Gewaltfamer werden die auseinander fahrenden Launen der Zeit wieder auf einen unnatürlichen Mittelpunkt gelenkt, und so sehen wir auch in der moralischen Welt denselben großen Gegensatz zwischen Centripetal- und Centrifugalkraft, den die Astronomen uns am funkelnden Sternenhimmel ausrechnen.

Es ist eben kein schlechtes Zeichen der Zeit, daß sich diese abstrakten, einseitigen Richtungen geltend machen, daß man jede Vermittelung und Versöhnung verschmäh't, und die eigene Ansicht und das eigene Streben unvermittelt festhält. In diesem Eigensinne der Parteien, der Ansichten, der Bestrebungen, liegt die Burgschaft für die freie Entwicklung der Zukunft. Ein rechter Mann kennt keine halbe Wahrheit, und handelt und feilscht nicht mit dem herum, was er für unwahr erkennt ; er macht kein Kompromiß mit dem Schlechten, und mischt nicht aus Schwarz und Weiß das häßliche Grau zusammen. Lieber Einseitigkeit und Uebertreibung, als Feigheit und Halbheit. Jede neue Idee, welche in die Welt hineintritt, und wirklich eine Zukunft hat, tritt mit der Prätension auf, absolut zu sein, und diese Prätension zeugt, wenn auch nicht von der Wahrheit der Ideen selbst, so doch von der Macht, welche diese Idee über die Gemüther der Menschen gewonnen hat. Wer erinnert sich nicht in seinem eigenen Leben der Begeisterung und Leidenschaft, mit welcher der werdende Mann irgend eine Neigung, eine Ueberzeugung, ein Bestreben verfolgte ; da ist kein Zweifel, kein Bedenken, kein Mißtrauen möglich ; die Idee, welche sich einmal dem Kopfe eingepägt hat, herrscht darin mit absoluter Gewalt, und man könnte eher den Fluß zu seiner Quelle leiten, als einen solchen Torkopf von seinen Plänen abbringen. Wie dem einzelnen Menschen, so geht es der ganzen Menschheit ; wenn irgend eine neue Idee, ein neues Streben an sie herantritt, so verfolgt sie dasselbe mit einer Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit, welche freilich in den meisten Fällen das Oegentheil des beabsichtigten Zweckes er-

reicht. So warf die Menschheit sich auf das Christenthum mit einem Eifer, welcher ungerecht gegen die Hinterlassenschaft der römischen und christlichen Welt war; dieselbe rücksichtslose Hingebung brachte die Romantik der Kreuzzüge zu Stande; Hussiten, Bauernkriege, Reformation, französische Revolution bildeten nach einander ein Schauspiel von großen heroischen Thaten, die von einer leidenschaftlichen Alles beherrschenden Idee inspirirt waren. Und sage man nicht, daß eine solche Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit heute nicht mehr vorkomme; die ausschließliche, rücksichtslose Hingebung an die materiellen Interessen charakterisirt unser Zeitalter als nicht weniger fanatisch, wie das Zeitalter der Kreuzzüge. Ja, wir finden diese Leidenschaftlichkeit, welche immer aus den Einseitigkeiten der Bestrebungen und Ueberzeugungen entspringt, nicht nur auf dem politischen und socialen Gebiete, wo große Interessen große Leidenschaften hervorrufen, sondern selbst auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Philosophie, wo man doch am wenigsten Einseitigkeiten und Leidenschaftlichkeiten erwarten sollte. Der Streit der verschiedenen Philosophenschulen z. B. zeigt uns, daß Jeder sein System für das absolute, allein gültige hält, und wenn es keine zwei Philosophen gibt, die sich über gewisse Grundwahrheiten verständigen können, so stimmen sie doch darin überein, daß Jeder seine eigene Meinung für die absolute Wahrheit hält.

Nun, diese Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der Ueberzeugung, diese Rücksichtslosigkeit der Meinung mag am Ende die Menschen irre leiten und unglücklich machen; sie ist aber vielleicht die einzige Burgschaft des Charakters. Ein Mensch, der bei allen seinen Ueberzeugungen ein Wenn und ein Aber hat, wird auch bei seinen Handlungen ein Wenn und ein Aber haben, Rücksichten nehmen, Bedingungen suchen, die der Charakterlosigkeit Thor und Thier öffnen. Der Mensch dagegen, der einmal seine Idee, seine Ueberzeugung als die absolute festhält, sich gar keinen Zweifel darüber erlaubt, und dieselbe von keinen Bedingungen und Rücksichten abhängig macht, der wird in seinen Handlungen auch rücksichtslos den Weg der Ueberzeugung gehen, und sich keiner äußeren Nothwendigkeit accomodiren.

Dieser Romantik des menschlichen Lebens, die in der Entwicklung der Individuen, wie der Völker eine nothwendige und naturgemäße Periode bildet, folgt nun aber so naturgemäß eine reifere Periode, in welcher die Masse der Beobachtungen, Erfahrungen und Kenntnisse sich in demselben Maasse mehrt, wie der lebhafteste Thatendrang und das ideale Selbstvertrauen abnimmt. Die „fixen Ideen“ machen den Erfahrungen des Lebens Platz; man lernt vergleichen und urtheilen; es kommt die Zeit der Kompromisse und Vermittelungen. Der glückliche Zustand der Jugend, wo der Mensch nicht an sich selbst, nicht an der Welt zweifelt, geht vorüber; man sieht ein, daß es nur relative, keine absoluten Wahrheiten mehr

gibt, und richtet darnach sein Handeln ein. Man sieht sich in der Welt um, und findet, daß nichts absolut gut, absolut schlecht ist, daß aber Alles zu den Bedingungen und Umständen paßt, unter denen es sich entwickelt hat. Diesen Bedingungen und Umständen trägt man Rechnung; das Wenn und Aber tritt überall auf, und die ariditischen und kategorischen Schlüsse verwandeln sich in disjunktive und hypothetische. Je reifer und vorsichtiger das Urtheil wird, desto lahmter freilich wird die Thatkraft; das Wenn und Aber tritt der Entschiedenheit des Willens entgegen, und es geht, wie Shakespeare den Hamlet läßt:

„Die frische Farbe der Entschlossenheit
Wird von des Denkens Blässe angekränkt.“

Man mag über eine solche Situation spotten; man mag sie sogar verachten, aber man wird sie immer in der Wirklichkeit begründet finden. Die ganze Welt ist ein Kompromiß zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, und jeder Moment unseres Lebens ist eine Vermittelung zwischen verschiedenen Interessen und Bestrebungen. Es gibt kein Ding in der Welt, welches nur eine Seite hätte, nur eine gute, nur eine schlechte; man wird sich bequemen müssen, das Gute mit dem Schlechten zusammenzunehmen zu müssen. Wenn daraus die unangenehme Lehre hervorgeht, daß keine Handlung, keine Bestrebung, keine Person so rein und gut und edel ist, daß nicht auch Mängel, Fehler, Schlechtigkeiten unterlaufen, so können wir aber auch auf der andern Seite die tröstliche Bemerkung machen, daß nichts auf der Welt so schlecht ist, daß es nicht auch seine gute Seite an sich hätte. Uns, die wir immer auf der Schattenseite des menschlichen Lebens stehen, ist gerade die letztere Bemerkung von Werth; sie versöhnt uns mit Manchem, worüber wir eigentlich zu verzweifeln ein Recht hätten, und zeigt uns in jedem Unglück, welches uns betrifft, eine Andeutung und Hinweisung auf künftige Veränderungen und Verbesserungen.

Wir hatten in der letzteren Zeit vielfache Gelegenheit, uns über die Mängel einer einseitigen, abstrakten Weltanschauung und Politik zu unterrichten. Der letzte Wahlkampf in den Ver. Staaten z. B. zeigte uns eine solche Einseitigkeit mit ihren traurigen Folgen zusammen. Sklaverei in Kansas, war das Hauptthema der Discussion auf beiden Seiten, und dieses Thema wurde so unaufhörlich und ununterbrochen abgebeißt, daß das Publikum zuletzt einen Eckel dagegen bekam. Wenn man die republikanische Politik weiter und vollständiger als die allgemeine Politik der Menschenrechte und Civilisation aufgefaßt, wenn man nach allgemeinen constitutionellen Garantien für die Rechte Aller gesucht, wenn man die Fragen der Erziehung und Politik zusammen besprochen, wenn man mit einem Worte ein vollständiges System von Reformen der tausendfach verbundenen Cor-

ruption und Sklaverei gegenübergestellt hätte: dann würde man mehr ausgerichtet haben, als mit dem ewigen Predigen des Kreuzzuges nach Kanjas. Ueberhaupt scheitern die meisten politischen Reformen an der Einseitigkeit, mit welcher man sie verfolgt; die Wirklichkeit, welche diesen Reformen gegenüber steht, ist ein aus tausend und aber tausend Thatsachen zusammengesetztes Ganze, wo eine Thatsache die andere deckt und schützt; mit vereinzeltten Bestrebungen, die gegen einen einzelnen Punkt gerichtet sind, kommt man nicht aus, denn wenn auch in den einzelnen Punkt eine Bresche hineingeschossen ist, so rücken die andern damit zusammenhängenden Thatsachen nach, und verschließen die Bresche. So scheiterten unsere einseitigen religiösen Bestrebungen in Deutschland, zur Zeit der Lichtfreunde und Katholiken; so die nationalen Einheitsbestrebungen der letzten Revolutionsjahre; so die communisistischen Arbeiterbewegungen in Deutschland, Frankreich und England. Ueberall ging man von isolirten, abstrakten Prinzipien, statt von der lebendigen Wirklichkeit aus. Freilich, die Wirklichkeit gibt heutzutage wenig Ermunterung für ein frisches, freies Streben, und ist wenig empfänglich für ein solches, und daher auch wohl das Ueberspannte, Ueberschwengliche und Unpraktische unserer heutigen Reformbestrebungen.

Wir sind hier wieder in dem Dilemma zwischen Wirklichkeit und Idee, durch welches das ganze Leben und Streben, und jegliche Entwicklung, jeder Fortschritt bedingt wird. Man hat die Vermittelung zwischen beiden, welche man im praktischen Leben vergeblich erstrebt, durch die Wissenschaft finden wollen; sowohl die idealistische Philosophie, wie die materialistischen Naturwissenschaften haben die Uebereinstimmung der Idee mit der Wirklichkeit behauptet; Hegel sprach das bekannte Wort aus: „Alles, was wirklich ist, das ist vernünftig“, und er fand ein bereitwilliges Echo in den Kreisen der Naturforscher, die ja nur aus der Wirklichkeit ihre Geseze und die Vernunft in der Natur entwickeln. Aber was hier eine Vermittelung sein sollte, war eigentlich nur die Hinweglassung der einen Seite; die Hegel'sche Philosophie betrachtete die Wirklichkeit als einen Reflex der Idee, als eine subjektive Erscheinung, durch das Denken vermittelt, während die Materialisten in den Ideen und Begriffen nur eine Aeußerung der Materie erkennen, und die Geseze der Natur nur als die Summe der Natur-Erscheinungen betrachten. Eine Vermittelung zwischen Beiden hat hier nur auf Kosten irgend einer Seite des Verhältnisses stattgefunden, und der Thatsache nach stehen sich noch beide Weltanschauungen getrennt, unvermittelt, unbegriffen, gegeneinander über. Diese Differenz läßt sich auch nur durch die steigende Versittlichung und Vernünftigkeit der Wirklichkeit selbst lösen, oder, was dasselbe ist, durch das Fleisch- und Blutwerden der Idee, durch das Uebergehen der Ideen in die Materie. Diese Transsubstantiation, welche vorbildlich im christlichen Dogma vorhanden

und die in den naturphilosophischen Systemen Schellings und Anderer vorausgesetzt wurde, kann wohl nur durch eine allmähliche, thatsächliche Verbindung der Idee mit der Wirklichkeit realisirt werden; durch philosophische Constructionen wird man sich nicht helfen können. So sind wir also wiederum auf Vermittelung und Kompromisse angewiesen; der große Unterschied, welcher zwischen der Idee und Wirklichkeit liegt, zwingt uns dazu, uns von dieser zu entfernen, wenn wir uns jener nähern wollen, und umgekehrt. Wie wir uns in dieser Beziehung zu benehmen haben, dies hängt von der Wichtigkeit der Idee sowohl, wie von der Bedeutung der Thatsachen ab. In dem einen Falle können die Thatsachen uns zwingen, die Idee zu modifiziren; in einem andern Falle haben die Thatsachen gar kein Recht gegen die Idee. Dies letztere wird immer der Fall sein, wo die Grundideen der menschlichen Freiheit in's Spiel kommen, die allgemeinen Menschenrechte, die Fundamente jeglicher Sittlichkeit und Civilisation überhaupt. Diesen Ideen gegenüber darf man keine Konzession und kein Kompromiß eingehen, weil man dadurch die Civilisation überhaupt vernichten würde. Was dagegen andere Ansprüche der Idee an die Wirklichkeit anbetrifft, so kann man, ohne inconsequent zu sein, diejenigen Konzessionen an die Verhältnisse machen, welche uns eine fördernde Einwirkung auf dieselben gestatten, ohne daß wir die Idee ganz aus dem Gesichte verlieren. Hier gilt es, Schritt für Schritt voranzugehen, sich mit kleinen Erfolgen und Fortschritten begnügend. So wird im Gebiete der Wissenschaften, so im Gebiete der socialen Verhältnisse, der industriellen Entwicklung gearbeitet. Entdeckung reiht sich hier an Entdeckung, Fortschritt an Fortschritt, ohne daß gerade immer das Extrem beabsichtigt würde. In der Politik scheint freilich eine gewaltsame, alle Länder und Staaten umfassende brutale Reaktion jeden friedlichen Fortschritt unmöglich zu machen; hier sind die Verhältnisse so weit zurückgekommen, daß die wesentlichsten Grundgesetze der Civilisation verletzt sind, und daß von einem Kompromiß und einer Vermittelung nicht mehr die Rede sein kann. Hier müssen allerdings die bestehenden Thatsachen durch einen gewaltsamen Akt negirt werden; die Revolution muß den Weg zu den Reformen bahnen. Eins aber muß man nicht vergessen, daß gerade die Revolution den Anfang der Reformen und Vermittelungen bildet, vermittelst welcher die Idee sich mit den Thatsachen verständigt, und daß der höchste Zweck, den die Revolution erfüllen kann, nicht die absolute Freiheit und Glückseligkeit selbst ist, sondern nur der Weg, der zur allgemeinen Ausbreitung der Freiheit und Glückseligkeit führt. Die eigentliche Arbeit fängt dort an, wo die Revolution aufhört.



Das Nordlicht.

[Aus den gesammelten Werken von Francois Arago.]

Definition der Nordlichter.

Als Endzweck der Meteorologie betrachten die meisten Menschen die Vorausbestimmung der bevorstehenden Witterung. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zeigt diese Wissenschaft indessen nur mißlungene oder hoffnungslose Versuche, während in anderen Beziehungen ihre Fortschritte sicher, schnell und glänzend gewesen sind. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung genügt der Hinweis auf die Untersuchungen über Electricität und Magnetismus, und auf die heutigen Tages vorhandene Möglichkeit, aus der einfachen Beobachtung einer beweglich aufgehängenen Magnetnadel zu folgern, daß in entlegenen Gegenden eine prachttvolle Erscheinung auftritt, welche der Aufmerksamkeit des gelehrten Physikers ebenso würdig ist, als sie die Bewunderung des bescheidensten Beschauers verdient.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts legte Cassendi den Namen *Aurora borealis* einer Erscheinung bei, welche in unsern Gegenden gewöhnlich nach Norden hin sichtbar wird, und ihr Entstehen durch einen der Dämmerung ähnlichen Lichtschimmer in der Nähe des Horizontes kund gibt.

Das Nordlicht ist nicht, wie der Regenbogen, wie die Höfe, Kränze, Nebensonnen u. s. w. eine bloß optische Erscheinung; es scheint mit den magnetischen Kräften der Erde im Zusammenhange zu stehen. Da letztere Kräfte veränderlich sind, wenigstens ihrer Richtung nach, so darf man fragen, ob das Nordlicht immer vorhanden gewesen ist, ob es in allen Jahrhunderten dieselbe Gestalt, denselben Glanz, dieselben Farben besessen, ob es dieselben Gegenden am Himmel eingenommen hat u. s. w. Ich werde das Phänomen nach einander aus diesen verschiedenen Gesichtspunkten betrachten.

Die Nordlichter waren im Alterthume bekannt.

Plinius will augenscheinlich zwei Nordlichter bezeichnen, wenn er in folgenden Ausdrücken von zwei außerordentlichen leuchtenden Erscheinungen redet, welche das nächtliche Dunkel verschuchten. „Man hat“, schreibt der berühmte Naturforscher, „unter dem Consulate des C. Cæcilius und Cn. Papirius [im Jahre Roms 641], und auch andere Male während der Nacht einen Lichtschein über den Himmel sich verbreiten sehen, so daß eine Art von Tageshelle an die Stelle der Finsterniß trat.“

„Unter dem Consulate des L. Valerius und C. Marius (im Jahre

Roms 654) zog ein glühender, funkensprühender Schild zur Zeit des Sonnenuntergangs, von Westen nach Osten über den Himmel."

Einer sehr gelehrten Arbeit Eduard Biots zufolge reicht die erste sichere Erwähnung des Nordlichtes in chinesischen Schriften bis zum Jahre 208 vor unserer Zeitrechnung zurück.

In nördlichen Gegenden beobachtete Nordlichter.

Nirgends zeigen sich die Nordlichter so häufig und so prachtvoll als in den Gegenden, in welchen die fleißigen und eifrigen Beobachter der isländischen Expedition überwinterten.

Ich freue mich, es aussprechen zu können, daß mehrere unserer jugendlichen Reisenden diese geheimnißvolle Erscheinung mit musterhafter Ausdauer und mit Zuziehung der feinsten Beobachtungsmittel der Astronomie, der Geodäsie und der Physik erforscht haben.

Wenn ich geschichtlich feststelle, daß diese Untersuchungen den Beweis unausgesetzten Bestehens der Erscheinung geliefert haben, so lege ich damit ein Zeugniß des Interesses ab, das sie in mir erregten: sie haben mir gestattet, rückwärts zu blicken, und den Raum zu ermessen, um welchen die Wissenschaft vorwärts gedrungen ist.

Während der 206 Tage [vom September 1838 bis zum April 1839] welche die Reisenden in Bossekop auf der Küste von West-Finnmark unter 70 Grad nördlicher Breite zubrachten, wurden 143 Nordlichter beobachtet, von denen 60 auf die Nacht von 70 Tagen kommen, die in diesen Gegenden eintritt. Ich entlehne einige abgekürzte Züge der Beschreibung, welche Herr Lottin von den prachtvollen Erscheinungen gegeben hat, die ihm zu beobachten vergönnt war.

Abends zwischen vier und acht Uhr färbt sich der leichte Nebel, welcher fast stets in einer Höhe von 4 bis 6 Gr. im Norden herrscht, an seinem oberen Theile, oder wird vielmehr von dem lichten Schimmer des hinter ihm befindlichen Nordlichtes umsäumt. Diese Umsäumung gestaltet sich regelmäßiger, und bildet einen unbestimmten Bogen von blaßgelber Farbe, dessen Ränder verwaschen sind, während sich seine Enden auf die Erde stützen.

Bald trennen schwärzliche Streifen in regelmäßiger Ordnung die leuchtende Masse des Bogens, der sich langsam erhebt, seinen Gipfel nahe im magnetischen Meridian erhaltend.

Es bilden sich Strahlen, die sich langsam oder augenblicklich verlängern und verkürzen; sie schießen hervor, ihren Glanz plötzlich vermehrend

oder vermindert. Alle scheinen nach einem und demselben Punkte des Himmels, welcher in der Richtung der Neigungsnadel liegt, zu convergiren; bisweilen erreichen sie diesen Sammelpunkt, und bilden dann ein Bruchstück eines großen leuchtenden Doms.

Der Bogen steigt weiter gegen das Zenith aufwärts; sein Licht zeigt eine wellenförmige Bewegung, indem der Glanz der einzelnen Strahlen, der Reihe nach, an Intensität zunimmt.

In vielen Fällen ist der Bogen nur ein langgedehntes Strahlenband, das sich windet und in mehrere Theile trennt, welche gefällige Krümmungen in fast geschlossenen Figuren annehmen, und dadurch, an welchem Theile des Himmelsgewölbes es sein mag, die sogenannte Nordlichtkrone hervorbringen.

Diese Krümmungen bilden und entrollen sich wie die Windungen einer Schlange; die Strahlen färben sich, am Grunde hellroth, in der Mitte blaßmaragdgrün, während der übrige Theil sein hellgelbes Licht behält.

Es entstehen neue Bogen am Horizonte; man hat deren bis neun gezählt; sie nähern sich einander und verschieben sich nach Süden, wo sie verschwinden. Bisweilen scheint die Masse der Strahlen, welche schon das magnetische Zenith überschritten haben, von Süden zu kommen, und durch ihre Vereinigung mit den von Norden kommenden die eigentliche Krone zu bilden, welche gewöhnlich elliptisch, selten kreisförmig gestaltet ist. Auch kommt es vor, daß diese Krone sich ohne vorgängige Bogen bildet.

Die Krone verliert an Glanz, die Bogen erblaffen, bevor sie den südlichen Horizont erreicht haben, die Strahlen bilden mit ihrem blaffen Scheine das, was man mit dem Namen Nordlichtwolken bezeichnet hat; endlich werden sie unbestimmt und verschmelzen zuletzt mit den Wolken.

In verschiedenen Orten beobachtete Nordlichter.

Am 6. März 1715 oder 1716 wurde zu Cambridge von Roger Cotes ein Nordlicht beobachtet *).

Die ersten Strahlen zeigten sich im Norden; aber um 7½ Uhr stiegen die Strahlen von allen Seiten des Himmels auf, vom Norden bis zum Süden. Durch ihre Vereinigung bildeten dieselben eine Art Thronhimmel. Ihr Vereinigungspunkt lag 20 Gr. südlich vom Zenith; das Azimut des-

*) Es ist das berühmte Nordlicht vom 6. März 1711, alten Stils, das in England und Schottland, sowie in Amerika gesehen wurde, und welches auch Halley in den Phil. Trans. beschrieben und abgebildet hat. Ann. d. d. Ausg.

selben betrug 10 Gr., gezählt von Süd nach Ost; der Thronhimmel erstreckte sich bis auf 10 oder 15 Gr. Höhe in der Richtung nach Norden, wo er die größte Ausdehnung zeigte; nach Süden zu reichte er nur bis auf 40 Gr. über den Horizont herab.

Am Lebhaftigkeit übertrafen die Farben der Strahlen bisweilen die des glänzendsten Regenbogens; sie erloschen aber schon nach einer Secunde.

Der Verfasser des Berichts schreibt diese Erscheinung parallelen Strahlen zu, welche nur durch die Wirkung der Perspective zu convergiren scheinen.

Roger Cotes erzählt, daß er ein sehr merkliches Zittern in den oberen Enden der leuchtenden Strahlen des eben beschriebenen Nordlichtes wahrgenommen habe. Diese Strahlen wurden auch bisweilen durch eine Art Wellen durchkreuzt, die im Norden parallel mit dem Horizonte aufliegen.

Bei einer früheren Erscheinung hatte Roger Cotes eine große Zahl paralleler Strahlen bemerkt, welche aus einer im Norden gelegenen leuchtenden Wolke hervorschoßen; bisweilen löste sich ein Theil der Wolke ab, und bewegte sich parallel dem Horizonte; dann fuhrte dieser losgerissene Theil einen oder mehrere der eben erwähnten leuchtenden Büschel mit sich fort, und durchkreuzte sie der Reihe nach, indem er ihnen nichts desto weniger parallel blieb (?).

Um, wenn man es wünschenswerth findet, die Lage des Nordlichts vom 6. März 1715 oder 1716 genauer berechnen zu können, fuhrte Cotes an, daß um 74 Uhr der Scheitel des Thronhimmels sich sehr nahe in der Mitte zwischen Eoster und Pollux befand.

Der ehrwürdige Edmund Barrell berichtet, er habe am 30. März 1717 zu Rochester ein Nordlicht beobachtet, das nicht genau im Norden stand, sondern nach Westen hin abwich.

Dasselbe Nordlicht hat Martin Folkes beobachtet; seiner Schätzung nach lag der höchste Punkt des leuchtenden Bogens ungefähr 20 Gr. westlich vom wahren Nordpunkte. Gegen das Ende schien ihm die Abweichung einige Grade kleiner.

Halley hat zu London am 10. November 1719 ein Nordlicht beobachtet. Der Convergenzpunkt für die leuchtenden Strahlen lag damals 14 Gr vom Zenith nach Süden, sehr nahe im Meridian. Die Ausgangspunkte der Strahlen hatten wenigstens 30 bis 40 Gr. Höhe; näher am Horizonte sah man kein Licht mehr; und doch war die Luft vollständig ruhig und der Himmel heiter.

Am 15. Februar 1730 beobachtete Cramer ein Nordlicht in Genf. Die Basis des leuchtenden Bogens ruhte auf einer Schne von ungefähr

145 Gr. ; seine Mitte wich (8½ Uhr Abends) etwa um 15 Gr. gegen Westen hin ab. Der höchste Punkt hatte eine Höhe von 30 bis 40 Gr.

Gleichzeitig sah man nach Süden einen leuchtenden Streifen, dessen Höhe nach einander zwischen 45 und 54 Gr. schwankte. Dieser Streifen, der einem Regenbogen ziemlich ähnlich war, aber viel größere Breite besaß, wurde von zwei parallelen gleichweit abstehenden Bogen begrenzt. Sein höchster Punkt wich um 15 Gr. von Süden gegen Osten ab, und stand also dem höchsten Punkte des nördlichen Bogens diametral gegenüber. Der südliche Bogen war scharlachroth gefärbt. Ausnahmsweise schwächte dies Nordlicht sehr merklich das Licht derjenigen Sterne, welche die Bogen bedeckten. Dabei war das Wetter kalt, ruhig und heiter.

Am 9. Oktober 1730 sahen Marian und Cassini, der eine zu Breuillevont in der Normandie, der andere in der Picardie ein gewöhnliches Nordlicht, das kurz nach seinem Entstehen, um 8 Uhr Abends, in der Mitte lufthaf zu werden begann, und sich in zwei leuchtende, gegen den Horizont geneigte Ovale theilte, von denen jedes 15 bis 18 Gr. lang war, bei einer Breite von 5 bis 6 Gr. ; zwischen beiden erblickte man die Pleiaden. Nachher verloren beide Ovale an Licht, änderten ihre Gestalt und verschwanden.

Während dieser Zeit beobachtete Pater Rouche in Poitiers sehr nahe an derselben Stelle des Himmels ein Nordlicht, dessen Gestalten sich, wie es scheint, durch Wirkungen der Parallaxe nicht auf die von Mairan und Cassini beschriebenen zurückführen lassen. Zu Poitiers bemerkte man anfangs einen Halbkreis, dessen Durchmesser, nach oben gewandt, dem Horizonte parallel war, und eine Länge von mehr als 20 Gr. umfaßte. Darauf theilte sich dieser Halbkreis in zwei andere kleinere, deren an einander stoßende Durchmesser eine grade mit dem Horizonte ebenfalls parallele Linie bildeten. Diese regelmäßigen Figuren bestanden nicht lange ; die beiden kleinen Kreise vereinigen sich nämlich und bildeten einen großen fast vollständigen Kreis ; endlich entstand eine Art Kreisabschnitt ; der sich schließlich in ein Dreizack mit sehr langen und deutlich getrennten Spitzen verwandelte.

Maraldi endlich spricht in seiner Beschreibung desselben in Paris gesehenen Nordlichtes nur von zwei gegen den Horizont geneigten leuchtenden Säulen von 16 bis 18 Gr. Länge bei 5 bis 6 Gr. Breite. Die eine begann um 8 Uhr 25 Min. schwächer zu werden, während die andere zunahm.

Der Doctor Blanc fuhr an, daß er auf Barbados am 10. October 1780, während eines Orkans ein Nordlicht beobachtet habe ; es zeigte sich im Osten.

Ueber die Bestimmung der Höhe des Nordlichtbogens.

Wenn in unseren Gegenden sich ein Nordlicht vollständig zeigt, wenn ein Theil seines Lichtes im Raume einen scharf abgesetzten und deutlich begrenzten Bogen bildet, so liegt der höchste Punkt dieses Bogens im magnetischen Meridiane, und seine beiden scheinbaren Durchschnittspunkte mit dem Horizonte stehen um gleiche Winkeldistanzen von demselben Meridiane ab.

Wenn aus verschiedenen Punkten dieses Bogens leuchtende Säulen ausfahren, so liegt ihr Durchschnittspunkt, den manche Meteorologen den Mittelpunkt des Doms genannt haben, im magnetischen Meridiane, und zwar genau in der Verlängerung der Neigungsnael.

Es ist von großer Wichtigkeit, derartige Beobachtungen überall zu wiederholen, nicht sowohl um zwischen den Nordlichtern und dem Erdmagnetismus eine allgemeine Beziehung festzustellen, woran heutigen Tages Niemand mehr zweifeln darf, als vielmehr rücksichtlich der Aufklärung, welche sie über das innere Wesen der Erscheinung, und über die geometrischen Methoden geben müssen, nach denen man bisweilen die absolute Höhe des Nordlichts bestimmt hat.

Diese auf Betrachtung der Parallaxen gegründeten Methoden machen die Voraussetzung, daß man überall denselben Boden beobachte, ich meine dieselben materiellen Theilchen, welche durch unbekante Ursachen leuchtend werden. Irre ich nicht, so wird diese Annahme bei hinreichend sorgfältiger Prüfung mehr als einem ernstlichen Bedenken unterliegen.

Die vom Erdmagnetismus abhängige Stellung des Nordlichtbogens beweist Nichts weiter, als daß die Erscheinung in Bezug auf die magnetische Aze der Erde symmetrisch liegt. Die Art der Verrückung, welche der Mittelpunkt des Doms bei jeder Veränderung des Beobachtungsortes erleidet, läßt sich durch bloß parallaxtische Wirkungen nicht erklären. Diese Verrückung ist nämlich so beschaffen, daß ein Beobachter, der von Paris nach dem magnetischen Nordpole hingehet, den südlich vom Zenith liegenden Mittelpunkt der Kuppel immer mehr und mehr über den Horizont sich erheben sieht; dies ist aber grade das Gegentheil von dem, was eintreten müßte, wenn die Kuppel ein strahlender Punkt und nicht eine bloße Wirkung der Perspektive wäre.

Sobald einmal feststeht, daß bei den Erscheinungen der Nordlichter ein Theil nur auf epiischer Täuschung beruht, sieht man nicht ein, weshalb man schlechterdings annehmen soll, daß der leuchtende Bogen in Paris derselbe ist, der auch in Straßburg, München, Wien u. s. w. gesehen wird! Man bemerkt leicht, welchen großen Schritt vorwärts die Theorie dieser geheimnißvollen Erscheinungen machen würde, sobald nachgewiesen wäre,

daß jeder Beobachter, wie seinen eigenen Regenbogen, so auch sein besonderes Nordlicht sieht. Wäre es nicht überdies ein Gewinn, wenn aus unsern meteorologischen Sammlungen eine Menge Höhenbestimmungen verschwänden, denen in diesem Falle jede reelle Grundlage fehlt, obgleich sie von Männern wie Mairan, Halley, Kraft, Cavendish und Dalton herühren?

Bevor ich einen Punkt schließe, in welchem von der absoluten Höhe der Theilchen, inmitten deren das Nordlicht entsteht, die Rede gewesen, darf ich nicht vergessen, anzuführen, daß Kapitän Parry einmal leuchtende, aus einem Nordlichte ausfahrende Strahlen auf einen von seinem Schiffe wenig entfernten Berg projicirt zu sehen glaubte. Es wäre wünschenswerth, diese Thatsache durch neue Beobachtungen bestätigt und wiederholt zu sehen.

Die vorstehenden Zeilen, welche niedergeschrieben wurden, als ein Theil der von der Akademie der Wissenschaften genehmigten Instructionen für Beobachtungen aus der Meteorologie und der Physik der Erde, welche den wissenschaftlichen Expeditionen nach dem Norden und nach Algier empfohlen werden sollten, haben unterm 13. April 1840, Prioritätsansprüche von Seiten Herrn Morlet's veranlaßt. Meine Antwort, an welcher ich auch jetzt nichts zu ändern habe, war folgende:

„Die Vermuthung, daß jeder Beobachter wohl seinen eigenen Nordlichtbogen sehen möchte, wie er seinen eigenen Regenbogen sieht, ist seit länger als 20 Jahren in den an der polytechnischen Schule und auf der Sternwarte gehaltenen Vorlesungen entwickelt worden. Wenn es der Mühe lohnte, würde man sie leicht in den Hefen der Zöglinge, oder in den Sitzungsprotokollen des Längenbüreau, und sogar in gedruckten Werken, welche wenigstens 10 Jahre älter sind, als die von Herrn Morlet erwähnte Schrift, auffinden können. Es sollte mich wundern, wenn Herr Morlet auf seinen Ansprüchen bestände; denn nöthigenfalls würde ich ihm Abhandlungen von mehr als hundert Jahre älterem Datum zeigen, in welchen entscheidende Beweise dafür gegeben werden, daß das an einem Orte beobachtete Nordlicht möglicherweise nicht das an einem andern wahrgenommen ist; ich würde ihm ferner beweisen, daß lange vor ihm die Nothwendigkeit einer Untersuchung empfunden wurde, ob der leuchtende Bogen kreisförmig ist oder nicht. Ich kann versichern, daß die Herren Lottin, Bravais und Martins keineswegs erst die Arbeiten des Herrn Morlet zu lesen brauchten, um zu wissen, daß die Bestimmung der Gestalt des Nordlichtbogens sich vollständig aus gemessenen Abscissen und Ordinaten herleiten läßt. Uebrigens soll mich die geringe Berechtigung der von Hrn. Morlet erhobenen Reclamationen nicht abhalten, auszusprechen, daß die Rechnungen, die er gestützt auf ältere Beobachtungen unternommen hat,

um zu untersuchen, ob der einfache oder mehrfache Nordlichtbogen kreisförmig war, wirkliches Interesse darbieten.“

Die im vorhergehenden Punkte mitgetheilten Einzelheiten, die verschiedenen im letzten Jahrhundert beobachteten Nordlichter, zeigen hinlänglich, daß man an jedem Orte bei demselben Nordlichte Erscheinungen wahrnimmt, die sich mit der geographischen Länge und Breite ändern.

Von dem Geräusche der Nordlichter.

Ob Nordlichter von einem Geräusche begleitet werden, ist eine Frage nach einer Thatsache, über welche die Beobachter nicht einig sind. Ich will zunächst die beistimmenden Aussagen anführen.

Zunächst zwei Stellen des ehrwürdigen Jeremy Belknap: „Als ich vor zwei Jahren [im Jahre 1781] zu Dover, New-Hampshire, in den Vereinigten Staaten, sehr aufmerksam die von dem leuchtenden Bogen eines in heiterer Nacht und bei Frost erscheinenden Nordlichtes ausgehenden Strahlen untersuchte, glaubte ich ein schwaches Rauschen zu vernehmen, ähnlich dem Rauschen seidener Zeugnisse.“

„Im März 1783 erschien der ganze Himmel in Feuer; leuchtende Strahlen schienen von allen Punkten sich zu erheben, und nach dem Zenith zu convergiren. Zwischen Süden und Norden war kein anderer Unterschied bemerklich, als daß im Norden die Dünste von dem Horizonte näher gelegenen Punkten aufzusteigen schienen. Der Wind wehte, mit Unterbrechungen, aus Westen; zwischen zwei Windstößen vergingen gewöhnlich zwei bis drei Minuten. In der Zwischenzeit hörte ich deutlich ein Rauschen, das man leicht von dem des Windes unterscheiden konnte, und das übrigen von dem Brausen der Windstöße würde übertönt worden sein.“

„Mitunter wird das lebhafte Aufleuchten des Nordlichts von einem gewissen deutlichen, knackenden Geräusche begleitet, wie ich mehr als einmal gehört zu haben mich erinnere.“

In Grönland sind die Nordlichter sehr glänzend; die Lichtsäulen, aus denen sie bestehen, verbreiten bisweilen über den ganzen Horizont so lebhaft und mannichfache Farben, wie die des Regenbogens. Man sieht diese Erscheinungen selten auf der Nordseite des Horizontes, vielmehr zeigen sie sich meist im Osten oder im Zenith. Wenn die Nordlichter tief erscheinen, so hört man ein Knacken, ähnlich dem des elektrischen Funkens. Die Grönländer glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich alsdann in der Luft schlagen.

Herr Ramm, königlicher Forstinspektor in Norwegen, schrieb an Han-

Neen im Jahr 1825, „daß er in den Jahren 1766, 1767 oder vielleicht 1768 das Geräusch eines Nordlichts gehört habe. Ramm, welcher damals ein Knabe von zehn Jahren war, bemerkte diese Erscheinung, als er über eine Wiese ging, in deren Nähe sich durchaus kein Wald befand. Der Boden war mit Schnee oder Reif bedeckt. Das Geräusch fiel immer zusammen mit dem Erscheinen leuchtender Strahlen. Wie war dies möglich, da sich diese Strahlen unbestreitbar beträchtlich hoch in der Atmosphäre befinden?“

Wargentin erzählt, daß zwei seiner Zöglinge, Dr. Gisler und Hellant, welche lange Zeit im nördlichen Schweden wohnten, der stocholmer Akademie einen Bericht abstatteten, aus welchem Folgendes die Hauptsätze sind:

Das Nordlicht senkt sich oft sehr tief, ja so tief, daß es bisweilen selbst die Erde zu berühren scheint, daß es auf den höchsten Bergrücken oft um das Angesicht der Reisenden wie einen Wind zu erregen pflegt, daß Dr. Gisler selbst sowohl als andere glaubwürdige Leute bei gewissen Gelegenheiten sein Sausen gehört, wie wenn ein starker Wind weht, ob es gleich sonst windstill war, oder wie das Brausen, das man bei Vermischung gewisser Dinge in der Chemie bemerkt. Es hat ihm auch geschienen, als empfände er einen Geruch wie vom Rauche oder verbranntem Holze. Leute, die nach Norwegen gefahren waren, berichteten ihm, daß sich bisweilen von dem Boden ein kalter Nebel von weißgrünlicher Farbe erhöbe, welcher den Himmel verdunkelte, obwohl er nicht hinderte, ferne Berge zu sehen; dieser Nebel erzeuge zuletzt ein Nordlicht. Er macht das Athmen schwer.“*)

Im Folgenden stelle ich dagegen Beobachtungen zusammen, welche das Geräusch als zweifelhaft oder nicht vorhanden darstellen.

Gmelin (der ältere der Botaniker) sagt in seiner Reise nach Sibirien, „daß die Nordlichter knistern, daß er aber selbst das Geräusch nicht gehört habe; er erzählt es nur, wie es ihm die Einwohner von Jeniseisk in Sibirien mitgetheilt hatten.“ Der Angabe dieser Leute zufolge „versichern die Fuchsjäger, daß die Nordlichter ein Geräusch machten, ähnlich dem eines Feuerwerks, und zwar so furchtbar, daß ihre erschrocken Hunde sich auf die Erde legten, und daß es unmöglich wäre, sie vor dem Aufhören des Geräusches von der Stelle zu bringen.“

Patrin bezweifelt die Wahrheit dieser Erzählung; er fügt hinzu, daß man in Sibirien mit Hunden keine Jagd auf Füchse macht, daß man ihnen nur Schlingen legt. Patrin erwähnt, daß Pallas, welcher sechs Jahre lang in Sibirien gereist war, sich über die eben angeführte Stelle Gmelin's nur scherzend äußerte.

Patrin hat während neun Wintern, die er in verschiedenen Gegenden Sibiriens zubrachte, sehr schöne Nordlichter gesehen, aber niemals waren sie von Geräusch begleitet. Derselbe Schriftsteller erwähnt, daß „weder der

*) Indessen ist doch Wargentin a. a. Orten selbst zweifelhaft, „ob dies eben ein Nordlicht oder ein anderes Luftzeichen gewesen sei.“ Anm. d. d. Ausg.

Bischof Egede, welcher fünfzehn Jahre in Grönland lebte und eine Naturgeschichte und Meteorologie dieses Landes geliefert hat, noch der Pastor Hørrøw, welcher 116 in Island beobachtete Nordlichter beschrieb, im Geringsten eines solchen Knisterns gedenken.“

„Man kann unmöglich das plötzliche Erscheinen und die starken Bewegungen der Lichtmassen, aus denen die Nordlichter bestehen, beobachten, ohne sich einzubilden daß sie von irgend einem Rauschen begleitet seien. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß dies eine Täuschung ist, und daß das Nordlicht kein Geräusch hervorbringt; ich habe oft ganze Stunden lang auf dem Eise hingestreckt gelegen, in beträchtlicher Entfernung von unsern Schiffen, in der Absicht, die Thatsache zu bestätigen; aber ich habe niemals etwas gehört.“

Kapitän Franklin berichtet, daß in Cumberland House [54 Gr. nördlicher Breite] bei Frost und ruhigem Wetter das Nordlicht sich fast jeden Abend zeigte, daß er aber niemals, selbst wenn es im größten Glanze auftrat, das geringste Geräusch bemerkte. Die Anwohner dieser Factorci versicherten dagegen, daß diese Erscheinung oftmals von einem Rauschen begleitet wäre, aber es ist so natürlich, zu der Idee einer schnellen Bewegung die eines Geräusches zu gesellen, daß möglicherweise viele Beobachter sich zu dieser Täuschung verleiten lassen *).

Ich will noch die folgende Bemerkung hinzufügen :

Winn überreichte im Jahre 1772 der Royal Society eine Abhandlung, in welcher er den Beweis führen wollte, daß das Erscheinen eines Nordlichtes zuverlässig einen Sturm aus Süd oder Südwest anzeige **).

[Schluß folgt.]

*) Der Streit, ob die Erscheinung des Nordlichts mitunter von einem deutlich wahrnehmbaren Geräusche begleitet sei, ist bis in die neueste Zeit fortgeführt worden. So hat noch vor kurzem der bekannte Astronom Brorsen öffentlich behauptet, sich von dem Vorhandensein desselben auf unzweideutige Weise in Dänemark überzeugt zu haben. Kapitän Wrangel u. A. haben das gehörte Geräusch bekanntlich dem Zusammenziehen des Eises und der Schneekruste zugeschrieben.

Ann. d. d. Ausg.

***) Im französischen Texte steht fälschlich Südost. Nach Brewster hat das Nordlicht in England stets heftige Süd- und Südwestwinde zur Folge, welche von nebligem Wetter und feinem Regen begleitet sind; der Wind soll gewöhnlich 24 bis 30 Stunden nach der Erscheinung des Nordlichts beginnen; Brewster fand, nach Schübler's Bericht, in 23 Jahren keine Ausnahme von dieser Regel.

Ann. d. d. Ausg.

Deutsche Academie der Wissenschaften und Künste in St. Louis, Mo.

Es gereicht uns zum großen Vergnügen, nachstehendes Programm einer deutschen Akademie von St. Louis nebst den Bemerkungen des „Anzeiger des Westens“ unsern Lesern mitzutheilen. Dieses Programm ist eine Aufforderung nicht für die deutsche Bevölkerung von St. Louis allein, sondern aller größeren deutschen Städte, den Versuch zu wagen, die Geselligkeit, deren der Deutsche so sehr bedarf, und welche bisher eine Menge von Vereinen hervorgerufen hat, die Alle mehr oder weniger ihren Zweck verfehlten, auf eine solide, wissenschaftliche Grundlage zu stützen. Diese Grundlage ist unter den eigenthümlichen Verhältnissen, in denen die Deutschen hier in Amerika leben, vielleicht die einzige, auf welcher ein einmüthiges und freundschaftliches Wirken möglich ist. Wenn wir Deutsche überhaupt einen Beruf in Amerika haben, so liegt er in der von dem St. Louiser Programm bezeichneten Richtung. Die Wissenschaft ist dem Deutschen nicht nur ein Mittel des praktischen Fachberufes, sondern dient auch zur Geselligkeit, zur Erheiterung, zur Verschönerung des Lebens; sie schlingt ein Band der Freundschaft um alle ihre Freunde, das drüben im alten Lande schon große wissenschaftliche Vereinigungen und Resultate hervorgebracht hat, und das vielleicht allein geeignet ist, uns aus der Zersplitterung und Zerfahrenheit des hiesigen Lebens herauszureißen. Wir haben schon oft die Bemerkung gemacht, daß es eine große Anzahl brauchbarer wissenschaftlicher Kräfte unter der deutschen Bevölkerung Amerika's gibt, und daß es nur an einer zweckmäßigen Vereinigung dieser Kräfte fehlt, um schöne Resultate zu erzielen. Nach dreierlei Richtungen muß in dieser Beziehung gearbeitet werden. Einmal muß die Wissenschaft in den wissenschaftlichen Kreisen erhalten werden; der reine wissenschaftliche Sinn und Ernst muß vertheidigt werden gegen die gemeine Praxis und Routine, welche in Amerika selbst gute Köpfe in den Staub des alltäglichen Lebens hinunterzuziehen droht. Dann muß die Wissenschaft verbreitet werden. Jeder, dem es vergönnt war, eine wissenschaftliche Erziehung auf unsern trefflichen deutschen Anstalten zu genießen, hat die Verpflichtung, für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse zu sorgen, namentlich in Amerika, wo die öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten so mangelhaft sind. Drittens endlich kann man auch in Amerika wenigstens in einigen Zweigen der Wissenschaft einen Fortschritt derselben erzielen, weil uns hier ein Reichthum von Beobachtungen- und Erfahrungen zu Gebote steht, die drüben fehlen, und die in kundigen Händen vielleicht bedeutende Resultate bringen werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß das deutsche Leben hier in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen hat; wir hoffen, daß dies

keine vorübergehende Bewegung ist, sondern nur ein Anfang zu weiteren Fortschritten. Dafür bürgt uns auch der Plan der Akademie von St. Louis. Wie denn überhaupt im Westen das deutsche Element am kräftigsten gedeiht und die schönste Zukunft verspricht, so hat besonders die deutsche Bevölkerung von St. Louis immer ein tüchtiges Streben bewiesen. Die Philo-dramatische Gesellschaft, die verschiedenen Musikvereine, die medizinische Hochschule und ähnliche Anstalten geben uns Bürgschaft dafür, daß auch die neue Anstalt, die „Akademie der Wissenschaften und Künste“ nicht bloß auf dem Papiere stehen bleiben wird, sondern daß sich in der großen und reichen Mississippistadt materielle und intellektuelle Mittel genug finden, um diesen trefflichen Plan zu verwirklichen. Chicago, wo in dem deutschen Hause schon ein materielles Unterpfand für deutsches Streben gegeben ist, Milwaukee, wo die deutsche Akademie nur noch einiger höheren Classen und Lehrfächer bedarf, um ihrem Namen vollständig gerecht zu werden, Cincinnati, wo man schon längst mit dem Plane umging, eine deutsche freie Universität zu gründen, und andere Städte des Westens werden gewiß sich durch das Beispiel von St. Louis zu ähnlichen Bestrebungen angeregt fühlen, und so wird eine neue, fruchtbare Arena deutscher Thätigkeit geöffnet sein.

Wir wünschen der „deutschen Akademie für Künste und Wissenschaften“ in St. Louis einen glücklichen Fortgang.

Program m.

„In einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, wo das deutsche Element in den Vereinigten Staaten einen sittlichen, lebensfrischen Aufschwung nimmt, während drüben in der alten Heimath politische und finanzielle Nothstände drückend und beengend auf die freie Fortentwicklung von Kunst und Wissenschaft einwirken, ist es unbedingt die Pflicht eines jeden gebildeten Deutschen in Amerika, Alles zu thun, um einerseits deutscher Wissenschaft und Kunst hier in der neuen Heimath freiere Entfaltung und all-gemeinere Ausdehnung zu sichern, andererseits den drüben durch Censur aller Art bedrohten wissenschaftlichen Errungenschaften Deutschlands hier in dem preßfreien und jeder Forschung offen stehenden Lande der Freiheit ein gastliches Asyl zu öffnen. Dadurch würde, was seit Jahrhunderten in Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur erforscht, gefunden und als geistiges Eigenthum des Volkes erobert ward, vor dem Untergange im Sturm der kommenden politischen und socialen Umwälzungen, der Dynastiekriege und des Beamten- und Militär-Despotismus bewahrt werden.

Um zu diesem Zwecke hier im Westen — wo das deutsche Element eine vielversprechende Zukunft hat, und die deutsche Bevölkerung, weil viel zahl- und einflußreicher als in andern Theilen der Union, auch Bedeutenderes zu leisten im Stande ist — etwas beizutragen, hat sich eine Gesell-

schaft gebildet, die sich zur Aufgabe stellt, durch Gründung einer deutschen Akademie der Wissenschaften und Künste einen Anhalts- und Sammel-punkt für die Leistungen und Bestrebungen so vieler jetzt vereinzelt wirkenden trefflicher Kräfte zu schaffen. Diese Akademie wird dem deutschen Wissen und der deutschen Kunst Gelegenheit bieten, zu größerer Geltung und Anerkennung zu gelangen, und durch Austausch der Ideen, Ansichten und Ergebnisse mit den wissenschaftlich gebildeten Amerikanern neue Wege zur Verständigung und Vereinigung aller Männer der Wissenschaft zu einem großen Ganzen anzubahnen.

Als Mittel zu Erreichung des von der Akademie erstrebten Zweckes sollen dienen :

1. Regelmäßige Zusammenkünfte der Mitglieder der Akademie zu wissenschaftlichen Mittheilungen und Verhandlungen ;
2. Populäre Vorträge über verschiedene Gegenstände aus allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, mit besonderer Rücksicht auf Anwendung derselben zu praktischen Zwecken.
3. Gründung einer Zeitschrift der Akademie behufs der Veröffentlichung von Originalarbeiten und übersichtlichen Berichten über die neuesten Forschungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst ;
4. Gründung einer Bibliothek durch Anschaffung wichtiger Werke und durch Austausch unserer Zeitschrift mit den Publikationen anderer Akademien und gelehrten Gesellschaften ;
5. Anlegung von Sammlungen und Entgegennahmen von Schenkungen an die Akademie ;
6. Beschaffung der nöthigen Lokalitäten für die Sitzungen, Vorträge und für Aufbewahrung der Sammlungen.

Die Ausgaben der Akademie werden bestritten von den Mitgliedern durch jährliche Beiträge von je fünf Dollars und aus ferner zu erwartenden Hilfsquellen.

Dagegen erhält jedes Mitglied unentgeltlich : ein Exemplar der Zeitschrift, Zutritt zu den Vorträgen und Benutzung der Materialien zum Studium.

(Folgen über 100 Unterschriften von bereits beigetretenen Mitgliedern, die wir wegen Mangel an Raum nicht jetzt veröffentlichen können. A. R.)

Wir unterzeichnete laden als provisorisches Comité im Namen der Gesellschaft, alle Diejenigen, denen die Hebung und Verbreitung deutscher

Bildung am Herzen liegt, hiermit dringend ein, der Gesellschaft als Mitglieder beizutreten.

St. Louis, den 29. November 1856.

Dr. A. Hammer. Dr. A. Behr. Dr. C. Roesch
Dr. Th. C. Hilgard. C. F. Angelrodt. D. P. König.
J. Hoppe. Fr. Münch.

Indem wir den obigen Aufruf mittheilen, freut es uns, unsern Lesern anzeigen zu können, daß bereits eine große Anzahl von wackeren Männern dem neuen Unternehmen beigetreten ist, obgleich bis jetzt nur eine Liste und diese privatim circulirte. Alle unseredeutschen Aerzte, Architekten, Künstler u. s. w. haben bereits unterzeichnet, und nun wo der Aufruf an die Oeffentlichkeit tritt, wird der Beitritt noch viel bedeutender, und die Zahl der Mitglieder schnell eine beträchtliche sein. Listen zur Unterzeichnung als Mitglied liegen in unserer Office auf, und Alle, die bei der am nächsten Donnerstag stattfindenden organisirenden Versammlung Theil nehmen wollen, wollen bei Zeiten sich einschreiben. Leider gestattet der durch eine Menge von Neuigkeiten beschränkte Raum unseres Blattes uns heute nicht auf eine ausführliche Besprechung und Empfehlung des Unternehmens einzugehen, doch behalten wir uns diese für die nächsten Tage vor. Anz. d. W.

Zwischen drei Welttheilen.

(Von Etnard Dorsch.)

Mons erat in cunno Penelopeia tue.

I.

Das Buch des großen Dichters aufgeschlagen
Starr' ich hinunter in die blauen Wellen,
Die einstens des Odyssens Schiff getragen,
Als er zur Heimath zog mit den Gesellen;
Und wie des göttlichen Homeros Sagen
Mir selbst begeistert von den Lippen quellen,
Ist mir's, als ob ich selbst der Dulder wäre,
Der nach der Heimath forscht auf schwanker Fährte.

O Heimath, Heimath, zauberischer Klang!
Nicht weil du schön, nicht weil du ferne bist,
Ersehnt der Wandrer dich auf seinem Gang,
Der oft viel fröhlicher, weil schöner ist:
Es ist der Jugend froher Jubelsang,
Der noch einmal die freud'gen Segel hift,
Um mit den längstverlorenen Lieben, Theuren
In's Feenreich des Traums zurückzusteuern.

Da ist das Haus, der Berg, der Strom, die Linde,
An denen die Erinnerungen haften;
Da ist der Platz, wo unsrem Aug' die Linde
Entfiel, und wo die ersten Leidenschaften
Einst sprengten unsres jungen Herzens Rinde;
Da ist's, wo seine ersten Wunden klasten;
Da endlich ist die Laube, dicht am Flusse,
Die Zeuge war bei un'rem ersten Kusse.

Dies, und vielleicht ein längst zertret'ner Hügel
Im Friedhof, ist es, was uns an dich bindet,
O Heimath! Ja, du hältst mit goldnem Flügel
Auch den der schon für deinen Reiz verblindet;
Die Phantasie mit immer regem Flügel
Nacht, daß auch er zu dir sich wieder findet,
Sucht auch das Glück mit überreichen Spenden
Den ungetreuen Sohn dir zu entwenden.

Was aber bist du mir? — Was einst mir theuer,
Hab' ich entführt nach glücklichen Gestaden,
Ich schürte meines Herdes heilig Feuer
Wo mir's gefiel auf meinen Wanderspfaden:
Doch stehst du vor mir herrlicher und neuer,
Als ich dich sah; wie Ariadne's Faden
Zieht mich mein Herz zurück an deinen Fusen,
Ist auch dein Thor behütet von Nidusen.

Du bist Penelope; die dreißig Freier,
Die sich um dich und deine Güter zanken,
Verführen dich mit Schwert nicht oder Leier;
Du wohnt am Riesenwebstuhl der Gedanken
Das Kleid der neuen Zeit; die Hochzeitfeier
Verbrämt es wohl mit blutigrothen Ranken,
Wenn sich der alte Bettler einst ermannt
Und wieder den gewohnten Bogen spannt.

Die wahre goldne Hochzeit wird es sein;
Als Kranzungfrau wird dir die Freiheit dienen:
Der Gäste Schar von Donau, Elb' und Rhein
Kommt an im Puz von blanken Eisenschienen,
Von allen Bergen flammt der Feuerschein,
Die wilde Tanzlust leht in allen Mienen,
Und dein Befreier schlächtet Hefatomben
Und feuerverk mit Schrapnells und mit Bomben.

Hurrah, Germania! — — Da lag die Hand
Des Kapitäns auf meiner Schulter mächtig,
„Was träumst du hier von deutschem Vaterland,
Und seinem Sonnenscheine kalt und mächtig?
Sieh dort den blumenreichen Inselstrand!

Dies ist ein Land, w'e wenig and're prächtig,
Das ist Korcora; jen'r Berge Fuß
Sah einst die Gärten des Alcinous."

So sprach er, und ich schloß des Dichters Buch,
Denn was er sang, ich sah es frisch im Leben;
Ich sah den Mann, verfolgt vom Götterfluch,
Schiffbrüchig, schwimmend nach dem Ufer streben;
Ich sah der Wiesen buntgewirktes Tuch,
Auf dem die Töchter der Phäak'n schweben,
Naustkaa voran, ihr bräutlich Linnen
Zu waschen, wo des Bergstroms Blüthen rinnen.

Ich sah und sann. Im Hauch der Abendlüfte
Saudt' uns Korcora's wilber Thymian
Als Willkommgrüße sine besten Düfte;
Am Himmel steck' die Nacht die Lampen an
So hell und klar, daß selbst der Berge Klüfte
Dem Auge sichtbar blieben; wie ein Schwan
Zog lei' das Schiff durch die azurnen Tiefen,
Auf denen still des Himmels Sterne schliefen.

Glückselig Land! wie damals, so noch heute
Blüh'n deine Töchter, duften deine Gärten;
Wie damals ist es deiner Söhne Freude
Im Ringspiel und im Meer sich abzuhärten;
Hilfst du dem reichen Briten auch zur Beute,
Dein Loos beneiden dennoch die Gefährten,
Die unter and'rem Scepter ewig ringen
Den Brubergeist im Innern zu bezwingen.

O daß auch ich, wie dein berühmter Gast,
Im Schlaf von dir nach Hause segeln könnte!
Daß mir ein Gott nach Tages Müh' und Last
Des Abends still' Ruh und Kühlung gönnte,
Und mit dem duft'gen Rohnkranz kurzer Raft
Das, ach! bereits gebleichte Haupthaar krönte!
Vielleicht, wenn auch die Freunde nicht, die edeln,
Würd' doch ein treuer Hund mir Willkomm wedeln.

Doch, was die Wirklichkeit nicht kann gewähren,
Gewährt vielleicht mir ein mitleid'ger Traum;
Er kann ja das Unmögliche beschereen,
Ein Zauberer kennt er weder Zeit noch Raum;
Er pflückt mit fecker Hand bit vollsten Aehren
Vom Feld der Zukunft, von des Lebens Baum,
Er pflückt den Blumenstov von tausend Lenzen
Das Haupt des Dicht'ers damit zu befränzen.

Willkommen denn hier auf melob'scher Woge,
 O Traum, du Freund von Allen, die da leiden!
 Magst du mich nun mit des Tribunen Toge,
 Nur mit des Landmanns Linnenkittel kleiden;
 Singst du mir Epos, singst du mir Ekloge,
 Mein Geist wird immerhin an dir sich weiden,
 Trittst aus dem blanken Thor von Elfenbein
 Du vor mich hin in mildem Rosenschein.

Doch, soll ich wünschen, laß auf leichtem Riele
 Den Geist noch einmal nach der Heimath schwimmen;
 Zeig' mir die Stätte meiner Jugendspiele,
 Die Berge, die ich suchte zu erklimmen,
 Die lust'gen Ecken, meine Wanderziele;
 Laß lauschen mich der Mädchen Zauberstimmen,
 Die einst mein allzu gläubig Ohr bethörten,
 Und, wenn auch kurz, mir Glücklichen gehörten.

Dann, nach der rosigten Vergangenheit
 Lüßt' mir der Zukunft düsterernsten Schlierer,
 Zeig' mir den Sieg nach überstand'nem Streit,
 Zeig' mir der Heimath Heiden und Befreier;
 Lehr' mich das hohe Lied der neuen Zeit
 Und stimme selbst prophetisch meine Leier,
 Daß ich auch dich besinge, wenn er erwacht;
 O komme, Traum! — Korcyra, Gute Nacht!

II.

Korcyra ist nicht mehr! — Mit seinem Namen
 Hat seines Volkes Geist sich auch gewendet.
 Die Götter, die sonst nach Korcyra kamen,
 Hat Christus in den Tartarus entsendet,
 Und seine Priester krächzen jetzt ihr „Amen!“
 Wo die Olympier Huld und Glück gespendet;
 Statt „Evoe Bacche!“ tönt „Kyrie eleison“,
 Statt dunkeln Weins schlürft jetzt das Volk „jung hyson“.

Du Säng'er jener Schlachten am Kamander,
 Für was hast du gelebt! — Du, Demokrit,
 Du Plato, Perikles, du Alexander?
 Hält wohl mit euch die Nachwelt gleichen Schritt?
 Füh'n Götter nicht und Künste mit einander,
 Und nahmen sie nicht alles Schöne mit?
 Sieh deine Sprossen, König der Phäaken,
 Wie sie des Unsinn's Litaneien quaden!

Ist das ein Götterbild, das sie da tragen?
 Wer kennt den heiligen Spiridion?
 Er ward gebürt, nachdem man ihn erschlagen,
 Und seiner Mumie gilt die Projession.

Man hat ihn aufgepußt mit seid'nem Kragen,
Sein Haupt geschmückt mit goldner Märtyrkron',
Und Enkel Plato's fallen ihm zu Füßen,
Den Staub von seiner Träger Schuh'n zu küssen.

Die Enkel Plato's! — Weltenironie!
Könnt' Aristophanes dies Schauspiel sehen,
Wie sie vor solchem Rauchfleisch auf dem Knie,
Verzückt die Kruger nach dem Pepanz brehen, —
Er würde nicht nach Vögeln oder Vieh
Sein Stück betiteln; nein! vor Scham vergehen
Würd' er, der Menschen bitterster Verächter,
Ausbrechend in homerisches Gelächter.

Als Phryne einst im Strahl der Morgensonnen
Wie Aphrodite nackt dem Schaum entstieg,
Und alles Volk bewundernd und in Wonnen
Laut klatschend pries der Schönheit reichsten Sieg:
Da quoll doch noch der Andacht reinster Bronnen,
Ankündend allem Häßlichen den Krieg,
Da fühlte noch der Mensch den Gott in sich,
Der schmachvoll später an dem Kreuz erblich.

Da war der göttliche Prometheusunken
Noch nicht erloschen in des Menschen Brust,
Da schwang noch die Mänade liebestrunken
Den Thyrsusstab in umgebund'ner Lust:
Doch welche dieser abergläub'schen Unken
Ist heut' d. s. Griechenthums sich noch bewußt?
Wer unter all den stolzen Korfioten
Verdient es nicht, daß sein die Briten spotten?

Ist auch der Glieder schönes Ebenmaaß,
Das Feueraug' dasselbe wie vor Zeiten,
Der Geist, der sonst in dieser Hülle saß,
Ist langst dahin. Um mit Korinth zu streiten,
Wie einst, um auf dem trügerischen Naß
Die Blagge Korfu's siegreich auszubreiten,
Fehlt seinen Söhnen alter Griechenmuth,
Und ihrer Väter tapf'res Heldenblut.

Man läßt den heiligen Epyridion wachen,
Der wird schon gnädigst hüten Land und Leute,
Der duzt Gott Vater und kann Wunder machen,
Und heilt die Kranken morgen so wie heute.
Indessen schachert man mit allen Sachen
Und freut sich still der reichen Krämerbeute,
Und unter'm Schutz nord'scher Barbarenfahnen
Vergißt sich das Vermächtniß großer Ahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der kluge Mann.

(Eine Erzählung.)

Julius war ein Mann von vielen guten Eigenschaften, Anlagen und Kenntnissen, welche ihn befähigten, seinen Platz in der Gesellschaft und im Staate vollständig auszufüllen. Seine Lebensgewandtheit, seine Kenntniß der Geschäfte, sein ruhiges, mäßiges Urtheil, seine Vorsicht und Umsicht in allen Verhältnissen des Lebens, kurzum diejenigen Eigenschaften, welche man im gewöhnlichen Leben praktisch nennt, hatten ihm im Kreise seiner Freunde und Feinde den Namen „der kluge Mann“ gegeben, und gewiß haben Alexander, Cäsar und Napoleon den Beinamen „des Großen“ nicht besser verdient, wie Julius den Beinamen „des Klugen“. Es konnte sich Niemand rühmen, ihn jemals auf einer Uebereilung oder Unvorsichtigkeit im Handeln und Urtheilen ertappt zu haben; sein Urtheil über die verschiedensten Lebensverhältnisse war immer das richtige, und wenn seine Freunde etwas an ihm zu tadeln hatten, war es vielleicht die Vorsicht und Zurückhaltung, welche er in seinen Urtheilen über Personen und Zustände an den Tag legte. Er war ein Mann, der alle Hülfsmittel der Sinne, des Verstandes, der Logik immer, wie in einer belagerten Festung, auf dem Posten hatte, so daß er niemals, weder durch einen Irrthum des Herzens, noch des Kopfes überrumpelt werden konnte. Diejenigen, welche seine Entwicklung von Jugend auf verfolgt hatten, pflegten oft die Bemerkung zu wiederholen, daß Julius' Jugendleben frei von allen den Verirrungen geblieben sei, welche die Entwicklung des Jünglings zum Manne bezeichnen, und daß er keine der Thorheiten mitgemacht, keine der Prüfungen ausgestanden habe, welche die Poesie der Jugend, — freilich oft eine tragische, bilden. In jedem Verhältnisse des Lebens bewährtestich Julius als „fertig“; da war nichts Unreifes, Unklares, Verschwommenes, Idealisches, welches die Sturm- und Drangsperiode des menschlichen Lebens bezeichnet hätte; dieser Geist trieb in seinem Gährungsprozesse keine Blasen und keinen Schaum hervor; jede Handlung seines Lebens hatte einen verständigen Grund und einen nützlichen Zweck.

Es mag auch wohl in der Erziehung und in den häuslichen Verhältnissen begründet gewesen sein, daß sich diese Natur in so strengen Grenzen und so regelmäßigen Linien entwickelte. Julius' Familie war von Haus aus wenig begütert, und schon von früher Jugend war der Knabe darauf angewiesen, die geringen Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, zweckmäßig und nützlich zu verwenden. Sein braver Vater opferte seiner Erziehung mehr, als die Rücksicht auf die übrigen Mitglieder der Familie vielleicht gestattete, und so war schon das Jugendleben des Knaben eine Reihe von Opfern, welche Andere ihm brachten. Die guten Fortschritte, welche

Julius auf den verschiedenen Lehranstalten machte, verfohnten seine Familie mit den von der Armuth gebrachten Opfern, und als der alte Vater starb, hinterließ er noch auf dem Todtenbette den Wunsch, daß die wissenschaftliche Ausbildung des talentvollen Sohnes vollendet werden möchte.

Dazu waren freilich weitere und größere Opfer nothwendig. Die Conscriptioenszeit kam für den jungen Mann; er sollte das Kasernenleben und das Gewehr mit der Universität und den Büchern vertauschen; er sollte den Parademarsch statt der Wissenschaften lernen. Die Militärpflicht ist das größte Opfer, welches die Fürsten von ihren Völkern fordern; es ist ein Opfer, welches oft eine glänzende Carriere unterbricht, und den jungen Nachwuchs der Wissenschaft zerstört.

Julius' Mutter, eifrigend der Wünsche ihres sterbenden Mannes, sann auf Mittel und Wege, um dem Sohn seine Studien zu erhalten; sie hatte noch ein kleines Erbtheil, aber ach! Julius' Schwester war verlobt, und wie es dann immer geht, daß Arm sich zu Arm gesellt, so war gerade dies kleine Erbtheil nothwendig, um als Mtgift die Heirath zu ermöglichen.

Dies war eine schwierige Lage für den jungen Mann. Mitten in einer Laufbahn aufgehalten zu werden, welche die glänzendsten Resultate versprach, und nach deren Vollendung er sich als die feste Stütze seiner Familie betrachten konnte, das war hart; aber auf der andern Seite das Glück seiner Schwester hinauschieben, vielleicht ganz zerstören, — welche eine moralische Unmöglichkeit!

Julius' Mutter hatte eines Abends eine Unterredung mit ihrer Tochter, die, ein sanftes, stills Wesen, nur in einem Gedanken und in einer Hoffnung aufblühte. Es war eine harte Aufgabe für die Mutter, dem geliebten Kinde den Vorschlag zu machen, ihrer schon nahe bevorstehenden Vermählung wenigstens für eine Zeitlang zu entsagen, aber die Tochter machte ihr die Sache leicht. Sie willigte in das Opfer, ohne Widerrede, ohne Klage, selbst ohne Thräne; aber es war gut, daß die Mutter nicht wagte, während dieses Gespräches in das bleiche Antlitz des Kindes zu schauen; sie hätte sonst gewiß das Opfer nicht angenommen. Man hat oft keine Ahnung davon, welche große gewaltige Tragödien in dem engen Kreise einer kleinen Familie passiren.

Die pekuniären Verhältnisse schweben in Europa, wie ein Damokles-Schwert, über dem Glücke manches hoffenden Brautpaares. Die socialen Zustände sind dort oft der Art, daß man mit dem besten Willen und mit aller Thätigkeit nichts daran ändern kann, und daß man das Liebste ihnen zum Opfer bringen muß. In Amerika ist dieses anders. Dort kann der Mensch sich mehr auf sich selbst verlassen; dort ist die Arbeit mehr, wie im alten Heimathlande, von den socialen Verhältnissen unabhängig. Im Vertrauen auf diesen Unterschied, der so Viele in die neue Welt herüberlockt, beschloß

auch Felix, der Bräutigam von Julius' Schwester, nach Amerika herüber zu wandern, um sich dort für sich und seine Braut die Heimath zu suchen, die er in Deutschland erst in einer weiten, ungewissen Ferne sah. Er nahm einen traurigen, einsilbigen Abschied von seiner Braut, den selbst die Hoffnung auf das Wiedersehen nicht erheitern konnte; es lag schon in der Art und Weise des Abschiedes die Vorahnung von dem, was kommen sollte. Das Schiff, das den Wanderer herübertragen sollte, ging unter, die Mannschaft und Passagiere verschollen; — dies war das Ende der kleinen Tragödie.

Wie fand sich Julius in dieses Opfer, das seiner Zukunft und seinen Plänen gebracht wurde? Er nahm dasselbe mit Schmerzen hin, aber er sah zu sehr die Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben ein, als daß er hätte widerstreiten sollen. Der Verstand siegte über das Gefühl. Er hatte sich einmal ein Ziel vorgesetzt, das erreicht werden mußte, und durch dessen Erreichung er die ihm gebrachten Opfer wieder reichlich vergüten zu können glaubte. Er rechnete Gewinn und Verlust gegen einander auf, und fand, daß der Erstere überwiege. So entsaß er sich, den Geboten der Klugheit und Nothwendigkeit zu folgen, und die ihm angewiesene Laufbahn zu vollenden.

Jeder, der den jungen Mann auf der Universität kannte, mußte ihm das Zeugniß geben, daß er es ernstlich und gewissenhaft mit der Sache meinte und die ihm von seiner Familie gebrachten Opfer gut benutzte. Sein ganzes Leben und Denken war auf das Studium gerichtet, und er war allen den Vergnügungen, welche sich namentlich auf den rheinischen Universitäten der Jugend in vollem Maaße darbieten, unzugänglich. Dies verschaffte ihm freilich die Billigung und Zuneigung seiner Lehrer, aber nicht so sehr seiner Kameraden und Altersgenossen, die auf ihn, wie auf einen Murrkopf und Sonderling herabsahen. Es ist immer bedenklich, eine Ausnahme von der Regel zu bilden; man kommt dadurch nicht nur Anderen, sondern sich selbst gegenüber oft in eine schiefe Stellung. Dies konnte man auch an Julius bemerken; das lachende, lustige Leben rings um ihn her hatte für ihn keinen Reiz; er verachtete im Geheimen das heitere, vergnügungsfüchtige Volk der Hochschulen, und mußte sich dafür von diesem öffentlich verspotten lassen; so gerieth er in eine Isolirung von seinen Nebenmenschen, deren Umgang er nur durch um so größeren Eigendünkel ersetzen konnte. Folgsamkeit und Treue gegen die Natur, selbst bis zu den Extravaganzen und Schwachheiten derselben, befördert gewiß mehr die moralische Gesundheit der Menschen, als eine künstliche Enthaltensamkeit gegen die Einflüsse der Natur, gegen die wir uns nun doch einmal nicht vertheidigen können. In dieser Beziehung sind die Altersunterschiede vielleicht grade so bedeutend, wie die Geschlechtsdifferenzen; das Leben des Jünglings muß sich in seiner ganzen Lebensweise und Sitte von dem des

älteren Mannes unterscheiden, und wer als Jüngling kein Jüngling ist, wird schwerlich auch als Mann ein Mann sein. Aber Julius war durch seine Verhältnisse und sein Naturell aus der Bahn der gesunden, natürlichen Entwicklung herausgetrieben; er war über den Leichtsinne der Jugend, der sich vom tollen Weinglase an bis zu den höchsten Idealen der Poesie und Philosophie erstreckt, hinweg; der einzige Blick, den er in die Verhältnisse des socialen Lebens geworfen hatte, genügte, einen Sonderling aus ihm zu machen.

Man kann es wohl als eine allgemeine Regel aufstellen, daß die Zeit, welche der junge Mann in Deutschland auf den Universitäten zubringt, die für seinen Charakter und seine Zukunft entscheidende Zeit ist. Bei Julius zeigte sie sich wenigstens als solche. Durch die hartnäckige, einseitige, rücksichtslose Verfolgung seiner Studien, durch die stete Berücksichtigung des Nützlichen und Nothwendigen, durch die Unbeugsamkeit, mit welcher er sein Leben seinen Zwecken unterordnete, bekam sein ganzer Charakter etwas Hartes und Herbes; die Gefühls- und Gemüthsseiten würden bei ihm gar nicht entwickelt; die Freundschaft hatte für ihn keinen Werth, und selbst seine Wissenschaft achtete er nur ihrer Nützlichkeit Willen. Was gerade den Reiz der Jugend ausmacht, die Ueberschwenglichkeit und Idealität des ganzen Lebens, die Leidenschaftlichkeit, mit welcher man jedes Verhältniß behandelt, dies fehlte dem klügelnden, berechnenden Jüngling; und daher kam es auch, daß er, der keine Sympathien empfand, auch keine Sympathien einflößte, und den Weg durch das Leben, ja selbst durch an Freundschaft und Liebe so reiche Jugendleben, allein wandelte. Es bewährte sich auch hier das alte Gölthe'sche Wort:

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.“

Die natürliche Folge davon, daß man sich von Andern zurückgesetzt und verlassen fühlt, ist ein gewisser Troß, ein Eigensinn, der sich auf sich selbst zurückzieht, ein übertriebenes Selbstgefühl, das sich durch eignen Stolz für die Vernachlässigung von Seiten der Gesellschaft zu entschädigen sucht. Der Mensch, getrennt von der menschlichen Gesellschaft, nimmt immer eine krankhafte Stimmung und Richtung des Gemüthslebens an; der Mensch ist nun einmal, nach dem Ausdrucke des Aristoteles, ein „geselliges Thier“ und nur im Verkehr mit anderen Menschen ein wirklicher Mensch.

So lebte Julius in der schönsten Zeit seines Lebens freudlose Tage. Sein Ziel lag nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft; ihm galt die Reise nicht, sondern nur das Ziel; die Pläne für die Zukunft, welche sein Ehrgeiz vor ihm aufrollte, ließen ihn die Gegenwart vergessen.

Und doch sollte sein Jugendleben nicht vorübergehen, ohne wenigstens

durch einen Strahl jener Romantik erhellt zu werden, welche auch dem kältesten Menschen einmal im Leben erscheint. Julius lernte die Tochter eines seiner Professoren kennen, welche die Achtung, die ihr Vater vor dem fleißigen jungen Manne hatte, in ein wärmeres Gefühl verwandelte. Gerade die Eigenschaften, die den jungen Mann im Kreise seiner Gefährten unliebsam machten, trugen vielleicht dazu bei, die Aufmerksamkeit der Frauen auf ihn zu lenken. Es konnte dem jungen Mann nicht verborgen bleiben, daß man ihm eine ernstliche Zuneigung entgegenbrag, und alle Verhältnisse waren geeignet, ihm diese Zuneigung höchst werthvoll erscheinen zu lassen. Marie war schön und jung, und eine vielbenedete Zierde der Gesellschaft, deren Liebling sie war. Es war wohl nicht anders möglich, als daß Julius empfänglich wurde gegen so viel Schönheit und Güte, aber je heftiger er liebte, desto mehr nahm er sich in Acht, sich zu verrathen; desto größer war seine erzwungene Zurückhaltung, die ihn oft ganz kalt erscheinen ließ, und tausend Zweifel in des Mädchens Brust erwecken mußte. Es war ein sonderbares Verhältniß zwischen Beiden, ein Verhältniß, das sich freilich öfter bildet, als man glaubt, Stolz im Kampfe mit der Liebe, Vertrauen im Kampfe mit dem Zweifel, Leidenschaft unter der Eisdecke des Egoismus. Tausendmal drängte es den jungen Mann, ein Wort zu sprechen, das den Zauber des ganzen Verhältnisses gelöst haben würde, aber jedesmal hielt ihn ein gewisser Stolz zurück, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; er traute weder seiner eigenen Leidenschaft, noch der Leidenschaft des Mädchens; der Gedanke, daß er sich täuschen könne, war ihm schrecklich, und doch versuchte er nicht über den Zweifel hinwegzukommen. Und dann kamen tausend andere Bedenken und Rücksichten über ihn; seine ungewisse Zukunft, seine häuslichen Verhältnisse, seine Armuth: Alles dies stärkte in ihm die Widerstandskraft gegen die Leidenschaft, die er sich selbst kaum zu gestehen wagte. Wenn sie mich liebt, warum sagt sie es nicht, dachte er oft bei sich, aber überlegte nicht, daß er dieselbe Frage an sich selbst stellen mußte.

Trotzdem kamen die Beiden häufig zusammen; es drängte den jungen Mann in die Nähe des Mädchens, und sie sah ihn gern kommen. Aber die Befangenheit, welche er in der Unterhaltung zeigte, der plötzliche Wechsel zwischen kalter Zurückhaltung gegen die frühere Vertraulichkeit, überhaupt das absichtliche Vermeiden jeder Verständigung und Erklärung von Seiten Julius, mußte in Marien eine ähnliche Stimmung und eine ähnliche Zurückhaltung hervorrufen. Das Gespräch, das warm und freundschaftlich begonnen hatte, endete manchmal in den gewöhnlichen gesellschaftlichen Phrasen. Es war gerade, als wenn die beiden Leute mit ihren Gefühlen Berstecken gespielt hätten; man zeigte ein Gefühl nur, um es gleich wieder zu verbergen und in sich zu verschließen, und wagte dem Andern das nicht mitzutheilen, von dem man sehnlichst wünschte, daß er es errathen möchte.

Unter den vielen Arten von Selbstquälerei ist dies gewiß eine der seltsamsten.

So ging die Zeit, welche Julius auf der Universität zubringen mußte, vorüber. Den Tag, nachdem er ein glänzendes Examen gemacht hatte, fand er Gelegenheit, Marien zu sprechen. Es war die Zeit der Erklärungen gekommen. Tausendmal schwebte ihm das Wort auf dem Munde; aber er hielt es immer wieder zurück. Marie war unruhig, zerstreut, indignirt, sie hätte um Alles in der Welt nicht diesem halben, unentschiedenen Menschen eine Gelegenheit zu Erklärungen geben mögen; ihr Stolz wurde endlich rege und das Gespräch endete kalt. Aber nachdem sie Beide auf eine ziemlich zeremonielle Weise Abschied von einander genommen hatten, brach sie in Thränen aus. Er hat kein Herz und kein Gefühl, sagte sie zu sich; ich habe meine Aufmerksamkeit an einen Menschen verschwendet, der nicht fähig ist, zu lieben.

Julius ging nach Hause mit dem Bewußtsein eines gewonnenen Sieges über sich selbst. Sie hat mich nie geliebt, meinte er, und ich kann froh sein, daß ich niemals meine Gefühle verrathen habe. Ich habe mich selbst beherrscht und mir eine Beschämung erspart. Ich bin jetzt frei, ohne ein Bleigewicht an den Füßen. Die Zukunft liegt vor mir; die Welt steht mir offen; was will ich mehr? Romantische Träumereien mögen für den guten, der an die Welt und die Wirklichkeit keine weiteren Ansprüche macht; meine Ansprüche an das Leben sind größer, meine Bahn ist weiter, als daß solche verliebte Tändeleien mir genügen könnten.

So täuschte er sich selbst über seine eigenen Empfindungen, und glaubte eine große That begangen zu haben, daß er ein Herz voll Liebe und Vertrauen von sich zurückgestoßen hatte. Er triumphirte über seine Klugheit, die doch am Ende nur eine Schwäche war.

Von jetzt an nahm sein Charakter eine immer entschiedenerere Wendung an. Er hatte nun einmal mit den sanfteren Gefühlen des Herzens gebrochen. Auch vertauschte er das rein wissenschaftliche Studium mit dem praktischen Berufe. Dort wurde er ganz heimisch; dort wußte er sich alle Verhältnisse zu Nuze zu machen, jede Schwierigkeit zu vermeiden oder ihr aus dem Wege zu gehen, jeden Vortheil auszubrüten, Alles für seine Zwecke zu berechnen: kurzum er handelte niemals aus Sympathie oder Antipathie, sondern immer aus Berechnung und Ueberlegung. War dies nicht ganz der Mann für das neunzehnte Jahrhundert?

Wir sehen denn auch bald unsern Freund in großen, einflußreichen Verhältnissen. Der Beruf eines Advokaten, den er bekleidete, ist mehr, wie jeder Andere, dazu geeignet, mit einer Menge von Verhältnissen in Berührung zu kommen, und sich vieler verschiedener Interessen zu bemächtigen. Julius erwarb sich in seinem Fache bald einen bekannten Namen,)) äfte aller Art suchten ihn. Es war ihm vor Allem darum zu

thun, Geld zu verdienen, das er mit Recht als ein Mittel zu weiteren Plänen und Fortschritten betrachtete. Das Glück schien ihn aufzusuchen; einer seiner Jugendbekannten, der im Besitze eines beträchtlichen Vermögens war, stellte dasselbe unter seine Administration; ein Anderer nahm ihn als Theilhaber in einem großen bergmännischen Geschäfte an, die angesehensten Häuser wetteiferten, den „klugen Mann“ in ihr Interesse zu ziehen, und so wurde er in mancher Beziehung ein Factotum der ihn umgebenden Gesellschaft.

Ein Fall unter vielen, den wir hier erwähnen wollen, zeigt uns, auf welche Weise Julius die günstigen Chancen zu benützen wußte, die sich ihm anboten. Der Jugendfreund, dessen Vermögen er verwaltete, hatte sich im Einverständniß mit Julius, der sich selbst vor jeder gefährlichen Speculation hütete, aber gern Anderen dazu rieth, in eine jener modernen Schwindelspekulationen eingelassen, von denen heutzutage Europa überschwemmt ist. Gab es günstige Chancen, so betrachtete sich Julius immer als Theilnehmer des Geschäftes; aber die Sache explodirte zuletzt und endete mit einem vollständigen Bankerotte des Freundes. Julius hatte dabei eine große Summe gewonnen, ohne daß man ihm im Mindesten eine unrechtlige Handlung hätte nachweisen können, und dies vermehrte den Ruf seiner ausgezeichnetsten Geschäftsgewandtheit.

Julius wollte seine verbesserten pekuniären Verhältnisse dazu benützen, im Range zu steigen. Er bewarb sich um eine einflußreiche Stelle beim Minister. Es ging Alles nach Wunsch; die Freunde und auch andere Einflüsse verwandten sich für ihn. Julius hatte Audienz beim Minister. Derselbe sagte ihm alle möglichen Schmeicheleien, meinte aber doch zuletzt, Julius sei zu klug für die verlangte Stelle, und würde gewiß auch ohne dieselbe seine hochstrebenden Pläne befriedigen.

Es ergab sich damals eine Gelegenheit, eine glänzende Speculation zu machen. Julius sah es gleich voraus, wie günstig die Bedingungen des neuen Unternehmens seien, und suchte sich mit einigen Kapitalisten in Verbindung zu setzen, um die Entreprije zu übernehmen. Aber, wo er nur anklopfte, sagte man ihm, daß ein so kluger Mann, wie er, wohl mit seinen eigenen Hilfsmitteln fertig werden könnte, und so ging auch dieser Plan für ihn verloren.

Julius hatte einen reichen Onkel, dessen Vermögen er in der Erwartung seines nahen Todes schon als das seinige betrachtete, und zu verführerischen Speculationen bestimmt hatte. Der Alte starb und hinterließ ein Testament, welches Julius vollständig enterbte, weil er des Geldes in Betracht seiner außerordentlichen Klugheit nicht bedurfe.

Unangenehmer, wie diese unangenehmen Vorfälle selbst, war es für Julius, daß er bei jedem Unfalle, der ihn betraf, die schlechtverhehlte Scha-

denfreude seiner Mitbürger sah. Obgleich er keine eigentlichen Feinde hatte, konnte er es sich doch nicht verhehlen, daß er auch keine Freunde habe, und daß er in Allem und Jedem auf sich selbst angewiesen sei. Dies verstärkte seine Vorsicht und sein Mißtrauen, er sah sich in Feindschaft mit der ganzen Welt, und dies gab seinem Charakter noch mehr Härte und Strenge.

Aber noch einmal schienen sanftere Empfindungen die Oberhand über ihn zu gewinnen. Geschäftliche Verbindungen führten ihn mit einer jungen, schönen, reichen Wittwe zusammen, die eines der ersten Häuser in der Residenz machte. Julius wurde heftig in diese Dame verliebt, wenn man anders ein Gemisch von Sinnlichkeit, Ehrgeiz und Habsucht Liebe nennen kann. Die Verbindung war ihm in jeder Beziehung erwünscht, und er strengte allen seinen Wiß und Scharfsinn, alle seine Beredsamkeit und gesellschaftliche Liebenswürdigkeit an, um der Dame zu gefallen. Sie schien auch anfangs Gefallen an ihm zu finden, denn Julius war ein Mann, der den Frauen imponiren konnte, wenn er wollte. Julius merkte mit seinen angeborenen Scharfblicken, daß er keinen ungünstigen Eindruck gemacht habe, und ließ es zu einer Erklärung kommen. „Alles recht, mein lieber Freund“, sagte ihm die Dame, „aber Sie sind viel zu klug für eine so unerfahrene Frau wie ich bin, und Ihre Klugheit wird immer die Oberhand über Ihre Liebe haben“.

Enttäuscht in vielen Hoffnungen, beschloß Julius, sein Glück auf dem Felde zu versuchen, wo ihm seine glänzenden Talente und Kenntnisse am meisten zu Statten kommen konnten, auf dem Gebiete der Politik. Voll natürlicher und studirter Beredsamkeit, mit großen Kenntnissen auf dem Gebiete des Rechtes und der Geschichte und mit einer großen Biegsamkeit der Grundsätze und Ueberzeugungen, — dies letztere ist am Ende für einen Politiker von Profession die nothwendigste Eigenschaft, — konnte Julius um so mehr eine glänzende politische Carriere erwarten, da sich damals gerade in Deutschland überall ein reges politisches Leben ankündigte, die Morgenröthe der Revolution, freilich damals noch in der engen konstitutionellen Entwicklung begriffen. Aber grade diese enge Sphäre der konstitutionellen Bestrebungen paßte für Leute wie Julius, die, halb Advokaten, halb Geschäftsleute, halb Politiker, die Politik nur als Mittel gebrauchen, zu glänzen und zu gewinnen. Grade diese zweifelhafte Politik der Vermittlung, der gegenseitigen Ueberlistungen und des abgekarteten Schachspiels gibt den politischen Intriguanten Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu zeigen, und sich durch eine geschickte Combination der Interessen in die Höhe zu arbeiten. Auch Julius wollte die Politik an den Wagen seines Glückes spannen, und stellte sich seinen Landsleuten in dem Distrikt, wo er geboren war, als Kandidat für die Kammer dar. Als Mitglied der

Kammer glaubte er, sich furchtbar machen und diese Furchtbarkeit theuer verkaufen zu können.

Allerdings hielt Julius in seinem Distrikte glänzende Reden, und wußte durch ein kluges, einschmeichelndes und doch herablassendes, impo- nitendes Betragen manchen Menschen für sich zu gewinnen, aber der Schlag Bauern und Bürger, mit denen er zu thun hatte, waren grader, berber Natur, denen schwer mit Phrasen und Schmeicheleien beizukommen war. Julius war diesen Bauern so klug, daß sie nicht aus ihm klug werden konnten; sie wollten einen einfachen Volksmann, der die Ansicht des Volkes in des Volkes eigener Sprache sagte, aber Julius, den alle Welt den „klugen Mann“ nannte, war diesen Bauern viel zu klug, als daß sie ihm ihr Vertrauen geschenkt hätten.

Julius sah ein, daß die Hoffnungen, die nicht nur er selbst, sondern auch Andere auf seine Zukunft gesetzt hatten, getäuscht wurden, und ein bitterer Gram bemächtigte sich seiner. Alle Freuden der Jugend hatte er dieser Zukunft geopfert, und jetzt mußte er sehen, daß diese Opfer vergebens waren.

Er ließ sich jetzt viel in finanzielle Spekulationen ein, weil dies am Ende das einzige Terrain war, auf dem er seine Geschäftsgewandtheit verwerthen konnte. Aber auch hier kommt mit der bloßen Klugheit nicht aus. Man muß oft wagen, blind wagen, um einen Treffer zu bekommen, denn das ganze Börsenspiel und was damit zusammenhängt, ist ja nur eine Lotterie, aber Julius war zu klug, zu wagen und zu spielen; er ließ sich in Spekulationen ein, welche ihm sicher dünkten und Vortheil versprachen, aber verließ sie, sobald das Risiko bedenklich wurde. Mit dieser zögernden, furchtsamen Art zu spekuliren, mit diesem übertriebenen Aufwande von Klugheit kam er eben auch nicht vorwärts, sondern, wenn auch langsam, aber unaufhaltsam zurück, denn auch im Handel gilt, wie überall das Wort: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht.“

Wir wollen die Lebensgeschichte dieses Mannes nicht weiter ausmalen; es war ein unbefriedigtes, ideenloses und gefühlloses Leben, das deshalb vollständig seinen Zweck verfehlte, weil es ausschließlich diesem Zwecke gewidmet war. Die reinen Nützlichkeitsmenschen sind gerade diejenigen, welche weder sich, noch der Menschheit nützlich sind; sie verengen in ihren engen Bestrebungen, und gehen an ihrer eigenen Beschränkung zu Grunde.

Dies sieht man besonders in solchen Zeiten, in denen große Ideen und Leidenschaften die Menschheit bewegen, in Zeiten der Revolution. Die revolutionären Ereignisse der letzten Jahre fanden Julius in einem finanziellen und moralischen Zustande, welcher einen Bankerott nur mühsam verhehlte, und wie die Gährung einer Revolution viele Blasen empor-

treibt, so war auch Julius eine der ersten Blasen, die plakten. Er betheiligte sich an der Revolution, wie ein Schiffbrüchiger, dem jedes Mittel recht ist, sich zu retten, und durchlief alle Phasen und Stufen derselben, in der Hoffnung, doch wenigstens eine Stelle zu finden, wo er festen Fuß fassen könne. Es gelang ihm auch, bei manchen Gelegenheiten sich hervorzuthun, und eine Rolle zu spielen; aber bei dem eigentlichen Träger der Revolution, den arbeitenden Massen, konnte er keine Sympathie finden, weil er selbst keine Sympathie mit dem Volke, der Revolution und der Freiheit hatte. Es ist merkwürdig, wie leicht es selbst dem ungebildeten Auge des Volkes klar wird, ob Jemand wirklich aus Ueberzeugung und Sympathie für eine Sache handelt, oder ob er bloß die Sache zu seinen persönlichen Zwecken benützt.

Julius sah bald ein, daß er keinen Platz im Vertrauen des Volkes habe, und wurde von einem Aufwiegler zu einem Abwiegler. Er theilte das Loos so mancher gefeierten Größen der letzten Revolution, die kein Vertrauen zu derselben hatten, und, wenn sie auch nicht gerade dieselbe verriethen, so doch eine Haltung in derselben beobachteten, welche in ihren Effekten und Resultaten vollständig einem Berrathe gleich kam. Da übrigens damals gerade solche halben Leute ihren Preis hatten, weil man sie zur Besiegung der Revolution nothwendig hatte, so gelang es auch Julius eine Zeit lang in die Höhe zu kommen, und sich eine Weile in den Strahlen königlicher Gunst zu sonnen. Aber mit der Revolution ging auch der momentane Einfluß und die ephemere Würde verloren; der Herr sagte dem lästig gewordenen Diener, daß er viel zu klug und vorsichtig sei, als daß man ihn zu den gewaltsamen, leidenschaftlichen Mitteln der Contrevolution gebrauchen könne.

So hatte Julius alle Stadien seiner Laufbahn in seiner Heimath durchgespielt; mit seinen Kenntnissen, Fähigkeiten und seinem meistens guten Willen hätte er ein glückliches sich selbst und der Gesellschaft nützlich Leben führen können, wenn er nur nicht immer — zu klug gewesen wäre. Wir sehen ihn bald an Bord eines nach Amerika fahrenden Schiffes. In der neuen Welt, hoffte Julius, wären die „praktischen“ Eigenschaften, denen er sich bewußt war, mehr geschätzt und besser zu verwenden, als in Europa.

Vielleicht finden wir noch Gelegenheit, an der Fortsetzung dieser Biographie die Richtigkeit dieser Ansicht zu zeigen.

Wir haben hier einige Züge aus dem menschlichen Leben in einem einfachen und vielleicht geschmacklosen Rahmen zusammen gedrängt, die wir überall in der Gesellschaft bemerken, und die einen Beitrag zur Charakteristik der Gegenwart bilden. Die gewöhnliche Klugheit des alltäglichen Lebens verdrängt die großen Eigenschaften des menschlichen Geistes;

die Leidenschaften werden matt, die Empfindungen erlahmen, die Nützlichkeit und das Bedürfniß verschlingt selbst die Wissenschaft, die großen Ideen sinken zu zweifelhaften Erfahrungssätzen herab, und aus einem Geschlechte, zum Heldenthume bestimmt, wird ein Geschlecht von Epigonen.

Demokratie und Schulzwang.

Unter dieser Ueberschrift bringt der „Pionier“ vom 7. Dezember einen Artikel gegen die von dem Redakteur dieses Blattes vertretenen Ansichten über Schulzwang, welcher in der bekannten polemischen Weise des Herrn Heinzen diese Ansichten zu widerlegen sucht. Wenn wir auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen, ist es nicht deshalb, um uns speziell mit den Einwendungen des Herrn Heinzen zu beschäftigen, — denn dies Thema ist von Herrn H. und seinen Gegnern schon seit Jahren erörtert, und ist in dem letzten Artikel des Pionier kein neues Argument enthalten, — sondern weil das Thema von solcher prinzipieller Wichtigkeit ist, daß bei der Besprechung desselben die obersten Grundsätze der Staatenbildung und Civilisation in Anwendung kommen. Die wichtigsten Fragen über die Rechte des Staates an den Menschen, und des Menschen an den Staat, über die „natürlichen“ Rechte des Menschen, über die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt und des allgemeinen Wahlrechtes kommen hier in Betracht, und man wird aus der Art und Weise, wie die Frage vom Schulzwang erledigt wird, eine prinzipielle Differenz in Bezug auf das ganze politische System entwickeln können.

Wir glauben, am einfachsten und verständlichsten zu sein, wenn wir die Grundlagen unseres politischen Systems kurz zeichnen, die Einwürfe dagegen mittheilen, und die Beziehungen dieser differirenden Meinungen auf unseren speziellen Gegenstand nachweisen.

Fassen wir den Staat als ein sittliches Gemeinwesen auf — ein Gegensatz zu den patriarchalischen Theorien, die dem Staate eine natürliche, aus dem Familienleben hervorgehende Basis geben, — als eine Sphäre des allgemeinen Rechtes, soweit und insofern dasselbe in dem Bewußtsein der den Staat bildenden Völker enthalten ist; so haben wir gleich im Anfange zwei Grundbestimmungen, das Recht und die öffentliche Meinung, welche beide mit einander in Wechselwirkung stehen, und sich gegenseitig influenziren, aber dennoch durchaus nicht mit einander zu verwechseln sind. Die öffentliche Meinung kann sich mehr oder weniger von

dem Rechte entfernen, deßhalb bleibt das Recht dennoch bestehen, entweder durch bestimmte Geseze, Verfassungen oder dergl. geschützt, oder durch die Sitte, welche in vieler Beziehung strengere Geseze gibt, als das positive Recht selbst. Welches Maaß von Rechten ein Volk besitzt, unabhängig von der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Wahlrecht, dies hängt von der Civilisation der jedesmaligen Nation und Zeit ab. Die civilisirten Nationen sind übereingekommen, gewisse Rechte auf Leben, Eigenthum und persönliche Freiheit als unveräußerliche Rechte zu betrachten, die man nur auf richterlichem Wege, niemals auf dem Wege der Gesetzgebung und des allgemeinen Wahlrechtes, antasten kann. Diese ewigen und unveräußerlichen Rechte sind in dem einen Staat mehr, in dem andern weniger deutlich ausgesprochen, hier durch positive Geseze, dort nur durch das Bewußtsein vertreten, oft sogar durch eine religiöse Anschauung; sie sind aber überall vorhanden, wo überhaupt Civilisation besteht. In Amerika sind die Grundlagen dieser Menschenrechte in der Constitution [Habeas Corpus Akte u. s. w.] und in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegt, der technische Ausdruck dafür ist: *höheres Recht*. Wenn man die Verfassung der amerikanischen Republik mit wenigen einfachen Worten definiren will, so kann man sagen: sie ist die Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes, gemäßigt durch die natürlichen Rechte des Menschen; diese Definition ist wenigstens theoretisch richtig, wenn auch die Definition, sie ist eine „Demokratie, gemäßigt durch Corruption“, mehr praktische Richtigkeit haben mag.

Herr Heitzen gibt selbst ein solches „natürliches Recht“ zu, das Recht auf Revolution, welches dann eintritt, wenn „die Voraussetzung aufgehoben wird, daß die Minorität wie die Majorität gleiche freie Agitation für ihre Meinungen und Interessen und den freien Gebrauch der allgemein angenommenen Rechte habe.“ In diesem Falle ist eine vollständige Anerkennung der Theorie des höheren Rechtes enthalten, und es nimmt sich wunderbarlich aus, wenn wir einige Zeilen weiter folgende Behauptung des „Pionier“ lesen:

Es ist also durchaus müßig, sich auf solche Barrieren der Sicherheit zu berufen, wie „allgemeine Menschenrechte“, natürliche Rechte, welche also auch die Majorität nicht soll antasten dürfen. Es bleibt nur übrig, von einer Gesellschaft von Menschen anzunehmen, was man von dem einzelnen Menschen annimmt; daß er nämlich im eigenen Interesse sich nicht den Hals abschneiden wird; oder aber, wenn sie oder er durch Mangel an Erkenntniß in diese Gefahr gerathen sollte, sie, wie ihn zu belehren.“

Hier wären wir also wieder bei unserem Thema; wenn ein Volk seine eigenen Interessen nicht kennt, muß man es belehren.

Hier haben wir den einfachen Fundamentalschluß, der jeder gesellschaftlichen Organisation zu Grunde liegt. Belehrung und Erziehung ist die Vorbedingung und Voraussetzung, das allgemeine Wahlrecht ist die Vermittelung, das Recht selbst, in dem allgemeinen Rechtsbewußtsein und den unveräußerlichen Menschenrechten enthalten, das Resultat jeder gesellschaftlichen Organisation. Wir haben also folgende Kategorien: 1. die allgemeine Volksbildung, 2. das allgemeine Wahlrecht, 3. die allgemeinen Menschenrechte. Aus diesen drei Punkten besteht jede Demokratie und demokratische Gemeinschaft. Das Räthsel der Demokratie ist dann gelöst, wenn die Volksbildung den Volkswahlen gemäß ist, und die Volkswahl die Vermittelung zwischen beiden vollzieht. Wo von diesen drei Punkten einer fehlt, oder nur mangelhaft existirt, da ist die ganze Organisation mangelhaft und gebrechlich, und wenn einer dieser drei Punkte dem Belieben oder Zufalle überlassen wird, sind auch die beiden andern in Frage gestellt. Es herrscht eine solidarische Verantwortlichkeit zwischen diesen drei Punkten, welche in jeder gesellschaftlichen Organisation, gleichviel ob sie frei oder unfrei ist, sich geltend macht.

Der größte Fehler, den man begehen kann, liegt darin, wenn man das ausschließliche Gewicht auf einen dieser drei Punkte legt. Diesen Fehler begeht z. B. die sog. demokratische Partei in Amerika, indem sie alles Gewicht auf die Volkswahl, auf die Volkssouverainität legt, und sowohl die eigentlichen Zwecke des allgemeinen Wahlrechtes, die Menschenrechte, als auch die Bedingungen desselben, die allgemeine Volksbildung, vernachlässigt, ignorirt, ja sogar negirt. Wir haben hier ein gleichseitiges Dreieck, an dem jede Seite das gleiche Recht und die gleiche absolute Gültigkeit hat, und mit demselben Ernste, mit dem man auf die Aufrechthaltung des allgemeinen Wahlrechtes besteht, muß man auch für die Erhaltung der Menschenrechte und die allgemeine Volkserziehung sorgen.

Ein Staat, der in dem allgemeinen Wahlrecht die oberste politische Gewalt anerkennt, und dessen Funktionen eben durch das allgemeine Wahlrecht in Thätigkeit gesetzt werden, überläßt seine ganze Existenz und seine Zukunft dem Zufalle, wenn er nicht dafür sorgt, daß die ewig veränderliche, neuerungslustige Laune des Volkes durch gewisse Gesetze gebunden ist, deren Befolgung den Ausdrücken der öffentlichen Meinung und des allgemeinen Wahlrechtes Gleichmäßigkeit und Consequenz gibt. Das allgemeine Wahlrecht ist die gefährlichste politische Maschine, die jemals existirt hat, gefährlicher wie jede Art religiöser und politischer Tyrannei, wenn sie nicht mit gewissen Garantien verbunden ist, welche einen vernünftigen Gebrauch desselben sichern. Das allgemeine Wahlrecht beruht auf dem Rechte des Stärkeren und kann zu einem brutalen Faustrechte werden, wenn es sich in den Händen eines rohen, ungesitteten Volkes befindet, und

nicht durch Gesetze in gewisse Schranken eingeschlossen sind. Nicht genug, einen Kreis von Rechten festzustellen, die über der Einmischung der Majoritäten und dem allgemeinen Wahlrechte erhaben sind, und an denen sich die Gesetzgebung nicht vergreifen darf, also in negativer Weise den Mißbrauch des allgemeinen Wahlrechtes zu verhüten; ist es auch nothwendig, die positiven Bedingungen zu erfüllen, von denen eine normale, gesunde Praxis des allgemeinen Wahlrechtes abhängig ist. Der Staat ist dadurch, daß er jedem einzelnen Menschen mit den gesetzlichen Qualifikationen, — Alter, Aufenthalt u. s. w. — das Wahlrecht garantirt, auch verpflichtet, ihm die nöthigsten Vorbedingungen zum richtigen Gebrauch des allgemeinen Wahlrechtes zu garantiren, d. h. dasjenige Maaß von Bildung, welches den Menschen in den Stand setzt, sich die nöthigen Kenntnisse über seine Pflichten als Bürger zu verschaffen. Der Staat garantirt dem Individuum die allgemeinsten, elementarsten Rechte; er muß ihm auch die allgemeinste elementare Bildung garantiren, und je größer der Kreis von Rechten ist, die der Staat den Individuen gegenüber garantirt, desto weiter muß auch die Sphäre der Nationalerziehung sein. Eines bedingt das Andere. Man hört immer den alten Satz wiederholen, daß die Freiheit eines Volkes von der Bildung desselben abhängig sei; was sagt dieser durch tausendjährige Erfahrungen bewiesene Satz weiter, als die Richtigkeit unserer Ansicht, daß einem gewissen Maaße von Freiheit ein gewisses Maaß von Bildung zur Seite stehen müsse. Das Faktum der Wechselwirkung zwischen Freiheit und Bildung steht fest; warum soll man diese Thatsache nicht durch ein Gesetz constatiren?

Die Gegner des Schulzwanges geben sich alle mögliche Mühe, denselben als eine unerträgliche Tyrannei hinzustellen, und es ist wirklich rührend, zu sehen, wie sie gegen diese Tyrannei protestiren. Wir glauben; daß es mit dieser Tyrannei nicht so schrecklich ist. Sie wird gegen eine Altersklasse angewendet, gegen welche in allen Verhältnissen Zwang angewendet wird. Daß der Schulzwang ein Zwang gegen die Eltern sei, ist nur wohl dann der Fall, wenn die Eltern selbst nicht fähig sind, ihre Pflichten gegen den Staat und ihre Kinder zu erfüllen. Wo dieser Schulzwang wirklich als ein Zwang gegen die Eltern erscheint, da ist er gewiß gerechtfertigt.

Ueberhaupt kommen wir zu der Cardinalfrage: Ist die Volkserziehung Sache des Staates oder nicht? Die Gegner des Schulzwanges müssen diese Frage verneinen, sobald sie nur auf einen Schatten von Consequenz Anspruch machen wollen. Gibt man es zu, daß die Volkserziehung ein Recht und eine Pflicht des Staates sei, so gibt man auch zu, daß das staatliche Institut der Schule für alle Bürger gerade so zwingend und verbindlich sei, wie alle andern staatlichen Anstalten.

Während der Schulzwang in der Theorie vollständig begründet ist, und aus dem Wesen des Staates wie der Volkserziehung selbst nothwendiger Weise folgt, so ist er auch in der Praxis von einer Nützlichkeit und Nothwendigkeit, die Niemand leugnen wird, der nur einen Tag lang das Volk und sein politisches Treiben beobachtet hat. Die größten Gefahren, denen eine Republik ausgesetzt ist, die Corruption und Demoralisation, verschwinden, wie ein Schatten, vor der Praxis des Schulzwanges. Sollen wir noch an die letzte Wahl erinnern? Abgesehen von der politischen Nützlichkeit, ist ein nationales, allgemein verbindliches Schulsystem das einzige Terrain, auf dem man den confessionellen Haber beseitigen kann, der bei der jetzigen Einrichtung der confessionellen Privatschulen schon die Gemüther der Jugend vergiftet. Hier kommen wir auf eine neue Seite der Frage, welche wir einer späteren Besprechung vorbehalten.

Die anglosächsische Race.

In Folge der Gerüchte über die Lockerung des englisch-französischen Bündnisses entspann sich eine interessante Debatte zwischen der Pariser „Assemblée nationale“ und der „London Times“. Das Pariser Blatt warf England Egoismus und eine krämerhafte Politik vor, welche eine ganz antifranzösische Richtung habe, und die Times antwortet darauf in einer Weise, welche nicht nur für diese spezielle Veranlassung bezeichnend ist, sondern überhaupt für die englische Politik und für die ganze Weltstellung der anglosächsischen Race. Wir sind gewohnt, den Engländer mit Stolz und Selbstgefühl auf andere Nationen herabblicken zu sehen, und wir können nicht verhehlen, daß dieses Nationalgefühl einen Anschein von Berechtigung hat. Die anglosächsische Race ist nun einmal die weltherrschende, und dies können wir mit Sicherheit hinzusetzen, wird es immer mehr werden; die englische Sprache nimmt schon jetzt die Stelle einer Weltsprache ein; die Stellung dieser Race und Sprache wird aber mit den steigenden Verkehrs und Kulturmitteln immer noch bedeutender werden. In drei großen Gruppen sondert sich diese Race. Zuerst ist England da, das Mutterland, das seine Colonien in allen Theilen der Erde besitzt und seinen Einfluß überall geltend macht; dann die Ver. Staaten mit ihrem unverkennbar großen „manifest destiny“, mit der größten Ausdehnungsfähigkeit und Assimilationskraft, welche jemals ein Volk besessen; drittens sehen wir in Australien unter der Leitung der anglosächsischen Race ein neues Amerika heranwachsen, welches in wenigen Jahren eine imposante, selbstständige:

Stellung im Weltverkehre einnehmen wird. Wie viele Fehler man auch in der innern Constuktion der englischen Verfassung bemerken mag, welche großen historischen Uebelstände auch in den Ver. Staaten existiren: wie unreif und unentwickelt auch die australischen Zustände noch sein mögen: so viel ist sicher, daß, wo die anglosächsische Race auftritt, daß da ein lebhaftes Gefühl für Recht, für Individualität herrscht, daß dort der Grundsatz der Selbstregierung aufgestellt wird. Wie noch neulich ein Redner in einem Vortrage über Sklaverei die Bemerkung machte, daß unter der Herrschaft der englischen Sprache keinerlei Art menschlicher Tyrannei auf die Dauer gedeihen könnte, und daß, sollte sich einmal um den Golf von Mexico herum ein großes auf dem Grundsätze der Regersklaverei etablirtes Südreich bilden, daß dann die herrschende Sprache nicht die englische, sondern die spanische sein werde, so auch glauben wir, daß mit der Verbreitung des anglosächsischen Einflusses auch die Verbreitung der Freiheit und die Annäherung an die Weltrepublik und die Weltsprache verbunden sein wird. Das offizielle, aristokratische England selbst kann dies nicht hindern. Schon hat sich die Union als eine große, unabhängige Republik in den Kreis der Nationen gestellt; schon ist Australien im Begriffe, dasselbe zu thun; schon gähren in dem Schooße der englischen Monarchie selbst die Emanzipationsideen, welche die Colonien freigemacht haben: es ist kein Zweifel, daß das manifest destiny der anglosächsischen Race die Freiheit und Selbstregierung ist, die sich schon im Mittelalter in der alten germanischen Gemeindeverfassung und in der englischen Habeas corpus Akte ausgesprochen hat. Das stammverwandte Deutschland steht als Vertreter der Gedankenfreiheit den praktischen Freiheitsbestrebungen der anglosächsischen Race zur Seite, und der historischen Bestimmung dieser Nationen gegenüber wird weder das romanisch-katholische, noch das slavisch-griechische Element eine Zukunft haben.

Man hat so viel von der Pentarchie, der Herrschaft der fünf Großmächte und dergl. gesprochen; wir glauben, daß man heute die Weltgeschichte nicht mehr nach Dynastien eintheilen kann, sondern nach Nationalitäten, und daß auch bald die Zeit der Nationalitäten vorüber sein wird, das Reich der Humanität hinter sich zurücklassend. Jetzt stehen drei große Gruppen im Vordergrunde der Weltgeschichte, die slavischen Völker, auf das große Binnenland Asiens angewiesen; die romanischen Völker, die Mittelmeer-Völker, die anglosächsischen Völker, die ozeanischen Völker. Die slavischen Völker vertreten den primitiven Zustand der menschlichen Gesellschaft, das Zeitalter der Nomaden, der Jäger, der Patriarchen, der Theokratie, und endlich der orientalischen Despotie, eine Periode, welche die Menschheit schon zweitausend Jahre überlebt hat. Jede Berührung mit der Kultur wird diese primitiven Zustände zersetzen und auflösen; nur in barbarischer Abgeschlossenheit und Isolirung

kann sich Rußland als eine imposante Weltmacht erhalten. Je mehr sich Rußland von dem Binnenland ab- und dem Ozean zuwendet, desto mehr verliert es seinen Schwerpunkt, und die Erschaffung der russischen Flotte durch Peter den Großen ist vielleicht eher ein Nagel am Sarge der russischen Größe gewesen, als der Grundstein seiner Weltherrschaft. Rußland kann sich nur dadurch erhalten, daß die verschiedenen Interessen, welche es in sich enthält, nicht zur Thätigkeit kommen; treten sie, wie dies in Folge des Welthandels und der Verkehrsmittel nicht anders möglich ist, in Thätigkeit, machen sie sich mit der im Charakter der Zeit liegenden Energie geltend, so werden sie den einen großen Grundgedanken des russischen Reiches verwischen, nach verschiedenen Richtungen aus einander laufen, und das Ganze aus einander brechen. Das Geheimniß der russischen Größe liegt nur in der Despotie, welche es im übrigen Europa zu erhalten weiß; Rußland in seiner jetzigen Form hat ebensowenig eine Zukunft, wie der europäische Despotismus überhaupt.

Während Rußland das Zeitalter orientalischer Urgeschichte vertritt, zeigen uns die romanischen Nationen die verschiedenen Stufen des Mittelalters. Dies mag übertrieben dünken, da manche der romanischen Staaten, Frankreich an der Spitze, Piemont u. A. in vieler Beziehung moderner sind, als die moderne Zeit selbst. Aber die Grundform der ganzen Staatenbildung dieser Staaten ist immer noch mittelalterlich; Rom ist die Hauptstadt dieser Welt, und das Mittelmeer das Centrum ihres Verkehrs. Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß Frankreich, das von zwei Seiten von dem atlantischen Ozeane umspült wird, gerade sich Algier als Colonie aussuchte, und daß es der höchste Wunsch französischer Machthaber ist, das Mittelmeer zu einem französischen See zu machen. Frankreich hat niemals seine transoceanischen Verbindungen ganz benützen können; seine Colonien jenseits des Ozeans haben sich nicht erhalten können; in Ostindien und Nordamerika hat Frankreich die größten, fruchtbarsten Gebiete abtreten müssen, um sich auf seinen Einfluß im Mittelmeer zu beschränken. Frankreich ist der Mittelpunkt der romanischen Staaten, uer ndenen wir vorzugsweise außer Frankreich die italienischen Staaten, Spanien und Portugal verstehen. Diese Staaten stehen unter der politischen Vormundschaft Frankreichs, und nehmen an allen den leidenschaftlichen Bewegungen und Katastrophen Theil, denen die Romantiker der Weltgeschichte, die Franzosen, unterworfen sind. Um Frankreich in seinen liebenswürdigen Eigenschaften würdigen zu können, muß man die mittelalterlichen Romantiker lesen, den Ariosto oder Tasso; wir finden in der französischen Geschichte den ganzen Heroismus, aber auch die ganze Leichtfertigkeit der romantischen Schule; Frankreich wird nicht von Grundsätzen und Interessen, sondern von Leidenschaften und Vorurtheilen regiert, und bildet in seiner ganzen Entwicklung einen schroffen Gegensatz zu der historischen,

organischen Bildung der englischen Institutionen. Wer möchte läugnen, daß Frankreich, wie die ganze mittelalterliche Romantik, seine Blüthenzeit hinter sich hat? Das Frankreich im Ausbau zeigt uns die Zukunft Frankreichs. In Canada, in Louisiana, im ganzen amerikanischen Westen haben die Franzosen die Prioritätsrechte bei der Ansiedelung reicher, großer Länderstriche und mächtiger Städte gehabt, — aber wie haben sie diese Prioritätsrechte ausgearbeitet? Ueberall ist der französische Einfluß vor dem anglosächsischen Einflusse verschwunden. Die Franzosen sind nicht im Stande, Colonien zu gründen; dies beweist selbst Algier, dessen Erwerbung und Besiedelung der französischen Staatskasse solche Summen kostet, daß man für die Kosten einer Farm in Algier bei Paris ein Schloß kaufen kann. Die Thatfachen bilden einen wesentlichen Beitrag zur Beurtheilung französischer Zustände, und geben einen Wink für die Zukunft Frankreichs. Mit Spanien verhält es sich natürlich noch schlimmer; hier tritt die Inferiorität der romanischen Volksstämme der anglosächsischen Race noch deutlicher hervor, als in dem glänzenden, großartigen Frankreich; Spanien wird durch den Zusammenstoß beider Racen am empfindlichsten, — in Cuba — büßen müssen. Denn daß Cuba mit den Ver. Staaten verbunden werden muß, ist eine historische und geographische Nothwendigkeit, trotzdem daß die Sklavenfrage in den Ver. Staaten diese ganze Angelegenheit entstellt und verwirrt. Italien, diese Summe von glänzenden Erinnerungen, dieser Jubegriff von Genie, Ruhm und Poesie, mag vielleicht noch eine der Erinnerungen würdige Zukunft haben, aber ganz gewiß unter anderen Umständen, wie den jetzigen, und nach Beendigung großer Zersetzungen und neuer Verbindungen, welche dem italienischen Volkseiste neues Leben zuführen.

Bei der Solidarität der Völker, welche jeden Tag deutlicher hervortritt, ist es freilich bedenklich, von der Weltherrschaft einer Nation oder Race zu sprechen; jede kleine Nation macht sich in ihrer Weise geltend, und die demokratischen Grundsätze von der Gleichberechtigung gelten schon mehr im Völkerrechte wie im Staatsrechte, mehr den Völkern, wie den Individuen gegenüber. Aber trotzdem kann man sagen, daß das unzertrunlich mit einander verbundene angelsächsische und germanische Element die leitende Rolle in der Weltgeschichte spielt, und den Charakter der Gegenwart angibt. Dieses Element vertritt alle Erfindungen, Entdeckungen und Bestrebungen der Gegenwart; es vertritt überall die Zukunft und die Entwicklung der Menschheit; es vertritt die modernen Ideen in der Politik, wie in der Gesellschaft; sein Einfluß macht sich in allen Gegenden der Erde geltend, und dies trotz vielfacher Barbarei, welche an einzelnen Stellen mit unterläuft, in einer civilisirenden, befreienden Weise. Weit entfernt, daß dieses Element jetzt schon seine Rolle ausgespielt hätte, fängt dieselbe kaum an; der Einfluß der großen Union auf die Geschicke der Menschheit macht sich

kaum erst geltend ; Australien, noch vor wenigen Jahren ein Aufenthalt der Verbrecher, reist erst jetzt zur Selbstständigkeit heran ; England selbst ist noch in Banden russischer und französischer Diplomatie ; aber in allen drei Ländern sind die Bürgschaften gedeihlicher Entwicklung gegeben, welche den ganzen Erdball mit einem Kreis von Reformen umgeben wird. So despotisch ungerecht und inhuman Englands Verhältniß zu seinen Colonien in Ostindien und anderswo auch sein mag, es liegt doch immer ein Motiv der Civilisation darin ; diese barbarischen Länder und Nationen kommen doch dadurch mit europäischer Cultur in Berührung und werden in den St. om der Weltgeschichte hineingezogen. Hören wir über diesen Gegenstand die „Times“, welche sich in ihren Ausfällen gegen die „Assemblée nationale“ folgendermaßen ausdrückt :

„Die angelsächsische Race, worunter wir England und seine Sproßlinge verstehen, schwingt sich zu einer nahezu universalen Oberherrschaft auf ; dieses Welt- Supremat brauchen aber die guten und redlichen Menschen keines Landes zu bedauern. Es ist, glauben wir, die Schicksalsbestimmung Englands, in den Jahrbüchern der Welt eine Stelle einzunehmen, nach der kein anderes Land streben kann. In der That, die Geschichte der Menschheit war gleichsam eine Vorbereitung zum Erstehen eines Volkes, welches alle Nationen der Erde zu einer einzigen Familie vereinigt. Schon wird unsere Sprache von den zwei thatkräftigsten und mächtigsten Staatsgemeinden des Erdballs gesprochen, und auf der südlichen Erdhälfte wächst ein anderer Zweig unseres Stammes rasch zur Größe einer Nation empor. Was die Welt der Barbaren betrifft, so fällt sie beinahe ganz unter unsern Einfluß. Die weiten Regionen Asiens, die von zwei Drittheilen des Menschengeschlechts bewohnt sind, durchdringt die rastlose Energie des englischen Volkes. Die große Masse von Mahomed- und Brahma- Gläubigen gehört zu den Unterthanen der Königin Victoria. Liegt etwas Befremdendes in dem Umstand, daß wir in Constantinopel mit Erfolg Rath ertheilen, da doch England die erste Muselmännische Macht ist ? Im fernen Osten wird China durch energische Engländer in Verkehr mit der übrigen Welt gesetzt. Das chinesische Reich wird durch Glaubenslehren zerrüttet, die unsern Missionären entlehnt sind ; und in unsern australischen Colonien gibt es Chinesen zu Zehntausenden, die unsere Sprache und Gesittung die Ufer unbekannter Ströme entlang in das Herz von Weltgegenden mit sich zurücknehmen, die bisher dem Licht der Erkenntniß verschlossen waren. Unsere Eisenbahnen und Telegraphen werden bald von den Küsten des Mittelmeeres und des indischen Ozeans bis in das Herz Asiens reichen. Aegypten ist durch unsere Ueberlandpost civilisirt worden. Die asiatische Türkei un-

die Gestade am persischen Meerbusen werden bald diesen neubelebenden Einfluß spüren. Unsere Reisenden durchkreuzen Afrika von Meer zu Meer, und die Morgenröthe einer glänzenden Zukunft leuchtet den unglücklichen Kindern Cham's in Folge der Niederlassungen, die wir so dicht auf ihren Küsten gepflanzt haben. Die ungeheuren Eilande des indischen Meeres werden bald als Stationen auf der Reise nach Australien sich nützlich erweisen; ihre Bewohner werden sich civilisiren, und ihre Hülfquellen der Menschheit dienen. Dieß ist die Weltherrschaft, welche England beschieden ward. Dieß sind seine friedfertigen Triumphe."

Uebersetzen wir die Worte der Times aus der schwülstigen Sprache des offiziellen Blattes in die gewöhnliche Sprache des gesunden Menschenverstandes, so finden wir allerdings, daß England die große Mission hat, den Erdball zu civilisiren, und für die Menschen wohnlich zu machen. Welches auch die Absichten und Interessen sein mögen, welche den englischen Bestrebungen in Asien, Polynesen u. s. w. zu Grunde liegen, und welche barbarische Handlungen mit unterlaufen mögen; die hauptsächlichsten Resultate dieser Weltpolitik reichen über die egoistischen Pläne der englischen Krämerwelt hinaus und sind davon unabhängig. Auch das alte Rom, seine Proconsuln und Cäsaren, verübten viele Brutalitäten, indem sie die Welt zusammen eroberten, aber die Folge des römischen Weltreiches war das Christenthum. England wird zur Weltrepublik der Zukunft in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie das alte Rom zur Weltherrschaft des Christenthums; statt der Herrschaft über den Erdball, den es im Interesse seines Welthandels erstrebt, wird es der Erde die Freiheit erkämpfen, und dabei wird der Handel noch besser stehen, wie im andern Falle.

Die *Ber. Staaten* und England mögen in manchen Lokalinteressen und untergeordneten Fragen differiren, — die großen kulturhistorischen Zwecke sind beiden gemeinsam. Die *Ber. Staaten* setzen das Colonisations- und Annexationsystem Englands fort, nur vielleicht mit noch größerer Energie, noch bedeutenderem Erfolge, und haben in dem Föderativsystem ein passenderes Mittel zur Vergrößerung gefunden, als England in dem Colonisationsystem. Das Föderativsystem, wie es in Amerika etablirt ist, wird voraussichtlich das politische System der nächsten Zukunft sein; es eignet sich ausgezeichnet dazu, alle die Veränderungen zu ermöglichen, welche der Beseitigung der dynastischen und Nationalitätspolitik folgen werden; es paßt ausgezeichnet zu der Zeit eines Ueberganges, während welcher man die verschiedensten Stufen der Civilisation mit einander in das Verhältniß der Wechselwirkung und Gleichberechtigung bringen muß. Die Ausdehnbarkeit dieses Systemes hat keine Grenzen; es erlaubt ein Zusammenwirken der Menschen zu einem Ziele, und läßt doch den einzelnen Gliedern des Ganzen eine selbstständige Aktion. Dieses Föderativsy-

stem ist in seinen Grundlagen ächt germanisch; auch das germanische Leben war eine Aneinanderfügung selbstständiger Elemente, Corporationen, Stände u. s. w., und diese Art der gesellschaftlichen Zusammensetzung muß sich im großen Weltleben wiederholen. Daß die amerikanische Union noch in vieler Beziehung roh, unreif, barbarisch ist, muß gewiß zugestanden werden, doch wird gerade durch die hier angedeuteten Veränderungen, durch die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Nationen auch ein Theil der auf der Union lastenden Uebelstände beseitigt werden. Der Tag wird nicht mehr ferne sein, daß die Union eine unnatürliche Neutralität aufgibt, welche schon jetzt nichts Anderes, wie Lüge und Illusion ist, die dem Föderativsystem geradezu widerspricht und überhaupt sich mit der modernen Entwicklung nicht verträgt. Trotz vieler historischer Uebelstände ist das Fundament der Ver. Staaten so gelegt, daß ein tüchtiges Staatswesen darauf bestehen kann, ja muß.

Eine große Umwälzung der politischen Ideen wird durch die Emanzipation A u s t r a l i e n s hervorgebracht werden, die selbst von englischen Staatsmännern mit Sicherheit und für eine nicht sehr ferne Zeit mehr vorausgesehen wird. Hier wird sich in verhältnißmäßig kürzerer Zeit, als Amerika zu seiner Unabhängigkeit und Staatenbildung brauchte, ein Bund föderirter Republiken bilden, welcher der Civilisation auf der südlichen Hälfte des Erdballes einen festen Anhaltspunkt geben werden. Dadurch wird die Union aus ihrer isolirten Stellung herausgerissen, und die republikanischen Institutionen werden eine Weltmacht. Von den äußersten Enden der civilisirten Welt an werden dann die republikanischen Ideen wieder auf ihren Mittelpunkt zurückwirken und so die Wiedergeburt Europa's einleiten.

Wenn wir auf diese Weise die freie Entwicklung und Organisation des Menschengeschlechtes erwarten, und der anglosächsischen Race in dieser Entwicklung die leitende Rolle profezien, so ist damit keineswegs der alte Nationalitäten- und Racenunterschied beibehalten, welcher die Ansichten gewisser Politiker auf eine enge Sphäre beschränkt. Früher benutzten die Nationen der Erde, die im Mittelpunkte der Weltgeschichte und an der Spitze der Entwicklung standen, ihre hervorragende Stellung dazu, die untergeordneten Völker zu unterdrücken; jetzt gilt es nichts anders, als diese Völker mit zu gleichem Grade der Kultur und Freiheit heranzuziehen. Man spricht so viel über den Racenhochmuth der Anglosachsen, aber wir glauben, daß keine Race sich mit fremden Elementen leichter vereinigt, und fremde Elemente lieber aufnimmt, als gerade diese Race. Ein Beispiel ist für uns die Union, dieser große Schmelztiegel aller Nationalitäten und Racen, die sich hier ohne Gewalt und Zwang zu einem gemeinsamen staatlichen Körper vereinigen. Ueberhaupt werden vor der steigenden Macht der politischen Ideen die nationellen und religiösen Differenzen in den Hintergrund tre-

ten. Dies sieht man schon jetzt in Europa wie in Amerika. In Europa ist noch der barbarische Altruffe, nicht aber der gebildete Mann des Westens ein Fanatiker der Race. Ebenso wie die conservativen Interessen und Parteien keine nationale Grenzlinie mehr anerkennen, sondern von Madrid bis Petersburg von denselben Bestrebungen beseelt sind, ebenso ist auch die europäische Demokratie solidarisch mit einander verbunden, und der deutsche Demokrat steht dem französischen Demokraten näher, wie seinem Nachbar und Landsmann, der andere politische Gesinnungen theilt. Ebenso theilen sich auch in Amerika die Freundschaften und Abneigungen mehr nach politischen wie nach nationalen Verschiedenheiten ab. Die Verwandtschaften zwischen den Individuen und Völkern werden immer mehr und mehr vergeistigt, der unmittelbaren Naturabhängigkeit enthoben, von freier Wahl und innerer Uebereinstimmung abhängig.

Dies ist der Zweck aller Bestrebungen der Gegenwart, der Politik wie des Handels, der Wissenschaft, wie des Krieges, der Telegraphen, Eisenbahnen, Dämpferlinien und des ganzen Apparates der modernen Industrie: das Menschengeschlecht will die Erde sich wohlthätig und heimathlich machen; es will vollständigen Besitz von dem Erbtheil, das die Natur ihm gegeben, ergreifen. Bis jetzt hatte die Menschheit kaum ein Fünftel der bewohnbaren Erde civilisirt, d. h. sich zum Wohnplatze zurecht gemacht; eine Menge socialer Leiden entstanden durch die Anhäufung vieler Menschen auf ein verhältnißmäßig zu kleines Terrain; daraus entstanden nationale Eifersuchten, Feindschaften, Handelsbeschränkungen nach Außen, Unterdrückungen, Despotie, Gewaltherrschaft im Innern. Sobald aber die Menschheit sich als eine Gesamtheit betrachtet, und als solche von der Erde, von der ganzen Erde Besitz nimmt, dann haben wir unendlich mehr Mittel, die socialen Bedürfnisse zu befriedigen, wie jetzt. We der Welthandel den großen Hungersnöthen des Mittelalters und der alten Zeit ein Ende gemacht hat, so wird die Weltrepublik den stürmischen, blutigen Katastrophen im politischen Leben der einzelnen Völker ein Ende machen, und unter der Herrschaft eines ungestörten Friedens, im Besitze aller Hilfsmittel, welche die gütige Natur dem Menschen gegeben, und die durch die Wissenschaften dienlich gemacht sind, wird die Menschheit den Traum vom tausendjährigen Zeitalter wahr machen.



Z u m n e u e n J a h r e .

Wir sehen dem scheidenden Jahre fast mit Gleichgültigkeit nach; ja, was noch trauriger ist, wir sehen auch fast mit Gleichgültigkeit in das künftige Jahr hinein. Die Erinnerungen wie die Aussichten sind trübe, und wenn auch unsere Hoffnungen noch nicht ganz begraben sind, so sind sie doch so unbestimmt und auf eine so ferne Zeit hingewiesen, daß sie uns nur einen höchst allgemeinen Trost geben können. Wenn wir auch mit apodiktischer Gewißheit überzeugt sind, daß das Menschengeschlecht, mit unendlicher Bervollkommnungsfähigkeit begabt, sich fortentwickelt und einer höheren Stufe der Civilisation und des Rechtes entgegeneilt, so ist doch der Rahmen, in dem dies Gemälde menschlicher Entwicklung sich unsern Augen darstellt, so weit und groß, daß unsere individuellen Wünsche, Neigungen und Bestrebungen sich darin verlieren, ohne daß wir eine Spur davon in dem allgemeinen Gange der Ereignisse finden. Die Einsicht in eine solche nothgedrungene Entsagung ist hart, denn man will doch auch seinen Theil, wenn auch nicht am Siege, so doch am Kampfe haben, wenn auch nicht an den Resultaten, so doch an den Anstrengungen: aber selbst dies wird von einem diesmal ungerechten Schicksal verweigert.

Wir leben auf der Schattenseite des Glückes; dies ist einmal gewiß. Wenn man überhaupt auf- und absteigende Perioden in der Weltgeschichte unterscheiden kann, so gehört die erste Hälfte und auch noch ein Theil der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts der absteigenden Periode an, trotz der großen wissenschaftlichen und industriellen Errungenschaften. Ja, grade an diesen Errungenschaften, welche den Ruhm unseres Jahrhunderts bilden, sieht man es, wie sehr unsere Zeit dem Fortschritte widerstrebt, wie wenig Glück, Freiheit und Zufriedenheit sie durch die größten geistigen Bemühungen und Arbeiten erlangt; wie Alles, was heute für die Civilisirung und Befreiung des Menschengeschlechts gearbeitet wird, nur der Samen ist, der unter der Schneedecke liegt und eines künftigen Frühlings wartet.

Man wiederholt unaufhörlich, unser Zeitalter sei das Zeitalter des Dampfes. Aber die Weltgeschichte scheint selbst noch nichts davon zu wissen. Sie macht tausend Rückfälle, Winkelzüge, Umwege, und scheint sich vor dem graden Wege gar sehr zu fürchten. Sie coquettirt mit dem Mittelalter, sucht längst abgemachte Geschichten, wie das französische Empire, zu wiederholen, fügt sich wieder in den alten Pferch des Glaubens, und baut an den Trümmern der alten Zeit, statt an dem Fundamente der Zukunft. Es wird oft unerträglich, die ewig wiederkehrenden Launen und Marotten einer längst vergessenen Vergangenheit zu beobachten; jeder Steamer bringt die alten Dummheiten von Europa herüber; jedes Zeitungsblatt in Amerika wiederkaut ein altes, langweilig gewordenes Thema,

und gähnend rufen wir mit Salomon aus: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“

„Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, — wie können wir dies sagen, wenn wir das letzte Dußend Jahre an unserer Erinnerung vorüberziehen lassen, und uns der verschiedenen Situationen und Stimmungen erinnern, welche uns von einem Jahre in das andere begleiteten? Welch ein Wechsel der Scenen, welche eine Fluth der Ereignisse, die in der verhältnißmäßig kurzen Zeit an uns vorüber gezogen sind! Wir sahen einen großen, politischen Prinzipienkampf in Europa, mit allen welterschütternden Scenen im Folgen, welche den Tragödien der Weltgeschichte eigenthümlich sind; wir sahen eine friedliche, ruhige Entwicklung im Westen Amerika's, ein Emporblühen von Städten und Staaten, das beispiellos in der Geschichte der Menschheit ist. Sollen wir nicht stolz sein, dieser Zeit anzugehören?

Gewiß, das Drama menschlicher Entwicklung ist an und für sich groß und interessant genug, aber die einzelnen Scenen schleppen sich oft in ermüdender Langweiligkeit hin. So hat auch das letzte Jahr wenig Abwechslung gebracht, und wenn wir einen Rückblick auf die Betrachtungen des letzten Jahreswechsels werfen, so haben wir wenig Ursache zum Dank und zur Freude.

Die politische Situation in Europa war damals ziemlich dieselbe, wie heute; die westmächtlige Alliance war schon damals in ein zweifelhaftes, zweideutiges Stadium getreten; die europäische Diplomatie, die russische an der Spitze, vermittelte und intriguirte; die französische Nation spielte an der Börse; in Spanien schute sich die Regierung nach einer Reaktion; in Italien intriguirten die verschiedensten diplomatischen Einflüsse gegeneinander, aber gemeinsam gegen das Volk; die Schweiz beschäftigte sich mit Eisenbahnen, nicht mit der Politik, und war froh, wenn die Nachbarn sie nur in Frieden ließen; und Deutschland, — nun, Deutschland schmachtete „unter dem Schutze seiner dreißig Monarchen“, wie zu der Zeit des seligen Heine. In Deutschland ist es auch noch heute so, wie vor einem Jahre, bloß daß die Stricke und Fesseln etwas straffer gezogen sind, mit denen der deutsche Michel zu seinen „travaux“ *forces* geführt wird. Oesterreich hat das Confortat bekommen; der Gang der Reaktion geht hier gewaltsamer und geräuschloser, wie anderswo, und namentlich als in Preußen, wo die Reaktion der Junker und Pfaffen mehr Worte, wie Courage hat. Die Mittel, welche der österreichische Gesamtstaat angewendet hat und anwendet, um sein unnatürliches Conglomerat von Ländern und Völkern zusammenzuhalten, beweisen mehr, wie alle Versicherungen und Deklamationen Kossuths, wie schwierig, ja wie unmöglich die jetzige österreichische Politik auf die Dauer durchzuführen ist. Trotzdem kann man der

österreichischen Regierung weder das Lob der Klugheit, noch der Entschiedenheit verweigern. Sie hat im letzten Jahre sich durch viele Schwierigkeiten mit Geschick hindurchgerettet; in Bezug auf die europäischen Verwickelungen, das Concordat, die großen Finanzspeculationen, die italienischen Angelegenheiten, Fragen, welche große Gefahren für den Gesamtstaat erhielten, wußte Oesterreich eine vorsichtige Mittellinie einzuhalten, so daß heute seine Macht nach Innen und Außen sicherer erscheint, als selbst vor einem Jahre. Auch für die materielle Entwicklung geschah in Oesterreich viel; das Eisenbahnetz wurde vervollständigt, und für die Hebung der Industrie vermittelt großer Creditoperationen gesorgt. Selbst mit den Wissenschaften coquettirte die österreichische Concordatsregierung; es wurden geologische, archäologische und andere wissenschaftliche Institute gegründet, und im Oktober dieses Jahres fand eine große Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher in Wien statt, die wenigstens von den Fortschritten der Erfahrungswissenschaften zeugte. Damit steht freilich in großem Contraste, daß ein großer Theil der höheren Schulen den Jesuiten überantwortet wurde. Der Kaiser unternahm viele Reisen in seinem Lande, und wagte sich sogar nach Italien, wo ihm ein glänzender polizeilicher Empfang zu Theil wurde; diese äußern Erfolge können übrigens den nicht täuschen, der von der innern Unhaltbarkeit des österreichischen Kaiserreiches überzeugt ist, eines Reiches, das alle revolutionären Elemente, die nur in Italien, Deutschland, Polen und Ungarn enthalten sind, in sich vereinigt hat.

Wenn wir von Oesterreich Scheinerfolge berichten, so können wir dies nicht von Preußen sagen, dessen Regierung ihre falsche Politik nach Außen und Innen mit einem vollständigen Verluste der Achtung im Innern und der europäischen Weltstellung gebüßt hat. Die übermüthigen Junker und Pfaffen regieren im Innern, und der König ist nur noch ein Name; die übertriebensten Forderungen des Adels werden von der Regierung befriedigt, und die Bourgeoise ist in den Staub getreten. Wie Oesterreich das Concordat gemacht hat, so hat auch das protestantische Preußen einen Versuch gemacht, das Volk dem pietistischen Glaubenszwang zu überliefern; die alte Kirchenzucht ist in Preußen, und nach dem Vorbilde Preußens auch in Baiern und andern Staaten wieder eingeführt, und man sieht unter dem Scheine des eifrigen Protestantismus eine deutliche Hinneigung zur Reaction. Daß natürlich solche Versuche bei dem preussischen Volke keinen Anklang finden, versteht sich von selbst. Die unklugen Bestrebungen, die Gemeindeverwaltungen zu zerstören, die namentlich in der Rheinprovinz böses Blut gemacht haben, wurden dieses Jahr mit aller Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Nachdem durch die Neutralität während des letzten Krieges Preußen seinen Rang als Großmacht freiwillig aufgegeben hatte, kam ein Zwischenfall, der die Dyn-

macht des ehemals so mächtigen und gefürchteten Reiches auf das Deutlichste nachwies. Der Neuenburger Putsch zeigte die Isolirung, in welcher sich der preussische Einfluß befindet, und selbst, als Preußen die Intervention des Bundestages erlangte, fand es kein Mittel, seinen Willen der kleinen Schweiz gegenüber durchzusetzen. In der letzten Botschaft, mit welcher der König die Kammern eröffnete, sprach er in den entschiedensten Ausdrücken von seinen Souverainitätsrechten in Neuenburg, aber diese entrüsteten Worte werden höchstens bei den ufermärkischen Junkern, nicht aber bei den europäischen Regierungen ein Echo finden. Indessen ist die Neuenburger Angelegenheit immer noch eine der interessantesten und wichtigsten Thatsachen, die uns in das neue Jahr begleiten, und leicht könnten sich Complicationen dazu gesellen, wodurch wiederum die Ruhe Enropa's gestört würde.

Der dritte und Hauptstaat der alten heiligen Alliance, Rußland, hat im letzten Jahre Friedensschluß und Krönung zugleich gefeiert, und das Fundament zu einer anscheinend neuen Politik gelegt, zu der Politik der inneren Verbesserungen, welche an die Stelle der auswärtigen Eroberungen treten sollen. Obgleich wir in dem Manifeste des russischen Scaaren nicht gerade eine Verzichtleistung auf die traditionelle Politik Peters des Großen sehen, so glauben wir doch, daß das Jahr 1856 ein in der russischen Geschichte ausgezeichnetes sein, und einen Wendepunkt der russischen Geschichte bezeichnen wird.

England hat in den letzten Jahren sich kaum von der Stelle bewegt, von der zweideutigen, Janusartigen Stelle einer halb liberalen, halb konservativen Politik, die mit den Freiheitsbestrebungen der Völker nur deshalb coquetirt, um sie verrathen zu können. Die Spannung mit Rußland ist größer geworden, und in Folge dessen die Alliance mit Frankreich lockerer; doch scheint im Momente an den englischen Beziehungen zu Frankreich und Rußland noch nichts Wesentliches geändert zu sein. Während das offizielle England vorsichtig auf der Lauer liegt, schreitet die Volksbewegung langsam, aber unaufhaltsam voran; das Mißtrauen gegen die Dynastie und gegen das Ministerium nimmt zu; die Erbitterung gegen die französische Alliance zeigt sich jeden Tag deutlicher, und der Streit zwischen dem französischen Kaiser und der englischen Presse ist eines der charakteristischen Zeichen des Jahrhunderts.

Frankreich hat im verflossenen Jahre an das alte Frankreich von Versailles, dem Hirschpark und der Maitressenregierungen erinnert. Die Feste des Hofes, die Schwindel der Börse und die Operationen der Diplomatie theilten sich in die Aufmerksamkeit des französischen Publikums. Die westmächtliche Alliance wurde gelockert durch ein russisch-französisches Bündniß, von Spanien, Neapel, Preußen unterstützt, welches eine ganz neue politische Situation in Europa hervorzubringen droht. Im Uebri-

gen ist Frankreich mit Ueberdrehungen und andern Unglücksfällen reichlich heimgesucht worden, so daß es dem Kaiser oft schwer fiel, seine Rolle als Vorsehung ordentlich zu spielen. Die Ereignisse, welche die Familie Louis Napoleons betrafen, die Taufe des Königs von Algier u. s. w. werden wohl nicht als weltgeschichtliche Thatsachen anzusehen sein.

Spanien hat den letzten Rest einer constitutionellen Verfassung aufgehoben, und einen Staatsstreich gemacht, dessen Resultate in der Vernichtung der Verfassung, in der Zurücknahme des Dekretes über den Verkauf der geistlichen Güter, überhaupt in einem vollständigen Absolutismus bestehen.

Italien scheint auf der Schwelle der Revolution zu stehen; der diplomatische Bruch Neapels mit England und Frankreich ist von einer Revolution in Sizilien gefolgt, über deren Charakter und Ausgang wir noch zur Stunde nichts wissen.

Das kleine Dänemark hat nicht nur in Betreff des Sundzolls von sich reden gemacht, sondern auch wegen der Verschleuderung der Domänen in den deutschen Landestheilen, welche Thatsache sogar Verhandlungen des deutschen Bundes nach sich gezogen hat.

So bietet uns Europa trotz der großen Schätze der Civilisation und der sich vielfach kreuzenden Bestrebungen und Tendenzen, das Bild eines ausgebraunten Kraters, der wohl noch raucht und poltert, aber keinen Ausbruch mehr zu Stande bringen kann. Am Rande des Kraters sitzen die Fürsten und Pfaffen, und trinken den Wein, der auf der Lava der vorigen Eruption gewachsen ist. Was uns am meisten an den europäischen Zuständen auffällt, das ist die Unfähigkeit der Fürsten, wie der Völker, irgend ein Ereigniß hervorzubringen; die ganze Staatskunst der heutigen Zeit besteht darin, einen unnatürlichen und unhaltbaren Zustand nur noch eine Weile mit künstlichen Mitteln aufrecht zu erhalten. Jeder Blick auf die europäischen Zustände überzeugt uns, daß dieselben keinen Bestand haben, und doch regt und rührt sich nichts; Alles bleibt beim Alten. Zählen wir z. B. die Fragen der europäischen Politik auf, welche gegenwärtig noch nicht geschlichtet sind. Da ist die Neuenburger Frage, die neapolitanische, die Moldauische Frage, die unerledigten Grenzregulirungen mit Rußland, der Sundzoll und die Domänenfrage in Dänemark, die Frage der spanischen Kirchengüter, die Differenzen zwischen England und Frankreich u. s. w. Zündstoff genug, um ganz Europa in Brand zu setzen, wenn der Funken hinein fällt. Warten wir ab, wie das nächste Jahr diese Fragen erledigt und welche neue Fragen es hervorrufft.

In Amerika ist das bezeichnende Ereigniß des Jahres die Präsidentenwahl. Da wir anderweitig schon genug darüber gesprochen haben, brauchen wir wohl nicht bei dieser Gelegenheit auf die culturgeschichtliche Bedeutung derselben zurückzukommen. Die Siege der republikanischen Partei

in den meisten nördlichen Staaten sind für die zukünftige Politik der Union bezeichnend. Die Unruhen in Kansas sind für den Moment beigelegt. Alle Verwickelungen in Central-Amerika haben noch zu keinem positiven Resultat, weder für die Union, noch für Central - Amerika geführt. Walker's Herrschaft in Nicaragua scheint zu Ende zu sein. Die auswärtige, wie die innere Politik der Union steht ungefähr noch auf demselben Standpunkte, wie vor einem Jahre. Die bedeutendsten offenen Fragen der amerikanischen Politik, welche von dem nächsten Jahre ihre Erledigung hoffen, sind die Verhältnisse zu Central-Amerika, speziell zu Nicaragua, die Pacifikkahn, die Kansasfrage, die Postreformen, die Tarifreduktion. Diese Fragen werden noch manchmal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir sehen an dieser kurzen, oberflächlichen Rundschau, daß das Jahr 1856 kein mit Purpur und Lorbeer geschmücktes Jahr war, keine glänzenden, großen Ereignisse zeigte, keinen wesentlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes bezeichnete. Es war eben ein Jahr im Leben von Epigonen. Wir wünschen unsern Lesern, daß wenn sie die allgemeinen Weltreignisse dieses Jahres mit den individuellen Erlebnissen vergleichen, daß sie dann einen tröstlicheren Rückblick machen können, wie wir. Wir wissen unseren Freunden nah und fern keinen anderen und besseren Neujahrswunsch zu geben, als daß wir ihnen wünschen, konsequent, kühn und muthig die Bahn der Freiheit zu verfolgen. Wir wollen den Ereignissen nicht erlauben, eine Macht über uns zu haben; wir wollen der schlechten, harten Zeit t r o c e n, und dennoch und trotz alledem frei und deshalb auch glücklich sein. Wir rufen uns das Wort in das Ohr: „Endlich wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt,“ und diese Hoffnung hält uns aufrecht.

Ja, die Hoffnungen vertrauen wir dem neuen Jahre an, die allgemeinen, wie die individuellen Hoffnungen, die Hoffnungen der Ueberzeugung, wie die des Gemüthes, die großen Hoffnungen der Völker, der Menschheit, der Freiheit, welche in glänzenden welthistorischen Ereignissen sich realisiren, wie die kleinen Hoffnungen in der engen Brust der Menschen, die so arm sind, daß sie nicht einmal Worte finden. Was gute Menschen hoffen, — das Kleine wie das Große, — es sollte in Erfüllung gehen, dies ist der Wunsch, mit dem wir unsern Lesern zum neuen Jahre gratuliren.

Berichtigung der schwarzen Liste.

Herr Hugo Bräunlich, Davenport, wird beschleunigt, daß seine Rechnung mit der „Atlantis“ im Reinen ist.

Die Warnung im Novemberheft gegen Herrn Rübiger, Brooklyn, wird hiemit zurückgenommen, und hat derselbe nach wie vor, das Recht, als Agent der Atlantis zu handeln.

Inhalts - Verzeichniß des siebenten Bandes.

[Juli = bis Dezember = Seft.

Juli.

	Seite:
1. Gemeinſinn	3
2. Galilei (aus den gefammelten Werken von François Arago)	9
3. Das Gefangfeft zu Milwaukee	27
4. Hat das deutſche Element in den Ver. Staaten von Nordamer. eine Zukunft? (für die Atlantis von Joh. Eggers in Cincinnati)	33
5. Der Beginn des nächſten Wahlkampfes	44
6. Unſterblichkeitsglaube und Sittlichkeit (für die Atlantis von Jar Weſt)	54
7. Weſtliche Briefe Nro. 9 u. 10	60
8. Deutſche republikaniſche Vereine	70
9. Urwald und Ruinen (aus einem Cyklus von Gedichten) Nro 15, 16 u. 17	73
10. Vermiſchtes	76

Auguſt.

1. Sittlichkeit in der Politif	81
2. Galilei (aus Arago's gef. Werken)	90
3. Abgeriffene Gedanken über Materialismus, Gehirn und Geiſt von Jar Weſt	97
4. Franzöſiſche Zuſtände	107
5. Der Bauernſtand und die Leibeigenschaft in Rußland (Aus der Beilage der Augsb. Allg. Zeitung)	120
6. Ueber den bildenden Einfluß der Muſik	133
7. Verſchloſſenes Leben	141
8. Beiträge zur Tagespolitif	150
9. Gedicht von Jar Weſt	156
10. Literariſche Notizen	157

September.

1. Maaf und Form der Civilifation des jegigen Jahrhunderts	161
2. Der Bauernſtand und die Leibeigenschaft in Rußland (Augsb. Allgem. Ztg.)	168
3. Strafe, Naturnothwendigkeit und Selbſtbewußtſein (Jar Weſt)	179
4. Kurze Bemerkungen, Sätze von Hegel betreffend, (Jar Weſt)	184
5. Bemerkungen zur Geſchichte des Glaubens an geiſtige Fortdauer (Jar Weſt)	186
6. Winzer Legende von Jar Weſt	188
7. Die Sklavenfrage vom europäiſchen Geſichtspunkte (Aus der Nationalzeitung)	190
8. Reiſe-Eindrücke	195
9. Auszüge aus Meiſner's Erinnerungen an Heinrich Heine	204
10. Die Kategorie des Glückes	211
11. Materialismus und Kommunismus	218
12. Die poſitive Seite des Wahlkampfes	227
13. Polemiſches	233
14. Vermiſchtes	237

O k t o b e r.

1 Die zwei Wege und Systeme in der Politik	241
2 Kurze Bemerkungen über das Recht auf Arbeit [von Jar West]	248
3 Was ist der Geist? [von Jar West]	251
4 Ist die Philosophie der Zukunft eine Erfahrungswissenschaft?	254
5 Ueber Kometen [aus den gesammelten Werken von Fr. Arago]	261
6 Schutz des geistigen Eigenthums	276
7 Bemerkungen über antike und moderne Kunst [von Jar West]	282
8 Kurze Bemerkungen über Gott, Religion, Kunst u. s. w. von Jar West	293
9 Materialismus gegen Jar West [von Dr. Blöde]	299
10 Herbstblätter	305
11 Ver der Wahl	311
12 Aufruf des Boston Fremont-Clubb	318

N o v e m b e r.

1 Die Menschenrechte [erster Artikel]	321
2 Ueber Kometen [aus Arago's populärer Astronomie]	328
3 Der Mangel an politischer Bildung in Amerika	339
4 Mauvertuis Leben [nach l'Angliviel de la Beaumelle]	348
5 Kurze Bemerkungen über einige religiöse Fragen	358
6 Deutsche Prekesegehung im vorigen Jahrhundert [nach Wiedermann]	370
7 Sklaverei	373
8 Franz Vaco von Verulam [Nach Anno Fischer aus der Angeb. Allg. Ztg.]	380
9 Winterliches	388
10 Ein Wort nach der Wahl	392
11 Bemerkungen über deutsche Sprache von Jar West	395
12 Jugendlängle, Gedicht von Jar West	398
13 Expeditionsbemerkungen	399

D e z e m b e r.

1 Rückblick	401
2 Jar West an Dr G. Blöde, betreffend Materialismus	409
3 Erscheinung und Wesen [von Jar West]	414
4 Jar West an Estlen, betreffend die Frage, ob die Philosophie der Zukunft eine Erfahrungswissenschaft ist?	414
5 Sängergesang von Jar West	416
6 Die 32. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien	417
7 Vermittelungen	426
8 Das Herb'icht [aus den gesammelten Werken von Francois Arago]	433
9 Deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste in St Louis, Mo.	443
10 Zwischen drei Welttheilen [Gedicht von Eduard Dersch]	446
11 Der fuge Mann [Eine Erzählung]	451
12 Demokratie und Schulzwang	461
13 Die anglosächsische Race	465
14 Zum neuen Jahre	473
15 B. richtigung der schwarzen Liste	478

21

FEB 24 1947



